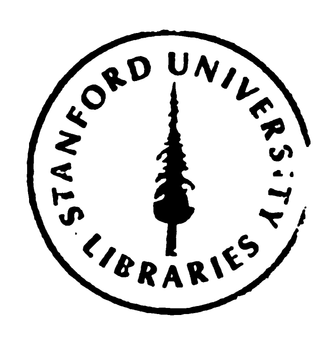









STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1897

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundneunzehnter Band.



München 1897.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt

Inhaltsverzeichniß.

Seite





I.

Wieder Neujahr im Orient.[1])

Den 24. Dezember 1896.

Am 4. Oktober d. Js. hat die Berliner „Kreuzzeitung“ über „einen Wirrwarr und eine Zerfahrenheit ohne Gleichee, wie sie die öffentliche Meinung Deutschlands zur Zeit erfülle“, gejammert. Inzwischen hat sich die schadenfroh Welt über die neuen Belege, die der Moabiter=Proceß über den Wirrwarr geliefert hat, so eingehend unterhalten, daß es nicht gerathen erscheint, auf das „große Ereigniß des Tages“ schon jetzt einzugehen, und damit dem neuen Jahr in Berlin zuvorkommen zu wollen.

Am 7. November hat dasselbe preußisch=conservative Hauptblatt den landeskirchlichen Bußtag mit den Worten eingeleitet: „Am politischen Horizont ballen sich Gewitter= wolken zusammen, in der Ferne grollen die Donner; aber auch im Innern thürmen sich die Wolken auf, dumpfe Gewitterschwüle lastet auf dem Volke.“ Seitdem haben die fernen Donner sich in den Nachrichten hörbar gemacht, daß Frankreich ein neues Geschützmaterial erfunden habe, und so das deutsche Reich genöthigt seyn werde, gleichfalls sein Artilleriewesen entsprechend umzugestalten, hüben und drüben um den Preis von ein paar hundert Millionen. Daneben laufen auf beiden Seiten die „uferlosen Flottenpläne“ her. Das bedenklichste Zeichen ist aber, daß auch das englische

1) Vgl. Heft vom 1. Januar 1896.

Inselreich mit einer Vermehrung des stehenden Heeres in allen Waffengattungen, besonders der Artillerie, umgeht. Das Alles, sagt man dem Volke, sei unbedingt nothwendig zur Aufrechterhaltung des kostbarsten Gutes: des „europäischen Friedens.“

Wo ist die Bedrohung dieses Friedens zu suchen? Es ist nicht mehr zu verkennen, daß die Gefahr aufgehört hat, vom Westen zu drohen, sondern im Osten liegt sie. Bei der Ansprache des neuen englischen Botschafters an den Präsidenten der französischen Republik hat derselbe das schöne Wort gesprochen: es sei nicht unmöglich, daß „das Bewußtseyn der civilisatorischen Sendung bei beiden Völkern ein Gefühl der Solidarität gegenüber dem Reste der Menschheit wecke,“ und daß dieses Gefühl genüge, um, wenn nicht alle Streitigkeiten zu unterdrücken, so doch eine ehrenvolle und eine friedliche Lösung für alle nach einander zu finden“. Unmittelbar darauf aber hat der bekannte Socialistenführer Jaurès in der französischen Kammer gesagt:

„Da Europa durch gegenseitigen Neid der einzelnen Staaten und durch deren Habsucht so sehr gelähmt ist, daß es an seiner Schwelle ein grausiges Morden hat sich vollziehen lassen, ohne einen Finger zu dessen Verhinderung zu rühren, so gilt es, vor der ganzen Welt diesen Bankrott des officiellen Europa's zu constatiren. Jawohl, Ihr, uneinige Regierungen antagonistischer Nationen, seid nicht einmal mehr im Stande, die alte elementare Funktion der Civilisation und des Christenthums zu erfüllen! Und was am wichtigsten und bedeutsamsten ist: der moralische Bankrott des alten, christlichen und capitalistischen Europa's bricht aus gerade auf dem Boden desselben Orients, wo das Christenthum vor achtzehn Jahrhunderten entstanden ist, eine Art universaler Sanftmuth und Weltfrieden verkündend!“ [1])

Allerdings ist Frankreich nur in zweiter Linie der Schuldige. Schon vor Monaten erhob sich in der Presse

1) Aus Paris s. Berliner „Vorwärts“ vom 7. November ds. Js.

die Frage: „Sollte es wahr seyn, daß Rußland uns hindert, in wirksamer Weise einzugreifen? Und in der That, wie sich die Sache anders erklären? Ist es aber so, dann bringen wir dem russischen Bündniß ein sehr schweres Opfer. Das Bündniß ist kostbar für uns und unsere Verbündeten, soll es aber zum Dank die Preisgabe unserer Jahrhunderte alten Rolle und ein Opfer an unserer Ehre mit sich bringen?"[1]) Dem Drängen Englands hat man in Petersburg seit Jahr und Tag hartnäckig widerstanden, nun aber hatte sich Frankreich demselben angeschlossen, und da mußte man an der Newa doch einiges Entgegenkommen zeigen. Rußlands Politik war von jeher, das Sultanat bei lebendigem Leibe verfaulen zu lassen, um dann die Erbschaft anzutreten. Vielleicht hat man jetzt den Eindruck, daß der unaufhaltsame Zusammensturz der Türkei sich nicht mehr verzögern läßt, und in Constantinopel von heute auf morgen Alles drunter und drüber gehen kann. Wie dem sei, der nahe Orient wird im neuen Jahre unverrückbar die europäische Tagesordnung beherrschen und selbst die gleichgültigsten Geister aufrütteln.

Aber was wird nun von Rußland aus geschehen? An der Spitze aller Mächte, heißt es, werde es unweigerlich ernstere Reformen programmäßig vom Sultan verlangen. Aber hat der verstorbene russische Kanzler nicht recht gehabt, wenn er immer wieder sagte: „Die Türkei ändert sich nicht?" Sie müßte also gezwungen werden. Dazu will sich aber Rußland nicht herbeilassen: über die Anwendung von Zwangsmitteln, mit andern Worten über ein bewaffnetes Einschreiten in der Türkei, was von England in erster Reihe als unerläßlich von Anfang an erachtet wurde, sei nach den vorliegenden Nachrichten ein Einverständniß nicht erfolgt.

Von französischer Seite ist bekanntlich der Vorschlag in Petersburg vorgelegt worden: man solle der Türkei vor

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 13. Juli d. Js.

Allem financiell zu Hilfe kommen, da bei der äußersten Finanznoth, in die das Reich versunken sei, jede Reform ein leeres Gerede seyn müsse. Bekanntlich ging der Vorschlag auf den Eintritt Rußlands in die Dette publique zu Constantinopel hinaus, welche eine privatrechtliche Schuldenverwaltung der türkischen Gläubiger, meist Franzosen, ist. Noch vor Kurzem wurde aus St. Petersburg berichtet: „Rußland lehne das Ansinnen mit beharrlicher Energie ab, da es durch einen derartigen Schritt seine bisherige vortheilhafte Sonderstellung gegenüber der Türkei nicht gefährden möchte.“ [1]) Aber ist vielleicht ein anderer Weg gefunden, um die Pforte aus dem tiefsten Sumpfe des Bankerotts herauszuziehen?

Vor ein paar Monaten war der türkische General von Grumbkow Pascha auf Besuch in seiner preußischen Heimath, wo er in einer Unterredung unter Anderem sagte: „Zunächst sei die financielle Reformirung der Türkei nothwendig, um ihren Zusammenbruch zu verhüten; wenn sie wie Aegypten unter europäische Controlle gestellt würde, so wäre der wichtigste Schritt zur Anbahnung der Reformen gethan; da die Türkei ein an Bodenschätzen überaus reiches Land sei, würde sie bei geordneter Verwaltung in wirthschaftlicher Beziehung einen ungeahnten Aufschwung nehmen.“ [2]) Bald darauf erinnerte sich ein Deutscher, der in Syrien die Bekanntschaft des ehemaligen Großveziers und Reformers Midhat Pascha (abgesetzt und verbannt 1877, gestorben 1884) gemacht hatte, folgender Aeußerung desselben:

„Das größte und gefährlichste Uebel, an dem die Türkei leidet, ist, daß der Sultan unbeschränkter Herr über die Finanzen des Reiches ist. Alles Geld, was einkommt, gehört ihm, er kann damit machen, was er will, und kein Mensch hat das Recht, ihn darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Die

1) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 17. Dezember d. Js.
2) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 10. Okt. d. Js.

Folge dieses Systems ist, daß die Staatsverwaltung niemals im Besitz der nöthigen Gelder ist. Wir mochten thun, was wir wollten, wir mochten die besten Absichten haben, immer stießen wir auf dasselbe Hinderniß: wir hatten kein Geld. Wie sollen wir regieren und sogar Reformen durchführen, wie ihr Europäer thörichterweise immer verlangt, wenn wir dazu kein Geld haben, ja nicht einmal unsre Soldaten und Beamten bezahlen können? Meine Absicht war daher vor Allem, dem Sultan diese unbedingte Herrschaft über die Finanzen des Reiches zu entwinden und ihm durch die Constitution die Nothwendigkeit aufzuerlegen, mit einer bestimmten Civilliste auszukommen. Sie werden es sehen, daß diese Finanzfrage auch die Hauptsache in der Zukunft bleiben wird. So lange es uns nicht gelingt, dem Sultan die unbeschränkte Herrschaft über die Finanzen zu entziehen, ist jede Reform unmöglich. Wir benöthigen vor Allem eine geregelte Finanzverwaltung; haben wir einmal diese, so ist jeder weitere Fortschritt nicht schwer." [1])

Die jetzige Geldnoth der Türkei ist unbeschreiblich. Schon im Oktober ds. Js. beschloß die Pforte, die Kopfabgabe durch Zwangszuschläge von 5 bis zu 250 Piastern zu belasten. Alle Steuerträger „ohne Unterschied des Glaubens" sollten verpflichtet seyn, das Geld aber sollte vor Allem „zum Ankauf von Waffen für die gesammte muhamedanische Bevölkerung" verwendet werden. Die Botschafter bekamen Wind und verlangten Aufklärung. Da ließ man zwar den „Zwang" fallen, begann aber „freiwillige Beiträge" zu erpressen, namentlich durch Abzüge von den Beamten, soweit sie überhaupt noch bezahlt werden. Vor einigen Wochen wurde berichtet: die Abzüge erreichten bei manchen Chargen beinahe zwei Drittel des Gehalts; das Officiercorps werde um so härter betroffen, als die Gehälter der Officiere seit sechs bis sieben Monaten im Rückstande seien. [2]) In dem Maße

1) Aus Beyrut in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. November ds. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 4. December d. Js.

als diese Zustände um sich greifen, vergiftet die allgemeine Unzufriedenheit auch die berufenen Stützen des Osmanenreiches. Was über diese Stimmungen aus folgenden zwei Berichten nach Moskau und Paris über Syrien erzählt wird, gilt für die Verhältnisse in allen Landestheilen:

„Ueberall wird der Sultan gleich unpopulär und beinahe Niemand verbirgt mehr sein Gefühl. Ganz offen lesen die Officiere den Soldaten Artikel aus den revolutionären Blättern ‚Jeune Turquie‘ und ‚Mechveret‘ in den Kasernen vor. Niemand verhindert das, Alle sympathisiren damit, wie auch der unglaubliche Vorfall mit dem Officier beweist, der im Theater von Damaskus offen die Regierung schmähte und unbestraft blieb.“

„Die Soldaten erhalten kein Essen und keine Kleidung; in Tuchuniformen, die ihnen auf den bloßen Leib gezogen sind, gehen diese Unglücklichen auf den Straßen umher, mit zornigen Blicken alle Vorübergehenden messend. Es droht gänzliche Anarchie, und man kann sich wirklich nicht vorstellen, mit welchen Mitteln die Disciplin im Heere und unter den Beamten wieder hergestellt werden soll. Alle Europäer halten die Waffen in Bereitschaft, da sie sich auf jede Möglichkeit gefaßt machen. Wenn in Syrien die Unordnungen beginnen, so werden sie alle bisherigen übertreffen. Das Volk ist hier anders, als in Kleinasien.“

„Die in Folge der wiederholten schweren Niederlagen Tahir Pascha's im Kampfe gegen die Drusen vollständig gelockerte Disciplin des türkischen Heeres hatte schon in Damaskus zu Meutereien geführt. Während sich in der Stadt gegen 6000 theils kranker, theils völlig zerlumpter und hungernder Soldaten befanden, wurde durch Sendboten der ‚Jungtürken‘ eine große Versammlung veranstaltet, der eine große Anzahl beiwohnte und in der die völlige Zerrüttung der Staatsverwaltung und der öffentlichen Finanzen als die Ursache der Niederlagen bezeichnet wurde. Ja, es wurde sogar der Sultan als der Schädiger des Ansehens des Reiches auf's Heftigste angegriffen. Dies wurde nach Constantinopel gemeldet, worauf sofort Tahir Pascha abberufen und Abdullah Pascha, der frühere Gouverneur von Kreta, nach Syrien entsandt wurde.

Dieser traf vorigen Sonntag in Beirut ein und ordnete sofort die Zusammenziehung aller Truppen in Beirut, Aleppo und Alexandrette an, um einen neuen Vormarsch gegen die Drusen zu unternehmen. In den beiden letztgenannten Städten aber weigerten sich die Mannschaften, einschließlich der Officiere, dem Befehle Folge zu leisten, solange ihnen nicht ein Theil des rückständigen Soldes ausbezahlt, sowie neue Bekleidung und brauchbare Gewehre geliefert würden." [1])

Hienach scheint sich der allgemeine Unwille auch der Muhamedaner gegen den Sultan selber zu wenden, der in dem grenzenlosen Elend seines Reiches die Freuden seines Palastes, der einer ansehnlichen Stadt gleicht, nach wie vor genießt. Auffallender Weise kehrt das Wort von der „Entmündigung des Sultans" auch in der Presse in verstärktem Tone wieder. In der bekannten Bankettrede des vorigen Jahres hat Lord Salisbury ihn persönlich offen bedroht, und über die dießjährige vom 9. November wurde berichtet: „Er behandelte die letzten Reform-Ankündigungen des Sultans sichtbar mit der Verachtung, welche man auch im Privatleben den Betheuerungen eines in Wortbrüchen erprobten und erfahrenen Mannes entgegenbringt. Trotzdem erklärte der Redner aber ebenso offen, daß Hülfe für den europäischen Orient und eine erfolgreiche Operation des verderblichen Geschwürs im Körper Osteuropa's nur durch das Sultanat selbst möglich sei: wohlverstanden durch das Sultanat, nicht etwa durch den gegenwärtigen Sultan Abdul-Hamid II." [2])

Es war nicht ohne Bedeutung, daß auch General von Grumbkow in seiner Unterredung zu Berlin den Punkt berührte. Er lobte zwar die Fähigkeit des Sultans, wie es einem türkischen Pascha geziemt, aber er fügte bei: „Durch die Ereignisse der letzten Jahre sei er allerdings nervös und mißtrauisch geworden, zumal nach türkischem Gesetz der

1) Wiener „Reichspost" vom 31. Oktober d. Js.
2) Correspondenz aus London s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 12. November d. Js.

Scheikh-ul-Islam zusammen mit dem Großwesier und dem Kriegsminister das Recht habe, die Absetzung des Sultans zu proklamiren. Daß diese drei Würdenträger, so vertrauenswerth sie auch seyn mögen, streng bewacht würden, sei natürlich. Eine gewaltsame Absetzung des Sultans wäre gleichbedeutend mit dem Massenmord der in der Türkei lebenden Europäer, und der jetzige Thronfolger würde in einem solchen Fall den Palast nicht lebend verlassen. Der Sultan müsse Rücksicht darauf nehmen, daß er nicht nur Sultan, sondern auch das ‚Haupt der Gläubigen' sei. Auf ihn habe eigentlich Niemand Einfluß, selbst Izzet Bey nicht".

Nun ist allerdings nicht zu übersehen, daß der türkische Sultan in seiner Würde als Chalife zugleich das religiöse Oberhaupt der rechtgläubigen Muhamedaner ist. Um dieselbe Zeit kamen auch wieder Nachrichten aus Indien, daß das englische Auftreten gegen den Sultan, welches als solches gegen den Chalifen ausgegeben werde, vielfach zur Erregung der Muhamedaner ausgebeutet werde.[1]) Aber die dogmatische Oberbehörde des Islam kann einen Sultan auch als Chalifen absetzen. Als am 29. Mai 1876 der Sultan Abdul-Aziz abgesetzt wurde und am 4. Juni angeblich durch Selbstmord endete, wurde gegen den nachmaligen Großvezier Midhat Pascha, den verhaßten Reformer, fünf Jahre später, ein Proceß unter Beschuldigung der Ermordung des Sultans angestrengt, bei dem auch jene islamitische Oberbehörde gehört wurde:

„Auf den Sultan soll in dem Rechtsgutachten der Ulema's anläßlich des Staatsprocesses namentlich jener Passus, welcher die Entthronung des Abdul-Aziz rechtfertigt, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Dieser Passus besagte nämlich: das Gesetz gestatte dem Volke, einen Padischah abzusetzen, wenn derselbe schlecht regiere oder Zeichen von Geistesstörung ablege. Wenn das Volk dieses Recht nicht ausüben könne, so sei es

1) Aus London in der Berliner „Kreuzzeitung" v. 30. Oktober d. Js.

Pflicht und Befugniß der an der Spitze der Regierung stehenden Männer, sich dieses Rechtes zu bedienen. Abdul-Aziz haben aber bekanntermaßen schlecht regiert, wollte augenscheinlich das Land seinem Erbfeind überantworten, bemächtigte sich in unbefugter Weise der öffentlichen Gelder, des Staatsschatzes sowohl als jener des Vakufs und der Schulen, und gab durch Decorirung von Kampfhähnen,[1]) und andere für einen Souverän ungeziemende Handlungen, unbestreitbare Zeichen von Wahnsinnsanfällen, wenn es auch wahr sei, daß er zeitweise bei voller Vernunft war und folglich den überraschend schönen und empfindungsvollen Brief (Teskeré) an seinen Neffen und Nachfolger schreiben konnte. Seine Entthronung sei daher dem Gesetze entsprechend gewesen, und auch von der gesammten Nation und selbst vom Auslande in eclatanter und unwiderleglicher Weise gebilligt worden."[2])

Es ist bekannt, daß der Sultan seit Jahr und Tag in steter Furcht lebt, die Mächte würden seine Absetzung beschließen, und daß er deßwegen auch die Zulassung der bekannten zweiten Stationsschiffe am Bosporus zu verhindern suchte. Damals soll auch bereits ein Attentat im Yildiz-Kiosk verübt worden seyn, welches zahlreiche Verhaftungen zur Folge gehabt habe.[3]) Schon bei der Czarenreise soll in Wien das „ehrlose und heuchlerisch zweideutige Spiel, welches der Sultan mit den christlichen Mächten treibe", zur Sprache gekommen seyn, und es wurde weiter erzählt: „Der verstorbene Fürst Lobanow habe erklärt, er persönlich hätte gegen einen Wechsel im Sultanat nichts einzuwenden, sobald man wisse, wer an Abdul-Hamids Stelle treten solle; solange man das nicht wisse, müsse Rußland an Abdul-Hamid festhalten. Unter den türkischen Prinzen käme für eine Thronfolge in Constantinopel nur der entthronte Murad V. und ein Sohn des ermordeten Abdul-Aziz in Betracht.

1) Der jetzige Sultan decorirt lieber italienische Schauspielerinen.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 27. Juli 1881.

3) Berliner „Germania" vom 5. Dezember 1895.

Murad V. erscheine als Vertreter des Jungtürkenthums für Rußland unannehmbar; der Sohn Abdul-Aziz' dagegen sei unter den Türken eher gehaßt, denn geliebt. Hauptsächlich über die Person des etwaigen Thronfolgers sollen nun mit dem Scheik-ul-Islam, dessen Zustimmung zu einer Beseitigung Abdul-Hamids aus religiösen Gründen durchaus nothwendig ist, Verhandlungen schweben." [1])

Derselbe englische Berichterstatter äußerte sich einige Wochen später: „Nach dem übereinstimmenden Urtheil aller ruhigen, unparteiischen Beobachter hat in der türkischen Hauptstadt der Anfang vom Ende begonnen. Der Ausbruch neuer Unruhen ist, wie mir ein die Türkei zur Genüge kennender und eben erst von einer Reise durch jene Gegenden zurückgekehrter deutscher Landsmann versicherte, jeden Augenblick zu gewärtigen. Die Hauptstadt der europäischen Türkei soll geradezu der Eindruck einer dem Untergang geweihten Stadt machen." [2]) Wie aus Allem hervorgeht, muß man jedenfalls auf Alles gefaßt seyn.

Bekanntlich hat vor Kurzem die Pforte einen hochgestellten Armenier als Gesandten an die armenischen Comité's in London und Paris geschickt, um sie unter Reformversprechungen zur Einstellung ihrer Umtriebe zu bewegen, was einzelne mit den reicheren Mitgliedern auch auf ein paar Monate zugesagt haben sollen. Aber größere Sorge bereitet im Palaste die steigende jungtürkische Bewegung. Noch vor wenigen Tagen wurde berichtet: die Botschafter seien überzeugt, daß viele Anhänger der Jungtürkenpartei im Sultanspalast unter Folterung verhört und einige davon gehängt worden seien. Ueberhaupt würden fortgesetzt Verhaftungen von Türken in guter Lebenslage vorgenommen, und der Untersuchungsausschuß im Yildiz-Kiosk sei fortwährend mit

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. September d. Js.

2) In der „Allg. Zeitung" vom 6. November d. Js.

den gegen Muhamedaner erhobenen Beschuldigungen beschäftigt.[1]) Auch die Softa's wurden wieder genannt, besonders aber die Militär- und Marineschüler. Eine Anzahl höherer Officiere vermochte aus der Haft zu entweichen. „Diese Entweichungen haben an maßgebender Stelle sehr unangenehm berührt, da die Flucht erwiesenermaßen mit Hülfe der jungtürkischen Comité's erfolgte.“[2])

Jungtürkische Blätter und Flugschriften sind überall in der Türkei aus England, Frankreich, der Schweiz und aus Aegypten verbreitet. In Kairo gibt der vielgenannte Murad Bey, ehemals Commissär der Ottoman-Bank, sein Blatt „Mizaan“ heraus, in welchem er den Sultan bedrohte, er werde von den Ulema's der geheiligten Kairiner Moschee ein Fetwa erwirken, durch das Abdul-Hamid des Chalifats unwürdig erklärt werde, und dasselbe werde er in allen muhamedanischen Ländern verbreiten lassen. Eine betreffende Flugschrift wurde in Constantinopel in großen Mengen vom jungtürkischen Ausschuß in Umlauf gesetzt, und zugleich stellte sich heraus, daß hinter Murad Bey und seinem Blatte die türkische Prinzessin Nasli stecke, eine Enkelin Ibrahim Pascha's, des Prätendenten des ägyptischen Vicekönigthums, dessen Sohn Mustafa Fazyl in Paris bereits als eifriger Förderer des Jungtürkenthums aufgetreten war.[3]) Die Princessin veröffentlichte auch einen an den Sultan gerichteten Brief, der offenbar auf die in Paris abzuhaltende Sitzung des „türkisch-syrischen Comité's“ vorbereiten sollte.

Ein ehemaliger Deputirter aus Syrien in dem türkischen Parlament vom Jahre 1877 führte den Vorsitz in der Sitzung, deren Beschluß lautete: die Zurücknahme der Verfassung von 1876 sei der Hauptgrund für die Unruhen, welche im

---

1) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung“ v. 14. December d. Js.

2) Wiener „Vaterland“ vom 8. Dezember d. Js.

3) Correspondenzen der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 18. September und 17. Oktober d. Js.

ottomanischen Reiche ausgebrochen seien. Das Memorandum, das den auswärtigen Ministerien der sechs Großmächte überreicht werden sollte, betont die peinliche Situation, die allen Anhängern der fortschrittlichen Bewegung in der Türkei durch die letzten Vorschläge der europäischen Kabinete in Betreff der armenischen Reformen geschaffen werde. „Diese wohlthätigen Vorschläge betreffen nur einen kleinen Theil der Reichsangehörigen, während es doch notorisch ist, daß alle unsere Provinzen in gleicher Weise leiden unter der Unfähigkeit der Männer, denen die Verwaltung des Landes anvertraut ist, und unter den dem gegenwärtigen Regime anhaftenden Uebelständen. Nachdem die aus den armenischen Unruhen entstandene Krisis die Intervention der Großmächte herbeigeführt hat, halten sich die Syrier verpflichtet, in Gemeinschaft mit ihren türkischen Brüdern bei den Regierungen Europa's Schritte zu thun, um allgemeine Reformen für das ganze Reich und die Wiederherstellung der Verfassung zu erlangen." [1])

Dies ist auch der Inhalt des neuen Manifests des „Ottomanischen liberalen Comité's vom Jahre 1876, das nun wieder erstanden ist. Seine Erklärung ist kürzlich den sämmtlichen Botschaftern bei der Pforte zugestellt worden. Das Schriftstück sagt am Schlusse: „Wir verlangen die Wiederherstellung der Verfassung von 1876, nach vorheriger Revision und Verbesserung und ihre unverkürzte Durchführung für die ganze Türkei". Diese Verfassung war bekanntlich durch den Großvezier Midhat Pascha, genannt „der Pariser", dem Sultan aufgedrungen und am 23. Dezember 1876 unter Kanonenschüssen verkündet. Am 19. März 1877 wurde das Parlament einberufen; Midhat selbst aber war schon am 5. Februar gestürzt und in die Verbannung geschickt worden. Somit fiel das ganze Reformwerk der Vergessenheit anheim.

Liegt vielleicht in dem Hervortreten der jungtürkischen

1) Aus Paris s. „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 24. November l. Js.

Bewegung der Grund, daß Rußland sich der Anschauung Englands genähert hat, und sich nicht mehr darauf beschränken will, der türkischen Regierung platonische Rathschläge zu ertheilen, sondern auch dem Palast gegenüber zu energischen Schritten zu greifen bereit ist. Soviel ist gewiß, daß die Jungtürken den russischen Plänen gefährlicher wären, als die „revolutionären Armenier“. Sie würden ja das Sultanat selbst in ihre eigene Vormundschaft nehmen, und der fortschreitenden Verfaulung der Türkei ein Ziel zu setzen suchen. Sogar in der drängenden Finanzfrage wäre ihnen die Beihülfe der jüdischen Geld-Großmacht vielleicht geneigter, als dem russischen Protektorat.

Ueber das große Räthsel der Orientfrage schwebt jedenfalls beim Ausgang des alten Jahres ein tieferes Dunkel als je. Den treuen alten Großdeutschen möchte das Herz darüber bluten, daß durch die Uneinigkeit und Selbstsucht der continentalen Mächte Rußland überhaupt im nahen Orient bis jetzt das Heft in der Hand behalten konnte. Es ist dem colossalen Reiche ja zu vergönnen, daß es in Ostasien über sibirisches Land die glänzendsten Erfolge bis zur Beherrschung der Hauptstadt China's errungen hat. Auch mag es dem emporstrebenden Reiche des Negus förderlich seyn, wenn Abessynien an Rußland einen befreundeten Nachbar am rothen Meere erhält. Aber das Czarthum als Vormacht am Bosporus wäre ein welthistorischer Schlag für den Europäismus überhaupt und für die germanische Raçe insbesondere. Prophezeit ist der große Kampf seit Decennien. Das alte Oesterreich hatte die geschichtliche Mission, in der großen europäischen Frage des Jahrhunderts zu entscheiden; jetzt entsteht in Böhmen bereits eine Partei „zum Schutze des arg bedrängten deutschen Volksthums“, den sie als ihre heiligste Pflicht erklärt. Oesterreich ist von seiner Bestimmung abgedrängt worden, weil ein „Deutsches Reich“ sich loslöste, welches im Orient kein Interesse zu haben meinte und sich überall Rußland zu Diensten stellte. So droht nun das zwanzigste Jahrhundert dem Slaventhum zu gehören, und das Deutschthum mit Verlust überall das Nachsehen zu haben.

II.

Die Rettung der Familie durch Christus.

Eine culturhistorische Weihnachtsbetrachtung.

Octavianus Augustus war es gelungen, thatsächlich einen Thron zu errichten, während er sich den Anschein gab, die Republik zu reformiren.[1]) Deshalb konnte er auch hoffen, die Thronfolge an sein Haus zu knüpfen, ohne mit einem Erbfolgegesetz den republikanischen Schein zu zerstören. Aber der Kronprinz blieb ihm versagt. Sein einziges Kind, Julia, die Erbin des großen Namens, verkörperte ihm alle Hoffnung auf eine Dynastie. Allein gerade die Maßregeln, die er traf, um ein Herrscherhaus zu gründen, haben die Familientragödie der julisch-claudischen Hausgeschichte heraufbeschworen, die zur Vernichtung seiner Nachkommenschaft führte.

Furchtbare Schicksalsmächte, ruhelose Rachegeister scheinen in diesem grausigen Drama führende und treibende Gewalten zu sein. Alle Hoffnungen sinken und stürzen, alle Enttäuschungen brechen herein; losgelassen sind alle Leidenschaften, und wie die Thiere der Arena sich zerfleischen, so wüthen durch drei Generationen die Nachkommen und Verwandten des ersten Kaisers wider einander, bis der Höhe-

---

1) Boissier, Revue des Deux Mondes 1892. Bd. 110 S. 77: c'était sa politique . . . de fonder la monarchie en ayant l'air de restaurer la république."

punkt der Gräuel im kaiserlichen „Cirkuskutscher und Possenreißer“ [1]) erreicht ward, der, um blos der nächsten Verwandtschaft zu gedenken, seine Mutter, seinen Stiefbruder, seine Gemahlin, seine Schwägerin, seine Muhme mordete oder morden ließ, um unter einer Fluth von Flüchen in einem Meer von Schande unterzugehen.

Schon die Alten haben die seltsame Mischung fabelhaften Glückes und selten großen Unglücks hervorgehoben, die in Augustus' Leben uns entgegentritt. Von dem Augenblick, da der neunzehnjährige Jüngling nichts hat, als den ermordeten Oheim und Nebenbuhler und Feinde bis Aktion, wo ihm die Herrschaft der Welt zufiel — welch ein vom Glück wunderbar begünstigtes Emporsteigen; von Aktion bis zu seinem Tode welch sicheres Behaupten und Festigen der erreichten hohen Stellung! Ein halbes Jahrhundert sah ihn an der Spitze des Staates, und in dieser langen Zeit verbreiteten sich die Segnungen des vielgepriesenen augusteischen Friedens durch die Reichsgebiete; an den Grenzen drohten zwar mehrfache schwere Gefahren, doch wurden sie zumeist glücklich gebannt, vielfach schöne Erfolge errungen; einmal freilich hat Augustus auch auf dem Gebiet der Politik und der Kriegführung großes Unglück erlebt. Wo aber das Unglück ihn immer wieder aufsucht und verfolgt, das ist seine Familie gewesen, an seinem Herd und in seinem Haus, da war es heimisch.

In seiner frühesten Jugend ward ein Verlöbniß gelöst, eine erste Ehe, kaum geschlossen, wieder getrennt. Als Triumvir, ein Jahr nach dem Tode des großen Cäsar, vermählte sich der zwanzigjährige Jüngling mit Scribonia, einer nach römischen Begriffen ziemlich bejahrten Dame, war sie doch Wittwe zweier Consularen und Familienmutter. Eine Augenblickslage der damals mehr als je wechselvollen Politik hat diese Ehe geschaffen; baldiger Umschwung sie wieder getrennt.

1) Tacitus' Annalen 15, 67.

Octavian fürchtete eine Allianz zwischen seinem Collegen Antonius und seinem Gegner Sextus Pompeius. Um sie zu verhindern, bat er um die Hand der Schwester von Pompeius' Schwiegervater. Bald darauf versöhnte er sich wiederum mit Antonius und wollte Pompeius bekriegen. — Dazu kam die Leidenschaft für Livia. Und so trennte er sich ein zweitesmal von seiner Gattin. Nach Dio's Bericht erhielt sie an dem Tage den Scheidebrief, an dem sie Octavianus das Kind schenkte, das sein einziges blieb: Julia Seine dritte Gemahlin mußte auch erst zur Scheidung schreiten. Sie brachte ihm die zwei claudischen Stiefsöhne, Tiberius, der noch ein Kind war, und Drusus, der gar erst kurz nach der Vermählung geboren wurde. Diese zweifache Scheidung in Augustus' Jugendzeit, unter erschwerenden, ja unter empörenden Umständen, sollte tiefe Schatten auf das Leben des Mannes und des Greises werfen. Schon in dieser ersten julisch-claudischen Ehe zieht das Verhängniß des Hauses herauf, und steht als unheildrohendes Gespenst an Julia's Wiege.

Es folgten die Jahre der großen politischen Entscheidungen, das Ende der Bürgerkriege, Gründung und Ausbau des Principats. In Octavians Häuslichkeit verliefen sie ohne bemerkenswerthes Ereigniß; er mußte sich allgemach darein finden, daß Julia, die Tochter der verstoßenen Scribonia, die Zukunft des Hauses allein repräsentire. Bei jenem Vertrag mit Antonius hatte Octavian seine eben erst verwittwete Schwester Octavia an Marcus Antonius verheiratet. Das Unglück dieser Schwester, die ihrem liederlichen Gemahl gegenüber sich wahrhaft als starke und edle Frau erwies, scheint er vornehmlich vom politischen Standpunkt angesehen, ja es ausgenutzt zu haben, um dem Gegner in der öffentlichen Meinung möglichst zu schaden.

Der neue Augustus ließ sich die Familienpolitik bald angelegen sein. Zwei Jahre nach der Gründung des Principats wurde Julia vermählt. Der Stiefsohn Tiberius

stand im ersten Jünglingsalter und es hätte nahegelegen, an ihn zu denken, umsomehr als Augustus den Herzenswünschen seiner Gattin Livia damit ohne Zweifel entgegengekommen wäre. Aber die Zeit des claudischen Stiefsohnes war noch lange nicht gekommen. Aus der julischen Verwandtschaft holte Augustus den Gemahl für die Tochter; Marcellus, der Sohn seiner Schwester Octavia aus deren erster Ehe, war der Erkorene. Schon stand aber das Hausunglück vor der Thür. Nach zweijähriger Ehe starb der junge Mann, ein schwerer Schlag für Augustus und dessen Schwester; eine Gunst des Schicksals für Augustus' Gemahlin, für Livia. Es wurde zur zweiten Vermählung Julia's geschritten. Augustus' siegreicher Feldherr, bewährter Staatsmann und treuer Freund, Agrippa, wurde berufen, Schwiegersohn des Princeps zu werden. Kein Hinderniß war seine geringe Herkunft. Die erhofften Enkel sollten blos Enkel sein, und daß sie mehr wären, war weder nöthig, noch schien es möglich. Kein Hinderniß erschien, daß Agrippa vermählt war, und zwar mit Marcellus' Schwester. Um Nachfolger seines Schwagers zu werden, mußte Agrippa erst die Schwester dieses Schwagers verstoßen.

In den folgenden Jahren, vor und nach den Säcularspielen, hat die Sonne des Glücks nicht blos Augustus' Regierung am hellsten bestrahlt, sondern auch die erhofften Enkel in stattlicher Zahl ihm ins Haus gebracht; erst zwei Enkel, dann zwei Enkelinen, kurz nach Agrippa's Tod den dritten Enkel. Aber zum zweitenmal war Julia, noch nicht dreißig Jahre alt, Wittwe geworden, und sollte bald wieder eine neue Ehe eingehen. War es für Tiberius nicht schmeichelhaft, daß er jetzt erst für würdig erachtet wurde, so ist es zudem für ihn schmerzhaft gewesen, daß es jetzt sein sollte. Denn er selbst war glücklich vermählt, ein seltener Fall in jenen Zeiten und in diesen Kreisen. Er mußte sich zwangsweise scheiden lassen. Wiederum geschah es unter erschwerenden Umständen, denn Tiberius hatte Agrippa's Tochter zur

Frau. Um Nachfolger seines Schwiegervaters bei seiner bisherigen Stiefschwiegermutter zu werden, mußte er erst die Tochter des Schwiegervaters verstoßen. Auch sonst hielt der Tod reiche Ernte in Augustus' Kreis. Es starb um ihn her so vieles weg. Nach Agrippa, schon im folgenden Jahre, seine Schwester Octavia, bald der weit bevorzugte Stiefsohn Drusus und darauf Mäcenas, dessen Freundschaft Augustus freilich einst schlimm belohnte. Aber nun erst, wo Augustus die Schwelle des Greisenalters überschritt und doch noch einen langen Lebensweg vor sich hatte, holte das Schicksal zu den vernichtenden Schlägen aus.

Daß Tiberius in freiwillige Verbannung ging, weil es ihm unerträglich war, mit Julia zu leben und die große Bevorzugung der längst adoptirten, heranwachsenden Kronprinzen anzusehen, hat Plinius als eine der größten Kränkungen des alternden Kaisers beurtheilt.[1]) Nun brach herein, wovon er sich nie mehr erholte, die Katastrophe der Julia. Plötzlich ward ein schandbares Leben vor ihm aufgedeckt, das seit Jahren um ihn her sein Wesen voll ausgelassenster Lasterhaftigkeit trieb, und dessen Mittelpunkt die Kaiserstochter war. Augustus, der Mann der correktesten Pose, der würdevollen Rolle, die nie vergessen wurde und sich nie etwas vergab, stand vor der Thatsache, daß sein einziges Kind sich seit Jahren in einer ganz anderen Rolle gefiel, in der einer trunkenen und tollen Bacchantin, ob sie gleich nun den Vierzig nahe war; daß ganz Rom wußte, wie sein „Töchterchen" die Majestät des julischen Hauses mit jedem Schmutz besudelt, unter Anderm auch die Sittenreformen ihres Vaters dem Hohne vornehmer Wüstlinge in einer Weise preisgegeben hatte, die an Gemeinheit und Rohheit kaum übertroffen werden mochte. Augustus war wie vernichtet. Die Verbannung schien noch eine zu gelinde Strafe für die Kaiserstochter, die von dem Gipfel weltlicher Lust und

1) Hist. nat. 7, 45 (46).

lauter Bewunderung so jäh in den Pfuhl ihrer Schande fiel und nun in die Nacht des Vergessenwerdens hinausgeworfen wurde. Nie wieder wollte Augustus von ihr hören. Noch in seinem Testamente zeigte er sich völlig unversöhnt. Hart ließ er Tiberius an, der ihm theilnehmende Worte schreiben zu sollen vermeinte. Als man ihm, dem Vater, Verzeihung nahelegte, weil man damit einen seiner Wünsche zu errathen glaubte, kam man übel an. Der sonst in der Oeffentlichkeit so feierliche Greis fing förmlich an zu fluchen.[1])

Bald kam noch mehr. Die beiden Kronprinzen sollten ihre ersten Waffenthaten verrichten, der eine im Osten, der andere im Westen. Keiner von beiden kehrte zurück. Der ältere starb in Lykien, in Marseille der jüngere. Nun mußte Tiberius' Zeit kommen. Die Adoption, höchst nachdrücklich als Staatsnothwendigkeit betont, vollzog sich in unangenehmen Formen, und wenn Augustus in den letzten Jahren Tiberius mit warmer Freundschaft behandelt hat, so mußte diese den sehr bittern Beigeschmack haben, daß sie sehr spät, erst dann kam, wo Niemand mehr da war, als Agrippina und Germanicus. Denn die andere der Enkelinen war der Mutter nachgerathen und mußte, wie Julia, in die Verbannung; der dritte Enkel aber hatte sich zu einem wüsten und unbrauchbaren Gesellen entwickelt, der gleichfalls entfernt werden mußte.

Vielleicht ist es zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß alles, woran er hing, ihm entrissen wurde und alles, woran er schwer trug, dablieb. Aber jedenfalls scheiterten völlig seine dynastischen Pläne. Und wie viel Feindschaften vergifteten ihm das Leben, wie viel Todesfälle verdüsterten sein Alter, wie viel Laster befleckten seinen Namen, wie viel böse Ahnungen von vergangenen und kommenden Verbrechen mögen den Sterbenden, der seine Rolle bis zu Ende spielte, heimlich gequält haben. Sein einziger Trost mochte die

1) Sueton Octav. 65.

einzige Enkelin, die er mit Ehren nennen konnte, gewesen sein, Agrippina und deren Gemahl Germanicus. In all dem Unglück war es aber für ihn das größte Glück, daß er die Zukunft dieser Agrippina und ihrer Kinder nicht geschaut. Sie gebar sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Von diesen drei Urenkeln des Augustus trieb Tiberius zwei in den Tod, der dritte, Kaiser Caligula, tödtete unter Andern Tiberius' einzigen Enkel und veranlaßte den Tod seiner Großmutter, Augustus' Nichte Antonia. Deren jüngerer Sohn, der Enkel der Kaiserin Livia, Kaiser Claudius, mordete von den drei Urenkelinen des Augustus die eine und ward von der andern, die ihn geheiratet hatte, vergiftet. Diese, die zweite Agrippina, vereinte die Lasterhaftigkeit der Tochter des Augustus, ihrer Großmutter, mit der Leidenschaftlichkeit der Enkelin des Augustus, ihrer Mutter, ja sie schien beides in noch gesteigertem Maße zu besitzen. Ihr Sohn, Kaiser Nero, fängt damit an, bei einem Gelage lachenden Mundes an seiner Seite den Stiefbruder Britannicus umzubringen, zur Warnung seiner anwesenden Mutter, die diesen zu erheben gedroht. Im Muttermorde Nero's gipfelt die Familientragödie, um in dessen weiterem Wüthen und schändlichem Ausgang ihren Abschluß zu finden. In vier Generationen waren durch vier Heiraten die beiden Häuser verbunden, hatten sich gegenseitig ausgerottet, und nun erst ruhten die Rachegeister.

Es liegt eine eigenthümliche Ironie darin, daß Augustus, der in seiner Familienpolitik nicht blos viel Unglück erfuhr, sondern auch schwere Frevel verübte, Ehebande für nichts achtete, häusliches Glück mit Füßen trat, zugleich Erneuerer des socialen Lebens gerade nach dieser Seite hin zu werden versuchte.

In der socialen Frage, in der zu stehen die Römer am Ausgang der Republik sich wohl bewußt waren, hat schon Cicero Cäsar die Richtlinien gewiesen, welche seines Erachtens eine Politik, die retten wollte, was noch zu retten war, hätte

ins Auge fassen müssen. Soll der allgemeine Einsturz, der sich vollzieht, soll die Auflösung aller Sitte und Zucht aufgehalten werden, so sind durch strenge Gesetze die Leidenschaften zu zügeln, und ist die Entvölkerungsgefahr zu bannen: „comprimendae libidines, propaganda suboles, omnia, quae dilapsa iam diffluxerunt, severis legibus vincienda sunt.“ [1]) In einer der Staatsoden des Poeten am neuen Hof, die Mommsen als die „dichterische Weihe“ des Principats bezeichnet, [2]) heißt die Vergiftung des Ehebundes Urquell des Unheils, welches über das römische Land und das römische Volk hereinbrach:

> „Fecunda culpae saecula nuptias
> Primum inquinavere et genus et domos;
> Hoc fonte derivata clades
> In patriam populumque fluxit.“ [3])

Augustus hat mit Kraft und Entschlossenheit den Versuch gewagt, eine legislative und polizeiliche Wiedergeburt der römischen Gesellschaft durchzuführen. Die Wehrkraft des Reiches war eben durch die Bevölkerungsabnahme ernstlich bedroht. Daß er den Muth fand, als Sittenreformer aufzutreten, mag billig erstaunen, und erstaunte schon damals. Manchen Spott mußte er über sich ergehen lassen, und in diesem Zusammenhang wird verständlich, warum Julia's Katastrophe für ihn einer vernichtenden Niederlage gleich kam.

Zwei Ziele verfolgte in den bekannten Gesetzen, den leges Juliae, die kaiserliche Socialpolitik in Ehesachen: möglichst viel Heiraten und möglichst viel Nachwuchs. Was der Heirat eines Mädchens im Wege stehen konnte, oder die Wiederverheiratung einer Wittwe erschweren mochte, räumten die Gesetze hinweg. Der Familienvater mußte Sorge tragen,

---

1) Pro Marcello 23.

2) Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1889. 1, 24.

3) Carm. 3, 6, 17 ff.

daß die Töchter so bald als möglich heirateten. Hatte ein Ehemann testamentarisch bestimmt, daß seine Wittwe im Falle einer neuen Ehe das Vermögen verlieren sollte, so durfte diese nach Ablauf des Trauerjahres heiraten und dennoch das Geld behalten, wenn anders sie nur den Eid zu leisten vermochte, daß es sich ihr dabei nur um Volksvermehrung handle. Um Ehehindernisse zu beseitigen, wurde neben der rechten Ehe eine Ehe zweiter Klasse eingeführt. Die Senatorenfamilien waren zwar davon ausgeschlossen, aber zahlreich genug diejenigen, denen sie offen stand. Sie sollte zur Anwendung kommen, wo wegen des Standesunterschiedes eine rechte Ehe dem Bürger nicht möglich war. Der monogamische Charakter blieb gewahrt.

Das schlimmste aller socialen Uebel, die spielende Leichtigkeit und unglaubliche Häufigkeit der Ehescheidungen, die zur Folge hatte, daß „es in vielen Häusern sozusagen weder Väter noch Söhne noch Gattinen mehr gab", [1]) daß der Begriff der Bigamie gegenstandslos wurde, weil, wie manche meinten, sogar ein innerer, nicht ausgesprochener Willensakt zur Scheidung hinreichte, diese Ursache der Familienzerrüttung ward von Augustus nur zaghaft angefaßt. Das bekannte Wort Suetons, Augustus habe die Scheidungen eingeschränkt, [2]) bezieht sich lediglich auf die Beseitigung der völlig formlosen Scheidung, indem sieben Zeugen verlangt werden. Auch hierin sah der Gesetzgeber auf künftige Heiraten. Den Geschiedenen sollte es zugleich erleichtert werden, zu neuer Ehe zu schreiten. Die kaiserliche Ehegesetzgebung hielt, wie ein neuerer Forscher treffend bemerkt, hundert Scheidungen mehr für ein geringeres Uebel, als eine Heirat weniger. [3]) Es wurde ferner ein ganzes System

1) Duruy-Hertzberg. Geschichte des römischen Kaiserreiches 1. 98.

2) Octav. 34.

3) M. Vanlaer, La fin d'un peuple. Paris 1895. S. 295. Diese ausgezeichnete Studie ist vornehmlich allen Socialpolitikern sehr zu empfehlen.



von Rechtsnachtheilen bis zur Erwerbsunfähigkeit in gewissen Fällen, von Geldbußen und anderen unangenehmen Dingen ins Leben gerufen die Unverheiratete und Kinderlose treffen sollten, während vermögensrechtliche Vortheile, Anspruch auf Bevorzugung bei der Aemterbesetzung, vielerlei Ehrungen, sogar bessere Plätze im Theater denjenigen freigebig zu Theil wurden, welche ihre Pflicht dem Staat gegenüber erfüllten, indem sie die Volkszahl hoben und dem Heere Rekruten lieferten. In der verrotteten Gesellschaft schien endlich Augustus gerade die schlechtesten Elemente herbeizurufen, um an der Sittenverbesserung mitzuwirken; indem er bedeutende Belohnungen, eigentlich Gewinnstantheilscheine denen in Aussicht stellte, welche Uebertretungen der beregten Gesetze anzeigten. Die Delatorensippe war bald sehr zahlreich, schlich sich in jedes Haus und bekam feine Witterung für jede Familienschande. Es war in der That, als sollte der Teufel in Beelzebub ausgetrieben werden.

Die Erfolge der augusteischen Ehegesetzgebung waren dürftig, ja kläglich. Wider die socialen Mißstände erwies sie sich als unwirksam, als fruchtbar aber in der Erzeugung neuer schwerer Schäden. Erschien vorher die Lasterhaftigkeit als das drückendste Uebel, so jetzt die Gesetze und deren Folgen, wie Tacitus schreibt: „ut antehac flagitiis ita tunc legibus laborabatur.“ [1]) Durch alle möglichen Kniffe versuchte man den Nachtheilen der Ehelosigkeit aus dem Wege zu gehen, die Vortheile, welche Familienvätern zugesagt waren, zu erlangen. So z. B. durch Verlöbnisse mit Kindern, weshalb denn bald bestimmt werden mußte, daß der Brautstand nicht länger als zwei Jahre währen dürfe; oder durch Scheinehen, indem arme ledige Leute sich in die Ehe vermietheten und ihre Figurantendienste sich gut bezahlen ließen; oder durch Adoptionen, die vor den Wahltagen vorgenommen

1) Annalen 3, 25.

wurden, so daß kinderlose Candidaten urplötzlich mehr Kinder in die Wagschale zu legen vermochten, als ihre höchlichst erstaunten Nebenbuhler. Vielerlei andere juristische Kunststücke wurden ausgeklügelt, die darthun, daß hervorragende juristische Begabung ebensowohl Gesetze zu schaffen vermag, wie auch Gesetze gesetzmäßig zu umgehen. Ein grelleres Licht konnte übrigens auf Augustus' Erneuerung der Sittlichkeit nicht fallen, als es durch jenen schon unter Tiberius erflossenen Senatsbeschluß geschah,[1]) kraft welches vornehmen Frauen verboten wurde, ihre Unsittlichkeit zum Gewerbebetrieb zu machen. Ein anderes, nicht minder schmachvolles Gewerbe, das Augustus' Gesetzgebung großgezogen hatte, wuchs sich aus zu einem wahren Verhängniß, das der Delatoren. In jener geldsüchtigen Zeit, inmitten dieser müssigen Weltstadtbummler, denjenigen eine hohe Prämie zuzubilligen, die Gesetzesübertretungen, welche nur Familiengeheimnisse sein konnten, aufspürten und anzeigten, hieß Alle gegen Alle aufhetzen und loslassen, hieß die Habsucht, die Rachsucht und jede Gemeinheit von Staatswegen zur Polizei machen.

Der schwächste Punkt der kaiserlichen Socialpolitik war aber wohl der nicht blos klaffende Gegensatz, sondern schreiende Widerspruch zwischen der Lebensführung des Gesetzgebers, der Geschichte seiner Familie, und seinen reformatorischen Absichten und Versuchen. Und nun denke man erst an seine Nachfolger, etwa an die Söhne der beiden Agrippinen, an Augustus' Urenkel Gaius Caligula, und Ururenkel Kaiser Nero. Tacitus' Meinung, daß der ehrfürchtige Trieb der Unterthanen, den Fürsten durch Nachahmung ihrer Sitten sich zu empfehlen, stärker ist, als Furcht vor Strafe,[2]) gilt nicht blos von gutem, sondern weit mehr noch von schlechte

---

1) Tacitus Ann. 2, 85.
2) Annalen 3, 55.

Beispiel. Caligula's Ehen aber, um nur einen Punkt aus Vielem namhaft zu machen, sind nach Sueton[1]) so beschaffen gewesen, daß man nicht sagen kann, was das Schmachvollste daran war: wie er sie schloß, oder wie er sie löste, oder wie er sie fortführte. Die Behauptung eines römischen Schriftstellers, die kaiserliche Socialpolitik sei schließlich nichts anderes geworden, als der legal eingerichtete Ehebruch, spricht nur scharf aus, was kommen mußte. Das Beispiel der Herrscher und die Gesetze der Herrscher konnten vereint kein anderes Ergebniß haben.

Unläugbar enthält die Ehegesetzgebung des ersten Kaisers eine Huldigung vor dem Naturgesetz, vor den ewigen Ordnungen Gottes. Das Volk ist nun einmal nichts anderes als eine Summe von Familien, und jedes Volkes Kraft und Gesundheit, Wohlbefinden und Zukunftsfreudigkeit die Resultate zweier Kräfte: der Kraft des Ehebandes und der segensreichen Kraft der Elternliebe. Wo diese Kräfte versagen und versiegen, da bleibt auch die Wirkung aus. Eine Anerkennung dieser Thatsache dämmert in den leges Juliae, freilich vielfach getrübt und entstellt. Unläugbar enthält die Ehegesetzgebung des ersten Kaisers aber auch die nie aussterbende Ueberhebung der Staatsgewalt, die glaubt alles zu sollen und erst recht alles zu können. Die beiden socialen Großmächte von Gottes Gnaden, die Ehe und die Familie, kann der Staat wohl gründlich verderben, seine Weisheit wird aber zur Thorheit und seine Allmacht zum Kinderspott, sobald er sich unterfängt, aus sich selbst das Verdorbene heilen zu wollen. Horaz sprach einmal das Richtige aus:[2]) „Quid leges sine moribus vanae proficiunt," was hilft hohles Gesetz, wenn Zucht fehlt und Sitte! — zugleich aber macht seine Muse nicht blos Reklame für die kaiserliche

1) Caligula 25.
2) Carm. 3, 24, 35.

Socialpolitik, sondern glaubt auch die erwarteten Erfolge vorweg nehmen zu können.[1]) Allein so wenig Vergils Georgica Bauern schufen, so wenig Horazens Gesänge Familien. Todte zu erwecken vermögen weder Verse noch Gesetze.

Hält man diese vier Dinge zusammen: erstens die klare Einsicht in das, woran man stirbt, die familienverwüstende Lasterhaftigkeit, zweitens die versuchte Wiedergeburt, unternommen von der größten irdischen Macht mit dem wirksamsten, weitestausgreifenden aller irdischen Mittel, drittens das Ausbleiben des Erfolges, viertens die julisch-claudische Hausgeschichte, diese von vier Generationen auf der Bühne der Weltgeschichte aufgeführte Ehebruchskomödie, ja diese Kette von Verbrechen irdischer Götter, so gewinnt man den richtigen Gesammteindruck: den nämlich vollendeter Ohnmacht irdischer Allmacht, den eines völligen Bankbruches alles sittlichen Vermögens in der anerkannt wichtigsten aller socialen Fragen. Lassen wir dem milden Sänger der Freude am Leben nochmals das Wort:

„Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem."
„Uns schuf ein Stamm, der schlechter als unsere
Großväter war, noch schlimmer, daß wir
Wieder noch schnödere Söhne zeugen."[2])

Was wir bisher skizzirt haben, ist der culturhistorische Hintergrund für Bethlehem und für Nazareth. Diese Zusammenhänge sind oft dargestellt worden, es eignet ihnen aber unerschöpfliches Interesse. Wenn ein Künstlergeist ein lebendes Bild anordnet, so wird auch das Unbedeutendste Bedeutung haben, und das Geringste dem Ganzen sich har-

1) Vgl. P. Jörs. Die Ehegesetze des Augustus. Marburg 1893. S. 39 f.

2) Horaz Carm. 3, 6, 46 ff. Uebersetzt von A. Bacmeister.



monisch einfügen. Vom Standpunkt der göttlichen Weltregierung ist das Leben Jesu der providentielle Moment schlechthin. Die Nothwendigkeit der Erlösung und der Anfang des Heils muß in der Summe aller Einzelheiten, aus denen die Zeitlage sich zusammensetzt, wie in einem lebenden Bild zur Darstellung kommen. Die universalhistorische Betrachtung vom Standorte späterer Zeiten aus sieht in der Culturentwicklung bis dahin die Nothwendigkeit der Erlösung, in der Culturentwicklung von da ab den Segen der Erlösung. Das römische Reich ist das Endergebniß der vorchristlichen Welt und deren letztes Wort. Man kann seine Beziehung zu Christus mit den Worten des ersten Papstes wiedergeben: „In keinem anderen ist Heil.“ [1]) Daß der Born des socialen Lebens, die Ehe, die Familie, die Erziehung rettungslos verloren war, wußte man und konnte nicht helfen. In diese Zeitlage tritt der Anfang des Heiles ein, da beginnt auch die sociale Rettung Fortab ist der tiefste Gehalt der Culturentwicklung das allmählige Einwachsen und die fortwährende Entfaltung dieses Heils, das für das irdische Diesseits, wie für das himmlische Jenseits Rettung bringt den Einzelnen, den Familien, den Gemeinden, den Völkern, der Menschheit. Wo immer aber die Heilsbotschaft in den folgenden Zeiten abgelehnt wird, da erscheint eine Fortführung des Beweises, daß in keinem andern Heil ist. Die modernen Naturalisten wollen das wirklichste Leben zeigen. Ihre Familienscenen in Vorder- und Hinterhäusern und wo immer, ihre erblichen Belastungen und was der Gräuel mehr sind, in denen sie wühlen, sind des taciteischen Rom ganz würdig, wo alles Unheil und alle Schmach der Welt zusammenfloß; sie sind Darstellungen rettungslosen Elends. Wer das von moderner „Cultur“ noch nicht angepestete katholische Volk kennt, sieht in klarster Deutlichkeit, was das beweist und bedeutet.

Das Wirken und Walten des Heilandes auf Erden setzte

1) Apostelgeschichte 4, 12.

da ein, wo das größte Bedürfniß und der größte Mangel auch in rein irdischer Beziehung herrschte.

Das Bedürfniß nach Glück ist der Herzschlag der menschlichen Natur, allen gleich eigen und in jedem stark, wie die Lebenskraft selbst. Die eigentliche Heimstätte irdischen Glücks ist die Familie. Ward es von da fast völlig gebannt, so zieht es überhaupt von dannen. Zu allen Zeiten haben die Hohen und Reichen Mittel genug, sich schadlos zu halten, wenn in ihren Familien Herzensöde sie quält, oder das Verständniß für christliche Häuslichkeit ihnen abhanden kam; was sie ihre „Welt“ nennen, bietet von Stunde zu Stunde Anregung und Aufregung, Spannung und Genuß. Aber die Millionen von Armen, von Geringen, von Arbeitern, die ein ganzes Menschenleben in Entbehrung und Einförmigkeit, in Arbeit und Verborgenheit zubringen — wer sorgt für deren Beglückung? Nicht um höheren Lohn, nicht um kürzere Arbeitszeit handelt es sich in dieser socialen Glücksfrage, sondern um Freude und Frieden. Wenn sie das nicht in der Häuslichkeit finden, wo ist es für sie? Die großen Gesetzgeber und die großen Lehrer der Weltweisheit waren in dieser Grundfrage des Volkswohles einzugreifen weder fähig noch gewillt.

Stille Nacht auf den Fluren von Bethlehem. Hirten hüten die Heerden. Hell wird es. Ein Engel Gottes erleuchtet die Nacht. Und spricht: Fürchtet euch nicht, Freude künde ich euch und Freude allem Volk, denn der Heiland ist euch heute geboren. Und heller leuchtet es auf Engelchöre schweben einher und ihr Gesang trägt frohe Botschaft hinaus in die Nacht, das Morgenlied der Erlösung, dessen beglückender Nachhall in unzählbaren Herzen durch die Jahrhunderte geht: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen ... Lobsingend kehren die Hirten, die Erstlinge der christlichen Völker zu ihrer Arbeit zurück. Das

Kind, das sie beglückt, ist der große Anwalt des Menschenrechtes auf Glück, dessen erste und bloße Erscheinung die Frage zu lösen vermochte: Wie beglückt man Arme? Doch bietet er seinen Reichthum allen. Die Weisen aus dem Morgenlande freuten sich mit großer Freude gar sehr ob seines Sternes. Um wie viel mehr über ihn selbst. Bald kommt die Zeit, wo dieses Kind zu solcher Höhe weltgeschichtlicher Stellung emporwuchs, daß es keines Sternes mehr bedarf und keiner Umfrage, um ihn zu sehen und zu finden. Sua se luce signat. Er, das Licht der Welt und die Sonne des Menschenherzens, leuchtet aus eigener Kraft. Auch die dunkle Todespforte vermag das stumme und schwache Kind schon mit dem Glanz des Friedens zu verklären. Nun ziehe ich in Frieden dahin, betet Simeon, als er es in die Arme schloß und es pries als die Erleuchtung der Völker.

Lange Tage folgen einander im heiligen Hause zu Nazareth, jahrelang, langsam, wie gleichmäßig einförmige, völlig abwechslungslose Arbeitstage es thun. Das Evangelium sagt von mehreren Jahrzehnten des Heilandslebens nur ein paar Worte. Genug um kund zu thun, daß die heilige Familie ein Leben der Arbeit in Dürftigkeit zubringt. Weiter nichts. Daß man nicht mehr davon wissen solle darauf kam es gerade an.

Diese Ereignisse standen für die Zeitgenossen wie außerhalb aller Geschichte. Niemand wußte davon. Und die Zeitgeschichte dachte so wenig daran, diese Thatsachen in ihre Annalen zu schreiben, wie man etwa daran denkt, Familienereignisse, die in einem entlegenen Alpenthal vor sich gehen, der Erwähnung für werth zu erachten. Die rückschauende Betrachtung sieht aber ein anderes, ein Bild von leuchtender Klarheit: wie diese scheinbar kleinen, geringen Ereignisse Grundlagen einer Neuschöpfung, wie des individuellen, so auch des socialen Lebens werden, wie sie sanft, unmerklich und unaufhaltsam die Wiedergeburt der Gesellschaft voll

ziehen, wie die Kraft des geheiligten Ehebandes und die der gesegneten Elternliebe, die mehr als blos dahinsiechten, die rettungslos dahin waren, im Verein mit den Gewalten des Apostolates und des Priesterthums die christlichen Völker schaffen; wie die christliche Ehe und die christliche Familie, nach dem Vorbild der heiligen Familie und des heiligen Hauses gestaltet, in dem großen Geheimniß von Christus und der Kirche ihre nie versiegende Quelle haben[1]) und selbst wieder in irdischem und himmlischem, in natürlichem und übernatürlichem Sinn als Erneuerungsborn der menschlichen Gesellschaft und Pflanzstätte der Jugend erscheinen.

Erneuerungsborn der menschlichen Gesellschaft und Pflanzstätte der Jugend seien die julischen Gesetze, glaubte ein Lobredner der Kaiser sagen zu dürfen,[2]) aber er fügt ausdrücklich hinzu für militärische Zwecke, der Rekruten wegen.

Die höchsten Ziele der Gesundung und Beglückung der Völker schweben aber dem hl. Paulus, dem großen Herold der christlichen Ehe vor, wenn er auf die Erfüllung der Mutterpflichten und die Segensgewalt mütterlicher Erziehung hinweist, als auf den Weg, der die christliche Frau zur Seligkeit führe.[3]) Nach den Absichten des Welterlösers ist die Rettung der Einzelnen wie der socialen Naturverbände, und die Beglückung für das Diesseits, wie für das Jenseits, so ganz und gar ein einheitliches Ziel, daß in der Aufgabe der Durchführung seines Werkes, der Ehe und der Familie, die er gerettet und durch ein Sacrament geheiligt hat, keine geringere Aufgabe zufällt, als dem Sendbotenamt und dem Priesterthum, das er einsetzt; daß die Ehe und Familie seinem Herzen nicht minder nahe steht, als die Hierarchie und das Apostolat. Die drei Jahre seines öffentlichen Lebens galten vorwiegend diesen übernatürlichen Einrichtungen zum Auf- und zum Ausbau seiner Kirche. Aber dem

1) Ephes. 5, 32. 2) Baehrens VI. 2 S. 149 f. 3) I Tim. 2, 15.

christlichen Volk künftiger Zeiten gehört die Armuth des Kindes Jesu und seiner Eltern. Millionen unbeachteter Existenzen sind seit Jahrhunderten reich geworden aus dieser Armuth. Der christlichen Familie galt das verborgene, arbeitsame, friedreiche, weihevolle Leben der hl. Familie im heiligen Hause. Diese Heiligung kleiner Verhältnisse, diese Verklärung der beschwerlichen Mitgaben des Lebens, diese Idealisirung des armen Menschenlebens und ärmlicher Häuslichkeit haben jene Fülle von Glück, von Freude und Frieden in alle Schichten des Volkslebens, vorab die weiten und breiten Schichten dürftiger und bescheidener Familien getragen, die weder in ihrer Höhe, noch in ihrer Tiefe sich ermessen läßt, noch in den Wirkungen ihrer Segensgewalt von Geschlecht zu Geschlecht.

Drei Jahre etwa, nachdem Nero seine Mutter gemordet, in dem Jahre, in welchem er seine erste Frau, die unglückliche Octavia, in den Tod getrieben, oder im folgenden Jahre, schrieb in dem nämlichen Rom der hl. Paulus zunächst an eine kleinasiatische Christengemeinde, zugleich aber an die künftige Christenheit aller Länder und aller Zeiten: „Männer, liebet eure Frauen, so wie auch Christus die Kirche geliebt und sich selber für sie hingegeben hat.“ „Die Frauen seien ihren Männern untergeben wie dem Herrn; weil der Mann Haupt ist der Frau, so wie auch Christus Haupt ist der Kirche.“ „Der Mensch wird verlassen seinen Vater und seine Mutter und wird anhangen seinem Weibe . . . dieses Geheimniß ist groß, ich sage es mit Rücksicht auf Christus und die Kirche.“ „Kinder gehorchet euren Eltern in Allem, denn dies ist wohlgefällig vor dem Herrn. Väter, erzürnet nicht eure Kinder, damit sie nicht entmuthigt werden.“ [1])

Wohl war es eine „gefesselte Hand“,[2]) die solches

---

1) Ephes. 5, 25. 22. 23. 31. Coll. 3, 20. 21. 2) Ephes. 6, 20.

schrieb. Aber der Geist, der dieses eingab, läßt sich so wenig in Fesseln schlagen, wie das erste Wehen des Frühlings. Wohl bin ich im Kerker, aber „das Wort Gottes liegt nicht in Banden“, schrieb der hl. Paulus an anderer Stelle.[1]) Schon weht es machtvoll durch die wintertodte Welt. Schon keimt der christliche Lenz und nichts kann ihn aufhalten. Gottes Ernte reift nun heran. Und so lange die Weltzeit währt, wird das schöne Fruchtfeld des christlichen Volkslebens nicht mehr zur Brache, noch auch völlig verdorben, was Christi Lehre und das Vorbild von Nazareth geschaffen: der Gottesgarten der christlichen Ehe und seine holden Knospen, die christliche Jugend.

Stella Matutina, am Sonntag Gaudete in Domino 1896.
Robert v. Nostitz-Rieneck S. J.

1) II. Tim. 2, 9.

III.

Der Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter.

Den Volkscharakter pflegt man in der Regel aus der Naturgrundlage, Naturumgebung, aus dem Klima und höchstens noch aus den wirthschaftlichen Lebensbedingungen zu erklären; daß er ebenso und vielleicht noch mehr Geschichtsprodukt, als Naturprodukt ist, wird viel zu wenig beachtet. Die Geschichte eines Volkes entfaltet nicht nur seinen Charakter, offenbart dessen verschiedene Seiten, sondern bildet und bestimmt ihn auch. In der Geschichte eines Volkes tritt aber vor allem die Regierung, tritt der Herrscher als bestimmender Faktor hervor: die Herrscher machen im Bunde und mit

Hilfe ihres Volkes seine Geschichte. Die Ueberschrift könnte daher auch heißen: Einfluß der Herrscher oder Fürsten oder der Regierungen auf den Volkscharakter. Da indessen die Regierungen doch nicht ausschließlich die Geschichte bestimmen, da auch Kirche und Wissenschaft, Kunst und Literatur an ihr einen großen Antheil haben, wählte ich den Titel: Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter. Aber in erster Linie steht, wie schon gesagt, der Einfluß der Regierungen. Das Volk und seine Regierung hängt aufs engste zusammen.

Man pflegt zu sagen, die Regierungen seien der Völker werth, über die sie herrschen, die Völker verdienen nichts besseres, und umgekehrt gibt es ein Sprichwort: qualis rex, talis grex. Es besteht in der That eine innige Wechselwirkung zwischen Fürst und Volk, der Herrschaft und den Unterthanen. Auch wo keine parlamentarischen Regierungen bestehen, pflegen diese doch ein Ausdruck des Volkscharakters zu sein und seine Bestrebungen und Stimmungen zu wiederspiegeln. Umgekehrt braucht ein Herrscher kein absolutes Regiment zu führen und kann doch dem Volke das Gepräge seines Geistes aufdrücken Es genügen die alltäglichen Beziehungen, die innigen Berührungen zwischen dem Volk und seinen Führern, um den beiderseitigen Charakter gegenseitig zu beeinflussen. Es ist wie in einer Familie, wo Mann und Frau, Eltern und Kinder sich gegenseitig beeinflussen und bestimmen. Allerdings gibt es auch Differenzen, geniale Herrscher und Minister gingen in ihren Ideen über ihre Zeit und über ihr Volk hinaus, und umgekehrt drängt oft das Volk unruhig vorwärts und sucht in revolutionären Bewegungen die Herrscher zu seinen Zielen zu zwingen. Das ist aber Ausnahme und ungesund; Dauerndes und Fruchtbares läßt sich nur in der Harmonie gewinnen und wo immer sich die Gegenwart als Niederschlag der Vergangenheit darstellt, erscheint in ihr der eine und andere Faktor, der volksthümliche und der dynastische gleich wirksam. Allerdings ist es nicht immer leicht, den beiderseitigen Antheil

zu sondern und zu bestimmen, was Massenwirkung ist und was aus individueller Initiative entspringt. Der Culturhistoriker ist sonst nicht geneigt, die Bedeutung der Persönlichkeiten zu überschätzen, und er denkt in der Regel nicht sehr hoch von der Bedeutung und dem Gewichte der Herrscher, seine ganze Aufmerksamkeit ist weniger auf die Höfe, auf die Mittelpunkte des politischen Lebens gerichtet, als vielmehr auf die Gesellschaft, auf das Volk, seine Sitten, Bestrebungen und Ideale. Er ist eher geneigt, den Einfluß der Natur oder der Massen, als der Höfe zu überschätzen — so haben Buckle und Taine die Culturgeschichte aus der Natur und dem Klima, Tocqueville zwar umgekehrt den nordamerikanischen Volkscharakter aus der Geschichte der Verfassung erklärt, aber diese als eine Massenwirkung gefaßt. Den Einfluß der Herrscher haben beide Richtungen vernachlässigt, und schon aus Opposition gegen die vorherrschende politische Geschichtschreibung geben die Culturhistoriker nicht zu, daß die Cultur für Geschichte nur in Betracht kommt, sofern sich der Staat, das Recht und die Verwaltung damit befaßt. Aber wahr ist es, daß die Cultur ihre kräftigsten Antriebe von jenen Höhen empfängt, die in der Kirchen- und Staatsgeschichte sich darstellen. Die Höfe wiederspiegeln am besten die Gesellschaft und beeinflussen umgekehrt am meisten die öffentlichen Sitten. Daher ist der heutige Franzose z. B. nur verständlich im Lichte seiner Geschichte, und man kann an ihnen ebenso den Einfluß eines hl. Ludwig, wie Ludwigs XIV. und XV., wie der Revolution und des zweimaligen Empire bemerken. Wohl lag die Anlage zur Ritterlichkeit und religiösen Schwärmerei, die im Mittelalter aufblüht, genau ebenso im ursprünglichen Charakter der Franzosen, wie die Luxusliebe, der Geschmack und die feine Form, welche die Neuzeit entwickelte; die Neuerungssucht, welche im steten Wechsel der Mode, wie in den gewaltigen Revolutionen sich zeigt, bemerkte schon Cäsar an den Galliern. Aber erst die Geschichte hat diesen Anlagen und Trieben eine ganz be-

stimmte Gestalt und Richtung gegeben; die schlummernden Anlagen erhoben und erheben sich immer noch an den entsprechenden geschichtlichen Erscheinungen, erst dadurch kommen sie ans Licht und zum Bewußtsein. Erst die Geschichte bildet einen Volkscharakter, wie das Leben den Charakter eines Einzelnen. Ein Ludwig der Heilige, Ludwig XIV., die Revolution mit Napoleon — das sind Marksteine, auf die jedermann stoßen muß, es sind Richtungspunkte und Leitsterne, die dem Franzosen leuchten, ob er ihnen ins Auge sieht oder nicht.

Man sagt wohl, das Volk habe kein geschichtliches Bewußtsein und keine geschichtliche Dankbarkeit, es werde durch seine Geschichte nicht belehrt und gebessert; und das ist auch wahr. Aber wenn es auch von Geschichte nichts weiß, um so mehr weiß die Geschichte von ihm und die Geschichte drückt ihm ihr Gepräge auf. Die Vergangenheit lastet auf ihm und schwebt über ihm niederdrückend oder erhebend. Wie lastete auf dem deutschen Volke seine Zersplitterung, seine Reichsuntreue und wie erhob es sich wieder an der Erinnerung an seine Kaiserherrlichkeit!

Diese Betrachtung drängte sich mir auf, als ich im Frühjahr eine Reise durch Frankreich, Südbelgien und die Rheinlande machte und die hier gewonnenen Eindrücke verglich mit früheren Reiseeindrücken aus Italien. Die Vergleichung der verschiedenen Culturen, Volkszustände und Volkscharaktere drängt mit Nothwendigkeit auf eine geschichtliche Erklärung sowohl des Gleichartigen als des Abweichenden hin und führt folgerecht dazu, den Einflüssen nachzuspüren, die die Regierungen auf ihre Länder ausübten. Aus sich ist der Volkscharakter nicht erklärlich, auch der Boden und Naturumgebung genügt nicht, man findet vielmehr überall die Spuren der Geschichte, und schon weil die Geschichte sich an die Herrscher anschließt, auch die Spuren der Landesherren. Was vom Volkscharakter, gilt in erhöhtem Maße von der Volkscultur; es ist noch viel mehr Geschichts-

produkt und viel weniger Naturprodukt. Das entging auch den meisten Forschern nicht. Es ist ja zu offenbar, wie die Geschichte auf die Kunst vor allem wirkt und es ist die Kunst, deren Geschichte am deutlichsten und kräftigsten sich dem Auge des Reisenden in tausend Denkmalen darstellt.

I.

Je reicher, mannigfaltiger und älter eine Volksgeschichte, desto zahlreicher sind die Schichten der Volkscultur. Wer Italien, Frankreich und Belgien und die Rheinlande durchreist, bemerkt bald die gemeinsam römische Grundlage, an der nicht bloß die Romanen, sondern auch die gut germanischen Westdeutschen theilnehmen. Die römische Cultur bildet die unterste Schicht der westeuropäischen Cultur. Man findet in Trier wie in Mailand und Verona stattliche römische Denkmale. Die Kirchen gehen ins graueste Alterthum zurück; zahllos sind die romanischen Kirchen, die bei uns im Süden so selten sind. Was man schon in der Westschweiz beobachten kann, das findet sich auch am Rhein: es ist alles mehr monumental und der Stein spielt hier die Rolle, die bei den Süd- und Ostdeutschen das Holz spielt. Wir stehen in der Mitte zwischen der romanischen und slavischen Welt. Im Osten ist alles aus Holz gemacht und so war es bei uns auch im Mittelalter: aus Holz war die Wohnung, waren die Zäune, waren die Befestigungsmauern, war die Kirche. Nun verschwand schon im Ausgang des Mittelalters das Holz zum Theil und noch heute dauert dieser Vorgang fort: die Hecken und Pfahlzäune machen festern und massiveren Zäunen Platz. Vielleicht kommt man auch noch dazu, alle Gärten und Höfe zu ummauern, wie unsere westlichen Nachbarn. Bei diesen, sagte ich, sei alles monumental: es ist bezeichnend, daß alle Feldkreuze aus Stein, nicht aus Holz gebildet sind, und in den Wohnzimmern frommer Landleute findet man wohl kleine Statuen, Porzellankreuze und ähnliches, aber keine Bilder mit Rahmen.

Bei uns in Süddeutschland sind die Bauernhäuser ganz weiß mit Kalk getüncht und das trägt wohl zur Erhöhung des landschaftlichen Reizes bei. Der Contrast zwischen dem Wiesengrün und den kreideweißen Wänden ist nicht unangenehm, aber es sieht weniger vornehm, weniger monumental aus; es fehlt gleichsam die Patina des Alters, der Geschichte, und wenn, wie in Vororten von großen Städten, weißgetünchte Bauernhäuser, vermischt mit lehmfarbigen Häusern, stehen, ist man leicht geneigt, in Folge einer eigenthümlichen Ideenassociation jene zu unterschätzen, diese, die meistens Arbeiterwohnungen sind, zu überschätzen. Man sucht hinter den weißen Wänden das gewohnte Fachwerk und ärmliche Verhältnisse, hier im massiven Neubau bessere Umstände. Letztere Bauart kommt nun in den bezeichneten Gegenden vor und trägt zur Erhöhung des monumentalen Eindruckes bei. Auch auf kleinere Gegenstände erstreckt sich der Gegensatz. Daß kein germanischer Flurzwang, wie bei unserer Dreifelderwirthschaft, und freie Theilung besteht, bemerkt man bald an vielen Erscheinungen. Man findet am Rhein, wie in Paris und Neapel den gleichen zweiräderigen hohen massigen Wagen, den man auf römischen Monumenten sieht, das gleiche Gespann und wie mir scheint sind auch andere landwirthschaftliche Geräthschaften gleich, wenigstens bezeichnen die Bauern am Rhein das Messer der Pflugschar mit dem gleichen Namen, wie die Romanen (culter). Der Weinbau ist derselbe und geht auf die ältesten Zeiten zurück. Süd- und Ostdeutschland ist bis heute noch vorwiegend ein Ackerbauland, im Westen aber hat von jeher Handel und Industrie geblüht. Wohl kamen wir im Mittelalter unsern Nachbarn nach und überflügelten sie sogar, werden ihnen in Zukunft noch nacheifern, aber vorangegangen ist der Westen. Er ging voran nicht nur in dem Wirthschaftsleben, sondern auch in der Literatur und Wissenschaft, wir folgten und übertrafen ihn manchmal.

Römische Cultur ist also die gemeinsame Grundlage,

aber dann beginnt gleich die Verschiedenheit. Zuerst scheiden die Rheinländer aus: das christlich germanische Mittelalter ist überall mit Händen zu greifen. Die Kaiserherrlichkeit, noch mehr aber die geistlichen Herrschaften haben tiefe Spuren hinterlassen. Nicht ohne Grund erwachte die Romantik zuerst am Rhein, dort steht die Hochburg des Centrums und der Centrumsgedanke wird dort fortleben, wenn er anderwärts bereits in der Interessenpolitik zu Grunde ging. Wir im Süden und Osten haben ein Mißtrauen gegen alles, was Industrie und Handel heißt, am Rhein aber verliert man dieses Vorurtheil, wenn man die vielen echt katholischen Männer sieht, die auf diesem Gebiete thätig sind.

II.

Nach den Rheinlanden scheidet Belgien aus der westeuropäischen Culturgemeinschaft aus. Belgien und die Rheinlande sind nahe verwandt, hier wie dort gibt es eine blühende Industrie und sind die großen Städte umgeben von einem freilich wenig malerischen Kranze von Fabriken. Ehe man in die Bahnhöfe einfährt, muß man eine lange Reihe von ärmlichen Arbeitervierteln durchfahren und man bekommt viel Fabrikqualm einzuathmen. Aber hinter und über den Fabrikschlöten, die mit einer gewissen Keckheit und protzenhaften Unverfrorenheit steil und eckig in die Lüfte starren, erheben sich die herrlichsten Kirchthürme und schwingen sich bald licht, leicht und frei in die Höhe, bald imponiren sie durch ihre Mächtigkeit und ihr ehrwürdiges Alter und erwecken den Eindruck des Erhabenen. Wie abstoßend würden sich diese Städte mit ihrer Fabrikumrahmung darstellen, wenn sie nicht aus alter Zeit die großartigen Denkmale katholischer Frömmigkeit gerettet hätten und einen versöhnenden Zug in das Landschaftsbild brächten? Das Landschaftsbild ist ein prächtiges, bald lieblich und idyllisch, bald großartig und gewaltig mit zerrissenen, felsigen Thälern, aber überall am Rhein wie in Belgien finden sich mitten in den schönsten

und schroffsten Stellen Burgen und Herrensitze; neue elegante Schlösser, vielfach Sitze des neuen Industrieadels wechseln mit verfallenen Burgen. Ein wahrer Kranz von Herrensitzen umgibt die blühenden Ufer des Rheins. Weniger reich ist Belgien, aber in der Nähe von Maredsous z. B. liegt im Osten die uralte Burg Montaigle in malerischen Ruinen, Eigenthum der Herren von Marmol, im Norden das großartige Schloß des Herrn von Montpellier, im Süden das des Herrn von Pycke, früheren Gesandten am Vatikan, und endlich in der nächsten Nähe die Villa der Gebrüder Desclée. Auch wurde mit den Klöstern und Stiftungen nicht so gründlich aufgeräumt, wie in Frankreich. Es gibt noch reiche Pfarreien und Cathedralen, die ihren Besitz durch die Revolution hindurchretteten.[1]) Endlich haben die einzelnen Gaue und Provinzen ein eigenthümliches Leben und eigenen Charakter bewahrt, und es ist nicht alles so centralisirt, wie in Frankreich. So sehr sonst die heutige Staatsverfassung französische Züge trägt, so zeugt sie doch deutlich von der historisch gewordenen Selbständigkeit der Gemeinden und Provinzen; die Schulen z. B. sind fast ganz Gemeindesache und die belgischen Provinzialräthe wählen einen großen Theil des Senates,[2]) erneuern die Richter vom Friedensrichter bis zum Appellrath und haben großen Einfluß auf Schul-, Kirchen- und Militärangelegenheiten. In diesem Unterschied zu Frankreich liegt schon theilweise die Lösung der Hauptfrage, die ich mir stellte:

---

1) In Lüttich besitzt die Cathedrale eine Reihe von Häusern. In einem derselben wohnt der bekannte Geschichtschreiber Professor Dr. Kurth; es ist ein stattliches, sehr ruhig gelegenes, prächtig eingerichtetes Haus.

2) Durch die conservative Majorität ging in Frankreich 1871 eine ähnliche Bestimmung durch und wurden auch sonst die Generalräthe freier gestellt — es ist die einzige decentralisirende Maßregel, die geblieben ist.



warum ist in Belgien eine katholische Regierung möglich, in Frankreich aber nicht?

Belgien ist natürlich mit Frankreich viel näher verwandt als mit Deutschland und die Wallonen haben bei weitem das Uebergewicht über die ursprünglich deutschen Vlamen. Sprache und Literatur ist französisch und nach französischem Muster richtet sich das gesammte öffentliche Leben, Sitte, Recht und Politik. Der Uebergang von Frankreich nach Belgien ist kaum merklich. Die Dörfer sind ganz gleich angelegt, haben gleichartige Häuser und deren Inneneinrichtung ist ähnlich. Der belgische Geistliche trägt französischen Zuschnitt. Und dennoch diese große Verschiedenheit! Das belgische Landvolk ist sehr fromm, man findet in seinen Häusern religiöse Zeichen, die man in französischen, wie italienischen Bauernhäusern in der Regel vergebens sucht. Man ist entweder katholisch oder socialistisch. Der Liberalismus ist politisch todt und die Regierung kann nur katholisch sein. In Frankreich hat aller Glanz und alle Größe der Kirchen ihre ruhmreiche Vergangenheit nicht verhindern können, daß der Staat unchristlich, unkirchlich wurde.[1]) So stolz auch der freisinnigste Franzose auf seinen hl. Ludwig, auf Johanna d'Arc, auf Pascal, Bossuet, Fenelon, Massillon ist, so sehr er diese erlauchten Geister verehrt, so widerspricht doch sein praktisches Thun und Denken dieser Verehrung. Viel minder ruhmreichen Kirchen war es beschieden, standhafter und einflußreicher in der Zeit der Krisis dazustehen und die Stürme zu bestehen. Gewiß hat die französische Kirche ihre

1) Als dies geschrieben wurde, war noch das Ministerium Bourgeois am Ruder und hatten die belgischen Katholiken noch nicht die großen Verluste in den Provinzialrathswahlen erlitten. Allein das vorübergehende Ministerium Meline ändert ebenso wenig an der charakterisirten Sachlage, wie diese Wahlen, denen die für die Katholiken so glänzenden Landtagswahlen gegenüberstehen.

Wurzeln im Volke nicht verloren, ein tief christlicher Sinn lebt, wenn auch verdunkelt, fort und unter der Asche glimmt das Feuer, und wenn das Feuer wieder aufschlägt und glüht, dann wird Frankreich alle anderen Völker an Heroismus und Glaubensstärke übertreffen.

Diejenigen, welche diese Thatsache im Auge behalten, suchen den unchristlichen Charakter des französischen und den christlichen des belgischen Staatswesens aus äußeren Gründen zu erklären, sie weisen darauf hin, daß Frankreich centralistisch sei, Belgien nicht, daß dort das allgemeine Stimmrecht herrsche und da nicht. Gewiß liegt hierin ein wichtiger Erklärungsgrund, namentlich im ersteren Unterschied. Von geringerem Gewicht ist die Verschiedenheit des Stimmrechts. Das vor einigen Jahren eingeführte Pluralwahlrecht Belgiens sichert wohl noch vor dem drohenden Uebergewicht der Arbeitermassen, nicht aber vor dem eines liberalen kapitalistischen Mittelstandes. Der Besitz eines bestimmten Vermögens verdoppelt, einer bestimmten Bildung verdreifacht das einfache Wahlrecht. In Folge dessen haben die Arbeiter meistens nur eine, die Bauern zwei und die „gebildeten" Mittelstände drei Stimmen. In einem so industriereichen Lande wie Belgien können nun die Bauern allein nicht den Ausschlag geben, es muß daher ein großer, vielleicht der größte Theil der gebildeten Mittelstände, die sonst überall liberal sind, dort katholisch conservativ sein. Die Entscheidung liegt also in Belgien sicherlich in den Händen solcher, die in Frankreich republikanisch oder radikal wählen. Dort ist nicht allein die Arbeiterschaft und die Bourgeoisie, sondern auch der Bauer ein Feind aller feudalen und klerikalen Parteien, er steht heute noch unter der, wenn auch lächerlichen, Furcht, die conservative Partei wolle die „großen" Errungenschaften der Revolution rückgängig machen. Unter diesen Errungenschaften versteht er vor allem die materiellen, die Säcularisation und die Abschüttelung der Kirchenzehnten und Feudallasten. Der Bauer

ist reich geworden durch die Verwandlung des Kirchenguts in Staatseigenthum und die entschädigungslose Aufhebung der Grundlasten. Er denkt mit Schaudern an die früheren Zeiten, von denen er nur durch Hörensagen weiß und die theils eine absichtliche Geschichtsfälschung, theils eine leichtverständliche, unwillkürliche Legendenbildung in dem dunkelsten Lichte darstellt. Auch ist nicht zu leugnen, daß vor allem der Adel, aber vielfach auch der Klerus, ebenso seiner Pflichten gegen den Staat, wie gegen die eigenen Unterthanen oft in sträflicher Weise vergaß und sich nach der einen Seite auf die Steuerfreiheit, nach der andern Seite auf veraltete Rechte und skandalöse Fronenansprüche steifte, die zwar nie zur Ausführung kamen, aber wie ein Damoklesschwert über dem Volke hingen. Nun darf ein Republikaner den Bauern nur an diese Zeiten erinnern und er kann der Wirkung dieses Schreckgespenstes sicher sein. Dann wählt der Bauer schleunig einen Republikaner, wenn er auch weiß, daß er tief verwickelt ist in das herrschende System gegenseitiger Corruption. Unbedingt sicher sind den Republikanern vollends jene Wählermassen, die ein schlechtes Gewissen haben, auf denen die Gräuelthaten der Revolution lasten. Solche Erinnerungen wie die Plünderung eines benachbarten Schlosses, Zerstörung einer Abtei durch die Ahnen lassen sich in Generationen nicht auslöschen und vererben sich wie eine Krankheit. Deßhalb haßt der Bauer und Bürger noch heute das ancien régime mit allem, was daran hing, und wünscht auch nicht mehr die Wiederherstellung provinzieller Selbstständigkeit und eine Selbstverwaltung, welche doch nur, wie er fürchtet, einer Aristokratie zu gute käme. Der Franzose will keine Zwischengewalten, er ist wie der Flachländler, der alles eben haben will und nicht leiden kann, wenn jemand weiter hinausragt und höher ist.

Dieses Gefühl ist eine merkwürdige historische Bildung, in ihm verschmilzt sich die revolutionäre Tendenz mit dem monarchisch-absolutistischen. Absolutismus und Centralismus



war den Zwischengewalten, den feudalen und territorialen Ansprüchen nicht weniger ungünstig, als die moderne Demokratie, und die Demokratie setzte nur fort, was das Königthum begründete. Die starke centralistische Richtung des Staatswesens hat aber seinen Ursprung in der Angriffspolitik des 17. Jahrhunderts und in der dadurch bedingten Zusammenfassung der militärischen und finanziellen Kräfte des Landes. Dadurch wurde Frankreich zu einem einzigen Organismus, wo Licht und Leben ohne Aufhören zwischen einzelnen Gliedern sich verbreitet und jedes Glied die Empfindung des andern theilt. Trotz all der üblen Folgen, die sich an diese enge Verkettung knüpften, trotz der Hypertrophie des Gehirns und den Kopfcongestionen, die so unheilvoll für das Land wirkten, sind die Franzosen stolz auf ihre Einheit. Sie haben, meinen sie, das Volk und Land gerettet durch alle Wechselfälle, durch Niederlagen und Unglück hindurch, das Unglück habe nur die Einheit fester geschmiedet und sie werde sich auch für die Zukunft bewähren. Diese Einheit ist in der That der Niederschlag der historischen Vergangenheit und die Gewähr einer großen Zukunft. Aus ihr erklärt es sich auch, daß wohl kein Volk ein so starkes geschichtliches Bewußtsein hat, wie das französische, eine solch zähe Anhänglichkeit, so tiefen Patriotismus, Eigenschaften, die sich besonders gut in Elsaß-Lothringen beobachten lassen.

Wie ganz anders ist das in Belgien! Ein Staat von ziemlich loser Struktur, ohne das intensive Einheitsbewußtsein und eine eigentliche nationale Geschichte. Die Geschichte ist hier wesentlich Lokalgeschichte, jede Stadt und jede Provinz hat ihre eigene Geschichte. Hier hat keine absolutistische Gewalt Klerus und Adel unter ihre Hand gebeugt und die provinzielle Selbständigkeit erstickt. In den einzelnen Territorien gewannen jene Stände eine andere Bedeutung, als unter einer mächtigen Centralgewalt; sie können sie überall gewinnen, wo die Centralisation nicht zu straff ist. In Belgien haben Adel und Geistlichkeit mit dem Volk anstatt mit dem

Königthum gemeine Sache gemacht und sie konnten das um so eher, als es auswärtige Machthaber, zuerst die französischen, dann spanische, endlich österreichische Herrscher waren, die Belgien mit dem Absolutismus bedrohten. In den großen Städten, den berühmten Gemeinwesen, die den Stolz der niederländischen Geschichte bildeten, in Gent und Brügge, Antwerpen und Lüttich spielte nach Löher[1]) Adel und Klerus eine ähnliche Rolle, wie in den rheinischen Städten. Von diesen freien Gemeinwesen, deren Geschichte die Geschichte des Landes ist, fiel wohlthuend ein Schatten auf die Bauern, die zwischen ihnen saßen, und ein großer Theil der Bauern erfreute sich der Segnungen des Krummstabes. Das nördliche Belgien wurde nach Roscher beinahe ganz von den Klöstern aus colonisirt. Die Abtei Tongerloo in der brabantischen Haide allein hat 70 Pfarrdörfer gegründet, indem sie jedesmal, wenn eine Strecke urbar geworden war, dieselbe einem Bauern verpachtete. In Südbelgien war der Adel zu Hause und noch heute gibt es in diesen gebirgigen Gegenden viele Herrensitze. Das ganze Volk mit Adel und Geistlichkeit nahm den Kampf auf gegen die französischen und spanischen Unterdrückungsversuche und wahrte seinen frischen ursprünglichen Sinn gegen die Verwälschung Wer kennt nicht diese Kämpfe, sei es auch nur aus den Romanen Hendrik Conscience's, und wer kennt nicht den Befreiungskampf der vereinigten Niederlande gegen Spanien, der anfangs Belgier und Holländer vereinigte? Zwar blieb Belgien unter spanischer Herrschaft und löste sich nicht, wie Holland, auf in einen losen Staatenbund, aber an ein absolutes Regiment und an französische Centralisirung konnten weder die Spanier noch die Oesterreicher denken, die von 1714 an das Land beherrschten. Als die Belgier zum letztenmal unter dem alten Regiment geschichtlich auftraten — es war unmittelbar

1) Jakobäa von Baiern. 1862. I, 9.



vor der Revolution — galt es um die Erhaltung der provinziellen ständischen Rechte gegenüber dem aufgeklärten Despotismus Josephs II. Es war ein Glück für Belgien, daß die Versuche zur Centralisirung nicht von einer einheimischen Stammesgewalt und Stammesherrschaft, sondern von ausländischen Herrschern ausgingen.

Die communale und provinzielle Selbständigkeit ermöglicht allein eine conservative Politik, verhindert allzu raschen Wechsel der Centralregierung und der Regierungsgrundsätze und macht es unmöglich, daß ein ganzes Land, wie Frankreich, von einer Handvoll Leuten regiert wird, die durch Gewaltstreiche oder „Staatsstreiche", wie man sie nennt, die Gewalt in die Hand bekommen. In Frankreich ist alles so auf Paris zugespitzt, daß derjenige, der in Paris emporkommt, auch das Land beherrscht. So ist es möglich, daß einige Tausend Freimaurer das ganze Land am Gängelband führen und gegen den Willen des Volkes die Kirche fortwährend bedrängen. Es sind also vor allem äußere Gründe, welche das unchristliche Regiment in Frankreich im Gegensatz zu Belgien erklären. Aber diese genügen doch nicht ganz, ich glaube, daß doch auch die französische Kirche selbst einen Theil der Schuld trägt und daß der Gallikanismus und Jansenismus den Boden für die heutigen Zustände bereitet hat. Der Gallikanismus hat die Königsmacht übermäßig gesteigert und machte es möglich, daß die Könige sich über die christlichen und kirchlichen Pflichten hinwegsetzten. Der französische Klerus hatte zu viel Vaterlandsliebe, zu wenig Kosmopolitismus; selbst heute noch ist er allzu patriotisch, wie die Tage von Rheims im letzten Herbste zeigten. Diese Vaterlandsliebe wurde ihm schlecht gelohnt und die Politik eines Richelieu und Bossuet hat sich bitter gerächt. Richelieu und sein Helfer Joseph, der Kapuziner-Cardinal, waren bekanntlich sehr kirchlich gesinnt und standen in keinem Gegensatz zum Klerus, aber beide setzten die Vaterlandsliebe höher, als die Interessen des Glaubens,

und auf der Grundlage ihrer Politik bildete sich die französische Nationalkirche und der Gallikanismus. Den Gallikanern stand ihr Vaterland höher, als die ultramontane Einheit.

Der Jansenismus aber hat durch seine Strenge und den massenhaften jahrelangen Ausschluß von den heiligen Sakramenten das Volk von der Kirche entwöhnt. Schon der Gegensatz und die Verschiedenheit dogmatischer und pastoraler Ansichten pflegt die Gewissen zu verwirren und Zweifel und Leichtfertigkeit hervorzurufen. Wenn nun vollends schlechte Beispiele in der Kirche selbst und eine schlechte Literatur hinzukommen, so ist das Verderben unaufhaltsam. Ein liederlicher Adel und liederliche Literaten, die bekannten Abbés des 18. Jahrhunderts, haben mit Hilfe des Hofes sich in die Kirche eingeschlichen und deren Ansehen zerstört. Allein so weit die Kirche selbst Schuld trug am Abfall ihrer Kinder, hat sie in der Revolution schwer büßen müssen. Sie ging verjüngt aus der Revolution hervor und der Klerus hat seither durch musterhafte Haltung sicherlich den letzten Rest der Schuld gesühnt. Daher ist trotz aller Zeichen des Gegentheils ein Umschwung sicher zu erwarten und wird die Kirche sicher wieder ihren Einfluß gewinnen, wenn auch vorher noch eine Revolution nothwendig sein mag. Ist aber einmal der Umschwung vollzogen, dann werden die Franzosen die andern Nationen ebenso an kirchlichem Eifer übertreffen, wie eben in der Kirchenfeindschaft. Gewissermaßen typisch ist in dieser Hinsicht eine Pfarrernovelle Veuillots in seinen gesammelten Erzählungen. Hier schildert der große Meister des Stils und glühende Katholik Gemeinden, in denen die Pfarrer Gegenstand allgemeiner Verfolgung sind und einem Hasse begegnen, wie ihn selbst die ersten Christen mitten in heidnischer Umgebung nicht stärker empfunden haben mochten. Die Jugend wirft mit Steinen, die Alten erbarmen sich nicht des todkranken Bruders des Pfarrers und lassen ihn hilflos liegen, sie summen zotige

Verse Berangers (aus dem Gedicht mon curé) um die Ohren seiner Schwester, der diese Rohheit das Herz bricht. Aber der Geistliche, dem die apostolische Liebe im Herzen brennt, hält aus, er duldet alles schweigend und überwindet die härtesten Herzen. Ist das gelungen, dann schlägt die allgemeine Stimmung ins Gegentheil um und es bemächtigt sich der Gemeinde ein Opfergeist, der zu allem fähig ist, eine glühende Frömmigkeit, die an Schwärmerei grenzt!

G. Grupp.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

IV.

Der Klosterwald.

Die planlose Waldverwüstung und deren schlimmer Einfluß in wirthschaftlicher, gesundheitlicher und socialer Hinsicht beschäftigt heute weite Kreise. Es gab eine Zeit, in welcher man bei Beantwortung der Frage, ob ein Wald beseitigt werden solle oder nicht, einfach ausrechnete, ob das Grundstück als Wiese oder Acker einen größeren Ertrag in Geld abwerfe. In sehr vielen Fällen mußte die Antwort lauten: Wenn man von allen anderen Rücksichten absieht und einzig den augenblicklichen Geldnutzen in Betracht zieht, so ist die Abholzung vortheilhaft. Nach diesem Grundsatze wurde seit etwa 100 Jahren verfahren. Die Folge davon war eine sehr ausgedehnte Waldwüste, deren unheilvolle Folgen heute allgemein anerkannt werden. Wir finden nunmehr in fast allen Ländern das Bestreben, durch Aufforstung weiter, sonst wenig einträglicher Landstrecken die

erkannten Schäden zu beseitigen. Zu wenig Wald ist in jeder Hinsicht verderblich, desgleichen aber auch zu viel Wald.

Die Mönche, vor allem die Benediktiner und die Cistercienser, haben durch Ausrodung der undurchdringlichen Urwälder sich große Verdienste um die Cultur fast aller Länder Europas erworben. Hie und da wird aber auch der Vorwurf erhoben, daß die Klöster, sei es aus Feindschaft gegen die Schönheit der Natur, sei es in voller Verkennung der Bedeutung des Waldes, oder von Habgier getrieben, planloser Waldverwüstung sich schuldig gemacht hätten. Vor etwa 20 Jahren las ich in einem Buche über Baumkultur den Satz: „Wohin der Mönch seinen Fuß setzt, wächst kein Baum mehr." Weil einzelne Mönche, um den heidnischen Aberglauben zu verbannen, einzelne den Göttern geweihte Bäume vernichteten, sollen alle Mönche Feinde des Waldes sein. Diese Anschuldigung ist durchaus grundlos. Die Mönche liebten den Wald und waren stets auf dessen Schutz besorgt. Wir erinnern an die Worte Alkuins, eines Benediktinermönches († 804). Als er sein Kloster verlassen mußte, um sich an den Hof Karls des Großen zu begeben, stieß er wehmuthsvolle und bittere Klagen aus. Denn nur ungern vertauschte er die liebgewonnene Natur, welche seine Klosterzelle umgab, mit dem Glanze des Hofes. Er klagte: „O meine Zelle, süße und geliebte Wohnstätte, lebe ewig wohl! Nie werde ich die Wälder, die im Schatten ihrer erfrischenden Zweige Kühlung mir zugeweht, ihr frisches Grün, nie deine mit balsamischen Kräutern bewachsenen Wiesengründe, nie deine fischreichen Bäche, deine Gärten, deine Rosen und Lilienblüthen wiedersehen. Ich soll nie mehr den Gesang der Vöglein, die gleich uns am frühesten Morgen die Messe zum Lobe des Schöpfers sangen, vernehmen!" [1])

1) Vgl. Reiners, Die Pflanzenwelt in Poesie, Kunst und Cultus. Frankfurt 1883, S. 43.

Der hl. Bernhard schrieb dem berühmten Lehrer der spekulativen Theologie, Heinrich v. Murdach: „Glaube meiner Erfahrung, du wirst etwas mehr finden in den Wäldern, als in den Büchern; Holz und Stein werden dich lehren, was du von den Meistern nicht vernehmen kannst.“ [1])

Die hl. Katharina von Siena hatte, wie aus vielen Stellen ihrer Schriften hervorgeht, einen ausgesprochenen Sinn für die Schönheit der Natur. Sie besuchte oft den herrlichen Eichenwald von Lecceto, welcher drei Meilen von Siena entfernt war; die wilde Schönheit des Ortes und der Schatten der mächtigen Eichen übten einen großen Zauber auf die hl. Jungfrau aus. — P. William Flete, von Geburt ein Engländer, welcher in den Tagen der hl. Katharina in dem Kloster Lecceto lebte, liebte die mächtigen Eichbäume des Waldes so sehr, daß er mit seinen Büchern stets in demselben verweilen wollte; sein Oberer und die hl. Katharina von Siena mußten ihn an seine Pflichten gegen das Kloster erinnern. [2])

So waren immer und überall die Ordensleute Freunde der Natur, die Jesuiten nicht ausgeschlossen. Als Beispiel der letzteren sei der sel. Canisius angeführt. Dieser erhob nicht nur in den Kirchen, sondern auch an anderen Orten und zu jeder Zeit sein Herz zu Gott. War der apostolische Mann auf Reisen oder durchwanderte er Fluren und Wälder, so boten diese ihm, wie auch der gestirnte Himmel oben und die Heerden des Feldes, Stoff zur Anbetung Gottes. Was ihm auch immer vor die Augen kam, das erhob sein Gemüth aufwärts zum Herrn, dem Höchsten, dem Besten. Oft hörte man ihn im Schwalle der Geschäfte diese Worte wie feurige Pfeile zu Gott entsenden: „Gib uns Weisheit und

1) Epist. 160. Vgl. Neander, der hl. Bernhard und sein Zeitalter. Berlin 1813. S. 45.

2) Drane A. Th., Geschichte der hl. Katharina von Siena. Deutsch. Dülmen 1887. S. 149.

Liebe, daß wir alles zu deiner größeren Ehre beabsichtigen." [1])

Weil die Mönche die Wälder liebten und deren Werth erkannten, suchten sie dieselben zu erhalten. Mit Recht schreibt Montalembert: „Hatten die Mönche die Wälder überall da abgetrieben, wo sie der fortschreitenden Cultur und wachsenden Bevölkerung entgegenstanden, so wachten die Benediktiner mehr als irgend Jemand über die Erhaltung derselben Wälder, deren stufenweises Verschwinden so traurige Folgen für das Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens nach sich zieht. Sie pflanzten Bäume, wo sich das Bedürfniß darnach fühlbar machte." [2]) Die hier folgenden Thatsachen beweisen die Richtigkeit der Worte Montalemberts.

Die älteste bekannte Waldordnung soll jene des Klosters Maurusmünster sein; sie stammt aus dem Jahre 1144. Der Abt hatte sechs Förster. Niemand durfte ohne Erlaubniß Brennholz holen, und die Erlaubniß konnten die Förster nur diesseits Berenbach ertheilen, sobald für jede Feuerstätte vor Ostern ein Huhn und fünf Eier erlegt wurden. Selbst den Förstern war verboten, nach Willkür Bau- und Brennholz aus dem Walde zu nehmen; sie mußten sich mit den umgebrochenen Stämmen und dem Abraume begnügen. Ihr Dienst bestand in der Anweisung des Bau- und Brennholzes, in der Aufsicht über die Waldmast, in der Ueberwachung sämmtlicher Forste vor Waldfrevel, sowie in der Einnahme des Holz- und Mastzinses.

Im Jahre 1207 schloß das Fridolinstift zu Säckingen einen Vertrag mit dem Grafen Rudolf von Habsburg des Inhaltes, daß den Eisenschmelzen der Holzhieb in den Waldungen nicht weiter gestattet werden solle. — Das Kloster Dobrilug verkaufte 1277 eine Mühle, aber der Käufer darf

---

1) Berthold E., Blüthen christlicher Naturbetrachtung. Steyl 1883. S. 279.

2) Montalembert, Die Mönche des Abendlandes. B. 6. S. 285.

auf den zu der Mühle gehörigen Inseln kein Holz fällen, außer schwaches zur Feuerung, die starken Stämme aber darf er nicht, außer wenn er die äußerste Noth beweist, mit Vergünstigung schlagen, auch weder großes noch kleines verkaufen; die Herrschaft dagegen behält das Recht, das starke Holz zu fällen.[1])

In einem Vertrag vom Jahre 1290 über die Vergebung eines Gutes auf Lebenszeit wird von dem Cistercienserkloster Doberan in Mecklenburg ausdrücklich jede mißbräuchliche Ausnützung des Forstes verboten. Gleiche Sorgfalt zeigt eine Urkunde vom Jahre 1296 bezüglich des Abteigutes Freienholz, wo vier Radehufen deutlich darauf weisen, wie einst auch hier das Ackerfeld dem Walde abgerungen wurde, in den Worten: „Vom Holz sei kund und zu wissen, daß es gehegt und geschont werden soll zum Gebrauche der Bewohner und zur Reparatur der Gebäude." Begegnen wir in Doberans ehemaligem Gebiete neben zahlreichen blühenden Dörfern den herrlichsten Forsten, so dankt das Land auch deren Erhaltung den Mönchen, welche ein klares und richtiges Verständniß für die Wichtigkeit derselben hatten.[2])

Die Abtei Neustadt am Main hatte 1348 einen Waldmann, welchem ziemlich strenge Weisungen bezüglich des Klosterwaldes gegeben waren. Sein Gehalt bestand u. A. in den Pfändern, welche er den Waldfrevlern abnimmt. Das gepfändete Beil soll man lösen mit 30 Hellern, die Happe mit 15 Hellern, die Kötze, den Schleier oder das Kopftuch mit 8 Hellern. Findet der Waldmann Jemand mit Wagen und Pferden in eines Andern Schlag, so soll er ihn in das Kloster mit dem Geschirr einliefern und da die höchste Buße mit 12½ Pfund bezahlen, wenn er so viel genommen hat,

1) Anton, Geschichte der deutschen Landwirthschaft 1882 VII. S. 442.

2) Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cistercienser-Orden. Jahrg. 1891. Bd. 12. S. 298.

als Einer mag in seinen Arm genehmen; ist es aber bei drei klein Reiflein, soll man ihn gen Rothenfels antworten und zählen für Diebstahl. Wer einen Hester oder fruchtbaren Baum, Holz oder Stein in der Heege abhaut, soll es verbüßen mit 30 Dehn, der Fremde mit 10 Pfund. Pferde, Kühe, Ochsen, Schweine, Ziegen, welche Schaden angerichtet haben, sollen mit 8 Dehn verbüßen; wäre es, daß der Schaden sehr groß wäre, so sollen zwei geschworene Schöffen darüber erkennen.[1])

Abt Wigand von Laach (1335—1358) ergriff strenge Maßregeln gegen die Devastation der Wälder und erwirkte zu diesem Zwecke eine Urkunde des Erzbischofs Wilhelm von Köln.[2])

Im Jahre 1404 gab Abt Christoph von St. Blasien eine Waldordnung, um den Verwüstungen der Hochwälder durch die Thalleute Einhalt zu thun. Der aufgestellte Waldhüter soll diejenigen, welche unerlaubt im Klosterwald zu Todtnau Holz holen, zur Bestrafung anzeigen. Doch sollen die Thalleut zu Todtnau Bau- und Brennholz haben, wie es altes Herkommen ist.[3])

Die Aebte des Klosters Heilbronn pflegten sorgfältig den ausgedehnten Klosterwald, der damals fast zur Hälfte aus Eichen bestand, während heute in dem ganzen Bezirk kaum noch Eichen anzutreffen sind. Die weltliche Regierung, welche sich nach der Reformation alle Rechte über das Kloster anmaßte, zerstörte die schönen Eichenwaldungen. Alle Gegenvorstellungen des Abtes und der Forstbeamten waren vergebens. „Ueber Veröfung, Eröfung der Wälder klagten schon die Aebte in der letzten Klosterzeit. Es stand noch

1) Link G., Klosterbuch der Diöcese Würzburg. Würzburg 1873, Bd. I, S. 317.

2) Wegeler, Geschichte der Abtei Laach. Bonn 1854. S. 36.

3) Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie. S. 26.

leiblich um die Waldungen zur Zeit der Aebte. Die von diesen vorher verkündigte, eigentliche Verösung kam nach der Klosteraufhebung durch die Markgrafen und durch das Wild." [1])

Seit 1548 wollte das Michaels-Kloster in Hildesheim kein Roden mehr bei seinem Dorfe Renshausen gestatten; denn in der neuen Ordnung des Abtes vom genannten Jahre heißt es u. A.: „Soll kein Roden mehr gestattet werden, noch das Holz verdorben werden." [2])

Im Jahre 1556 wurde der Hof Glashütten von dem Abt Johann VII. von St. Peter auf dem Schwarzwald verpachtet, aber mit der Bedingung, daß der Pächter die Wälder um die Glashütte nicht benützen dürfe.[3]) Als der Abt des genannten Klosters den Meierhof zu St. Ulrich 1578 auf vier Jahre verlieh, wurde unter den Bedingungen auch die aufgeführt: „Auch soll er (der Meier) schuldig sein, ein oder zweimal in der Woche die Wälder zu besichtigen und zu hüten, daß daraus nicht etwas abgewendet oder mehr als die Nothdurft erheischt genommen werde." [4])

Im Jahre 1582 wurde für das Gebiet von St. Peter eine Polizeiverordnung erlassen. Durch dieselbe sollte dem willkürlichen Roden, dem Fällen von Sägblöcken und dem unberechtigten Wegnehmen des Holzes in den Klosterwäldern Einhalt geboten werden.[5])

In der Waldordnung, welche Abt Johann Jakobus im Jahre 1602 gab, wird das willkürliche Fällen der Bäume

1) **Muck, Geschichte von Kloster Heilbronn. Nördlingen 1874. Bd. I S. 634.**

2) **Wolf Jak., Politische Geschichte des Eichsfeldes. Göttingen 1792. Bd. 1 S. 62.**

3) **Trenkle a. a. O. S. 182.**

4) **Freiburger Diöcesan-Archiv Bd. XIV S. 123.**

5) **Mayer J., Geschichte des Benediktinerstiftes St. Peter auf dem Schwarzwald. Freiburg 1895. S. 84.**

strenge untersagt und das unberechtigte Wegnehmen des Holzes verboten. Die Armen und wer immer Mangel an nothwendigem Holzbedarf hat, sollte beim regelmäßig stattfindenden Jahrgericht sein Ansuchen vorbringen und sich darüber mit dem Gotteshaus vergleichen.[1]) Die Gemeinde Eschbach hatte trotzdem schon „geraume Zeit mit schädlichem Holzhauen gar excessive im dasigen Allmendt" gehandelt. Daher gab Abt Paulus im Jahre 1683 eine neue Ordnung über das Holzfällen.[2])

Als Propst Wenzeslaus von Schlägl im Jahre 1596 den Bauern nicht mehr die Freiheit lassen wollte, nach ihrem Belieben den Klosterwald zu verwüsten, erhoben sie darob gewaltigen Lärm und Aufruhr; er erklärte jedoch, daß sie seit langer Zeit für geringes Geld Holz hätten holen dürfen, daß in anderen Wäldern auch nicht solche Freiheit herrsche und daß er den Wald nicht veröden lassen könne.[3]) Um einen langdauernden Rechtsstreit zu beenden, verkaufte das genannte Stift im Jahre 1680 einen Wald an den Markt Hasbach, behielt sich aber die Oberinspektion vor, „daß kein verschwendt oder Abforstung geschehe."[4])

Ueberall, wo Schmelzöfen und Eisenhämmer bestanden, war bei der damals noch unvollkommenen Betriebsart ein übermäßiger Holzverbrauch zu beklagen. So jammert 1610 das Stift zu Waldkirch über die Waldverwüstung durch das Bergwerk des Dr. Bräunig, welcher in Nonnenbach einen Wald zum Abholzen erkauft. „Die Taglöhner seines Nachfolgers", sagt ein stiftischer Bericht von 1616, „hauen und schwänden in Einem fort, trotz allen Abmahnungen. Und es ist nicht etwa schlechtes, sondern ganz schönes Bauholz.

1) Mayer J. a. a. O. S. 93.
2) Mayer a. a. O. S. 119.
3) Pröll L., Geschichte des Prämonstratenserstiftes Schlägl. Linz 1877. S. 182.
4) Pröll L. a. a. O. S. 283.

Aus diesem Werke will uns eine Lernea hydra septiceps, ja centiceps erwachsen.“ [1])

St. Trutpert und St. Blasien erließen im Anfang des 17. Jahrhunderts, als durch den Bergbau ihre Wälder sehr litten, energische Waldordnungen.[2]) Die Abtei Prüm hatte in Kesseling eine Holzberechtigung. Ueber den Gebrauch, welchen das Kloster von dieser Berechtigung bis zur französischen Revolution machte, berichtet ein Augenzeuge; er sagt, daß „die Herrn von Prüm alljährlich gekommen seien, um den Holzschlag zu leiten, man sei aber sparsam dabei gewesen, daß das Holz so dicht gestanden, wie in Amerika.“ [3])

Die Stiftsartikel des Nonnenklosters Göß in Steyermark, welche gegen Ende des 16. Jahrhunderts erneuert wurden, empfehlen u. A. Schonung der Lärchenbäume.[4])

Im 18. Jahrhundert übten die genußberechtigten Gemeinden ihr Beholzungsrecht am Stolhofner Kirchspielwalde der Abtei Schwarzach in Baden gegenüber in einer Weise, daß der Wald fast gänzlich ruinirt wurde. Das Kloster führte gegen diese Waldverwüstung von 1717 bis 1756 Klage und erstritt im letztgenannten Jahre beim kaiserlichen Kammergericht ein endgiltiges Urtheil zu Gunsten des Gotteshauses.[5])

Während um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Waldverwüstung wegen der Schulden der Fürsten ungeheuer im Breisgau, Tirol, Steyermark und Schweiz getrieben wurde, schonten die Mönche ihre Wälder. Dies muß auch Trenkle zugestehen. Er schreibt: „Sehr anerkennungswerth war in der Mitte des 18. Jahrhunderts die forstliche Thätigkeit der Klöster St. Blasien, St. Peter, St. Trutpert und

1) Freiburger Diöcesan-Archiv 1873. B. VII. S. 36.
2) Trenkle a. a. O. S. 73.
3) Schorn K. Eiflia sacra. Bonn 1888. B. I. S. 706.
4) Studien und Mittheilungen. Jahrg. 1893, S. 186.
5) Freiburger Diöcesan-Archiv. Bd. XX. S 168.

Gengenbach, deren Wälder beim Anfalle an Baden in vortrefflichem Zustande waren." [1])

Auch die Klöster in England haben frühzeitig die Bedeutung des Waldes erkannt. Von Alexander, dem ersten Abte von Kirkestall, wird gerühmt, daß er die weitgedehnten Waldungen im Hinblick auf die Nachkommen nicht angriff, sondern zu seinen vielen Bauten das Holz lieber anderwärts her kaufte. Die Mönche von Pipwell in Northampton pflanzten unablässig Bäume in ihre Forsten und pflegten dieselben sorgfältig wie eine Mutter ihr eigenes Kind. Für eigenen Gebrauch sammelten sie nur Dorngebüsch, dürres Holz und Wurzeln.[2]) Die Abtei von Pollesworth, als Convent der schwarzen Nonnen aus dem Orden St. Benedikts bezeichnet, hatte bei ihrer Unterdrückung 108 Acker Waldungen, darunter große hundertjährige Stämme, damals geschätzt auf 114 Pfund 10 Schilling.[3])

Bei den Franziskanern zu Oxford fanden die königlichen Visitoren gutes Land, Waldungen und einen hübschen Garten, während die Dominikaner derselben Stadt hinter ihrem Hause mehrere wohlbewaldete Inseln hatten.[4]) Die Waldungen der englischen Klöster müssen bis zu ihrer Aufhebung überhaupt gut gepflegt worden sein; denn der so gewissenlose Commissär Dr. Layton sagt in einem Briefe vom Januar 1538, daß er den Abteien, Prioren und Conventen im Namen des Königs befohlen habe, ihre Wälder nicht zu verschleudern, zu zerstören oder zu berauben.[5]) Umsomehr beeilten sich die Feinde der Klöster die Waldungen zu fällen und

1) Trenkle S. 191.
2) Hurter F., Geschichte Papst Innocenz III. und seiner Zeitgenossen. Hamburg. 1838. Bd. 3. S. 565.
3) Gasquet F. A., Heinrich VIII. und die englischen Klöster. Deutsch, Mainz 1891. Bd. 2. S. 13.
4) a. a. O. S. 192.
5) A. a. O. S. 202.

daraus Vortheil für sich zu ziehen. Da nach Unterdrückung der Klöster die neuen Eigenthümer nur auf reichen und raschen Gewinn bedacht waren, wurden die großen Waldungen bald weggeräumt, so daß der Arme nur mit großen Schwierigkeiten sich Holz für seinen Haushalt und seine Industrie verschaffen konnte.[1])

Die Mönche sorgten nicht nur für die Erhaltung der vorhandenen Wälder, sie legten auch neue an. Um dem drohenden Holzmangel zu steuern, traf Anselm Erl, Abt des Klosters Ottobeuren († 1767), umfassende Anordnungen, denen zufolge alle dem Stifte untergebenen Gemeinden eine Anzahl von Pflanzen, von je 150—600, besonders Eichen besorgen mußten.[2])

Die Karthäuser zu Köln verwandelten im Jahre 1611 40 Morgen unfruchtbaren Boden in der Gemeinde Bochem in Wald. Ebenso wurden 1689 in genannter Gemeinde Benutzpflanzungen vorgenommen.[3]) Die Karthäuser haben insbesondere zahllose Morgen kahler Höhen und öder Strecken bewaldet oder sonst nutzbar gemacht. Allein in der Umgegend ihres Stammklosters Grenoble haben sie im Verlaufe der Zeit 12000 Morgen sorgfältig gepflegter Waldungen geschaffen. Der Nutzen, welcher hieraus allein der Bevölkerung des Staates erwachsen ist, ist unberechenbar, sei es nun, daß die bewaldeten Höhen die Gewalt der Stürme und der hervorströmenden Wassermassen dem Lande weniger gefährlich machten, sei es, daß das Holz als reiche Ernte einer vor vielen Jahren geschehenen Aussaat zum

---

1) A. a. O. S. 289 und 365.

2) Sattler Magnus, Collektaneen: Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benediktiner-Universität Salzburg. Kempten 1889. S. 260.

3) Dumont Dr. K. Th., Geschichte der Pfarreien der Erzdiöcese Köln. Köln 1887. Bd. VI. S. 581.

Häuser-, Brücken- und Schiffbau oder anderen allgemein nützlichen Unternehmungen seine Verwendung fand.[1])

Die Mönche des Klosters Bussako in Spanien legten mit einheimischen und ausländischen Bäumen und Gesträuchen jenen weltberühmten Forst an, welcher heute noch, als werthvolles, unersetzliches, nationales Erbstück bewundert wird.[2])

In unseren Tagen hat Benedikt Braunmüller, Abt von Metten in Bayern, viele Tagewerk Land mit Holz bepflanzt und überall die Aufforstung befördert. Er kaufte Waldstücke, welche bei der Aufhebung des Klosters am Anfange dieses Jahrhunderts um 10 Gulden waren verschleudert worden, mit 1000 Mark zurück.

Auch wissenschaftlich pflegten die Mönche die Waldkultur. Die Frage über die Verbesserung der Holzkultur beschäftigte um das Jahr 1770—1780 die Akademie der Wissenschaften in München ganz besonders. Pater Placidus im Kloster Andechs verfaßte deßhalb 1775 eine Abhandlung von 31 geschriebenen Folioblättern und legte darin solche Sachkenntniß und praktische Erfahrung an den Tag, daß unter vielen Mitbewerbern seine Arbeit des ersten Preises von 50 Dukaten für würdig erachtet wurde; in der Zuschrift an den Verfasser betont die Akademie, daß die Abhandlung durchaus praktisch und praktikabel verfaßt sei und die zweckmäßigsten Mittel zur Beförderung der Holzkultur in unserm Vaterlande darbiete.[3])

Der 1833 verstorbene Naturforscher P. Placidus a Spescha, ein Benediktiner in Disentis, trat in seinen Schriften am Ende des vorigen Jahrhunderts für die Erhaltung und gute Pflege des Waldes ein.[4])

---

1) Brockhoff L. E., Die Klosterorden der katholischen Kirche. Frankfurt 1875. S. 189.

2) Natur und Offenbarung. Jahrgang 1887. Bd. 33. S. 213.

3) Sattler M., Chronik von Andechs. Donauwörth 1877. S. 630.

4) Studien und Mittheilungen Jahrgang 1886.

Es wurde bereits oben mitgetheilt, daß nach der Unterdrückung der Klöster durch die „Reformation“ die weltlichen Herren keineswegs schonend mit den den Mönchen entzogenen Wäldern umgingen. Genau so, vielleicht noch unvernünftiger wurde bei der Säkularisation mit den ihren Eigenthümern entrissenen, bisher so treu gepflegten Waldungen verfahren. Kaiser Joseph II. hörte mit Entrüstung daß die Wälder der von ihm aufgehobenen Klöster planlos verwüstet wurden. Er schrieb deßhalb an Baron Kressel: „Da mir bekannt ist, daß mit den Waldungen der aufgehobenen Klöster übel gebahrt wird, es damit ziemlich räuberisch zugeht, so werden Sie darüber genaue Einsicht nehmen.“ [1])

Es ist also eine Thatsache, daß die Klöster ihre Wälder zu schätzen wußten und deßhalb auch so rationell pflegten, als es die Erkenntniß ihrer Zeit ermöglichte. Sie verstanden aber auch, aus diesen ihren Besitzungen wirthschaftlichen Vortheil zu ziehen. Schon im 13. Jahrhundert bemerkt der bekannte Geschichtschreiber Cäsarius über einen Wald bei Bitburg, welcher zum Klosterhofe Merz gehörte: „Dieser Wald gewährt uns jährlich keinen geringen Ertrag. Alle Leute von Bitburg leben so zu sagen von ihm und haben darin viele Dienstleistungen zu verrichten. Wird dieser Wald zum Dienste der Kirche gut verwaltet, so gibt er fast so viele Einnahmen als der ganze Hof.“ Die Mönche verstanden auch, die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen, um ihre werthvollen vielhundertjährigen Eichen- und Buchenstämme entsprechend verwerthen zu können. Sie bauen Schwemmkanäle, auf welchen die Hölzer rasch und bequem aus dem Walde geschafft werden könnten. Das Kloster Osterried schloß 1724 mit der Stadt und der Festung Freiburg i. B.

---

1) Brunner S., Theologische Dienerschaft. S. 496. Vgl. Brunner, Joseph II. Freiburg 1885. S. XIII.

Verträge über Holzlieferung ab und zwar für mehrere Jahre. Zur Verbringung des Holzes wurde ein im Dreisamthale angelegter Canal benützt; ein solcher diente auch im Wiesenthale von Schönau zum Verschleiße des Holzes nach Basel und in das Baden-Durlachische Land.

Es wäre jedoch falsch, aus der Liebe und Sorgfalt mit welcher die Klöster ihre Wälder pflegten und schützten schließen zu wollen, daß sie der socialen Pflichten uneingedenk gewesen seien. Das ist ja der Unterschied des Besitzes in der Vergangenheit und Gegenwart. Heute erkennt der Besitzer keine andere Pflicht als die des kalten, herzlosen Lohnes in Geld; hat er diesen bezahlt, so fühlt er sich aller weiteren Pflichten ledig. Die Feudalherren, vor allen die geistlichen Besitzer, waren anderer Ansicht; sie wußten, daß mit ihrem Eigenthum noch weitere Pflichten verbunden waren. Die Klöster standen den Bewohnern der Umgegend nicht herzlos gegenüber.

Am 11 November 1469 schloß der Abt von Neustadt am Main einen Vertrag mit der Gemeinde Waldürn, wodurch letzterer Waldbezirke überlassen wurden. Die Urkunde lautet: „Wir, Heinrich, Abt des Klosters Neustadt, ich, Hans von Waldürn und wir die ganze Gemeine daselbst bekennen und thun kund allermänniglich für uns und unsere Nachkommen und Erben, daß wir um eines gemeinen Nutzens willen wegen Holz darin übereingekommen sind: es soll nämlich ein Berg mit Holz ausgegeben und einem jeden Nachbarn nach der Anzahl seiner Familie darin ein Erbschlag beschieden werden, und zwar so oft, als darnach Noth geschieht. Es soll aber Jeder seinen Erbschlag stehen lassen und pflegen, sowie den des Anderen, als waiz und korn (d. h. mit derselben Sorgfalt, mit welcher Waiz und Korn gepflegt wird) und das Recht, daß sie in der Noth jederzeit von dem Kloster mit Holz versorgt werden sollten.“ [1])

1) Link G., Klosterbuch der Diöcese Würzburg. Bd. I S. 331.



So wurde es nicht blos in Neustadt, sondern auch bei andern Klöstern gehalten.

Im Jahre 1506 wurde Paderborn von einem großen Brande heimgesucht; innerhalb drei Stunden waren mehr als 300 Häuser nur noch ein Schutthaufen. In dieser Noth war es namentlich die Benediktiner-Abtei Abdinghof, welche den schwer heimgesuchten Bewohnern der Stadt half. Der Abt schenkte nämlich u A. das zu den Neubauten nöthige Holz aus den Klosterwaldungen. [1])

Obwohl die Klosterwaldungen in den Kriegszeiten schwer gelitten hatten, erlaubte doch Abt Maurus von St. Peter auf dem Schwarzwalde im Jahre 1705 den Bauern von Ror, das zum Bauen und zur Feuerung nöthige Holz zu holen; zugleich gestattete er, um ihnen in den schlimmen Zeiten eine Unterstützung zu gewähren, daß dieselben eine Anzahl Bäume zum Verkauf fällen dürften. [2])

Vierhundert Jahre früher, 1341, hatte eine ungeheure Ueberschwemmung der Neisse das Dorf Pilz fast vollständig verwüstet Der Abt des Cistercienserstiftes Camenz baute den verzweifelnden Bauern die Gehöfte wieder auf. [3]) Das Benediktinerkloster St Maximin in Trier hatte ein 1240 gegründetes Hospital, in welchem Arme, Kranke, Gebrechliche ein Unterkommen finden sollten. In den Statuten dieses Hauses wird auch bestimmt, daß das nöthige Holz für die Insassen gegeben werden muß, aber auch, daß die noch arbeitsfähigen Leute zum Holzeintragen angehalten werden sollen. [4])

---

1) Greve J. B., Geschichte der Benediktiner-Abtei Abdinghof. Paderborn 1894. S. 115.

2) Mayer, Geschichte von St. Peter. S. 127.

3) Winter F., Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands. Gotha 1870. Bd. II. S. 184.

4) Marx J., Geschichte des Erzstiftes Trier. Trier 1859. Bd. I. Abth. 2 S. 287.

Der vortreffliche Abt Johann von Strahov bei Prag (1586—1612), ein würdiger Sohn des hl. Norbert und ein wahrer Vater der Armen, trug nicht selten im strengen Winter eigenhändig Holz zu den vor Kälte erstarrten Armen.[1])

Der Klosterwald hat noch in einer anderen Hinsicht eine beachtenswerthe Bedeutung. Hettinger legt dieselbe also dar: „Der Wald repräsentirt ein conservatives Princip; darum hat die Revolution, woher sie auch kam und in welcher Form immer sie auftrat, ob von oben oder von unten, in roher Gewalt oder auf dem Wege der Gesetzgebung, immer ihre zerstörende Wirkung dadurch geoffenbart, daß sie den Wald niederhieb. Der Wald wächst langsam, erst nach langer Zeit, nach mehr als einem Menschenalter, bringt er seinem Besitzer Frucht. So ist der Waldbesitz das gerade Gegentheil von dem Gewinne, den die Börse bringt. Aber er ist fest und sicher auf Jahrhunderte. Wer darum nicht für den Tag lebt und nicht nach schnell gewonnenem Reichthum trachtet, gründet seinen Besitz auf Feld und Wald. Universitäten, Abteien, fromme Stiftungen, große Adelsgeschlechter, die ihres Berufes noch eingedenk sind, haben die Wurzeln ihres Bestandes im Walde. Der Verkauf der Wälder war darum auch immer der Anfang ihres moralischen und wirthschaftlichen Ruins. Wald bei den einen, Papier bei den andern, das ist die bezeichnende Symbolik der alten und neuen Aristokratie.“[2])

Mainz. L. Wassermann.

1) Brunner S., Ein Chorherrenbuch. Würzburg 1883. S. 5?8.

2) Hettinger F., Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen. Freiburg 1888. Bd. 2. S. 450. (3. Aufl. S. 560.)

V.

Karl Graf von Montalembert in seiner Jugendzeit (1810—1836.)[1])

Wenngleich mehr denn ein Vierteljahrhundert seit dem Ableben des berühmten Verfassers der „Mönche des Abendlandes“, und hervorragenden Vertheidigers der Freiheit der Kirche in Frankreich dahingesunken, so hat dieses reiche Leben doch bisher eine erschöpfende Behandlung zu unserem Bedauern noch nicht erhalten. Die wenigen Schriften, welche Montalemberts Andenken gewidmet wurden, behandeln sein Leben nur in allgemeinen Umrissen, oder sie haben sich nur einzelnen Theilen desselben zugewendet. Dahin gehören die Arbeiten von Foisset, die Studie von Msgr. Ricard, sowie das Buch des Bischofs von Nîmes, Msgr. Besson: M. de Montalembert en Franche-Comté, nebst vielen Artikeln in französischen und fremdländischen Zeitschriften. Mit tiefer Sympathie hat die bekannte englische Schriftstellerin Mrs. Oliphant Montalembert in einer zweibändigen Denkschrift unter dem Titel: Memoir of Count Montalembert darzustellen versucht. Indeß ganz abgesehen von dem Mangel an Originalien, war es insbesondere der religiöse Standpunkt der Verfasserin, welcher sie an einer umfassenden und vorurtheilsfreien Auffassung ihres Helden behinderte. Wenn jede Schrift in dem Geiste, in welchem sie

---

1) R. P. Lecanuet, prêtre de l'oratoire: Montalembert. Sa jeunesse (1810—1836). Paris. Ch. Poussielgue. 1895. 8°. IV. 506. (Fr. 5.)



verfaßt wurde, auch aufgefaßt und erklärt werden muß, so kann auch Montalembert, dessen ganzes Wesen und Wirken in der Erkenntniß, Bethätigung und Vertheidigung der katholischen Kirche aufging, nur von einem Autor katholischen Bekenntnisses vollkommen gewürdigt werden.

In dem Oratorianer Lecanuet hat Montalembert einen solchen gefunden. Der treffliche Ordensmann, dem wir auch eine hervorragende Leistung über Berryer verdanken, [1]) hat nicht blos mit den vorhandenen Druckschriften gearbeitet, sondern auch sehr werthvolles handschriftliches Material verwerthet. Dahin gehören das von der Gräfin von Montalembert und dem Vicomte de Meaux, [2]) Montalemberts Schwiegersohn, dem Verfasser zur Verfügung gestellte kostbare Tagebuch (Journal) des letzteren. Von den frühesten Jahren an mit großer Sorgfalt, seltener Ausdauer und aus Anlaß aller hervorragenden Ereignisse, die in Montalemberts Leben hineinragen, weitergeführt, gewährt dasselbe einen Spiegel der geistigen Verfassung des Helden der Biographie Außerdem konnte Lecanuet benützen einen reichen Schatz von Briefen von Lamennais, Lacordaire, Gerbet, Lemarcis u. A., zu denen Montalembert innige Beziehungen unterhielt, wobei die Thatsache hervorgehoben zu werden verdient, daß Lacordaire mit wenigen Ausnahmen Montalemberts Briefe vernichtet hat, seine Schreiben an den letzteren dagegen glücklich auf uns gekommen sind. Dieses kostbare Material hat sich unter der kunstvollen Hand Lecanuets zu einem farbenreichen und wahrheitsgetreuen Bilde gestaltet, an dem jeder Freund ernster Geschichtschreibung seine aufrichtige Freude haben muß, denn was der Verfasser in der Vorrede betont: „Nicht eine Lobrede, sondern ein Wort der Gewissenhaftigkeit, der Gerechtigkeit und Wahrheit, das erwartet man

1) Berryer, Sa vie et ses oeuvres. 8. édit. (Librairie Bloud et Barral.)

2) Ueber de Meaux' Werk Les luttes religieuses en France au 16. siècle vgl. meine Besprechung in dieser Zeitschrift Bd 85 S. 296 ff., und über dessen Schrift: L'église catholique aux Etats-Unis. (Paris 1893) meine Anzeige im Katholik 1895 I, 564.

von uns und das haben wir auch in Angriff genommen" — das hat er auch im Verlauf der Darstellung durchaus gehalten. Wenn die frühreife Entwicklung des reichbegabten Jünglings zu allerlei schiefen Auffassungen und unüberlegten Schritten Veranlassung darbot, dann unterläßt Lecanuet nie, diese Mängel gewissenhaft zu prüfen und hervorzuheben. In seiner kindlichen Unterwerfung unter den apostolischen Stuhl und die von demselben in den Pontifikaten Gregors XVI. und Leo's XIII. ausgegangenen Lehrschreiben besitzt er den Probirstein, welcher an die politischen und kirchenpolitischen Lehren Montalemberts und seiner berühmten Freunde gelegt wird. Nur in einem Punkte dürfte der Verfasser zu weit gegangen sein. Das ist seine Bewunderung vor der demokratischen Staatsform. Die Aufforderung Leo's XIII. an die französischen Katholiken, sich von den Monarchisten loszusagen und auf dem Boden der Republik die Rechte der Kirche zu vertheidigen, wird in einer Art und Weise aufgebauscht, als gehöre der Demokratie die ganze Zukunft.

Diese Geistesrichtung theilt der Verfasser mit nicht wenig angesehenen Landsleuten. Ihr huldigt der Cardinal-Erzbischof Langénieux von Rheims in der übrigens durch großen Reichthum der Ideen sich auszeichnenden Vorrede zu La France chrétienne,[1]) und in noch höherem Grade als dieser Kirchenfürst der Verfasser der letzten Abtheilung dieses höchst beachtenswerthen Sammelwerkes, welche den Titel führt: Pius IX. und Leo XIII. in ihren Beziehungen zu Frankreich. Einsichtsvolle Beurtheiler der für Frankreich ergangenen päpstlichen Kundgebungen kommen darin überein, daß dieselben lediglich für dieses einzelne Land Bedeutung haben und die Berechtigung anderer Staatsformen, insbesondere diejenige der Monarchie ganz und gar nicht berühren. Die Geschichte der dritten Republik in Frankreich mit all ihren öffentlichen Skandalen ist

1) La France chrétienne dans l'histoire. Ouvrage publié à l'occasion du 14. centenaire du baptême de Clovis. Paris Firmin-Didot. 1896. Vgl. darüber meine Besprechung im Katholik 1896. I, 564 ff.

in dem nämlichen Maße, wie die von Lecanuet in Verbindung mit dem Erzbischof Ireland von St. Paul auf den Schild gehobene Union von Nordamerika mit ihren colossalen Mißständen lediglich im Stande, den Werth monarchischer Staatsformen in unseren Augen ganz bedeutend zu steigern.

Die beiden ersten Kapitel schildern uns Charles Forbes René de Montalembert in seiner Jugend und Studienzeit. Geboren am 15. April 1810 in London als Sohn von Marc-René de Montalembert und der (Schottin) Elise Rosée Forbes, theilte er die Eigenthümlichkeiten zweier Nationen. Französische Lebendigkeit verschmolz sich in ihm mit schottischem Ernst und Tiefsinn. Lecanuet weiß zu berichten (7), daß er in Albemarle Street das Licht der Welt erblickt habe. Weit lieber hätte man sich eine Notiz darüber gewünscht, in welcher katholischen Kapelle und durch welchen Geistlichen das aus gemischter Ehe entsprungene Kind das Sakrament der heiligen Taufe in der englischen Reichshauptstadt empfangen und unter welchen religiösen Einflüssen die Jahre des zarten Kindesalters gestanden. Da Montalemberts Vater unter Ludwig XVIII. den Posten eines französischen Gesandten in Stuttgart bekleidete, so fiel die Erziehung Karls vornehmlich seinem Großvater mütterlicherseits zu. Höchst interessante Einzelheiten erfahren wir aus dem Buche über den Großvater James Forbes, seine ebenso zahlreichen wie für die Wissenschaft der Erdkunde bedeutsamen Reisen in Asien, seinen Bienenfleiß in der Sammlung wichtiger naturhistorischer Notizen und seine zahlreichen Werke. Ein alter englischer Gentleman von ächtem Schrot und Korn, dem Ehre und Tugend über Geld und Gut stand, ein aufrichtiger anglikanischer Christ und überzeugungstreuer Anhänger des Königthums, war er zu Ludwig XVIII. während der Verbannung in Beziehung getreten. In des Königs Privatbibliothek in den Tuilerien prangten seine Werke und hier war es auch, wo der Monarch den Mr. Forbes mit seinem neunjährigen Enkel Karl, den die Herzogin von Angoulême liebkoste, im Jahre 1819 empfing. Eine Zeit lang in einem Institut zu Fulham bei London erzogen, erhielt Karl den Befehl von seinem Vater, sich nach Stuttgart und dann nach Frank-

reich zu weiterer Ausbildung zu begeben. Die Briefe des Vaters sind in ziemlich kategorischem Tone abgefaßt, was man angesichts der Thatsache begreift, daß Großvater Forbes auf dem besten Wege sich befand, aus seinem Neffen einen Engländer und, wenn nicht alle Kriterien trügen, ebenso einen Anhänger des anglikanischen Bekenntnisses zu machen. Denn kaum einen andern Sinn kann die an den Vater seines Enkels gestellte Zumuthung besitzen, den jungen talentvollen Karl in seinem 18. Lebensjahre seine Religion wählen zu lassen. In Begleitung des neunjährigen Karl auf der Reise nach Stuttgart begriffen, wurde Forbes 1819 im August zu Aachen plötzlich vom Tode überrascht. Zum ersten Male stand der junge Montalembert dem Tode gegenüber. „Niemals vergaß er den ehrwürdigen Greis, welcher seine Kindheit mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umgeben und für sein ganzes Leben ihm den Geschmack an der Arbeit, die Werthschätzung der Ehre und die Liebe zu Gott eingeflößt hatte" (18--19).

In Paris, wohin der Graf Montalembert aus Stuttgart 1820 zurückgekehrt war, widmete Karl sich den klassischen Studien unter Leitung des um das französische Unterrichtswesen verdienten Abbé Nicole, während der Abbé de la Bourdonnays ihm den Religionsunterricht ertheilte, nach dessen Schluß er 1822 die erste heilige Communion empfing. „Zum ersten Male," schrieb das zwölfjährige Kind in sein Tagebuch, „habe ich begriffen, daß es süß sein könne zu sterben." Eine bedeutende Vertiefung seiner Religionskenntnisse empfing Karl durch den Unterricht, welchen sein Beichtvater Abbé Busson seiner Mutter ertheilte, die den Katholicismus kennen zu lernen wünschte und dem er regelmäßig beiwohnte. Am 6. März 1822 legte Madame de Montalembert, die auch mit dem aus Irland stammenden Jesuitenpater Mac Carthy lange Besprechungen über Religion gehabt, in die Hände des Cardinals de Latil in Paris das katholische Glaubensbekenntniß ab (21).

Die Ernennung des Grafen von Montalembert zum Gesandten in Stockholm 1827 wurde Veranlassung, daß Karl im Colleg St. Barbe zu Paris zur Vollendung seiner humanistischen Studien untergebracht wurde. Der Inhalt dieses Kapitels ist

5*

nicht neu. Er beruht auf den rühmlich bekannten „Lettres à un ami de collège", in denen der junge Montalembert mit wenigen gleichgesinnten Jünglingen eine auf den Grundsätzen der Religion und der Sittlichkeit beruhende Freundschaft schließt, die sich glänzend abhebt von dem abstoßenden Gemälde der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit, welches so viele andere Mitschüler darboten. Schon jetzt sind es die höchsten Ideale, welche ihn und seine Freunde beseelen: Gott, Kirche, Vaterland, Freiheit, während so viele andere Studenten sich mit ihrem ebenso frevelhaften wie läppischen Atheismus spreizen. Gegen den Andrang dieser gefährlichen Elemente in St. Barbe mit einem für sein jugendliches Alter erstaunlichen Muthe siegreich angekämpft zu haben, bildet einen unverwelklichen Ehrenkranz des achtzehnjährigen Jünglings. Seine sittliche Reinheit befähigte ihn zugleich, sich den Wissenschaften, insbesondere der antiken und neueren Literatur mit einem Eifer zu widmen, welcher auch dann zur Bewunderung zwingt, wenn man sich des Gedankens nicht zu erwehren vermag, daß es an einem großen Plane und am Princip der Einheit mangelte. Den Werken der großen Orateurs, denen er selbst ebenbürtig beigezählt wird, hat er sich damals mit Vorliebe zugewendet und während eines Besuches bei der Familie Rohan auf Schloß Roche-Guyon im September 1827 in der Einsamkeit der herrlichen Parkanlagen, an Baumriesen sich anlehnend, in improvisirten Ansprachen in der Redekunst sich praktisch ausgebildet. Hier war es, wo er zum ersten Male dem jugendlichen Abbé Dupanloup[1]) begegnete.

Unter denjenigen Lehrern, die maßgebend auf Karl von Montalembert einwirkten, sind vor allem Guizot und Villemain zu nennen, unter welchen er auch die Prüfung zum Baccalaureat bestand. Beinahe verhängnißvoll für ihn wäre Victor Cousin geworden, der Vater des französischen Eklekticismus, der Anbeter Kants, welcher Karl von Montalembert

1) Ueber Dupanloup handelt: Msgr. Lagrange, évèque de Chartres, Vie de Mgr. Dupanloup. 7. édit. 3 vols. Paris (Poussielgue) 1894.

für dessen blendendes, aber morsches und in unseren Tagen durch den modernen Monismus beseitigtes System zu begeistern suchte. Es kam so weit, daß Cousin den bewundernden Schüler vermochte, eine Uebertragung Kants ins Französische zu unternehmen. Aber bald nach den ersten Seiten empfand der ideal angelegte Jüngling an dem Dunkel der Sprache des Philosophen von Königsberg einen solchen Ekel, daß er ihm auf immer und ewig entsagte (57).

Diese Uebersetzung sollte in Stockholm angefertigt werden, wohin Karl seinem Vater folgte. Hier vertauschte er 1829 eine Zeit lang auf Veranlassung des Geistlichen Stubach das Studium Kants mit dem Mysticismus Baaders, der ihn aber ebenso wenig befriedigte. Um so eifriger bebaute Montalembert diejenigen Gebiete, auf welche seine ganze geistige Veranlagung mit der Macht eines Instinktes ihn hinwies: Literatur, Volkskunde, Geschichte, Staatsverfassung, Religion. Unter all diesen Gesichtspunkten suchte er damals Schweden zu erfassen und legte die Ergebnisse seiner Studien in längeren Briefen an seine Freunde in Frankreich nieder. Leider wurden jene durch die Krankheit seiner Schwester Elisabeth unterbrochen, welche er im Monat August 1829 auf der zwei Monate dauernden Reise nach Besançon begleitete, wo sie, kaum angelangt, eines seligen Todes verblich. Ueber den Hof in Stockholm, die höhere Gesellschaft, sowie Land und Leute in Schweden enthält sein Tagebuch lehrreiche Mittheilungen, die seine feine Beobachtungsgabe und tiefe Religiosität bekunden. Der erste Artikel, mit dem Montalembert vor dem Publikum auftrat, erschien in der Revue Française und war schwedischen Zuständen gewidmet.

Das vierte Kapitel schildert uns „Einen Studenten im Jahre 1830 und die französische Revolution". Allbereits hatte der hochtalentirte Jüngling die Blicke der angesehensten Männer der Literatur auf sich gezogen. Von allen Seiten wurde um seine Freundschaft und Anerkennung förmlich geworben. Da sehen wir Alfred de Vigny und de Sainte-Beuve, Lamartine und Victor Hugo an Montalembert sich herandrängen und ihn feiern. Der letztere besitzt das Verdienst, seinen Freund auf

die reichen Minen des katholischen Mittelalters hingewiesen zu haben. „Er ist bezaubernd gewesen," meldet Montalemberts Tagebuch am 16. Juli 1830, „er hat mir eine Wissenschaft entdeckt, eine Laufbahn eröffnet, die mir unbekannt war. Zwei Stunden lang hat er mir die belehrendsten Mittheilungen über Geschichte und Philosophie der Baukunst gemacht. Nach seiner Auffassung bildete sie den Ausdruck der Freiheit und geistigen Regsamkeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst, sie vertrat die Freiheit der Presse im 11. und 12. Jahrhundert" (91). Wenn der herz- und gemüthvolle Montalembert diese kostbare Anregung dankbar annahm und kräftig ausbeutete, so bewahrte er Victor Hugo gegenüber doch seine volle Selbständigkeit und bekundete dieselbe sogar in scharfer Weise durch die vernichtende Kritik, die er an dem leitenden Gedanken von Victor Hugo's Notre-Dame de Paris übte.

Einen schrillen Mißton in die Ruhe dieses literarischen Lebens warf die Revolution von 1830. Montalembert ahnte das drohende Gewitter. „Nichts in der Welt ist betrübender," meldete er seinem Freunde Lemarcis am 4. April 1830, „nichts unsittlicher, antisocialer als jener Zustand, in welchem die (öffentliche) Gewalt sich außerhalb der Nation befindet, wo die Beamten eine besondere Klasse bilden, deren erste Aufgabe darin besteht, nicht zu denken wie die anderen Leute, die ihnen gehorchen sollen" (92). Die Erhebung der Pariser ist für den Adepten der eklektischen Philosophie Cousins eine gerechte Strafe, die Karl X. für seine Verletzung der Charte getroffen hat. Aber angesichts der Ausschreitungen der Männer des neuen Regime's kommt ihm die Reue an, welcher er Ausdruck verleiht in den Worten seines Tagebuchs 11. August 1830: „Die siegreichen Dinge liebe ich nicht... Karl X. ist unglücklich, seine Sache wird heilig in meinen Augen." Noch schärfer lautet eine andere Stelle aus dem Tagebuche: „Nunmehr erkenne ich die verhängnißvolle Seite der Revolution. Durch einen schnellen und unerwarteten Triumph gewinnt die Freiheit nichts; sie lebt von langen und ausgedehnten Opfern, von langsamen und allmähligen Siegen". Die im Namen der Freiheit begangenen Ausschreitungen beklagt er, und „sagt sich

los von einer Sache, die sich selbst trennt von allen edlen und reinen Zügen der menschlichen Natur" (95—97).

Auf Befehl seines Vaters mußte Karl von Montalembert vorderhand in England Aufenthalt nehmen, wo 1829 Dank den unablässigen Bemühungen Daniel O'Connells die Emancipation der Katholiken errungen worden. Die Bewunderung des großen Volksführers ließ in Montalembert den Entschluß zu einer Reise nach Irland reifen, den er im September und Oktober 1830 ausführte. Der eingehenden Beschreibung des Besuches der grünen Insel ist das fünfte Kapitel gewidmet. In besonderen Abtheilungen führt Lecanuet uns Irland, die Irländer und die irische Geistlichkeit vor auf Grund der Aufzeichnungen in Montalemberts Tagebuch. Einzelne Scenen sind von ergreifender Schönheit. Doch läßt sich nicht verkennen, daß Montalemberts Auffassung mancher Verhältnisse, wie z. B. der Besoldung der irischen Geistlichkeit an übertriebener Werthschätzung leidet, wobei die Angriffe auf die Lage der Kirche in Frankreich nur dürftig verhüllt werden. Irland besuchen, ohne O'Connell gesehen zu haben, wäre für Montalembert gleichbedeutend gewesen mit dem Satze: Nach Rom pilgern und den Papst nicht sehen. Er ließ sich die Mühen der beschwerlichen Reise nach Derrynane in der unwirthlichen Grafschaft Kerry nicht verdrießen. O'Connell nahm ihn zwar freundlich auf, scheint aber in ihm einen Spion gewittert zu haben, der seines Vertrauens nicht würdig sei. Jedes ernste Gespräch lehnte er ab, so daß Montalembert mit getäuschten Hoffnungen von dannen zog. Vielleicht erklärt sich aus seiner damaligen Herzensstimmung der von Lecanuet ihm gemachte Vorwurf, als habe er O'Connells Beredsamkeit nicht hinlänglich gewürdigt. Als aber O'Connell, den Todeskeim im Herzen tragend, auf der Reise nach Italien Paris berührte, hat Montalembert ihm eine warm empfundene Adresse mit dem Dank und der Bewunderung der französischen Katholiken überreicht.

Der Kern und Stern des ersten Bandes der Montalembert-Biographie liegt in den Kapiteln sechs bis dreizehn, in denen Lecanuet in zusammenfassender, systematischer Darstellung zum ersten Male die Geschichte und die Ideen des „Avenir"

erzählt. Wahre Cabinetsstücke sind die fein gezeichneten Porträts von Lamennais, dem „Maitre", mit seinen dämonischen Zügen, und von dem einsichtsvollen und milden Lacordaire, welcher vor allen andern das Verhängniß, dem jener entgegentreibt, mit sicherm Blicke erkennt und dann als rettender Schutzengel nicht eher ruht und rastet, bis er Montalembert auf bessere Wege gebracht, nachdem Lamennais mit satanischem Stolz sich in der Sünde verfestigt und verhärtet hat. Auch die Mitarbeiter zweiten Ranges an der Zeitung Avenir erhalten eine verdiente Würdigung.

Als leitende Ideen des Avenir werden bezeichnet und in besonderen Kapiteln abgehandelt: 1. Die Trennung der Kirche vom Staat, 2. die sociale und politische Reform, 3. die christliche Emancipation der Völker. Daran reihen sich weitere Kapitel über die Thätigkeit der Männer des Avenir, die Reise derselben nach Rom, ihren Aufenthalt daselbst und endlich die Verwerfung des Avenir durch Gregor XVI. in der Encyklika Mirari vos vom 15. August 1832. Mit Recht beklagt Lecanuet die Thatsache, daß man, nachdem der hl. Stuhl die Hauptideen des Avenir abgelehnt, von einer geschichtlichen Darstellung der Thätigkeit und der Ziele der maßgebenden Männer gänzlich Abstand genommen. „Denn wenn es auch kaum länger als ein Jahr gedauert hat, so hat der Avenir doch eine lange und tiefe Furche in der französischen Kirche gezogen. Nicht blos der Geist und die Beredsamkeit seiner Herausgeber haben ihm Ansehen verschafft, sondern in noch höherem Grade die Zahl und Bedeutung der von ihr vertretenen, im Ganzen und Großen edlen und kühnen, gerechten und lichtvollen, in einzelnen Punkten verwegenen und irrthümlichen Ideen, von denen einige sich nur langsam entfalten und vielleicht eines Jahrhunderts bedürfen, um sich auszureifen (152)." Der Idee des Avenir über die Trennung der Kirche vom Staat hat Lecanuet ein eingehendes Kapitel gewidmet, mit vielen Hinweisen auf Kundgebungen nordamerikanischer Bischöfe, welche die dortigen Zustände auf den Schild heben. Insbesondere werden Lamennais Angriffe auf das französische Concordat von 1801 in einer Ausführlichkeit dem Leser dargeboten, die in Verbindung mit

den S. 169 und 170 befindlichen Fußnoten die Ansicht beim Leser erzeugen, als neige auch der Verfasser dieser Auffassung zu. Dem anonymen päpstlichen Pariser Nuntius, den Lecanuet als Gegner des Concordats ins Feld führt (169), steht aber Papst Leo XIII. gegenüber, der ausdrücklich Concordatspolitik verlangt.[1]) Mit der Beseitigung dieser feierlichen Vereinbarung zwischen Kirche und Staat ist noch lange nicht jenes goldene Zeitalter eingeleitet, von dem die Redakteure des Avenir träumten, und in unseren Tagen Taine, de Vogüé und Leroy-Beaulieu soviel Aufhebens machen. Vielleicht wird dann an die Stelle des von diesen Männern so tief beklagten Einflusses der Staatsgewalten auf die Geistlichkeit der höchst zweifelhafte Einfluß der Volksmassen treten.

Beachtenswerthe Gedanken enthält das „Avenir“ über die sociale und politische Reform. Doch ist es offenbar zu weit gegangen, die Männer des Avenir schlankweg als Vorläufer Leo's XIII. darzustellen. Familienüberlieferungen und Einflüsse vermag der Mensch nicht so leicht abzuwerfen. Und so tritt uns denn auch hier die Thatsache entgegen, daß Lamennais als Republikaner, Lacordaire als Demokrat, Montalembert als Aristokrat erscheinen. Zwischen den beiden letzteren Männern kam es in dieser Hinsicht zu den heftigsten Kundgebungen in Briefen, die ganze Seiten ausfüllen. Einen versöhnenden Abschluß gewinnen diese aufgeregten Erörterungen in der Betrachtung, daß beide Männer die Sache der Kirche von allen Parteibestrebungen trennen und „vor Alles und über Alles immer gestellt haben.“

Die Vorschläge des Avenir über Veränderungen in der Staatsverwaltung übergehen wir. Ob aber hierin das Heil für die Abstellung der von Lamennais beklagten Mißbräuche gelegen, scheint um so mehr fraglich, als der Freiheit des

---

1) Lecanuet scheint die neueste sehr beachtenswerthe Arbeit über das Concordat gar nicht zu kennen: Les Origines du Concordat par Léon Séché. 2 vols. Paris 1894. Vgl. meine Besprechung in der Literar. Rundschau 1895. S. 39.

Volkes gegenüber den neuen Schöpfungen offenbar ein allzu weiter Spielraum eingeräumt wird. Mit Recht nennt Lecanuet diese Forderungen bedenklich, sie sind vielmehr grundstürzend, denn Lamennais und seine Freunde legten übertriebenes Gewicht auf die Freiheit des Gewissens und der Presse, die sie gleichsam kanonisirten und als unabweisbare Folgerungen der menschlichen Willensfreiheit ausgaben (177). Und noch weniger als diese Punkte des neuen socialpolitischen Programms befriedigen die Anschauungen des Avenir über die christliche Emancipation der Völker, von der man nur den einen Wunsch hegen kann, daß Gott uns vor einer solchen gnädig behüten wolle. Von großer Bedeutung dagegen dünken uns die Kämpfe des Avenir zur Erlangung der Freiheit des Unterrichts. Das hierüber handelnde Kapitel läßt uns Montalembert in glänzendem Lichte erscheinen, und wird seine Bedeutung besitzen, so lange es wahr bleibt, daß die ausschließliche Ertheilung des Unterrichts nicht zu den Aufgaben der Staatsgewalt gehört und daß die katholische Kirche, vom Sohne Gottes mit der Erziehung der Völker beauftragt, die Theorie vom uneingeschränkten Staatsschulzwang und dem Staatsschulmonopol nie und unter keinen Umständen ihre Zustimmung ertheilen kann.

Das zwölfte und dreizehnte Kapitel schildern uns die Reise der Redakteure des Avenir nach Rom ihren dortigen Aufenthalt, den Empfang derselben durch die Curialbehörde und den Papst, endlich den Erlaß der Encyklika Mirari vos. Den einleitenden Paragraphen mit den Auslassungen Lecanuets über den Triumph der Demokratie, welchen der gegenwärtig regierende Papst in Ausführung der Ideen des Avenir schon vorbereitet habe und welcher zweifelsohne die Zukunft angehöre, wird man überall da, wo monarchische Staatsform ihren Segen verbreitet, mit schweren Bedenken aufnehmen. Mit Freude dagegen genießt der Leser die hochinteressanten Mittheilungen des Verfassers über die einzelnen Etappen der Romreise, über die hinreißend schönen Naturschilderungen aus der Feder Lamennais', über die Verschiedenartigkeit der Eindrücke, welche Hesperien auf die drei berühmten Franzosen hervor-

brachte, über die vornehme und kluge Zurückhaltung, mit welcher die Cardinäle, und an ihrer Spitze Gregor XVI., die drei Männer aufnahmen, welche mit aller Gewalt ein Urtheil des hl. Stuhles über ihre Lehren erzwingen möchten, die den offenen Widerstand des französischen Episkopates bereits hervorgerufen hatten. Sehr wohlthuend berührt die Sprache, mit welcher Lecanuet das Benehmen Gregor's XVI. gegenüber den drei Franzosen in der ihnen gewährten Audienz beobachtete. Es war strengste Zurückhaltung und vollständiges Stillschweigen über die Frage des Avenir. Denn „die bestgemeinten Rathschläge, die väterlichsten Ermahnungen wären an der bretonischen Hartnäckigkeit abgeprallt. Einem so selbstherrlichen Geiste gegenüber (Lamennais) boten sich Gregor XVI. nur drei Auswege dar: entweder nachgeben, d. h. Lamennais die Oberleitung der Kirche überlassen — das durfte der Papst nicht thun; oder seinen Widerstand brechen — das wollte er nicht; oder endlich schweigen — das that er und zwar mit Recht" (287). „Sein Schweigen", heißt es in Montalembert's Journal, „enthielt die väterlichste und zarteste Ermahnung, die sich denken läßt, diejenige, welche die wenigsten Spuren zurückließ, nichts entschied und Niemand bloßstellte" (298).

Die beste Rolle hat damals Lacordaire[1]) in Rom gespielt. Bei ihm brach sich die Ueberzeugung durch, daß das Avenir der Verwerfung nicht entgehen könne, daß kindliche Unterwerfung unter das Urtheil des heiligen Stuhles das einzige Mittel der Ehrenrettung enthalte, daß aber Lamennais leider von Tag zu Tag seinem jähen Falle unaufhaltsam entgegentreibe.[2]) Mit dem ganzen Schwung seines ideal an-

---

1) H. D. Lacordaire, sa vie intime et religieuse par Chocarne 5. édit. 2 vols. Paris (Poussielgue).

2) Als neueste Literatur über Lamennais sei verzeichnet: 1. Alfred Roussel, Lamennais d'après des documents inédits. 2 vols. Rennes 1892. Vgl. meine Besprechung in der Literar. Rundschau 1895. S. 109. 2. R. P. Mercier, S. J., Lamennais d'après sa correspondance et les travaux les plus récents. Paris 1895

gelegten Geistes suchte er Montalembert zu retten, der sich mit der zarten Liebe eines Sohnes krampfhaft an Lamennais anklammerte. Ihre Erörterungen über diese Fragen besitzen unvergänglichen Werth, aber nicht minder belohnend ist das tiefempfundene Wort, welches Lacordaire vor seiner plötzlichen Abreise aus Rom an Montalembert richtete: „Karl," so bittet er ihn, „im Namen des Himmels, bekämpfe in dir den todbringenden Hang zu einer Unabhängigkeit, welche deinen Ruf, deine Kraft und namentlich die Dienste vernichten würde, die du der Kirche leisten kannst und sollst . . . Du scheinst mir zu vergessen, daß die Unterwerfung unter eine Autorität, die man selbst anerkannt und sozusagen geschaffen hat, die letzte Stufe, der höchste Sieg der Freiheit ist" (290). Aehnliche Ermahnungen kehren häufig wieder (295). Von Frankreich aus mahnt er ihn, die Reise abzukürzen und weist in einem Briefe auf den Fall Lamennais in erschütternden Worten hin (311.)

A. Bellesheim.

(Schluß folgt.)

Vgl. meinen Bericht in der Literar. Rundschau 1896. S. 43.
3. Der geistvolle Artikel über Lamennais von Prof. Weinand im Kirchenlexikon VII, 1366. (Freiburg 1891).

VI.

Ein neuer Lebensführer für Gebildete.

Jedes Zeitalter hat seine besondere „Bildung", darum wird auch ein Lebensführer für „Gebildete" sich der Zeit seines Erscheinens zu accommodiren haben. Ja, geht man der Sache auf den Grund, so hat fast jedes Jahrzehnt seine eigene „Bildung"; kein Wunder daher, daß die diesbezüglichen apologetischen Werke ebenfalls einer continuirlichen Erneuerung bedürfen.

Wenn ein Berliner Seelsorgs-Geistlicher es unternimmt, hier unsere Literatur zu vervollkommnen, so wird man ihm von vornherein die Competenz dazu einräumen müssen. Niemand wie er steht in Verbindung mit Ministern, Abgeordneten, Gelehrten, adeligen und bürgerlichen Gebildeten; er weiß besser als ein anderer, wo die Hebel einzusetzen sind, um den Schwierigkeiten zu begegnen, welche die moderne „Bildung" den Bemühungen des katholischen Seelsorgers entgegensetzt.

Wir begrüßen darum dankbar die verdienstvolle Arbeit, welche der Curatus an der Berliner St. Hedwigskirche, Herr W. Faber, soeben veröffentlicht hat.[1])

Ganz dem Bedürfniß entsprechend, zeigt sich der Autor nicht nur als Theoretiker, sondern auch als Praktiker; demzufolge zerfällt sein Werk in zwei Bände, von denen der erste „zeitgemäße Betrachtungen", der zweite „angemessene Religionsübungen" enthält. Den ersten Band liest man zu Hause, den zweiten zu Hause und im Gotteshaus. Gerade wegen

1) Das Leben. Zeitgemäße Betrachtungen u. angemessene Religionsübungen für die Gebildeten aller Stände von Willibrord Faber, Curatus bei St. Hedwig. Berlin, Verlag von Felix L. Dames. 1897. 2 Bde. 310 u. 492 S.

dieser praktischen Anlage unterscheidet sich das Werk Fabers von allen ähnlichen apologetischen Schriften der älteren und neueren Zeit.

Was den theoretischen Theil anlangt, so mögen hier einige kurze Proben mitgetheilt werden, nach denen der Leser den Inhalt selbst beurtheilen wolle.

Das Kapitel: „Nicht Wissen, sondern Wahrheit" enthält u. A. folgende Sätze: „Auf zwei Dinge käme der Mensch nie, und wenn sie da sind, kostet es ihm Mühe, auf sie einzugehen: Wahrhei: und Leben. Auf diesen beiden Linien liegen seine schwächsten Ruhmestitel, seine geringsten Errungenschaften; an ihnen entlang zieht sich hin die unübersehbare Reihe seiner Verluste, seiner Niederlagen. Wahrheit und Leben sind durchaus solidarisch, ihr Geschick ist eben unzertrennlich. Wohl liegt uns nun das Leben näher, jedoch besteht unser Einsatz ins Leben lediglich aus einigen Fähigkeiten und Elementen. Also weist uns das Leben immer und überall an die Wahrheit. — Der Mensch kann sich außerhalb der Wahrheit stellen. Freilich ist das eine Gewaltthätigkeit, die seinem Egoismus vorbehalten ist; dieser isolirt, um zu tödten. Es ist eine brutale Fiktion, mit der er seine Zersetzung verhüllt. Verstand und Wille sind ja genöthigt, in dem Akte, d. h. in der Erfassung hres Gegenstandes, Form und Inhalt, also Leben zu gewinnen. Sie können jedoch mit dem Schein, mit einem Theil sich begnügen. Sie lassen alsdann das Wahre und Gute, wie es seine bestimmte Anwendung auf die Akte und Gesinnungen fordert, nicht einfließen. Aber es ist das eine eitle Secession, eine Zerreißung des eigenen Selbst, das in der Wahrheit steht. An ihr hat ja dann der Mensch keinen Antheil, da er sich von ihr abgekehrt hat. Homo cum in honore esset, non intellexit. (Ps. 49, 21) . . ."

Aus dem Kapitel: „Es tagt" sei Folgendes citirt:

„Das ‚Wissen' setzt sich aus Kenntnissen zusammen; sind diese Kenntnisse angeeignete Wahrheiten? Ja und nein. Das ‚Wissen' macht kurzen Weg: er reicht vom erkannten Gegenstand bis zum Verstand. Da steht die Bewegung still, nicht um in berechtigter Befriedigung ruhen zu können, sondern nur, um

nicht weiter gehen zu müssen. Es ist ja immerhin in diesem ‚Wissen‘ eine Einsammlung von Lichtstrahlen des Gegenstandes, eine Aufnahme seines Bildes in der Erkenntnißkraft vorhanden: aber am Spiegel der Seele ermatten, erlöschen und zerstreuen sich wieder Bild und Strahlen. — Die Wahrheit sammelt ebenfalls die Strahlen, aber nicht endgiltig in das eigene Auge hinein, sondern sie trägt sie zu ihrem Quell, zu Gott zurück. Sie liebt die Bewegung, und sie durcheilt den ganzen Weg, damit kein Lichtstrahl verloren gehe, sondern damit jeder unterwegs sich bewähre und in der Berührung mit seiner Quelle, in der Einkehr in sein Ziel sich ergänze und vollende. Im menschlichen Geist ist kein Lichtstrahl weder am einen noch am andern Ende beheimathet; in ihm allein kann nie ‚Wissen‘ zur Wahrheit werden. Wohl aber kann in ihm Wahrheit zum bloßen Wissen werden; sie braucht nur in ihm gefangen gehalten zu werden.

„Daß es in der Seele, im Herzen, im innern, ganzen Menschen, im ganzen Leben nach seiner Tiefe und Höhe, in die weiteste Ferne hinaus Tag werde, daß der ganze Mensch an seine ganze Aufgabe herankomme und sich von ihr ganz erfülle, das obliegt der Wahrheit, jener Wahrheit, die, von Gott auf das Antlitz der Seele ausgegossen, ihre Strahlen wieder sammelt und zu deren Urquell zurückträgt.“

Endlich aus dem Kapitel: „Ein Blick thuts nicht“ Folgendes:

„Ein bloßer Blick auf die Wahrheit ist von wenig Nutzen, der zweite und dritte Blick kann schon vom Uebel sein, falls es nur beim Blick bleibt. Je öfter er sich wiederholt, um so matter, um so kälter wird er; zuletzt ist er ganz leer. Der erste Strahl der Wahrheit bewegt, belebt das Angesicht des Schauenden; dringt er aber nicht in die Innerlichkeit, in die Tiefe, so war die Wirkung von geringem Belang. Geht der zweite, dritte Strahl nicht über diesen Effekt hinaus, so theilen sich Angesicht und Licht der Wahrheit in die sehr bedenklichen Unkosten. In dieser Erhellung und oberflächlichen Erwärmung entzündet sich das Angesicht der Seele, am Ueberreiz entnervt es sich und siecht hin. Trauriges Loos der Vielen,

die für die Wahrheit nur ein neugieriges Auge, das Eintags-Interesse des Gallerie-Besuchers haben!

„Ein bloßer Blick! Der Blick ist in unserer Zeit weniger werth als in einer früheren Zeit. Auf ihn folgt kein Nachdenken, keine Ruhepause; er ist nicht getragen, umgeben und gehoben vom Schweigen, sondern veranlaßt von einer flüchtigen Anregung, von einem sehr oberflächlichen Interesse. Für was hat man heutzutage nicht einen Blick? Man glaubt, das seiner ‚Allseitigkeit‘ schuldig zu sein. Ja, ein Geschlecht, das keine Lebenstiefen mehr hat, hat nur noch Seiten. Es wird sich ja glücklich schätzen, wenn es deren viele hat, damit es im schnellen Wechsel der Momentaufnahmen den Schein einer inneren Spannkraft sich erhält!

„Womit ist in der That der Zuschauer an seinem Blick betheiligt? Welche Mühen, welche Kraft der Seele hat er in ihn gelegt? Wie wenig tief dringt jener Blick ein, wie wenig hebt er aus dem Gegenstand heraus, wie schnell zerfließt das Bild, das er gewonnen? Ein Blick, der für Alles gut genug ist, hat absolut keinen Werth. In ihm ist die Betheiligung der Seele auf Null gesunken. Wird sich sein Gewinn höher stellen? Leichter ist es, daß das Kind am Strand das Meer in sein Grübchen hineinschöpfe, als daß ein Alltagsblick die Wahrheit erfasse. Ein solcher Blick soll zwischen Wahrheit und Seele vermitteln, zwei Welten verbinden, deren eine in der andern aufgehen soll, um durch sie höheres Sein und Leben zu erlangen?“

So die drei Proben. Schon in ihnen bemerkt man eine tiefere Religionsphilosophie, die für den nachdenkenden gebildeten Laien kaum etwas Unverständliches hat.

Wir hoffen, daß das Werk bald neue Auflagen erleben wird, und möchten nur noch vorschlagen, eine Ausgabe mit etwas größerem Druck zu veranstalten.

—e.

VII.

Albertus Bohemus.

Neue Forschungen von Dr. G. Ratzinger.

Mehr als ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem ich in den „Histor.-polit. Blättern" das Resultat meiner erstmaligen Studien über Albert Behaim, den unermüdlichen Vertreter der päpstlichen Sache im gewaltigsten Kampfe zwischen imperium und sacerdotium, veröffentlichte. Seitdem wurde zahlreiches neues Material zu Tage gefördert, so daß ich mich schon im Jahre 1879 genöthigt sah, das Bild der Forschungen, wie es sich in der Darstellung des Jahres 1869 gestaltet hatte, wesentlich zu erweitern, früher gewonnene Resultate mit vermehrten Gründen zu stützen, unrichtige Annahmen durch die Ergebnisse neuer Studien zu ersetzen. In ähnlicher Lage bin ich heute abermals. In nachstehenden Forschungen soll das Lebensbild des Albertus Bohemus wiederholt erweitert werden Es ergaben sich verschiedene Resultate, durch welche neues Licht verbreitet wird.

1. Alberts Abstammung und Geburtszeit.

In der Ebene des Donauthales, am Fuße der Vorberge des bayerischen Waldes, liegt das Kloster Niederaltaich, die älteste Culturstätte im Mittelpunkte Niederbayerns. Das Kloster hat zur Besiedelung des bayerischen Waldes planmäßige Culturen ausgeführt, welche erst zu Ausgang des

Mittelalters ihren Abschluß fanden. Lichtung der Wälder, Bestellung von Feldern und Wiesen, Bau von Kirchen, Gründung von Seelsorgsposten und Schulen bezeichnet diese Thätigkeit. Schon im 11. und 12 Jahrhundert waren die Vorberge besiedelt und kirchlich organisirt, erst im 13. und 14. Jahrhundert folgte die Rodung und Besiedelung des eigentlichen Waldes, der beiden heutigen kirchlichen Decanate Regen und Schönberg nach.

Die ursprüngliche civilisatorische Thätigkeit des Klosters concentrirte sich in den ersten Jahrhunderten auf die Donau-Ebenen an den beiden Ufern des Flusses und auf die Abhänge und Ausläufer des bayerischen Waldes, welche den Umfang des heutigen Decanates Hofkirchen, ungefähr den Bereich des Amtsgerichtes Hengersberg, umfassen. Auf den sonnigen Höhen der Vorberge wurde Wein gebaut, wovon die Ortschaften Winzer und Weinberg ihren Namen herleiten. Der Schloßberg in Winzer war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von Weinreben bedeckt. Im weiteren Verfolge der Besiedelung wurde jener Theil in die Cultur einbezogen, welcher durch den Höhenzug der Rusel gegen Norden geschützt ist und besonders für Obstzucht sich eignet, der sog. Lallinger Winkel mit den Pfarreien Auerbach, Grattersdorf, Lalling und einem Theile von Seebach. Hierher hatte 1008 der selige Günther, wohl ein Graf von Schwarzburg in Thüringen, sich zurückgezogen, um in einsamer Zelle auf dem Ranzinger Berge Werken der Frömmigkeit sich zu widmen. Aber vor dem Strome der Besiedelung entfloh er bald tiefer in den Wald, um in Rinchnach bei Regen Zelle und Kapelle sich zu erbauen.

Auf den Abhängen des Vorwaldes lagen jene Schlösser, welche im Besitz von Verwandten des Albertus Bohemus waren, so Zierberg und Furt, beide in der Nähe von Auerbach und Grattersdorf, aber noch zur Pfarrei Schwanenkirchen gehörig, Fronstetten (Pfarrei Seebach) und Grub (Pfarrei Auerbach). Sie waren theils Dienstmannen der

Grafen von Hals, theils der Herzoge von Bayern als Erben des Geschlechtes von Vohburg-Cham. Im Lallinger Winkel liegen Böhaiming (Böhming) und Utting. Letztere Ortschaft gehört zur Pfarrei Auerbach, Böhaiming früher zu Grattersdorf, jetzt zu Lalling. In diesem Böhaiming ist wohl der ursprüngliche Sitz des Geschlechtes der Böhaim (Bohemus) zu suchen. Das naheliegende Utting war persönliches Eigenthum des Albert Bohemus. In einem Aventin'schen Excerpte[1]) liegt die Einladung an Bischof Siegfried von Regensburg vor, durch beglaubigte Abgesandte Einsicht von den päpstlichen Vollmachten nehmen zu lassen, deren Existenz und Aechtheit der Bischof bezweifelte. Die bischöflichen Stellvertreter lud er ein, entweder nach Landshut oder auf sein Schloß Uting zu kommen. Schirrmacher[2]) identificirt dies Outing mit Oetting. Allein Oetting war altwittelsbachischer Besitz, niemals Eigenthum (castrum suum) Alberts. Von den verschiedenen Utting in Altbayern (z. B. das vielbezeugte Utting am Ammersee, wo ein Adelsgeschlecht ansässig war,[3]) ferner Utting bei Weilheim, Utting bei Erding, jetzt Kirchötting, welches gleichfalls in Urkunden häufig vorkommt), kann hier nur Uting in der Pfarrei Auerbach in Frage kommen. In dem Uting bei Auerbach hatte das Kloster Niederaltaich mehrere Höfe.[4]) In den Altacher Klosterurkunden sind ein Cunradus und Liupold von Uting als Zeugen aufgeführt.[5]) Sie dürften Alberts

---

1) Höfler, Albert von Beham, XVI. Bd. des literarischen Vereins in Stuttgart, S. 12: invitat ad suum castrum Outing aut Landeshutam fide publica mittere ministros qui instrumenta videant.

2) Albert von Possemünster S. 51.

3) Vgl. Meichelbeck: histor. Frising., I. 1., 264; I. 2., 258 268, 284, 478

4) Villae, quae pertinent ad Auerbach, welches eine Filialkirche von Altach war. Notizenblatt, V, 209, 214.

5) Notizenblatt, V, 384; VI, 473.

Verwandte gewesen sein. Schloß Uting wird zu jenen Besitzungen seines Erbes (patrimonium) gehört haben, welches Albert in den bitteren Bedrängnissen der Verfolgung des Jahres 1241 zu veräußern genöthigt war.[1]) Außer den Herren von Uting sind in dieser Gegend vielfach bezeugt Herren von Aichberg, Grattersdorf, Lalling (Larling), Roggersing (Rukozzing). Sie standen unter der Lehensherrlichkeit der Grafen von Hals, welche auch sonst in der Gegend begütert waren; das benachbarte Dorf Winsing war Besitz von Hals.[2]) Auch die Grafen von Neuburg hatten frühzeitig in dem Dorfe Einöd, welches gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts an das Kloster Osterhofen kam, eine Besitzung in dieser Gegend. Der Hauptstock des Besitzes, namentlich in den ausgedehnten Waldungen des Schachen, des Büchlstein und des Ranzinger Berges zählte zum Kloster Niederaltaich.

Weiter waldeinwärts, gegen Grafenau und Freyung zu, waren die Besitzungen der Herren von Pernstein und der Herren von Schönanger, mit denen Albert Böhaim gleichfalls verwandt wär.

Otto Freiherr von Lerchenfeld nennt als Eltern des Albertus Bohemus den Albert Behaim von Kager und Walburga von Lerchenfeld.[3]) Ich habe seine Resultate in den Abhandlungen des 84. Bandes dieser Blätter im Allgemeinen acceptirt, bin aber heute der Ansicht, daß sich hiegegen gewichtige Einwendungen erheben lassen. Vor allem ist festzustellen, daß nach der eigenen Angabe Lerchenfelds die

---

1) Höfler, S. 30: patrimonium distraxit, libros vendidit, obligavit de redditibus, nihil proprium.

2) Mon. boic. 28², 352. 36², 264. Vgl. Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern, IV, 26

3) Albert Behaim von Kager, genannt der Böhme. Histor.-polit. Blätter 1874, LXXIV, 352—69, 421—38. Die Abhandlung erschien auch als Separatabdruck.

älteren Familienaufschreibungen wohl eine eheliche Doppelverbindung zwischen den Böhaim und Lerchenfeld um die Wende des 12. und 13 Jahrhunderts bezeugen, nämlich daß Friedrich von Lerchenfeld mit Irmgart von Böhaim sich verehelichte, während Friedrichs Schwester „Walburga von Lerchenfeld sich mit Albrecht Böhaim von Kagers verehebandete 1205." Aber daß der letzteren Ehe Domdekan Albert Bohemus entsprossen sei, davon wissen die älteren Lerchenfeld'schen Familienaufschreibungen nichts, sie machen davon keinerlei Erwähnung. Erst Prey[1]) äußert sich in seiner Beschreibung der Familie der „Behaim von Kagern" also:

„Albrecht Behaim von Kagern, dessen Confrau „Walburg von Lerchenfeld anno 1215 und 1219. Bei „ihr viel Kinder, die Meisten aber zeitlichen Tods erfahren ... Albrecht Behaim, Albrechts und Walburga „von Lerchenfelds Sohn, Archidiakon und auch Dom„dekan zu Passau anno 1244."

Nachdem die Lerchenfeld'schen Familienpapiere hievon schweigen, ist das sehr späte Zeugniß von Prey allein wohl nicht überzeugend, zumal auch chronologische Schwierigkeiten sich ergeben. Prey gibt für die Ehe Albrechts von Kager mit Walburga von Lerchenfeld die zwei Jahre 1215 und 1219 an. Er wollte damit offenbar nicht das Datum der Eheschließung angeben, sondern nur andeuten, daß er in diesen Jahren den Bestand der Ehe urkundlich bezeugt fand. Die Ehe könnte immerhin 1215 schon länger als 30 Jahre gedauert haben, denn so weit müßte man unbedingt zurückgehen, wollte man den Domdekan Albert als Sohn annehmen. Nun nennen aber die älteren Lerchenfeld'schen Familienaufschreibungen ausdrücklich das Jahr 1205 als Datum der ehelichen Verbindung zwischen Albrecht Böhaim von Kager und Walburga von Lerchenfeld. Nachdem Albert

1) Bayerische Adelsbeschreibung II, 45.

schon 1212 Canonikus des Kapitels Passau und noch unter Innocenz III. (1197—1216) advocatus major an der Curie war, kann er unmöglich aus dieser ehelichen Verbindung entstammt sein.

Otto v. Lerchenfeld findet ferner selbst auch Schwierigkeiten in dem Alter der Walburga von Lerchenfeld. Er wagt ihr Geburtsjahr nicht höher als auf 1168 (ihr Vater starb 1216) anzusetzen, will sie aber schon zwischen 1186 und 1190 zur Ehe schreiten lassen. Allein Domdekan Albert ist zweifellos schon vor 1190 geboren. Selbst das Jahr 1185 dürfte zu spät als Geburtsjahr angesetzt sein. Es wäre ja möglich, daß Albert in sehr jungen Jahren als Schüler schon ein Canonikat erlangte. Aber es ist doch wohl unmöglich, daß er unter 30 Jahren höherer Anwalt an der Curie werden konnte. Das setzt einen längeren Bildungsgang und praktische Thätigkeit an der Curie voraus. Man wird wohl nicht annehmen dürfen, daß er den Rang eines Magisters unter dem 25. Lebensjahr erlangte. Ich werde ferner bei Besprechung der Beziehungen Alberts zu Kloster St. Lambrecht nachweisen, daß Albert schon im Jahre 1205 Anwalt an der Curie zu Rom war.

Nachdem die eigene Angabe Alberts vorliegt, er sei unter Papst Innocenz III. noch de majoribus curiae advocatis gewesen, läßt sich sein Geburtsjahr unmöglich tiefer herabdrücken, als um das Jahr 1180. So weit hinauf wird man aber die Eheschließung zwischen Albert Behaim von Kager und Walburga von Lerchenfeld kaum rücken können, ohne der Lerchenfeld'schen Genealogie Gewalt anzuthun. Und damit wird sich dann die Angabe Prey's, der Domdekan Albert sei ein Sohn des Albert von Kager und der Walburga von Lerchenfeld, nicht aufrecht erhalten lassen.

War aber Albert nicht direkter Sprößling, so muß er doch in sehr naher Verwandtschaft zu den Behaim von Kager gestanden haben, da er nach seinen eigenen Angaben

ein naher Verwandter des Heinrich von Lerchenfeld, Bruders der Gattin des Albrecht von Kager war.

Das geschichtliche Resultat ist dahin zusammenzufassen: Der Stammsitz der Familie Böhaim ist in Böhaiming (Böhming) wenige Kilometer vom Kloster Niederaltaich entfernt, am Fuße der Rusel, am Abhange der Ausläufer des bayerischen Waldes, zu suchen. Dort lag auch Schloß Uting, welches zu den Böhaim'schen Besitzungen zählte.

Kager war der Sitz einer Linie der Böhaim'schen Familie. Der Name Kager (= Umfriedung) ist sehr häufig und ist in vielen Gegenden Altbayerns und Oesterreichs zu constatiren. Nach der Annahme des Otto von Lerchenfeld lag das Kager der Böhaim zwischen Stammsried und Pempfling, ziemlich in der Mitte zwischen Rötz und Cham, am Fuße des Rabenberges (625 Meter). In nächster Nähe war die Kürnburg, Sitz des Geschlechtes der Kürner bis ca. 1400, später der Muracher, dann der Kreuth und anderer Adelsfamilien. Nach dem Verfall der Kürnburg wurde ein Schloß im benachbarten Stammsried erbaut, welches um 1770 in den Besitz der Grafen von Holnstein kam, von denen es König Ludwig I. kaufte, um es als Kronlehen dem Minister Abel zu übergeben, dessen Sohn der heutige Besitzer ist. Kager selbst ist gegenwärtig ein Dorf von 34 Häusern. Das Schloß ist bis auf die letzten Spuren verschwunden. In dieser Gegend haben die Hussitenkriege fürchterliche Zerstörungen angerichtet. Fast alle alten Burgen und Kirchen fielen in Asche, um selten mehr aufgebaut zu werden. Kager gehörte früher in die Pfarrei Stammsried, seit etwa 30 Jahren aber nach Pempfling. Im vorigen Jahrhundert gehörte Kager den Herren von Vieregg, ging durch Heirat an die Herren von Drechsel, später an einen Zweig der Moreau über, von denen ein Nachkomme als Söldner Moro noch dort lebt.[1])

1) Eingehende Nachrichten hat der verstorb. Pfarrer Dr. Jos. Schäfler gesammelt und im Pfarrarchive zu Stammsried hinterlegt.



Kager liegt nördlich von Cham, in der Richtung gegen Grafenkirchen und Schönthal. Südlich von Cham, halbwegs gegen Falkenstein, liegt auf Bergeshöhen Thierling (Turdeling), wo gleichfalls nahe Verwandte des Albert Bohemus saßen. Am 28. Dezember 1242 verpflichtete sich Albert, zur Aussteuer einer Tochter des Wichmann von Thierling, welche den Wilhelm von Zierberg heiratete, 20 Pfund beizutragen, wie dies auch der Lehensherr, Herzog Otto II. versprach. Die Herren von Thierling, wie die von Kager, waren Dienstmannen des Herzogs, aus dem Erbe von Cham.

Kager und Thierling gehörten seit Festsetzung der Grenzen der bayerischen Bisthümer durch den hl. Bonifazius zur Diöcese Regensburg, Böhaming und Utting dagegen jeder Zeit zur Diöcese Passau. Daß Albert Bohemus alsbald im Dienste der Diöcese Passau erscheint, ist ein weiterer Umstand, welcher gegen die Annahme spricht, als ob er in Kager geboren worden wäre. Die Diöcesangrenzen wurden und werden noch heute auf Grund des Kirchenrechts beim Eintritte in den Dienst der Kirche eingehalten. Dazu kommt, daß Schreitwein in einem Auszuge aus einer Vertheidigungsschrift, welche augenscheinlich von Albert selbst oder seiner nächsten Umgebung stammt, die Diöcese Passau ausdrücklich als Heimathsstätte bezeichnet.[1]) Albert selbst spricht bei seiner Rückkehr von der päpstlichen Curie zum Antritte

1) Pro pataviensi ecclesia et libertate civitatis ejus simul et patria. Hier ist civitas vielleicht nicht auf die Stadt, sondern auf das Bisthum Passau als unabhängigen Staat zu beziehen. Ecclesia pataviensis, als patria, kann die Diöcese Passau bedeuten. Ich bemerke, daß Albert im Briefe an den Abt von St. Lambrecht (Höfler S. 143) das Wort patria gleichfalls im Sinne für Umfang des bischöflichen Staatsgebietes gebraucht. Das Herrschaftsgebiet des Erzbischofs Philipp nennt er patria Salzburgensis.

der Würde eines Domdekans von reditus ad patriam. Diese Bezeichnung wäre sicherlich unterblieben, wäre die Wiege Alberts in Kager, im Gebiete der Diöcese Regensburg, gestanden.

Wir kommen zu dem Schlusse, daß gegen die Lerchenfeld'sche Annahme, der Domdekan Albert Bohemus sei ein Sprößling der Böhaim von Kager gewesen, verschiedene Gründe sprechen. Geschichtliche Thatsache ist nur die Verschwägerung der Böhaim von Kager und der Lerchenfeld, sowie die Verwandtschaft des Albert Bohemus mit den Lerchenfeld. Diese Verwandtschaft ist auch noch gegeben, wenn der Domdekan Albert z. B. Geschwisterkind des Albert Böhaim von Kager war. Die Zugehörigkeit zur Diöcese Passau spricht dafür, daß Albert im Stammsitze Böhaiming oder in Uting[1]) geboren war. Auf diesen Stammsitz in den Vorbergen weist Prey selbst hin, indem er von den Böhaim von Kager sagt. „Haben ihr Ansasserey vorm Wald und selben Orten herum gehabt." Kager liegt nicht vorm Wald, wie Böhaiming und Uting, sondern tief im Wald, sozusagen im Herzen des bayerischen Waldes, in der rauhen Gegend auf den Bergeshöhen der Gegend von Cham.

Auffällig ist, daß die Böhaim einen rothen Judenhut mit gelbem Stülp im weißen Schild führten. „Auf dem Helm ein Kron, darauf der Hut mit rothen, gelben und weißen Federn, die Helmdecken roth und gelb." Sollte dieser Judenhut nicht darauf hindeuten, daß das Geschlecht jüdischen Ursprungs war? Es kam in allen Jahrhunderten vor, daß reichgewordene Juden, wenn sie zum Christenthum übertraten, in den niedern Adel aufgenommen wurden. In Polen hatte König Casimir sogar durch ein Gesetz bestimmt,

---

1) Böhaiming (Pfarrei Lalling) ist heute ein Dorf von 9, Uting (Pfarrei Auerbach) von 3 Häusern.



daß alle Juden, welche zum Christenthum übertraten, den Adel erlangten.[1]) Das (12.) allgemeine Concil vom Lateran vom Jahre 1215 hatte bestimmt (canon 68), daß in den ganzen Christenheit die Juden von den Christen schon äußerlich durch die Kleidung sich unterscheiden müßten. Das Concil constatirte, daß dies in verschiedenen Ländern bereits Uebung sei, und verordnete, daß dies künftig bei **allen** christlichen Völkern durchgeführt werden müsse. Die Juden durften keine runden Mäntel tragen, wie die Cleriker; die Judenmäntel mußten lange Aermel haben. Auf der Brust mußten sie am Kleide einen kreisförmigen Lappen von der Breite eines Fingers und von der Höhe einer halben Spanne anbringen und daran sofort erkennbar sein.[2]) In der Kirchenprovinz Salzburg, in Altbayern und Oesterreich, auch in Böhmen und Mähren war schon vor dem Concil vom Lateran der **Judenhut** als Erkennungszeichen üblich. Die Provinzialsynode zu Wien 1267 constatirte diese Uebung, beklagte, daß sie vielfach außer Uebung gekommen sei und ordnete die strenge Handhabung von neuem an im Canon 15. Es heißt da unter anderm: „Da der Uebermuth der Juden so groß geworden ist, daß sie sogar bei vielen Christen die Reinheit der katholischen Heiligkeit antasten, verordnen wir, indem wir dabei nichts Neues schaffen, sondern nur alte Statuten und päpstliche Dekrete erneuern, daß die Juden, die sich in ihrer Kleidung von den Christen unterscheiden müssen, den **gehörnten Hut**, den sie früher in diesen Gegenden trugen, aber in ihrer Verwegenheit abgelegt haben, wieder aufnehmen, um von den Christen deutlich unter-

---

1) Ein litthauisches Statut Abschnitt XII, Artikel 7 lautete: „Wenn ein Jude oder Jüdin den christlichen Glauben annimmt, sind solche Personen und deren Nachkommen als adelig anzusehen.“ Vgl. **Waldhausen**: Jüdisches Erwerbsleben (bei Abt in Passau 1892), S. 64.

2) Vgl. **Hefele**, Conciliengeschichte (1. Aufl.) V, 1019; VI, 45.

schieden zu werden. Jeder Jude, der ohne dies Zeichen ausgeht und betreten wird, muß vom Territorialherrn um Geld gestraft werden.“ [1])

Nachdem der Judenhut in Bayern das Kennzeichen der Juden in jenen Jahrhunderten war, ist die Führung desselben im Böhaim'schen Familienwappen immerhin bemerkenswerth. Dabei ist allerdings andererseits wieder hervorzuheben, daß im bayerischen Walde und an den Donauufern bei der Landbevölkerung die Vorliebe für die grellen Farben gelb und roth bis zur Stunde sich erhalten hat. Rothe Spenser sind noch allgemein üblich, ebenso rothe Westen und blauer Ueberwurf, Einfassungen und Bänder werden in gelber Farbe bevorzugt. In die Farben gelb und roth waren, wie Pfeiffer [2]) bemerkt, im Mittelalter die Knappen und Pagen vornehmer Herren gekleidet. Die gelbe Farbe durfte nur an den Höfen getragen werden und war für die Mittelklassen Luxus, gegen welchen Bruder Berthold in seinen Predigten eiferte.

Gelbes Kleidertuch und Britzschaleti mußte für Domdekan Albert Böhaim dessen Vicar auf der Pfarrei Sewen liefern. Britzschaleti ist gleichfalls von gelber Farbe, aber von kostbarem, ausländischem (belgischem) Stoffe, wie Pfeiffer erhärtet.

Wo ist dieses Sewen zu suchen? Aus dem Auftrage Alberts geht deutlich hervor, daß es in der Diöcese Regensburg [3]) lag. Es können hiebei nur in Frage kommen: Seebarn, zwischen Neunburg und Rötz, in der Nähe von Kager gelegen, sowie See bei Parsberg. Die heutige Pfarrei Seebarn wurde allerdings erst im vorigen Jahrhundert neu er-

---

1) Hefele, VI, 91.

2) Bei Höfler, Albert von Beham, S. 135–36.

3) Höfler, S. 135: coacti sumus ad dominum nostrum Ratisponensem episcopum habere recursum.

richtet. Allein es ist nicht ausgeschlossen, daß Seebarn schon früher Pfarrei war und den Verwüstungen der Hussiten oder des dreißigjährigen Krieges erlag. Ueber die Pfarrei See hatten die Herren von Parsberg, mit welchen Albert Böhaim verwandt war, das Patronatsrecht.[1]) Ich bemerke noch, daß in Niederaltacher Urkunden öfter ein Geschlecht von Sewen erscheint, welches vom Kloster Lehen trug.[2]) Es dürfte dabei an das benachbarte Seebach zu denken sein, welches aber im 13. Jahrhundert noch nicht Pfarrei war, außerdem zur Diöcese Passau gehörte.

2. Albert Bohemus als Anwalt an der Curie in Rom.

Die Heimath Alberts lag in den Vorbergen des bayerischen Waldes, in Mitte des Gebietsumfangs der Besitzungen des Klosters Niederaltaich. In dem berühmten Stifte wird er die ersten Studien zurückgelegt haben. Von dort lenkt er seine Schritte an eine Universität, um den Magisterrang zu erringen, welcher die Vorbedingung für die Erlangung höherer kirchlicher Würden bildete. Schon während des Studiums der Theologie und des canonischen Rechts erhielten die Candidaten regelmäßig kirchliche Pfründen.[3]) Die Erträgnisse derselben, nach Abzug des Gehaltes für einen Vicar, welcher die Pflichten des Canonikates oder des Beneficiums zu erfüllen hatte, bildeten das Stipendienwesen des Mittelalters. Während die Gegenwart in Stiftungsrenten für die Studirenden der Hochschulen Unterstützungen gewährt, ver-

---

1) Vgl. Matrikel des Bisthums Regensburg, S. 223.

2) Notizenblatt, V, 282 und 283.

3) Zahlreiche Belege bei Denifle: Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. Durch Privileg Clemens V. durften Studirende in Bologna sieben Jahre lang Erträgnisse von Pfründen, ohne Residenzpflicht, genießen. Die Universität Valencia hatte ein Privileg auf fünf Jahre. Aehnlich alle mittelalterlichen Universitäten.

lich das Mittelalter den Genuß von Beneficien. Der Inhaber der Pfründe mußte aber für einen Vicar sorgen, welcher einen großen Theil der Einnahmen für die eigenen Lebensbedürfnisse nöthig hatte, so daß er oft nur recht unbedeutende Summen abliefern konnte. Es war deshalb nothwendig, mehrere Pfründen an Einen zu verleihen. Nun war durch canonisches Gesetz verboten, einestheils mehrere Pfründen innezuhaben, anderntheils von seiner Pfründe abwesend zu sein. In beiden Beziehungen wurde durch den päpstlichen Stuhl Dispense gewährt. Während des Studiums waren die Inhaber von Pfründen von der Residenzpflicht entbunden, womit erst die Möglichkeit geboten war, mehrere Beneficien (Pluralität) innezuhaben.

Die Verleihung von Pfründen für die Zeit des Studiums war eine allgemeine Erscheinung im 13. Jahrhundert. Höfler gibt im selben Bande, in welchem er Alberts Conceptbuch veröffentlicht, ein Inhaltsverzeichniß der Briefe des Papstes Innocenz IV. aus dessen viertem Pontificatsjahr. Die Mehrzahl dieser Briefe gibt Anweisungen von Pfründen für Studirende (scolares), ferner für Söhne von Personen, welche sich um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht hatten, endlich an Cleriker, welche in päpstlichen Diensten standen. Die päpstliche Curie bedurfte zur Bewältigung der umfassenden Aufgaben der Kirchenregierung eines großen Apparates von Beamten. Diese erhielten ihre Besoldungen in der Zuweisung von kirchlichen Pfründen, nicht blos von Propsteien, Archidiakonaten und Canonikaten an den Kapiteln und Stiften, sondern auch von besser dotirten Seelsorgsposten, Pfarreien und Beneficien.

Da damals zahlreiche Angelegenheiten an den kirchlichen Gerichtshöfen in Rom entschieden wurden, war es nothwendig, daß Bisthümer und Stifte, Klöster und Spitäler in Rom Vertreter hatten. Mit Vorliebe wandten sich dieselben an Anwälte, welche aus der Heimath stammten, Kenntniß von den Verhältnissen hatten und die Landes-

sprache beherrschten. Die Stellung solcher Anwälte in Rom war einflußreich, da durch die Verhältnisse selbst eine nähere Verbindung mit den Personen an der Curie gegeben war. Dadurch war es möglich, mächtige Gönner zu finden, welche bei Erledigung von Canonikaten und einträglichen Pfründen von besonderem Nutzen sein konnten. Zahllos sind ja die Befehle der römischen Curie, erledigte Canonikate an Personen am römischen Hofe zu verleihen, wobei von der Residenzpflicht selbstverständlich Dispense ertheilt wurde. Viele Kapitel und Stifte suchten einen Theil der Pfründen für die eigene Wahl dadurch zu retten, daß sie sich Privilegien verschafften, durch welche die römische Curie sich verpflichtete, nur vier oder fünf Canonikate an Beamte an der Curie oder sonstige Cleriker in Rom zu vergeben. Ein solches Privilegium erwarb sich z. B. in Bayern das Collegiatstift zur alten Kapelle in Regensburg [1]) unterm 19. April 1250. Nicht blos die römische Curie selbst behielt sich das Recht vor, die Aufnahme eines Canonikers anzubefehlen, auch die päpstlichen Legaten hatten dieselbe Befugniß. Was ferner die römische Curie für sich in Anspruch nahm, gewährte sie auch den weltlichen Fürsten, nämlich ihre Hofbeamten durch Verleihung von Pfründen und Canonikaten zu besolden. Dabei wurde regelmäßig nicht blos von der Residenzpflicht, sondern zugleich auch von der Verpflichtung dispensirt, sich die Priesterweihe ertheilen zu lassen. Beide Dispensen ergänzten sich und bildeten die gegenseitige Voraussetzung.

---

1) Ein ähnliches Privileg erlangte das Domkapitel in Straßburg am 31. Juli 1249 durch Innocenz IV. von Lyon aus. Es sollten künftig Canonikate durch päpstliche Provision nicht mehr erlangt werden können: ne per litteras apostolicas vel legatorum sedis praedictae impetratas. Eine Ausnahme wurde nur zugelassen für solche, welche an der Straßburger Kirche bereits Pfründen innehatten. Straßburger Urkundenbuch, I[1], 250.

Ohne Priesterweihe hatte die Residenzpflicht des Inhabers keinen praktischen Zweck. Umgekehrt war die Priesterweihe unnöthig, wo nicht kirchliche und seelsorgliche Thätigkeit, sondern die anwaltliche Praxis oder Beamtendienst an irgend einem Hofe in Frage stand. Die Dispense von der Residenzpflicht und dem Empfange der Priesterweihe wurde deshalb gewöhnlich zu gleicher Zeit ertheilt. Innocenz IV. gab dem König von England durch Bulle vom 29. September 1252 ein eigenes Privilegium, daß die Cleriker, welche im königlichen Dienste standen, von Niemanden gezwungen werden durften, Residenzpflicht zu halten und sich die höheren Weihen ertheilen zu lassen.

In Folge dieser Verhältnisse gab es zahlreiche Nutznießer von kirchlichen Pfründen, welche an der römischen Curie, am Hofe des Kaisers oder von Territorialherren in der Regierung der Kirche und des Staates, in der Ausübung der Justiz als Richter und Anwälte beschäftigt waren. Sie bezogen vom Kirchenvermögen ihr Einkommen, ohne Priester zu sein. Sie hießen Cleriker. Erst wenn sie höhere kirchliche Würden (Dekanate, Propsteien, Bischofsstühle) erlangten, legten sie ihre weltlichen Stellungen nieder, ließen sich die kirchlichen Weihen ertheilen und widmeten sich ihren kirchlichen Obliegenheiten durch Erfüllung der Residenzpflicht. Nur Philipp von Ortenburg machte im 13. Jahrhundert die aus jener Zeit einzige bekannte Ausnahme, indem er sich auch nach der Wahl zum Erzbischof von Salzburg die höheren Weihen nicht ertheilen ließ. Allein die damalige Zeit ertrug solche Mißachtung der geistlichen Pflichten noch nicht; Philipp mußte vom Erzbisthum weichen.

Diese Ausführungen beweisen zur Genüge, daß Albert Bohemus weder als Canonikus des Domkapitels Passau, dessen Mitglied er nach Schreitwein schon seit 1212 war, noch auch als Pfarrer von Ettling, als deren Inhaber er im Jahre 1224 urkundlich bezeugt ist, Residenzpflicht hielt. Wäre er als Canonikus in Passau oder als Pfarrer in

Ettling anwesend gewesen, so hätte er sich die Priesterweihe ertheilen lassen müssen. Albert war aber immer nur Cleriker bis zum Jahre 1246, ferner lebte er an der Curie als Anwalt. Beides bezeugt er selbst. Seine Stellung als Anwalt erwähnt er in einem Briefe an den Abt von St. Lambrecht, indem er auf die Dienste hinwies, welche er dem Kloster als höherer Anwalt an der Curie unter den Pontificaten der Päpste Innocenz III. und Honorius III. leistete. Damit ist nicht ausgesprochen, als ob Albert unter dem spätern Papste Gregor IX. nicht mehr Anwalt in Rom geblieben wäre, sondern nur, daß er unter den beiden erwähnten Pontificaten Gelegenheit hatte, dem Kloster St. Lambrecht Dienste zu erweisen, worauf ich später näher zurückkomme. Für die Thatsache, daß Albert auch unter Papst Gregor IX. (bis zum Jahre 1238) in Rom war, haben wir das Zeugniß dieses Papstes selbst.

Aus dem Umstande, daß Albert in Rom als Anwalt thätig war, erklärt sich ganz von selbst, warum er in den Passauer Urkunden zur Zeit der erwähnten drei Päpste nicht bezeugt ist. Man hat nicht nöthig, ihn unter dem Namen „Possemünster" zu vermuthen. Daß er bei verschiedenen Gelegenheiten seine Heimath aufsuchte, um persönliche Verhältnisse zu ordnen, ist leicht erklärlich. So war Albert anwesend, um sein Interesse und sein Recht selbst zu vertreten, als Bischof Gebhard ihm die Pfarrei Zeholfing, welche mit Ettling vereinigt war, entzog. Albert erwirkte ein obsiegendes Urtheil,[1]) der Bischof mußte ihm die Pfründe Zeholfing wieder zurückstellen. Hier erscheint Albert bereits im Conflikte mit Bischof Gebhard. Es konnte darum nicht auffällig erscheinen, daß jene Prälaten, Canoniker und Adeligen, mit welchen der Bischof wenige Jahre später in einen heftigen Kampf verwickelt wurde, an Albert in Rom

1) Mon. Boic. XI. 192.

sich wandten, um an ihm einen eifrigen und einflußreichen Anwalt an der römischen Curie zu gewinnen. Albert obsiegte auch in diesem Falle, der Bischof unterlag und mußte abdanken.

Schreitwein, welcher einige nähere Angaben hierüber uns erhalten hat, sagt keine Silbe davon, daß Albert zur Zeit dieser Vorgänge in Passau war. Er erwähnt nur, daß die Niederlage des Bischofs dem hauptsächlichen Bemühen Albert's zu danken war. Da der Prozeß in Rom geführt wurde, bedarf es keiner weiteren Ausführungen, daß Albert seine Anwaltthätigkeit für die Gegner des Bischofs an der römischen Curie, nicht aber in Passau entfaltete[1]) In Rom blieb er, bis Papst Gregor IX. ihn zum päpstlichen Schiedsrichter in den Grenzstreitigkeiten zwischen Herzog Otto von Bayern und Bischof Conrad von Freising ernannte 1238. Kein Geringerer, als Papst Gregor IX. selbst[2]) bezeugt dies, indem er in einem Empfehlungsbriefe an Herzog Otto die treuen Dienste Albert's im Dienste des Papstes in Rom erwähnte. Die Stellung eines Anwaltes an der Curie hatte den Vortheil, daß nicht blos durch den Einfluß des päpstlichen Stuhles Pfründen erlangt werden konnten, sondern daß auch für Vertretung der Interessen von Bisthümern und Klöstern Canonikate, Propsteien und Pfarreien verliehen wurden. Auf diesem Wege hatte Albert Bohemus schließlich eine kaum übersehbare Zahl von kirchlichen Pfründen inne. Nachweisbar aus seinen eigenen Briefen sind Dekanat, Präbende und Archidiaconat an der Domkirche in Passau,

1) Jener Theil der Canoniker, welcher dem Bischofe feindselig gesinnt war, brachte sogar, wie Abt Hermann von Niederaltaich erzählt, das Haupt des ermordeten Domherrn Eberhard von Jahenstorf mit nach Rom, als Beweismittel im Absetzungsverfahren gegen Bischof Gebhard.

2) Vgl. den Wortlaut des Schreiben's bei Huillard-Bréholles: historia diplomatica Friderici II. V, 1037.

die Pfarreien Rastatt, Manswerder, Weitra, Waldkirchen, Propstei Neustadt (sämmtliche im österreichischen Antheile), Laufen, Landshut, Pfaffenhofen, Sleisbach, Sewen, Pondorf Ettling-Zeholfing, Canonikat und Archidiakonat in Olmütz und zwei Pfründen in der Erzdiöcese Mainz.

Mit den meisten dieser Pfründen kam er persönlich in gar keine nähere Beziehung, als die, das Einkommen derselben zu beziehen. Dafür mußte er Vicare besolden, welche an den einzelnen Kirchen den Dienst versahen. So lange Albert an der Curie weilte, hatte er einen Generalbevollmächtigten, welcher von den neu verliehenen Pfründen Besitz ergriff, Vicare aufstellte, die jährlichen Erträgnisse einsammelte und ablieferte und, was sonst im Interesse der Pfründen war, verordnete. Eine solche Generalvollmacht, ausgestellt für Albert's Vicar auf der Pfarrei Ettling-Zeholfing, Wolfgang Wolf (Lupus), im August 1246 von Lyon aus, wo damals die päpstliche Curie ihren Sitz hatte, ist uns in den Aktensammlungen des Albert Bohemus erhalten.[1])

Residenzpflicht übte Albert erst, als er zum Domdekan in Passau erwählt worden war (1246). Unmittelbar nach dieser Wahl ließ er sich an der Curie zu Lyon die höheren Weihen und die Priesterweihe ertheilen durch den Cardinalbischof von Sabina und beeilte sich, an den Sitz seiner Würde, nach Passau überzusiedeln. Auch hier sehen wir also den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Priesterweihe und Uebung der Residenzpflicht. Beide Dinge bedingten sich. Ohne Priesterweihe konnte die Pflicht der Würde eines Dekan, Canonikus, Pfarrers nicht ausgeübt werden. Sobald die Residenzpflicht eintrat, mußte auch die Priesterweihe erfolgen. Die Ausübung der Funktionen durch einen Vicar war nur zulässig einerseits bei Absenz, andererseits bei Pluralität der Pfründen. Für beide Fälle aber war päpstliche Dispens nöthig, welche nur in wichtigen Fällen

1) Höfler, l. c. S. 108.



ertheilt wurde. Für die Absenz, für die Unterlassung der Residenzpflicht waren Gründe: Aufenthalt an den Universitäten und sonstigen höheren Lehranstalten, des Studiums halber, Dienst an der Curie, in der Kanzlei des Kaisers, in den Diensten der Regierungen der Territorialherren. Dispense für den Genuß mehrerer Pfründen wurden bei besonderen Verdiensten und bei höheren Stellungen und Aemtern gewährt.

Diese Ausführungen zeigen, daß Albert vor 1246 weder Priester war, noch Residenzpflicht übte. Als er sich entschloß, bei der Neuwahl (Dezember 1245) zum Domdekan in Passau der Residenzpflicht sich zu unterziehen, empfing er zuvor die Priesterweihe. Albert's Aufenthalt war der Sitz der römischen Curie, zuerst in Rom, nach der Flucht des Papstes Innocenz IV. aber in Lyon. Der römische Aufenthalt in der Eigenschaft eines Anwaltes an der Curie wurde nur unterbrochen, um einerseits persönliche Angelegenheiten zu erledigen, wie der Streit um den Besitz der Pfarrei Zeholfing (1224), sodann im Auftrage und Dienste der Curie, zuerst (1238) als päpstlicher Schiedsrichter (judex delegatus), alsdann (1239) als päpstlicher Legat. Daß man in Passauer Urkunden Albert vermißte, auch sonst vor seinem öffentlichen Auftreten als päpstlicher Schiedsrichter und Legat sein Wirken nicht bekundet fand, ist weder ein Beweis seiner früheren „Unbedeutendheit', was Höfler (S. 144) schon zurückwies, noch ist man berechtigt, seine Thätigkeit unter fremdem Namen zu suchen.

Die Thatsache, daß Albert unter den Päpsten Innocenz III. und Honorius III. Anwalt an der Curie in Rom war, bezeugt er selbst, daß er auch unter Papst Gregor IX. in Rom blieb und dem päpstlichen Stuhle dort treue Dienste leistete, bis der Papst ihn an den herzoglichen Hof in Landshut als Vertrauensmann der Curie entsandte, ist in dem bereits erwähnten, von Huillard-Bréholles zuerst veröffentlichten Empfehlungsschreiben ausgesprochen. Die ent-

scheidende, klare und unzweideutige Stelle in diesem Breve lautet: ut magister Albertus archidiaconus Laureacensis se tibi pro eo, quod apud nos fideliter laboravit, magis exhibere valeat fructuosum. Länger als 30 Jahre ist somit Albert's Thätigkeit an der römischen Curie, unter drei Päpsten erwiesen. Zuerst in der Eigenschaft eines päpstlichen Delegaten kehrte er nach Deutschland zurück, aber nicht an den Sitz seines kirchlichen Amtes in Passau, sondern an das herzogliche Hoflager in Landshut. Von Lyon aus erfolgte später Albert's dauernde Rückkehr nach Bayern, und zwar nach Passau, an den Sitz seiner Würden.

(Fortsetzung folgt.)

VIII.

Die Freimaurerei und der „Culturkampf".

Die nothgedrungene Abwehr, zu welcher sich die katholische Presse in Sachen des Vaughan-Schwindels herbeilassen mußte, hat in einigen Köpfen, die den Bewegungen der Zeit nicht auf den Grund zu gehen pflegen, den Glauben erweckt, daß nun „so ziemlich Alles Legende" sei, was aus den Kreisen der Freimaurer bisher gemeldet wurde. Wir könnten für diese Thatsache mehrfache Belege aufweisen und wir würden, falls nicht gegen solche Behauptungen ein ausdrücklicher Widerspruch aus unsern Reihen erfolgen würde, uns gar nicht wundern, wenn ein phantasiereicher Geschichtsbaumeister nach einigen Jahren die „historische Thatsache" verkündigen würde, die katholische Presse habe Ende 1896 Alles widerrufen, was „ultramontane" Blätter zur Zeit des

„Culturkampfes“ der Freimaurerei, die stets nur den höchsten idealen Zielen entgegengestrebt, angedichtet haben.

Wenn man bedenkt, daß einst ein Gelehrter wie Prof. Hilgenfeld in Jena die im Jahre 1874 von der „Köln. Zeitung“ mit schwerem Gelde erkaufte gefälschte Papstwahlbulle „wissenschaftlich“ als „ächt“ nachgewiesen, daß der Oberste der modernen Geschichtsbaumeister, Prof. v. Sybel, dem Abgeordneten v. Eynern in seinem burlesken Kampfe für den „geweihten Degen Dauns“ mit einem hölzernen Degen beigesprungen,[1]) so wird sich Niemand wundern, wenn in Zukunft einmal ein neuer Geschichtsmacher sich zu jenem Satze versteigen würde.

Um in jedem Falle einem solchen Verfahren einen Riegel vorzuschieben und auch, um unsere kurzlebige Zeit an Selbsterlebtes, aber vielleicht nicht genügend Gewürdigtes, zu erinnern, möge obiges Thema hier einmal im Zusammenhange erörtert werden — wie wir hoffen, zum Nutzen der Nachwelt.

Die Frage nach dem Urheber des „Culturkampfes“ läßt sich bekanntlich nicht mit einem Satze beantworten. Aus verschiedenen Fäden wurde der Strick gedreht, den Bismarck dem Papste um den Hals werfen sollte.

Fürst Bismarck war das Hauptwerkzeug aller kirchen-

---

1) Bekanntlich hat v. Sybel in seinen letzten Lebensjahren eine Haltung eingenommen, die seiner früheren Richtung nicht durchweg entsprach. Aeußerlich fiel dies zusammen mit dem schwindenden Einfluß Bismarcks und der für ihn untergehenden Sonne des Hofes. Niemand bekämpfte zuletzt eifriger die Sybel'sche Schule als Herr v. Sybel. Sein Schüler Hans Delbrück bekämpfte seinen verstorbenen Meister noch an dessen frischem Grabe. (Vgl. Delbrücks Aufsatz über „das Geheimniß der Napoleonischen Politik im Jahre 1870“ in den „Preußischen Jahrbüchern“ vom Okt. 1895). — Auch bei v. Sybel drängte sich zuletzt die äußerlich ungehinderte Wahrheit mit Macht hervor. (Vgl. auch „Histor.-polit. Blätter“ vom 16. August 1894 „Zeitläufe“.)



feindlichen Strömungen in diesem welthistorischen Kampfe und er selbst war zu diesem Kampfe schon seit dem Jahre 1852 bereit; als aber damit Ernst gemacht werden sollte, ging er doch nur zögernd an sein Werk heran, weil seine staatsmännischen Bedenken die „culturkämpferischen" Neigungen oft noch besiegten.

Bismarck war Ende der sechziger Jahre in einer ähnlichen Lage wie Napoleon III. Ende der fünfziger. Letzteren mußten erst die Orsini-Bomben nöthigen, die früher versprochene Lösung der italienischen Frage im papstfeindlichen Sinne in Angriff zu nehmen. Hier wie dort waren es die geheimen Gesellschaften, welche beide Staatsmänner zu einem beschleunigten Tempo unter Anwendung brutaler Gewaltmittel anreizten.

Bismarck war persönlich niemals Mitglied einer geheimen Gesellschaft; im Gegentheil, er hat oft die scurrilen Ceremonien und den Cult der Freimaurer lächerlich gemacht, aber seit dem Kriege von 1866, schon seit den Vorbereitungen zu demselben steht er in geistiger Abhängigkeit zur Loge.

Der geplante „Stoß ins Herz" gegen das katholische Oesterreich, die Verbindung mit dem revolutionären Italien, Alles im Einverständniß mit dem von den Freimaurern beherrschten französischen Imperator, machten der preußischen Freimaurerei es leicht, schon bei den letzten Vorbereitungen zum Kriege den bei Bismarck bereits vorhandenen antikatholischen Eifer noch weiter zu schüren. Hatte Bismarck die Religionshetze vor und während des Krieges nicht selbst wie einst Friedrich II. während des siebenjährigen, Gustav Adolf während des dreißigjährigen, Philipp von Hessen vor dem schmalkaldischen Kriege veranlaßt, war vielmehr die Hetze gegen die Katholiken im Frühjahr und Sommer 1866 das ursprüngliche Werk der preußischen — vielleicht sogar der italienischen oder französischen — Logen, so hatte Bismarck den geistigen Bürgerkrieg neben dem politischen

Bruderkrieg jedenfalls nicht ungern gesehen, denn nicht ein einziges amtliches oder officiöses preußisches Blatt nahm sich des verleumdeten Theils der Staatsbürger an, im Gegentheil, einzelne officiöse Blätter sprachen geradezu vom „Religionskriege". Erst nach beendigtem Kriege, zehn Tage nach der Schlacht von Königgrätz, lobte der „Staatsanzeiger" den Patriotismus der preußischen Katholiken.

Für die Loge war vorläufig genug geschehen. Das den Freimaurern officiell unzugängliche Oesterreich war aus dem deutschen Bunde ausgewiesen, an der preußischen Spitze stand ein protestantischer Minister, der zwar viel Selbstgefühl gegenüber der Loge gezeigt, dennoch aber entschieden antikatholische Neigungen bewiesen hatte, überdies durch Nachsuchen von „Indemnität" beim „Liberalismus" wenigstens seine halbe Abhängigkeit von der Loge verrathen hatte.

Schon im Jahre 1864 war ein ausgesprochener Freimaurer, der Legationsrath Lothar Bucher, der wegen seiner 1848er Antecedentien nach London flüchten mußte, 1861 aber von Wilhelm I. (der mit seinem Sohn Friedrich bekanntlich selbst der Loge angehörte)[1]) amnestirt wurde, ins Mini-

1) Professor Nielsen zu Kopenhagen, der bekannte Gegner von Kleis, hat im Jahre 1882 eine Schrift „Freimaurerthum und Christenthum" (deutsch bei Lehmann in Leipzig) herausgegeben, worin er die 1850 erfolgte Aufnahme des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ausführlich schildert. Der Recipiend hatte den Vorzug, mit unverbundenen Augen in die ersten drei Grade an einem Tage aufgenommen zu werden. Der Großmeister der deutschen Landesloge hielt eine Ansprache an den „Weltenbaumeister" – nach den Enthüllungen von Dr. Lecanu und P. Pachtler wissen wir, wer das ist — und sagte zum Schluß dem Neuaufgenommenen (der sich auch nicht zu entblößen brauchte): „Von jetzt an sind wir Ew. Königl. Hoheit Eigenthum, und gehören Ihnen mit Gut, Blut und Leben." Demnächst erhielt der Prinz eine Erklärung der bei der Aufnahme herkömmlichen Ceremonien. Er wurde über den Teppich zum Altare geführt und sein Vater, als Protektor des Ordens, setzte die Aufnahme fort, indem er den Hammer ergriff, mit welchem

sterium der Auswärtigen Angelegenheiten berufen. Da Bismarck damals noch wenig zu bedeuten hatte, so waren

vor hundert Jahren König Friedrich II. seine Logenarbeiten leitete. — Im Verlaufe derselben Abendstunde legte der junge Prinz die drei Johannisgrade zurück und nachdem der Sohn Johannismeister geworden war, erhob sich sein Vater und hielt eine Rede, in welcher er u. A. sagte: „Es fehlt nicht an lauten Stimmen, die außerhalb des Ordens stehen und es darauf anlegen, diesen zu verdächtigen, aber so wie ich Jemandem, der den Orden nicht kennt, das Recht nicht zugestehen kann, seine Meinung über denselben zu sagen, so werde ich, in Folge der mir zu Theil gewordenen Belehrung, auch solchen Stimmen nicht mein Ohr leihen. Möchte auch Deine Zukunft mir den Beweis liefern, daß Du es verstanden hast, den Orden mit klarem und unbefangenem Blicke zu beobachten und darnach zu vertheidigen. Man greift den Orden an, weil er sich in Geheimnisse hüllt, und weil man zu bequem ist, um sich davon zu überzeugen, daß diese noch nothwendig sind. Wie es überall im Interesse derer liegt, die nur zerstören wollen, sich mit dem Oberflächlichen zufrieden zu geben, so dringen auch in diesem Falle die Widersacher absichtlich nicht tiefer ein, um nicht eines Besseren belehrt zu werden. Sei und werde Du also dem Orden ein starker Schutz: dann wird nicht allein Deine eigene Zukunft eine gesicherte sein, sondern Du wirst überhaupt das herrliche Bewußtsein in Dir tragen, dahin gestrebt zu haben, das Wahre und Gute um Dich her verbreiten zu wollen." — Der junge Prinz stieg in der großen Landesloge von einer Stufe zur andern. (Daß er auch „Ritter Kadosch" geworden, muß nach Dr. Lecanu, P. Pachtler 2c. bezweifelt werden.) Im Jahre 1861 übertrug ihm sein Vater die gewöhnlichen Geschäfte des Protektorats, sowie den Vorsitz bei den Versammlungen des Berliner Großmeistervereins. Volle vierzehn Jahre führte er als solcher den Hammer, bis er am 1. März 1874 dieses Amt niederlegte und sich von der Loge zurückzog, welche ihn mit so großen Erwartungen in ihre Mitte aufgenommen hatte. Se. Kaiserl. Königl. Hoheit hatte sich in Folge innerer Logenstreitigkeiten zurückgezogen, durch welche es ihm, wie Nielsen, l. c. S. 118 sagt, „klar wurde, daß er durch die Loge in Verbindungen komme, die der Gerechtigkeit eines regierenden Fürsten hindernd in den Weg treten könnten."

hervorragende katholische Abgeordnete der Meinung, daß nicht Bismarck den Bucher berufen, sondern daß diesen die Loge dem Ministerpräsidenten an die Seite gesetzt habe.

Bucher war während seines Londoner Aufenthaltes Correspondent der Berliner „National-Zeitung“. Dieses Blatt hat von jeher die Aufgabe gehabt, die Regierung in kirchlichen Fragen, sei es in katholischen oder protestantischen, auf die unkirchliche Seite zu drängen; vor wie während des „Culturkampfes“ wachte es mit argwöhnischen Augen darüber, daß die Regierung etwa eine Concession der katholischen Kirche machen könnte, und beim Friedensschluß zwischen Rom und Berlin war sein Ceterum censeo: „No popery“. Dieser Parole bleibt das Blatt auch jetzt noch treu und erst vor einigen Wochen hat es wieder erklärt, daß wenn die Regierung in den Jahren 1886/87 sich minder nachgiebig erwiesen hätte, sie an Stelle Roms als Sieger aus dem „Culturkampfe“ hervorgegangen wäre.

Außer Bucher war es Prof. Gneist, der die Zwecke der Loge bei Bismarck wahrzunehmen berufen war, derselbe Gneist, der während des Verfassungsconfliktes dem Ministerpräsidenten die schwersten Beschuldigungen an die „Kainsstirne des Eidbruchs“ warf, später aber — geadelt wurde.

Gneist hatte früher irgendeinmal erklärt, daß er nicht Freimaurer sei, das glaubte ihm schon damals Niemand; nachdem nun aus dem neuerdings veröffentlichten Freimaurer-Ceremoniell des dritten Grades hervorgeht, daß dem Recipienden dieses Grades officiell vorgesagt wird, es gebe keine höheren Grade, weiß man, daß jedes Mitglied der höheren Grade unter Umständen sogar die Pflicht hat, sich niederen „Brüdern“ und „Profanen“ gegenüber zu verleugnen.

Auf die umfassende „culturkämpferische“ Thätigkeit, welche Gneist alsbald innerhalb wie außerhalb der Parlamente entfaltete, kommen wir noch zurück — inzwischen müssen wir noch der „Arbeit“ gedenken, welche der oberste

Leiter der süddeutschen Logen, Geh. Rath Bluntschli, bis zum offenen Ausbruch des „Culturkampfes“ verrichtete.

Die süddeutschen Freimaurer hatten seit den Tagen Friedrichs II. von Preußen ihren Anschluß lieber in Berlin als in Wien gesucht. P. Pachtler [1]) führt in seiner Schrift: „Der Hammer der Freimaurerei am Kaiserthrone der Habsburger“ sogar den Beweis, daß selbst die Wiener Maurer, welche trotz staatlicher Verbote stets im Geheimen organisirt blieben, ihre Direktiven meist von Berlin bezogen.

Der preußische Verfassungs-Conflikt von 1862 bis 1866 hatte die nach Berlin gravitirenden Tendenzen der süddeutschen Logen nicht beeinträchtigt; man rechnete auf die „Zukunft“ und man hatte sich nicht getäuscht. Diejenigen süddeutschen „Liberalen“, denen Bismarck „zu wenig liberal“ war, waren keine Maurer. In den Armen lagen sich Alle, als Bismarck „Indemnität“ für sein budgetloses Regiment verlangte.

Der sog. Nationalverein, der zu seinen Mitgliedern meist Logenbrüder zählte, hatte schon 1859, aus Anlaß des österreichisch-italienisch-französischen Krieges die Forderung aufgestellt, daß die deutsch-österreichischen Provinzen an ein „einiges Deutschland unter Preußens Führung“ fallen sollten und daß man „durch Einheit zur Freiheit“, d. h. kirchenpolitisch zu einer Nationalkirche gelangen möge. Von dieser Nationalkirche wußte man nur eine negative Seite anzugeben, daß sie nämlich ohne den Papst sich constituiren sollte; wie sie sich positiv zu gestalten hätte, wußte Niemand zu sagen.

Diese Trauben hingen aber doch zu hoch, als daß sie schon in Folge der 1866er Siege hätten können gepflückt werden. Politisch begnügte man sich mit dem „Alldeutschland“ umfassenden Zollverein und bezüglich des kirchenpolitischen Programms sandten die süddeutschen Logen ihren

1) Unter dem Pseudonym: Annuarius Osseg. Amberg und Leipzig bei J. Habbel, 1880.

leitenden Großmeister, den badischen Geh. Rath Professor Bluntschli, in seiner Eigenschaft als Abgeordneten zum Zollparlament zu Bismarck, um bei diesem die Rolle Orsini's [1]) — natürlich in „gebildeter" Weise — zu übernehmen.

Der eitle Mann, der sein Leben lang stolz darauf war, daß er mit Bismarck die Geschicke Deutschlands berathen konnte, hat uns später in seinen Memoiren (III, 193 ff) selbst erzählt, daß er schon am 20. April 1868 beim preußischen Ministerpräsidenten beantragt habe, der deutschen Nation eine „geistige Befriedigung" zu geben — ein Antrag, den Bismarck nicht abgelehnt habe, ohne indeß auf Details einzugehen.

Unter der „geistigen Befriedigung" war nichts weiter als der „Culturkampf" zu verstehen, den man drei Jahre vorher in Baden vergeblich probirt, der dann in Preußen versucht werden sollte, um von und durch Preußen auf die ganze Nation übertragen zu werden.

Mit dieser „geistigen Befriedigung" ging der Mann

1) Der Schurke Orsini, welcher durch seine Bomben am Pariser Opernplatz eine große Anzahl Menschen, nur nicht den in seiner Nähe befindlichen Kaiser tödtete, hatte die Kühnheit, in seinem „Manifest" von Napoleon zu verlangen, daß er den deutschen Bund nöthige, beim bevorstehenden Kriege zwischen Italien und Oesterreich letzterem nicht zu Hilfe zu kommen. Napoleon gehorchte und fand in Bismarck ein bereitwilliges Werkzeug für den freimaurerischen Plan. So mußten unsere deutsch-österreichischen Brüder ohne unsere Hilfe auf fremder Erde verbluten. Es war dies eine der ersten Proben von Bismarcks gepriesener „deutscher" Politik. Der Erz-Freimaurer Crispi hatte uns später verrathen, daß er schon 1857, also ein Jahr vor dem Attentate des „Bruders" Orsini, mit Bismarck über die italienische Politik „im Geheimen", d. h. ohne Wissen des damaligen preußischen Ministers des Auswärtigen, „sich verständigt" habe. — Aber erst nach der Schlacht bei Sedan telegraphirte Bismarck an die „Brüder" in Florenz: „Jetzt oder nie!" — sollten sie Rom nehmen, was diese denn 18 Tage später ausführten.



ohne Geist — er war auf seinem eigensten wissenschaftlichen Gebiete, dem des Staatsrechtes, wie sein schriftstellerischer College v. Rönne stets nur ein Compilator — nach Heidelberg zurück, um die Logenarbeit mit um so größerer Rührigkeit fortzusetzen. Er war auch der Begründer des Protestanten-Vereins und verlangte schon auf dessen 1870er Versammlung die Ausweisung der Jesuiten aus Deutschland. Auf der Versammlung der „Altkatholiken" zu Köln im Jahre 1872 suchte Bluntschli eine Vereinigung der „Katholiken", Protestanten, Griechen und Anglikaner herbeizuführen — was natürlich ein noch lächerlicheres Projekt war, als die utopische deutsche Nationalkirche. Noch kurz vor seinem Tode suchte der Agitator eine „Alldeutschland" umfassende „Reichsloge" zu gründen, was aber auf einen Wink aus Berlin unterblieb.

Der Herausgeber seiner Selbstbiographie, Dr Seyerlen, preist ihn als „Mitglied des Maurerbundes und Mann der Kirche." Diese „Kirche" hat natürlich niemals und nirgends existirt, sie ist auch nicht durch die neue Berliner oder Bonner Schule gegründet worden, sie hat höchstens einmal auf dem Papier der „Norddeutschen Allgem. Ztg." gestanden, als dieses officiöse Organ anläßlich der „Weihe" des „Bischofs" Reinkens (1873) erklärte, „man" würde sich jetzt von Bischof Reinkens „Priester erbitten", zu einer „Kirche ohne Formelkram und Dogmenzwang."

Während so Ende der sechsziger Jahre die süddeutschen Maurer — „Br." Findel war inzwischen in Leipzig literarisch thätig — nicht verfehlten, auf den preußischen Minister-präsidenten einen Druck auszuüben, gingen die norddeutschen „Brüder" etwas ungestümer vor.

Die „Indemnität", welche Bismarck zum Bedauern der conservativen Parteiführer nachgesucht hatte, mußte auch Versprechungen gegenüber dem Logenprogramm enthalten haben, denn die Loge war es, die im Monat August 1869 den pöbelhaften Sturm auf das Dominikaner-kloster in Berlin (Moabit) veranlaßt hatte, und zwar,

wie z. B. die Freimaurer offen erklärten, um „die Regierung zur Erfüllung ihrer 1867 gegebenen Versprechungen zu drängen." Statt nämlich, wie sie es versprochen zu haben scheint, das geistige Ordenswesen einzuschränken, hatte die Regierung jetzt gar noch in der Hauptstadt ein neues Kloster zugelassen, wogegen sich ja verfassungsmäßig nichts einwenden ließ

Als die Seele der klosterfeindlichen Agitation erwies sich bald der Abgeordnete Gneist, der noch Ende 1869 beim Abgeordnetenhause den Antrag stellte, die Freiheit der geistlichen Gesellschaften in geradezu verfassungswidriger Weise einzuschränken.

Das Schicksal dieses Antrags ist in jeder Geschichte des „Culturkampfes" sehr ausführlich verzeichnet; die „Geheimen" waren unter sich nicht einig; die um Br. Gneist wollten die Einbescheerung noch vor dem Christfest, d. h. vor der Einigung Deutschlands; die um Br. Lasker wollten warten, bis „das Dach gewölbt war über das gemeinsame Reich", d. h. bis man die „ultramontanen" Süddeutschen eingefangen hätte. Lasker siegte und Gneist mit Genossen mußten sich vorläufig mit weiterer unterirdischer „Arbeit" begnügen.[1]) Diese sollte nicht erfolglos sein.

Am 8. Dezember 1869 wurde das Vatikanische Concil eröffnet. Der preußische Gesandte am päpstlichen Stuhl, Graf Arnim, wurde von Berlin aus genöthigt, an die preußisch-deutschen Bischöfe verschiedene Drohbriefe zu richten,

1) Im Jahre 1869 erklärte ein Festredner in der Loge zu Stendal, daß der bevorstehende Kampf der Freimaurerei den „finstern Mächten" gelte, welche „den Ewigen leugnen." — Von Katholiken und gläubigen Protestanten behaupten, daß sie „den Ewigen leugnen", heißt entweder geistesgestört sein, oder unter dem „Ewigen" den bewußten „Weltenbaumeister" verstehen, der wohl „ewig" ist in Bezug auf sein Ziel, nicht bezüglich seines Anfangs.

um sie von ihrer Zustimmung zur Infallibilitäts-Declaration zurückzuhalten. Als alle Androhungen fruchtlos waren, schrieb Arnim am 18. Juni 1870 — vier Wochen vor der Declaration — den berüchtigten Brief „an einen Bischof", worin dem preußischen Episcopat, „falls er sich durch das Schreckwort ‚Schisma' einschüchtern ließe", folgende gesetzgeberische Maßnahmen in Aussicht gestellt wurden: Ausweisung der Jesuiten (vergl. späteres Jesuitengesetz), Beschränkung der Mönchsorden (vergl. Klostergesetz), Verbot, Geistliche in Rom studiren zu lassen (vergl. Maigesetze) und Beseitigung des geistlichen Einflusses in der Schule (vergl Schulaufsichtsgesetz).

Wir können versichern, daß von allen diesen Projekten im Jahre 1870 weder der Cultusminister von Mühler, noch seine beiden Ministerialdirektoren etwas wußten. Graf Arnim hatte seine Direktiven aus dem Auswärtigen Amte erhalten; in letzterem hatte sich aber Niemand mit internen Kirchen- und Schulfragen beschäftigt, es mußte mithin eine geheime Nebenregierung bestehen, mit der Bismarck verhandelte. Die „Brüder" Gneist und Bluntschli, die wiederholt ihrem Groll gegen Jesuiten und Klöster, sowie gegen Rom Ausdruck gegeben, andere „Brüder", die gleich Bluntschli den preußischen Cultusminister „blödsinnig bornirt" fanden,[1]) z. B. der Abgeordnete Hennig, der am 28. Nov. 1868 im preußischen Abgeordnetenhause erklärte, kein Ministerium gebe so viel „Aergerniß", als das Cultusministerium — diese konnten jedenfalls bessern Bescheid über die Provenienz der Arnim'schen Concilsschreiben ertheilen, als Herr von Mühler.

Während des Krieges von 1870/71 vertheilten die Freimaurer Carricaturbilder von Pius IX. mit der Unterschrift:

---

1) So äußerte sich Bluntschli am 17. Mai 1868 zu Simson, der wenigstens noch ein Preuße war, während den Badenser Bluntschli der preußische Cultusminister gar nichts anging.

„Excommunicavi fratres meos". (Ueber die bekannte Fabel, daß Papst Pius IX. einst Freimaurer gewesen vergl. das betreffende Capitel in der neuesten Auflage der „Geschichts-lügen.")[1]) Hielten die „Brüder" das Papstthum durch die moderne „Aufklärung" für „überwunden," so hätte es ihnen ganz gleichgiltig sein können, ob sie excommunicirt waren oder nicht. Aber sie glaubten noch nicht an die „Ueberwindung", denn sie erklärten in vertraulichen Kreisen glaubenstreuen Katholiken: „Nach dem Kriege geht es gegen Euch los!" — In den Zeitungen gaben sie die Parole aus: „Gegen die schwarze und rothe Internationale." Zum schlesischen Domherrn und Militärpfarrer Simon äußerte damals ein der Loge angehöriger höherer Staatsbeamter: „In allernächster Zeit wird ein so heftiger Kampf gegen die katholische Kirche losbrechen, daß, wenn sie im Stande ist, diesen zu überstehen, ich selbst katholisch werde."[2]) Zu einem bayerischen Franciskaner äußerte damals auf dem Nürnberger Bahnhof ein bayerischer protestantischer Maurer: „Sie werden Ihr Ordenskleid nicht lange mehr tragen Alle Orden müssen fort; dann der König Wenn die katholische Kirche diesen Sturm übersteht, werde ich auch katholisch."[3])

Es war „eine Lust zu leben", sagte das Haupt-Logen-Organ, die Berliner „National-Zeitung", die jetzt wieder den Ton angab, als es nun endlich losgehen sollte und „Bruder" Falk ins Cultusministerium berufen wurde.

Der „Bruder" Müller von der Werra, von dem einmal eine Zeitung sagte: „Das Dichten wird ihm schwerra," hatte folgende Sonetten zu der Anfang der siebziger Jahre stattgefundenen Einweihung der Loge zu Naumburg a. S. angefertigt:

---

1) 12. u. 13. Auflage. Paderborn 1895.

2) Mirabilia, Gefängniß-Studie von H. Simon. Breslau 1878.

3) Uns mitgetheilt in einem Privatschreiben. Mit Bezug auf Bayern und die Franciskaner hatte sich der „Bruder" getäuscht.

Bis 1866.

Auf Deutschland ruhte lang ein fauler Frieden,
Das war das Werk der falschen Diplomaten,
Sie führten nur des Todtengräbers Spaten,
Des Friedhofs Ruhe herrschen sollt' hinieden!
Entzweiung, Niedertracht ward ihm beschieden
Durch einer schwarzen Sippe Uebelthaten;
Es hausten wieder lustig die Kroaten
In unsrer Mitte, just uns einzuschmieden
Da wars der Loge Geist, der festgehalten
Am Banner wahrer Freiheit, deutscher Rechte,
Trotz bietend kühn den finsteren Gewalten.
Und er besiegte, was sich dreist erfrechte,
Um, voller List, im Innern uns zu spalten —
Und schaut, bei Sadowa, da stürzt das Schlechte!

Neueste Kämpfe.

Nach kurzer Zeit — der Erzfeind schwingt die Waffen,
Will uns entreißen, was wir schwer errungen;
Entgegen haben wir das Schwert geschwungen,
Wir siegten, ob auch tausend Wunden klaffen.
So haben wir das deutsche Reich geschaffen,
Gehoben ward der Schatz der Nibelungen,
Doch seht, kaum ist der Friede hold erklungen,
So fordern dreist heraus uns Roma's Pfaffen.
Wohlan! Mehr Licht, ja Licht, das stärkste Licht,
Das überall der Wahrheit Geist entfache,
Denn wisset, nach Canossa geh'n wir nicht!
So stehet fest, es siegt die gute Sache,
Hört was der Kaiser-Schirmherr zu uns spricht:
In Ordnung, meine Brüder, haltet Wache!

Als im September 1872 in Marienburg die hundertjährige Jubelfeier der Vereinigung Westpreußens und Ermlands mit Preußen stattfand und Kaiser Wilhelm sich zu diesem Zwecke nach der alten deutschen Ordensburg begab, glaubten die Maurer selbst dem Staatsoberhaupte gegenüber offiziell auftreten zu dürfen. Es wurden die Vertreter sämmtlicher westpreußischen Logen vom Kaiser empfangen und auf ihre Ansprache und Adresse mit einer Erwiderung

beehrt. Die Antwort des Kaisers war eine solche, daß sie von den Maurern als eine „That" gepriesen wurde.[1])

Kurz vorher war das Gesetz gegen die Jesuiten im Reichstage angenommen worden, nach dessen Durchpeitschung Fürst Bismarck dem Abgeordneten Gneist vor offenem Parlament demonstrativ die Hand drückte.

Im Abgeordnetenhause wurden die Mai- und weiteren „Culturkampfsgesetze" ebenfalls mit Hast erledigt. Als hätte es sich um ein parlamentarisches Tischrücken gehandelt, lag ein magischer Bann auf der unnatürlichen Coalition, die gegen das Centrum sich vereinigte. Ultraorthodoxe Pastoren und radikale Freigeister, hyperconservative Reaktionäre und hochrothe Revolutionäre, Erzbureaukraten und Solche, die einst „mit Tyrannenblut färben" wollten, kurz Herodes und Pilatus, Kaiphas und Judas, d. h. Heiden und Juden, Protestanten, „Alt-" und „Staats-Katholiken" vereinigten sich gegenseitig unter dem nunmehr hundertjährigen freimaurerischen Rufe: „Ecrasez l' infame"!

In den Freimaurerlogen Berlins gab es jetzt ein Uebermaß von „Arbeit"; es wurden Rapporte direkt vom Parlamente in die Logen erstattet. Vielleicht geschah dies auch aus den Ministerien; jedenfalls ist es sicher, daß „Bruder" Falk an demselben Tage, an welchem der Kaiser die Maigesetze vollzogen hatte, sich nach seiner Großloge begab, um von diesem Ereigniß Meldung zu geben.

Die Freimaurer waren die Ersten, welche von der Thatsache Kenntniß erhalten sollten. Am 9. Mai 1873 hatte das Abgeordnetenhaus die Gesetze in der Fassung des Herrenhauses angenommen; am 11. Mai Mittags unterschrieb sie der König und am 11. Mai Abends wußte dies bereits

1) Da der betreffende Bericht nur für Freimaurer gedruckt wurde und da er uns von unbekannter Hand zuging, wollen wir die Rede des Kaisers nicht publiciren.

Falks Loge.[1]) Die „Profanen" mußten sich gedulden; sie erfuhren erst durch die „Gesetzsammlung" das Faktum der landesherrlichen Sanktion. Jedenfalls war diese Thatsache am 14. Mai noch keinem Mitgliede der Centrumsfraktion bekannt.

Es ist richtig, daß Fürst Bismarck von der Loge sich nichts befehlen ließ; aber es bleibt nicht minder Thatsache, daß Niemand so eingeweiht war über alle Stadien des „Culturkampfes", von seinem Wetterleuchten seit 1869 bis zur Vereinbarung des modus vivendi im Jahre 1880 u. s. w., als Personen, welche mit der Loge Fühlung hatten. Es dürfte z. B. bisher noch nicht bekannt geworden sein, daß während freimaurerische Abgeordnete schon im Frühjahr 1880 ziemlich genaue Kenntniß der ersten Revisionsvorlage vom 20. Mai 1880 hatten, der Papst noch am 19. Mai jenes Jahres nicht das Mindeste von dem Inhalt der am nächsten Tage beim Abgeordnetenhause eingegangenen Novelle kannte. Zwei Tage vorher war auch der Abgeordnete Windthorst beim Nuntius Jacobini in Wien gewesen, um sich mit diesem über die neue Novelle zu berathen. Der Nuntius wußte von derselben ebenfalls nichts — obschon er bekanntlich resp. sein Münchener Amtsbruder mit Bismarck schon 1878 in Kissingen und 1879 in Gastein verhandelt hatte — und was Windthorst betrifft, so konnte er dem Nuntius nicht mehr mittheilen, als er aus parlamentarischen Kreisen wußte. Heute, wo wir wissen, daß ohne Genehmigung Roms keine Silbe der neuen Gesetzgebung vom katholischen Volke Preußens befolgt worden wäre, jetzt, wo wir wissen, daß Bismarck in Folge seiner verfehlten Logen-

---

1) Nur der bessern Citation wegen wurden die Gesetze vom 11., 12., 13. und 14. Mai datirt; am 15. Mai erfolgte bereits die Publikation in der Gesetzsammlung. Sonst pflegt man nur bei Pest- und Cholera-Gefahr so schnell Gesetze zu machen. Dabei sprach Bismarck noch von der „Majestät des Gesetzes."



politik ebenso zum Gange nach Canossa genöthigt worden war, wie 1879 zum politischen Büßergange nach Wien — heute, sagen wir, nimmt sich eine solche aus altem verblendetem Uebermuth hervorgegangene Geheimthuerei vor Rom nur noch aus wie der Stolz eines vom Banquerott überraschten einstigen Millionärs.

Nun — Bismarck hat seinen Irrthum eingesehen und hat, als er noch au pouvoir war, durch Wort und That Papst und Bischöfen Abbitte geleistet.[1] Aber zu glauben, daß die ihm verbündete Loge zu gleicher Einsicht gekommen, wäre ein verhängnißvoller Fehler.

Der Fanatismus der freimaurerischen Hochgrade ist stärker als jedes staatsmännische Bedenken und wenn der zwischen Rom und Berlin im Jahre 1887 herbeigeführte Friedensschluß schon den „Evangelischen Bund“ angeblich zur Abwehr gegen die bedrohten protestantischen Interessen in Deutschland ins Leben rief, so hätten wir sehen wollen, welche Gesichter erst manche „Brüder“ gemacht, als die Majorität der Parlamente unter Zustimmung der Regierung die Tafeln der Maigesetze zerschlug. Die Faust, mit der der „Ritter Kadosch“ einst die päpstliche Tiara durchbolcht hatte, mußte jetzt in der Tasche geballt werden und das gegen den Himmel gerufene „Nekam Adonai“! mußte die Ohnmacht des Rufenden verhöhnen.

Das unterirdische Logenfeuer wird weiter brennen und es wird wieder zur Oberfläche hervorlugen, sobald es die Constellation der politischen und kirchenpolitischen Verhältnisse zuläßt. So lange die Kirche auf Erden besteht, wird auch die Widerkirche existiren und nur der Grad der Heftigkeit

1) Daß er nicht mit der Würde eines wahrhaft großen Mannes sein jetziges persönliches Schicksal ertragen kann, hat mit unserer Frage nichts zu thun. Man kann daraus allerdings schließen, daß ihm das wahre Christenthum noch immer fremd ist, daß es nicht seine Person durchdringt.

des Kampfes zwischen beiden ist wandelbar, aber der Kampf selbst bleibt immer.

Wie wir schon neulich (118, 9) erwähnt, bekämpft die Freimaurerei selbst in rein protestantischen Gegenden ausschließlich die katholische Kirche. Von jeher erblickte sie im Protestantismus entweder Fleisch von ihrem Fleische oder einen Cadaver, gegen welchen man nicht auf die Mensur geht. Am Ende des 19. Jahrhunderts schien man mehr letzterer Alternative zuzuneigen. Der „Bruder" Dr. Conrad, Stuhlmeister der deutschen Loge „Pestalozzi" zu Neapel, sagte hierüber in der „Bauhütte" (Jahrgang 1874 S. 77 ff.) Nachstehendes:

„Vom Protestantismus, der im Moraste der Buchstabenknechtschaft jämmerlich stecken geblieben ist und sich, jeder lebendigen Disciplin fortbildender Geistesarbeit bar, in verschiedene machtlose Confessionsparteien gebröckelt hat, ist nur noch als von einer statistischen Rubrik zu handeln. Nur die jesuitisch-zusammengeschweißte Organisation der katholischen Welt ist noch ein Faktor, der beim Entwickelungsgang der Menschheit zur Humanität als formidabler Hemmschuh mitspielt. Das dürften die bundesbeflissenen Maurer nicht übersehen. Wer Hohes anstrebt, muß Hohes einsetzen Im Sinne der römisch-katholisch-päpstlichen Unfehlbarkeitskirche kann ein Freimaurer absolut nicht mehr Christ sein. Diese Kirche ist nicht nur der freimaurerischen, sondern jeder civilisirten Gesellschaft erbfeindliches Widerspiel. Wollen wir als ehrliche Freimaurer in unserm Bundeswesen vorwärts kommen, so müssen wir mit Strauß resolut bekennen: Wir sind keine Christen mehr, wir sind Freimaurer, Nichts mehr, Nichts weniger."

So Conrad. Seine Anschauung ist sicher die der leitenden Kreise der Freimaurerei. Ursprünglich aus der Geheimlehre der altjüdischen Kabbala entstanden, war sie schon früh die Widerkirche der christlichen Vorkirche. Seitdem hat sie zu allen Zeiten, wenn auch nicht an allen Orten existirt, nächst der Gotteskirche ist sie die conservativste[1]) aller In-

1) Natürlich nur conservativ im Zerstören.

stitutionen auf Erden, wie ihre hebräische Kirchensprache und zahlreiche aus der Jahrtausende alten Kabbala entlehnte Denominationen beweisen.[1])

---

1) P. Pachtler hat in seiner 1875 erschienenen, das „Negative" der Freimaurerei behandelnden Schrift in einem besonderen Kapitel die internationalen Umtriebe der Freimaurerei, ihre Verschwörungen, Morde ꝛc. behandelt. Er beobachtete damals schon das unterirdische, erst in unsern Tagen gänzlich aufgegangene Feuer, welches unter den Häusern der katholischen Armenier in Constantinopel brannte, er zeigte die Verschwörungen, welche in Italien angezettelt wurden und am Pariser Opernplatz explodirten, er wies hin auf die freimaurerischen Umtriebe in der Schweiz, in Belgien, Spanien und jenseits des Oceans, kam aber zu dem Schlusse, daß seit dem Kriege von 1871 die internationale Maurerei ihren Schwerpunkt in Berlin hat. Er sagte darüber: „Seit 1717 gravitirten die europäischen Logen nach London. Je mehr sich aber die englische Politik vom großen Schauplatz zurückzog, desto höher stieg der Einfluß der französischen Maurerei, weil ja auch das Napoleonische Frankreich an der Spitze der Cultur marschirte: und wirklich war nach Palmerston's Rücktritt der französische Ast des Geheimbundes der eigentlich tonangebende für die Bauhütten der iberischen und italienischen Halbinsel, für Belgien und, soweit es eben ging, für Deutschland. Preußen aber, wie es vor 1871 bestand, galt dem Geheimbunde nach den Worten des damaligen italienischen Großmeisters Frapolli als die Macht des ‚religiösen Glaubens und des göttlichen Rechtes.' Aber mit dem Jahre 1866 hatte das historische Recht in Deutschland einen weitklaffenden Riß bekommen, und die stillen ‚Brüder' wußten, daß ihre Stunde und die Macht der Finsterniß nahe sei. Immer mehr begriff die Maurerei unseres Erdtheils, daß ihr Stern weiter gegen Osten aufgegangen sei. Zu ebenderselben Zeit warfen die schweren Eingriffe in den Rechtszustand und in das Gewissen der gläubigen Christen ihre ersten mächtigen Schatten voraus und die Brüder wußten ohne Zweifel mehr, als wir profane Menschenkinder. Kurz der Schwerpunkt der europäischen Maurerei war seit 1871 in den drei Berliner Großlogen." So P. Pachtler. Die Freimaurerei, welche nur im Verborgenen kühn, ja verwegen

Je mehr wir dem Ende der Weltzeit entgegenschreiten, desto mehr zeigt sich, daß die geistigen Strömungen in der Menschheit auf ihren ursprünglichen Ausgangspunkt zurückkehren.

Die Gegensätze, welche jetzt die Welt bewegen, verschmelzen in ihrer Mannigfaltigkeit immer mehr. Zuletzt werden ihrer nur zwei bleiben: Christenthum und Antichristenthum, oder um noch concreter zu sprechen: Katholik und Freimaurer.

Nachschrift.

Vorstehendes war bereits geschrieben, als der politische Proceß von Tausch und Genossen in Berlin zur Verhandlung gelangte.

Fast noch mehr als der Name von Tausch war der eines anderen geheimen Polizei-Agenten und Journalisten genannt, der sich nicht weniger als vier verschiedene Namen beilegte.

Man hat in einzelnen Blättern den Fürsten Bismarck als einen „Hintermann" jener dunklen Existenzen genannt, indeß sind dafür die Indicien nicht ausreichend gewesen. Ohne Zweifel wird Fürst Bismarck, ohne den wir nun einmal keinen deutschen Kaiser hätten, dem Processe mit einer gewissen Genugthuung gefolgt sein. Vielleicht hat auch der zürnende Achill im Sachsenwalde, der drei Kaiserreiche, aber nicht sich selbst beherrschen kann, manches minder abgewogene Wort über den Proceß geäußert und ganz sicher hat früher auch dieser wenig wählerische

auftritt, ist ebenso feige vor offener Front. Aber sie weiß die äußere Macht zu schätzen und umkriecht sie. Nachdem Preußen zwei Kaiserreiche gedemüthigt, mußten sich die Maurer in Berlin ihre Haupthütten bauen. Wären die Maigesetze, wie sich „Bruder" Gneist geplant und zum Theil formulirt hatte, praktisch durchführbar gewesen, so hätte bald Süddeutschland dieselben Gesetze bekommen, darauf Oesterreich, dann Italien, Spanien u. s. w. Aber es gibt noch eine höhere Geistesmacht als die Freimaurerei repräsentirt, weshalb auch bis jetzt alle Logenarbeit Sisyphus-Arbeit war.

Diplomat mit einer Reihe von zweifelhaften Existenzen — angefangen vom „Setzer der Herzog'schen Druckerei in Freiburg" im Jahre 1853 — aus allen Parteien sich häufig in Verbindung gesetzt. Indeß glauben wir aus mehrfachen, hier nicht näher zu erörternden Gründen, ihn diesmal außer Aktion lassen zu sollen.

Bei Processen der gedachten Art muß man nämlich eher fragen: „Où est la loge"? „Où est la femme"? pflegt man sonst zu fragen. Jener Mann mit den vier Namen ist nun, wie wir von beachtenswerther Seite vernehmen, diejenige Persönlichkeit, welche das in Band 118[9] der „Histor.-polit. Bl." wörtlich mitgetheilte Schreiben des Prinzen Friedrich Leopold an den Kaiser in die Oeffentlichkeit gebracht hat. Dieses Schreiben war aber nur einem Freimaurer zugänglich. Auch erklären sich aus diesem Umstande alle weiteren auffallenden Thaten des Mannes mit den vier Namen.

Mehrere Blätter betonen auch seine internationale Thätigkeit. Die Agitation hat den Zweck, dem „neuen Course" in Berlin Schwierigkeiten im Auslande zu bereiten. Noch mehr Schwierigkeiten wünscht man ihm im Inlande. Der „neue Cours" ist eben der Loge besonders verhaßt, weil sie dabei ganz „außer Cours" gesetzt zu sein scheint. Vor Allen ist ihr die Person des Kaisers selbst unsympathisch, weil derselbe nicht in den Maurerbund eintreten mag. Darum hat auch, wie jetzt mehrfach berichtet wird, der Mann mit den vier Namen schon bald nach dem Regierungsantritt Wilhelm's II., als Bismarck noch im Amte war, die „gröbsten und verleumderischsten Majestätsbeleidigungen" in die deutsche und ausländische Presse zu schleudern gesucht.

Aeltere Zeitungsleser mit einem guten Gedächtniß werden sich aber noch einer ganz anderen Thätigkeit dieses Herrn aus den achtziger Jahren erinnern. Damals spielte er sich als Agent provocateur in der italienisch-deutschen Presse auf, um den Frieden zu vereiteln, der sich zwischen dem Papste und der deutschen Regierung anbahnte. Daß der auch vier Sprachen redende Herr seine Intriguen nur im Dienste der Loge spielen ließ, war evident. Hätte

Herr Dr. Hacks ihn gekannt, er hätte ihn gewiß zum „Großvater des Antichristen“ gemacht. [1])

Als wir den, resp. die Namen des vielgewandten Herrn jetzt beim Bericht über den Proceß von Tausch lasen, fanden wir einen recht alten Bekannten vor. Die Frage: „Où est la loge“? dürfte zugleich einen Schlüssel zu dem vielfach räthselhaften Processe geben. Die Freimaurerei macht dem „neuen Course“ deshalb Schwierigkeiten, weil sie hofft, daß bei der hierdurch hervorgerufenen Verwirrung ein Mann aus ihren Reihen zur Lenkung des Staatsschiffes berufen werden könnte.

IX.

Deutsche Humanisten als Anwälte christlicher Literatur.

Diese Mittheilungen können als Ergänzung zu einer vielverbreiteten Darstellung des deutschen Humanismus dienen. Auch bieten sie eine Orientirung über eine so wichtige Schulliteraturfrage, welche dem vatikanischen Concil durch das Schema der neapolitanischen Kirchenprovinz über das höhere Erziehungs- und Unterrichtswesen gestellt werden sollte.

---

1) Dabei unterhält der geheimnißvolle Mann eine Haushaltung im In- und Auslande, wie sie weder der Etat eines Polizei-Agenten, noch der Tresor des New-York-Herald, bei dem der vielseitige Mann erst seit drei Jahren „mitarbeitet“, noch endlich der banquerotte Reptilienfonds zu bieten vermag. Sein fürstlicher Hofhalt kann nur von den geheimen Fonds der modernen Kabbala unterhalten werden.

Wimpheling, „der Erzieher Deutschlands", nimmt sich christlicher Dichter gegen die heidnischen mit großer Entschiedenheit an; sie ständen diesen durchaus nicht nach; aus dem Mantuanus könne der Knabe nunmehr lernen, was er früher aus dem Vergil holen mußte. Er bedauert lebhaft, daß auf die Erklärung des Martial so viel Fleiß verwendet sei, auf die des Prudentius gar keiner.[1]) Zu Wimpheling hielt sich Beatus Rhenanus und eine Anzahl andrer kirchlich gesinnter Gelehrten.[2]) — Butzbach, der sich einst für die schönen Wissenschaften, die Dichter und Philosophen der Antike begeisterte, bekundet seit 1514 eine Aenderung in seinen Anschauungen. Er schrieb in jenem Jahre einen Tractat über die Stilarten. Hier zeigt er seine Belesenheit und Kenntniß des „hohen" rhetorisch-klassischen Stils nur um ihn zu verwerfen: er spricht von berühmten Vertretern eines guten und beredten Ausdrucks, läßt aber lediglich die heilige Schrift, die Kirchenväter und Verfasser christlich-moralischer Dichtungen gelten; literarische Eitelkeit, gelehrtes Protzenthum und die hieraus entspringenden Schriftstellerfehden sind ihm widerwärtig und werden scharf bekämpft. Die Anschauungen, die er hier in Lehre und Polemik vertritt, hatte er bereits in zahlreichen Gedichten bethätigt Sein „Wäldchen" moralisch-ethischer Dichtungen suchte er bei den verschiedenartigsten, auch antiken Verfassern zusammen; dabei war es seine ausgesprochene Absicht, vor der gefährlichen Lektüre der Originale zu bewahren. In dieser Wandlung seiner Anschauungen ist Butzbach ein Schildknappe des Trithemius. Er schied sich aus dem Lager der Humanisten aus, nahm Stellung gegen die Neuerer.[3])

---

1) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885, S. 37. Vgl. Nerrlich, Das Dogma vom klassischen Alterthum. Leipzig 1894, S. 103.

2) Gaume, La Révolution. Paris 1859, XII 101.

3) Richter, Die Benediktinerabtei Maria-Laach. Hamburg 1896, S. 75—76.



Selbst Erasmus „wird nicht müde, auf die Bedeutung der Kirchenväter, eines Origenes, Basilius, Chrysostomus, insbesondere seines Lieblings, des Hieronymus, hinzuweisen; letzterer lasse nicht nur die berühmtesten Scholastiker weit hinter sich, sondern wenn Erasmus seine Redeweise mit der Cicero's vergleiche, so möchte er sogar ein Etwas selbst bei diesem Fürsten der Beredtsamkeit vermissen.“ [1]) Erasmus' Schrift Ciceronianus s. de optimo genere dicendi vertheidigte die christliche Latinität als sehr gut und sehr schön, sowie als geeignetstes Verständigungsmittel in der neueren Gesellschaft. Auch hielt er an besagter Stelle den extrem antikklassischen Stürmern noch andere ernste Wahrheiten vor.[2])

Reuchlin klagt ähnlich wie Erasmus, daß über der Vorliebe für menschliche Erfindungen die himmlische Lehre vernachlässigt werde, und führt den Verfall des Christenthums auf die Vernachlässigung des Bibelstudiums zurück. 1506 erklärt er, er wolle verhüten, daß der Text der heiligen Schrift verloren gehe und unsere Seelen durch den Sirenengesang der Dichtkunst und Beredtsamkeit ins Verderben gezogen würden.[3])

Die angezogenen Beispiele ließen sich vermehren. Sie werden um so weniger Wunder nehmen, wenn man sich an die Anschauung andrer Berühmtheiten erinnert, welche sich bei aller Vorliebe für sprachliche Correktheit zugleich ihre Vorliebe für die domestici fidei, die christlichen Literatur- und Bildungsträger bewahrten. Budäus[4]) in Frankreich und Colet[5]) in England nehmen einen Ehrenplatz ein neben

---

1) Nerrlich S. 106.

2) Gaume 54—66. Guillaume, Classiques comparés s. v. Erasme, IVe partie du maitre, S. 255—262.

3) Nerrlich 107—108.

4) Gaume 91—98.

5) Lupton, Life of John Colet; vgl. Bridget, Life of Blessed John Fisher.

dem „Erzieher Deutschlands." Wenn auch der „Klassiker-streit" noch immer nicht zu Ende gekommen ist, so sind doch wohl alle Christen einig, daß den christlichen Klassikern — wenn nicht der Ehrenplatz, doch wenigstens ein Plätzchen neben den heidnischen gebührt. Obwohl es nicht schwierig wäre, ein neues Buch als literarische Apologie für die christlichen Klassiker und gegen die Vorherrschaft oder das Monopol der heidnischen Autoren vom Standpunkte der vergleichenden Sprachkunde, der Literaturkritik und der Pädagogik zu schreiben, so ist eine Frage vielleicht nützlicher. Empfiehlt es sich nicht praktisch, die Proportionsdifferenz zurücktreten zu lassen und dann einmüthig die Forderung zu erheben: für katholische Schulen auch katholische Klassiker? Mit dieser Forderung wäre eine mächtige Anregung und eine feste Position zur Erkämpfung der Unterrichtsfreiheit gegeben. Wie aber christliche Unterrichtsfreiheit ein Schutzwall für christlichen Klassicismus ist, so muß ihre Erkämpfung auch als dringend vordemonstrirt werden durch unermüdliches Vorzeigen von kostbaren Lebensgütern, welche nur innerhalb eines solchen ihre Macht und ihren Zauber zur Geltung bringen können.

Maredsous. R. F.

X.

Aus St. Gallen.

Beinahe 1300 Jahre sind vergangen, seit St. Gallus mit seinen frommen Gefährten im stillen „Ahornthale" südlich vom Bodensee seinen Wanderstab ruhen ließ und das Kloster gründete, welches später seinen Namen erhielt und eine segensreiche Stätte christlicher Cultur und Wissenschaft für die Alemanen südwärts vom deutschen Meere wurde. Die Namen der Notker und der Ekkeharde, eines Ratpert und Tutilo, des Abtes und Bischofs Salomon, welche durch frommen Wandel, reiches Wissen und rührige wissenschaftliche Arbeit die Stiftung des hl. Gallus zierten, werden immer gefeiert bleiben, so lange noch Sinn für das deutsche christliche Alterthum lebt. Aber auf die Jahrhunderte der Blüthe und eines weithin gerühmten geistlichen und geistigen Einflusses folgten vom 12. Jahrhundert ab Zeiten des Verfalles und schlimmer Kämpfe. Es erging St. Gallen wie allen Stiften, welche Territorialherren geworden waren. Die Verwicklung in die kleineren und größeren Fehden und in Reichspolitik schwächte die geistige Kraft und die innere Zucht der Klostergemeinden. Im 15. Jahrhundert aber brachten tüchtige Aebte durch ernste Reformen das Kloster zu neuer Blüthe, die leider allzurasch von den Stürmen der kirchlichen Revolution vernichtet wurde. Denn die Stadt St. Gallen, die dem Stifte ihre Gründung und ihr Wachsthum verdankte, wandte sich unter Vadians Führung der Lehre Zwingli's

zu und führte fortan fast immer offene Fehden oder geheime Kämpfe gegen das Stift. Das Stift umgab sich daher mit einer festen Mauer und wehrhaften Thürmen, um gegen die Stadt gesichert zu sein. Noch heute stehen an der südwestlichen Seite des Stiftes Reste jener Wehr, die von den schlimmen Tagen erzählen, welche das Stift im 16. Jahrhundert erlebt hat. Wie gehässig die Gesinnung der Gallener reformirten Bürgerschaft gewesen sein muß, bekundet heute noch das Karlsthor, welches das Stift bei dem Besuche des hl. Karl Borromäus (1570) bauen ließ, damit der Cardinal seinen Einzug ins Stift, ohne die Straßen der Stadt zu berühren, unbehelligt von den Bürgern halten könne. Das Thor zeigt unmittelbar über der Wölbung auf der äußeren Seite das Wappen des Abtes, umgeben von St Gallus und St. Othmar und darüber in der Mitte einen Crucifixus, umgeben von den Wappen des Papstes und des Kaisers. Heute gehört das Thor zum Regierungstract und dient in den oberen Gelassen als Gefängniß. Im Jahre 1796 zwang der Einfall der Franzosen den Convent zur Flucht; 1805 wurde das Haus des hl. Gallus aufgehoben; der letzte Abt Pancratius Vorster, dem Gallus Jakob Baumgartner in seiner „Geschichte des schweizerischen Freistaates und Cantons St. Gallen“ ein verdientes literarisches Denkmal gesetzt hat, zog sich nach dem Stifte Muri zurück, wo er 1829 selig entschlief, ungefähr 1200 Jahre nach dem Tode des ersten Abtes, des hl. Gallus. Von den Exconventualen haben Weidmann († 1843) und Ildefons v. Arx († 1833) literarischen Ruf errungen: der letzte, Namens Spillmann, starb 1849; im Ganzen sind für die Exconventualen nach einer Berechnung Baumgartners 431 294 fl. als Pensionen verwendet worden.

Nach langen Verhandlungen und nach der Beseitigung des unglücklichen Verlegenheitsproduktes der kirchlichen und staatlichen Diplomatie, des Bisthums Chur-St. Gallen, wurde St. Gallen 1846 Bisthum. Der gegenwärtige Bischof

(seit 1882) Augustin Egger, der Nachfolger Greiths, ist der dritte Bischof von St. Gallen. Bei der Aufhebung des Stiftes wurde das Vermögen zwischen dem neugebildeten Canton und dem katholischen Religionstheil desselben — freilich zu Ungunsten des letzteren, aber immer noch günstiger, wie man anderwärts säcularisirt hat — getheilt; den Katholiken verblieben auch die Stiftskirche, die Stiftsgebäude mit Ausnahme des neuen Complexes nach dem Karlsthor zu, den die Regierung in Besitz nahm, und die Bibliothek. Die Grundstücke, sowie die Kapitalien unterstehen der Verwaltung des katholischen Administrationsrathes, der mit den Erträgnissen seiner Fonds für die religiösen Bedürfnisse der Katholiken zu sorgen hat. Heute betragen die Einnahmen dieses Fonds 120—130000 Frcs., lange nicht ausreichend, um den größer gewordenen Anforderungen gerecht werden zu können.

Der Canton St. Gallen zählt (1888) unter 228316 Einwohnern 135796 Katholiken; die Stadt St. Gallen unter 27420 Einwohnern nur 11542 Katholiken; die Cantonbevölkerung ist in ihrer Mehrheit sonach katholisch. Wie üblich, hat der gesinnungstüchtige Fortschritt, den Spuren Vadians folgend, in früheren Jahren — man erinnere sich an Jakob Gallus Baumgartner — die Katholiken der Stadt und des Cantons schlecht behandelt; indessen haben sich die letzteren heute eine geachtete Stellung errungen und erfreuen sich eines geschickt redigirten Blattes, „Die Ostschweiz", die in Stadt und Land gern gelesen wird. Ein sonderbares Geschick hat es gewollt, daß Stift und Kirche, ja selbst das im Stiftsterritorium befindliche Regierungsgebäude nicht zur Gemeinde Gallen gehören, der sie den Namen gegeben haben, sondern zur Gemeinde Tablat. Man war nämlich so vernünftig, zu begreifen, wie wenig es sich geziemen würde, wenn das Stiftsterritorium und die Geistlichkeit von der ganz protestantischen Gemeindeverwaltung abhängig wären; darum verband man das Stift mit der

Nachbargemeinde Tablat. Heute bewohnen außer dem Bischof noch fünf residirende Domherren und einige Vicarien das Stiftsgebäude, in welchem sich überdies die Bibliothek und auch mehrere Schulen befinden.

Das Bisthum hat nur eine geistliche Bildungsanstalt, nämlich das die letzte Vorbereitung zum Priesterthum gebende Clerikalseminar in St. Georgen. Die jungen Theologen suchen ihre wissenschaftliche Ausbildung in Freiburg i/Schw., in Deutschland und Oesterreich. Das Knabenseminar aber, welches von Bischof Greith mit großen Opfern seitens des Clerus und der Diöcesanen errichtet worden war, hat 1873 der „Culturkampf" vernichtet. Denn auch St. Gallen wollte und mußte seinen Cantönli-Culturkampf haben und wollte an fortschrittlicher Gesinnungstüchtigkeit weder hinter Bern, noch hinter Basel, noch hinter Bismarck zurückbleiben. Und so fiel die junge Stiftung der von dem Häuflein von Altkatholiken verhetzten Regierung zum Opfer. Der Bischof muß das um so schmerzlicher beklagen, als es unmöglich ist, Knaben, welche Neigung zum geistlichen Berufe haben, dem städtischen Gymnasium anzuvertrauen; man muß sie also anderswo unterzubringen suchen. Das und die Unterstützung der Studirenden der Theologie erfordern erhebliche Summen, welche die consociationes ad sublevandos clericos aufzubringen suchen. Heute ist auch in St. Gallen trotz der wiederholten Schürereien der Altkatholiken der Culturkampf vorüber. Der bekannte Henne am Rhyn, Staatsarchivar in St. Gallen, setzt in der eben erschienenen „Geschichte des Cantons St. Gallen seit der Annahme der Verfassung von 1861 bis auf die Gegenwart" (St. Gallen 1896) dieser verhängnißvollen Thorheit des erleuchteten 19. Jahrhunderts diesen Leichenstein (S. 60): „. . . es zeigte sich auch in St. Gallen wie in den übrigen Cantonen, in denen (der Culturkampf) entbrannt war, und wie in Deutschland, daß er zu nichts führte, weil er auf einseitige und vielfach verletzende Weise geführt worden war. Man besiegt Niemand dadurch, daß

man ihn zum Martyrer macht, besonders wenn er den Ruhm eines solchen gar nicht sucht. Die Thatsachen zeigten, daß das Volk an diesem Kampfe je länger, desto weniger Gefallen fand und daß es der ihn führenden Richtung je länger, desto mehr Anhänger entzog."

Die Cathedrale behält im Munde des Volkes den Namen „Stiftskirche", wie denn auch die klösterlichen Traditionen fortleben und von dem Bischof und dem Clerus mit treuer Pietät gepflegt werden. Sie ist ein mächtiger, in geschmackvollem Roccoco aufgeführter Bau, der mit seinem hohen Schiff und den beiden den Chor flankirenden reich gegliederten Thürmen die profanen Bauten hoch überragt und der Stadt — trotz der Wandlung der Zeiten — den Charakter einer Klosterstadt verleiht. Nach Nord, Ost und West steht sie frei, im Süden lehnen sich, nur von einem schmalen Hofe getrennt, die Stiftsgebäude an. Wenn R. Dohme sein Urtheil über die Cathedrale in die Worte zusammen faßt: „Wer in der Nähe des Bischofsstuhles im Chor stehend, den perspektivischen Gesammteindruck des Innern auf sich wirken läßt, wo dann die Einzelheiten zurücktreten, alle Linien sich glücklich verkürzen, die schönen Verhältnisse, die maßvolle Polychromie, die durch das Ganze harmonisch vertheilte Ornamentik zu einem großen Accord zusammentönen, der wird finden, daß die Prachtliebe und heitere Sinnenlust des vorigen Jahrhunderts hier einen feierlichen und doch festlich fröhlichen Ausdruck gefunden, wie ihn kein Styl ähnlich hervorzubringen vermag" — so hat er nur die ästhetische Wirkung im Auge; man darf aber auch, ohne Widerspruch zu fürchten, sagen, daß das Innere des reich geschmückten Gotteshauses trotz vieler Roccocolicenzen erhebend wirkt und die Seele mit jenen Gefühlen frommer Andacht erfüllt, die nur katholische Kirchen einzuflößen vermögen. Ueberall kann man auch die peinlichste Fürsorge für die Erhaltung des Erbes einer frommen und opferfähigen Vorzeit beobachten. Bei dem hohen Interesse, welches die Stiftskirche

beanspruchen darf, wird das jüngst im Verlage von Kreutzmann in Zürich erschienene Prachtwerk über dieselbe freudig begrüßt werden.[1]) Der erläuternde Text (20 Seiten in Großfolio) ist von dem Stiftsbibliothekar Dr. Adolf Fäh verfaßt und bietet unter dieser bescheidenen Bezeichnung eine vollständige Baugeschichte der Kirche. Die 31 Lichtdrucktafeln, nach guten Photographien angefertigt, geben in vorzüglicher Ausführung Gesammtansichten wie hervorragende Details aus dem bildlichen und plastischen Schmuck der Kirche wieder.

Schweizerische und deutsche Kunsthistoriker haben wohl die Baugeschichte der Stiftskirche gestreift, aber an einer quellenmäßigen Geschichte fehlte es bislang. Dr. Fäh war in der glücklichen Lage durch Benutzung der Baurechnungen und der Diarien der Aebte und der Klosterökonomen völlig neue Aufschlüsse über die Entstehung, die Ausführung und die Vollendung des Baues zu geben und auch mit einigen landläufigen Irrthümern aufzuräumen. Er bietet ein reiches Material, voll von beachtenswerthen kunst- und culturhistorischen Mittheilungen. Seine Position ist weder die eines blinden Verehrers der Werke der Vorfahren, noch die eines auf einen Styl eingeschworenen Kunstgläubigen, sondern die des ernsten, verständigen Kritikers, der Licht und Schatten gerecht zu vertheilen sucht.

Zunächst widerlegt Fäh die von dem Kunsthistoriker Rahn mit dem Beigeschmack einer üblen Nachrede colportirte Fabel, daß der Neubau der Gallener Stiftskirche ein Postulat „der Prunksucht“ des vorigen Jahrhunderts war, schlagend aus den capitularischen Verhandlungen über den Bau, aus welchen

1) Die Kathedrale in St. Gallen. Text und Oberleitung von Dr. Adolf Fäh, Stiftsbibliothekar von St. Gallen. Herausgegeben von M. Kreutzmann in Zürich, photographisch aufgenommen von Umiker in St. Gallen, Lichtdruck der Societé anonyme des arts graphiques in Genf. Zürich 1896. (Preis 45 Frcs.)

hervorgeht, daß die Baufälligkeit des Schiffes und dessen unwürdiger Zustand den Entschluß zum Neubau gereift haben. Der Beschluß dazu wurde am 14. April 1749 unter Abt Cölestin II., Gugger von Staudach, gefaßt, nachdem schon unter seinem Vorgänger mannigfache Erwägungen über den Bau stattgefunden hatten. Ausschlaggebend war der von den Sachverständigen betonte schlimme bauliche Zustand des Schiffes; im Kapitel wurde aber auch bemerkt, das Volk murre, „daß wir Geld in Ueberfluß hätten und doch das Haus Gottes nicht bauen wollen.“ Gegenüber den vielen Hypothesen über den Bauplan oder die Baupläne und deren Urheber glaubt Fäh feststellen zu können, daß der Plan des 1757 zu Mainau gestorbenen Baumeisters Giovanni Gaspare Bagnato aus Como dem Gesammtbau zu Grunde gelegt wurde, daß aber sowohl für das Schiff wie für den Chor vielfache, oft sehr durchgreifende Veränderungen an dem Grundplane vorgenommen wurden. Bei diesen Veränderungen wirkten mit der bauverständige Stiftsökonom P. Maurus Buol, der geschickte Laienbruder Gabriel Looser, der das heute im Handschriftenzimmer der Stiftsbibliothek stehende Modell nach dem Bagnato'schen Plane gearbeitet hat, der Ingenieur Beer und der Baumeister Peter Thum aus Constanz. Letzterer übernahm auch die Bauleitung bis 1758. Im Mai 1755 begann der Bau des Schiffes und schon am 16. November 1760 konnte dasselbe dem gottesdienstlichen Gebrauche übergeben werden.

Aus den Verträgen theilt Fäh Notizen über die Löhne mit. Die Steinbrecher erhielten: die Vorarbeiter täglich 30 Kreuzer, Arbeiter 25 und 20 Kreuzer; der Steinmetzmeister wurde mit dem hohen Lohne von 1 Gulden mit Kost und Logis, die Gesellen mit 36 Kreuzer und Logis und Kochort und Kochholz bei dreizehnstündiger Arbeit abgelohnt. Die Baurechnungen scheinen leider eine Aufstellung der Gesammtkosten nicht zu ermöglichen.

Während der Neubau des Schiffes sich des vollen Bei-

falls sämmtlicher Conventualen erfreute, stößt Abt Cölestin mit seinem Projekt, den Chor mit dem altersgrauen Thurme niederzulegen und einen neuen Chor mit zwei hochragenden Thürmen zu bauen, auf ernsten Widerspruch, den sowohl die Pietät wie die Furcht vor finanziellen Schwierigkeiten zu rechtfertigen schien. Glücklicherweise setzte der Abt seinen Willen durch; das neue Schiff und der alte Chor waren unverträglich Wieder wurde unter zweckmäßigen Veränderungen der Bagnato'sche Plan zu Grunde gelegt. Als Bauleiter fungirte Michael Bär aus Bildstein. 1761 begann der Bau, 1769 am 27. Dezember wurde das Chorgebet zum ersten Male im neuen Chor verrichtet. Der Erbauer Abt Cölestin II. hatte mittlerweile (24. Februar 1767) seinen Einzug in den ewigen Tempel des Herrn gehalten. Für die innere Einrichtung und Decoration blieb seinem Nachfolger Abt Beda Angehrn noch ein tüchtig Stück Arbeit übrig.

Die künstlerische Ausstattung des Schiffes war dem Bildhauer, Maler und Stukkateur Christian Wenzinger aus Freiburg († 1797) anvertraut, in dessen Diensten tüchtige Meister, darunter Fidel Sporer aus Weingarten, standen. Das Stift zahlte an ihn 52,000 fl. Während die 17 Gemälde in der Kuppel und in den Schiffen — Sujets aus der Ordensgeschichte — von Fäh ziemlich tief gestellt werden, wird die Erfindungsgabe und das Geschick Wenzingers in den plastischen Darstellungen und in der Decoration voll anerkannt. Die Tafeln geben reizende Details (Putten, Ornamente) und einzelne der prächtigen Reliefs aus dem Leben des hl. Gallus wieder. Bei der Ausstattung des Schiffes wie des Chores erwarb sich der Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer aus Linz bei Pfullendorf in Schwaben († 1770), der auch in Salem und Einsiedeln Tüchtiges geleistet, verdienten Ruhm; nicht minder Fidel Sporer, dem die Seitenaltäre übertragen wurden Feuchtmayer schuf die Beichtstühle und das schöne Chorgestühl. Seine künstlerische Fähigkeit verdient, wie die

Tafeln 4, 13, 18 und 30 beweisen, die Anerkennung, die ihm Fäh widmet, und die sich jedem Besucher der Cathedrale aufdrängt. Die Ausmalung des Chors besorgte Wannenmacher. Von seiner Arbeit ist nichts mehr vorhanden, da der Maler Moretto 1820 die schadhaften Fresken zu beseitigen und Darstellungen aus dem neuen Testamente zu malen beauftragt war. Wie er sich dieses Auftrags entledigte, ist leider heute noch zu sehen.

Inzwischen war die französische Revolution mit ihren Verheerungen auch in die Schweiz gedrungen; das Stift fiel ihr zum Opfer. Bis 1808 ruhte daher jede Bauthätigkeit. Von den späteren Arbeiten mag der Beschaffung des geschmacklosen Hochaltars und der Erbauung der großen Orgel, durch welche leider der schöne Westchor (Othmarchor) verbaut wurde, gedacht werden. Zweckmäßig und gut ausgeführt wurde eine Renovation der Gemälde und plastischen Bildwerke in den Jahren 1866/67. Die nun in neuem Glanze erstrahlende Cathedrale wurde am 17. August 1867, 100 Jahre nach ihrer ersten Benediction, durch Bischof Greith consekrirt.

Mitten unter den Sorgen des Kirchenbaues ließ der unternehmende Abt Coelestin II. durch Peter Thum in Constanz 1758 die Bibliothek bauen, da die alten Gelasse schadhaft und unzureichend waren. Sie nimmt das erste und zweite Stockwerk der Westseite des inneren Klosterhofes ein. Der reich decorirte Eingang ist mit den Wappen des Erbauers geschmückt und trägt die sinnreiche Inschrift *ψυχῆς ἰατρεῖον*, Arznei für die Seele. Der Gesammteindruck des Innern ist harmonisch und wohlthuend. Vierzig Schränke in leichtem Roccocoschwung, die breiten Flächen und die Krönungen ausgelegt mit allegorischen und mythischen Figuren — die Arbeit des verdienstvollen und geschickten Laienbruders Gabriel Looser — zieren die Längen- und Querwände. In Stockwerkshöhe zieht sich eine bequeme Galerie ringsum den Saal, die noch 30 Schränke trägt. Die mit Stuckarbeiten geschmückte Decke zeigt in den vier großen Feldern die vier

ersten allgemeinen Concilien und in den kleinen die Kirchenväter. Der große Glaskronleuchter ist erst später aus dem Großrathssaale, wo er nach Einführung der Gasbeleuchtung übrig war, dahin gekommen. Mitten im Saale stehen die Schaukästen mit den Cimelien, dem psalterium aureum, dem irischen Evangeliarium, dem Keronischen Wörterbuch und den anderen berühmten Schätzen der Bibliothek. Von der Galerie gelangt man in das durch eine feuersichere Thür verschlossene Handschriftenzimmer. Dort stehen die kostbaren Bände, welche die fleißige Mönchshand geschrieben und die weise Fürsorge der wackeren Gelehrten in der Klosterzelle gesammelt hat. Gabriel Loosers Modell in der Stiftskirche nach Bagnatos Entwurf steht auch darin, sowie noch andere Antiquitäten, Münzen, Gefäße 2c. daselbst aufgestellt sind.

In der äußeren Einrichtung gleichen sich die im vorigen Jahrhundert gebauten Klosterbibliotheken fast durchweg. Ich erinnere an die schönen Bibliotheken von St. Florian, Kremsmünster, Melk u. a. in Oesterreich. Man hielt sich im Bau und in der Einrichtung an eine Tradition. Wie überall herrscht auch hier die vornehme Pracht, welche die klösterlichen Bauten jener Zeit auszeichnet. Bei dem Baue und der Einrichtung moderner Bibliotheken muß man sich freilich von anderen Gesichtspunkten leiten lassen. Da gilt es neben der Herstellung lichter und weiter Arbeitssäle Räume zu schaffen, in welchen die Unterbringung und leichte Benützung der jährlich wachsenden Büchermassen möglich wird. Damals erlaubte aber die nach heutigen Verhältnissen bescheiden zu nennende Größe der Klosterbüchereien eine gefällige Eleganz und eine vornehme Raumbenützung.

Die Geschicke der Klosterbibliotheken sind naturgemäß innig verknüpft mit dem Steigen und Sinken des Glücksternes der Klöster und mit dem Blühen und Welken des geistigen Lebens in denselben. Auch die Bibliothek von St. Gallen hat wechselnde Schicksale erfahren. Sie sind zuerst im Zu-

sammenhange von dem Stiftsbibliothekar Weidmann († 1843), einem Exconventualen, geschildert worden. Dessen Buch erhält vielfache Ergänzungen durch das im Auftrage des katholischen Administrationsrathes von Gustav Scherrer 1875 herausgegebene „Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen“ (Halle, Waisenhaus) und in dem von demselben verfaßten Verzeichnisse der Incunabeln. Scherrer hatte vorher das Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der städtischen (Vadianischen) Bibliothek herausgegeben; das mag wohl den katholischen Administrationsrath veranlaßt haben, einen Protestanten mit der Aufnahme der Manuscripte und Incunabeln der Stiftsbibliothek zu betrauen. Wenn man nun auch hie und da in der theologischen Terminologie den protestantischen Laien bemerkt, so muß man doch die Sorgfalt und Genauigkeit des Verfassers voll anerkennen. Man sollte — diese Ueberzeugung hat sich mir bei der Durchsicht zahlreicher Handschriften-Kataloge und der nachträglichen Prüfung vieler Nummern derselben aufgedrängt — Verzeichnisse theologischer Handschriften stets nur unter Zuziehung katholischer, theologisch gebildeter Fachmänner ausarbeiten. Wer liturgische Handschriften benutzt hat, weiß wie häufig die Bezeichnungen Missale, Sacramentarium, Graduale, Breviarium, Diurnale, Rituale rc. verwechselt werden. Und wie nothwendig wäre eine strenge kritische Sichtung der massenhaften theologischen Literatur des 14. u. 15. Jahrhunderts! Doch das nur nebenbei. Was St. Gallen anlangt, so würde bei der relativ geringen Zahl von Handschriften eine neue kritische Geschichte der Bibliothek keine allzuschwierige Arbeit sein, die der zeitige Bibliothekar sich nicht entgehen lassen sollte.

Ohne Bücherei konnte kein Kloster, keine Kirche bestehen; bedurfte man doch täglich zur Messe eines Sakramentars, Lektionars und zur Sakramentspendung der nothwendigen Formulare. In mancher Kirche mag es freilich oft genug recht schlecht damit bestellt gewesen sein, wiewohl die Synoden

stets auf die Beschaffung der nothwendigen Bücher drängen. Am besten waren die Klosterpfarreien versorgt; denn die Klöster betrachteten es als Ehrensache, gute Büchereien zu besitzen. Daß in St. Gallen seit dem 7. Jahrhundert fleißig geschrieben wurde, bezeugt der heutige Handschriften-Katalog, obwohl viele und gerade werthvolle Handschriften durch Mißgeschick und Diebstahl abhanden gekommen sind. Der im Jahre 841 abgefaßte Bücherkatalog zählt 400 Bände auf, die in den zwei Jahrhunderten gesammelt und geschrieben worden waren. Reger noch war die Arbeitslust und angespannter die Thätigkeit der Schreiber im Scriptorium, als Notker Balbulus, die Ekkeharde, Notker Labeo und die anderen Lehrer von St. Gallen im 10. und 11. Jahrhunderte wirkten. Das erste Mißgeschick traf die Bibliothek bei dem Einfalle der Ungarn 925; man flüchtete sie nach Reichenau und von dort sollen, wie Weidmann versichert, zwar dieselbe Anzahl von Büchern aber nicht dieselben Bücher zurückgekommen sein, — kaum glaublich, wenn man erwägt, welch' große und kostbare Bücherei das Reichenauer Kloster besaß. Manches ging auch bei dem großen Brande von 937 zu Grunde; aber all diese Verluste wurden wett gemacht in der Zeit der Ekkeharde, des Notker Labeo und des Abts und Bischof Salomo. Es war aber auch eine gütige Fügung der Vorsehung, daß man reichlich vorsorgte; denn das 12., 13. und 14. Jahrhundert waren minder fruchtbar: mußten doch im Jahre 1297 bei der Unterschrift einer Urkunde vier Mönche ein Kreuz schreiben und bemerken lassen: scribere non valens nec sciens. Immerhin weist aber der Katalog auch schöne Leistungen aus dem 12.—14. Jahrhundert auf. In den Fehden und Kämpfen jener Zeit verlor das Wissen und Schreiben an Ansehen und übte geringen Reiz aus. Bitter klagt darüber der geistliche Schreiber des Galler Codex 467 auf fol. 357 (XIV./XV. Jahrhundert):

Vir fortis in bello vir meritus absque libello,
Clericus est mutus, quamvis ingenio sit acutus;

Vir bene vestitus scientiis esse peritus
Creditur a mille, quamvis ydeota sit ille.

Ein Anderer tröstet sich lustiger über den Jammer der Zeiten und die Verachtung der Wissenschaft. Im Codex 692 (XV. Jahrhundert) stehen fol. 450 die kurzen, aber bedeutungsvollen Sätze:

mesner hol win
schuler schenk in
phaff drink us
buer bezal dus.

Erhebliche Verluste brachten der St. Galler Bücherei wie allen schweizerischen und süddeutschen Bibliotheken die Concile von Constanz und Basel. Ganze Wagenladungen gingen auf Bitten der Concilsväter nach Constanz und Basel und in Karren konnte man die decimirten Schätze heimfahren. Schlimmer trieb es noch der bekannte Humanist und päpstliche Secretär Poggio, der 1416 mit einigen römischen Freunden nach St. Gallen kam und viele werthvolle Handschriften (Lactanz, Quintilian, Vitruv u. a.) mitgehen hieß. Manches suchte man, soweit es möglich war, zu ersetzen und die Lücken zu ergänzen. Insbesondere zeichneten sich die Aebte Ulrich III. (1463—1491) und Franz v. Gaisberg (1504—1520) durch ihr warmes Interesse für die Bibliothek aus. Schwere Verluste folgten aber bald wieder durch die bilder- und bücherstürmerische Reformation. Erst nach der Kappeler Schlacht (1531) konnte der bücherfreundliche Abt Diethelm Blaarer an die Reconstruction des Stiftes im Innern und Aeußern gehen. Es ist erfreulich, zu lesen, mit welchem Ernste und welcher Begeisterung die meisten Aebte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts sich der Sorge für das geistige Leben der Conventualen, und für dessen Nährmutter, die Bibliothek, angelegen sein ließen; wie sie mit großen Kosten aus Deutschland und Frankreich Bücher erwarben und eine Ehre darein setzten, die Bücherei zu Ansehen zu bringen und darin zu erhalten. Noch einmal litt sie große Ein-

bußen im Toggenburger Kriege (1712), in welchem das Stift von den Züricher Söldnern verwüstet wurde. 119 Bände werthvoller Handschriften fehlten bei der Zurückstellung der geraubten Schätze. Trotzdem durfte sich die Bibliothek des größten Ansehens in der gelehrten Welt erfreuen. Der berühmte Augustin Calmet besuchte sie 1748 und publicirte Einiges in dem „Diarium"; 1760 kam der spätere Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien dahin Er rühmt die Klugheit und Liebenswürdigkeit des Abtes Cölestin II. und die Gelehrsamkeit des Bibliothekars P. Pius Kolb [1]) Aber die Bibliothek mußte dieses Lob theuer bezahlen: Gerbert entlieh mehrere werthvolle Codices, die bei dem Brande von St Blasien 1768 zu Grunde gingen.

Noch einmal mußten die Schätze flüchten. Der vorsichtige Bibliothekar Hauntinger hatte, als die Gefahr des Einfalls der Franzosen drohte, die Bücherei sorgfältig in Kisten packen lassen. Sie wurden zuerst nach Reichenau, wie bei dem Einfalle der Ungarn 925, geschafft und von da nach Imst und Füssen, wo die Franzosen sie zwar entdeckten, aber liegen ließen. 1804 kam sie zurück und steht unter treuer Obhut und guter Verwaltung, unter welcher nichts zu wünschen bleibt als reichere Mittel, wenigstens so viel Mittel, daß die bei der Benutzung der Handschriften unentbehrlichen Nachschlagewerke vermehrt werden können.

In einem der Schaukästen der Bibliothek fand ich die Werke des Abtes Cölestin I. Sfondrati (1687–1695), der am 4 September 1696 als Cardinal in Rom starb, eine Jubiläumsausstellung also, die ebenso wie das kleine Schriftchen des Bischofs Augustinus Egger [2]) über den Abt Cölestin I. die Pietät bekundet, mit welcher stets der großen geistigen Vorfahren in St. Gallen gedacht wird. Abt Cölestin war in der That ein bedeutender Mann, ein

1) Iter Alemanicum San Blas. 1765. S. 81 ff.

2) Jubiläumserinnerungen an Cardinal Cölestin Sfondrati, Fürstabt in St. Gallen. St. Gallen 1896.

heiligmäßiger Mönch, ein kluger, milder Fürst, ein bedeutender Theologe. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit führte ihn (1679) auf Bitten des Erzbischofs von Salzburg an die Salzburger Hochschule als Professor des Kirchenrechtes. Als solcher betheiligte er sich an der Diskussion über die gallikanischen Artikel (1682) mit der Schrift „Regale sacerdotium“ und als Fürstabt mit dem gelehrten Buche „Gallia vindicata“ und einigen kleineren Schriften. Er nahm entschieden Stellung gegen die französischen Versuche, ein neues gallikanisches Kirchenrecht einzuführen und dieses Kirchenrecht als alte Tradition auszugeben. Hundert Jahre später wäre er mit solchen Anschauungen in Salzburg unmöglich gewesen. St. Gallen darf stolz sein, daß dieser Mann in seinen Mauern gebildet, das Stift und das Land mit Weisheit regiert und den Namen der Fürstäbte von St. Gallen auch in die Reihen der Cardinäle der römischen Kirche getragen hat.

Gmunden. Adolph Franz.

XI.

Karl Graf von Montalembert in seiner Jugendzeit (1810—1836.)

(Schluß.)

Ein großer Vorzug für Montalembert war es, daß sein edler Sinn ihn zum Studium der unermeßlichen Kunstschätze der ewigen Stadt führte, die ihn Lamennais' Einfluß zeitweilig glücklich entzogen. Unter den lebenden Künstlern gab es einen Mann, welchen die deutsche Nation mit Stolz zu den besten ihrer Söhne zählt und dem Montalembert in seinem Tagebuch ein Blatt gewidmet, bei dem der Leser, nachdem er

die aufregenden Kämpfe des Avenir geistig miterlebt hat, mit besonderm Wohlgefallen ausruht. Montalemberts Urtheil über Friedrich Overbeck möge hier einen Platz finden:

„Hier bin ich bezaubert worden. Mein Herz hat sich erfrischt und erweitert, als ich sah, daß im Schoße des Katholicismus, und zwar des eifrigsten Katholicismus, der einzige Keim einer bessern Zukunft für die Kunst in unsern Tagen niedergelegt ist. Nie werde ich die halbvollendeten Skizzen vergessen, welche dieser theuere Overbeck mir heute gezeigt hat. Er ist der wiedererstandene Perugino, oder vielmehr eine Verbindung all jener frommen und zarten Elemente, denen wir in Perugino, Fra Angelico da Fiesole, Fra Bartolommeo und in jenem Lorenzo Lotto begegnen, der sich nach Loreto begab, um hier ein Bild der Muttergottes zu malen, und sterbend mit ihr sich zu beschäftigen. Aber auch der Mann an sich ist wunderbar, ganz abgesehen von seinen Kunstwerken. Das ist ein Kopf von einer Reinheit und einem entzückenden Ausdruck, aus dem Strahlen der ernstesten und erhabensten Frömmigkeit hervorbrachen, die Schönheit eines Heiligen! In der That ist er ein Heiliger. Von seinem Seelenleiter Abbé Martin habe ich erfahren, daß er seit seinem Uebertritt zum Katholicismus jeden Sonntag mit Gemahlin und Sohn die hl. Communion empfängt, jeden Tag vor Beginn der Arbeit dem Gebete obliegt, und nie zum Pinsel greift, ohne sich vorher im Gebet Gott genähert zu haben. Nie hat er andere Gemälde als solche, die auf das Heilige sich beziehen, hervorgebracht, andere will er nicht malen. Wenn er vorübergeht, dann sagen die elenden Spötter in der hiesigen französischen Schule: ‚Sieh, das ist Jesus Christus.' Und dann ferner: Welch tiefe Kenntniß der heiligen Schrift bekundet er in seinem Empfinden! Und endlich — das ist ein Künstler im vollendeten Sinn des Wortes, ein Künstler, wie ich mir ihn geträumt, und wie ich nie gehofft, ihm auf Erden einmal zu begegnen. Die Italiener begreifen ihn am allerwenigsten" (299[1]).

1) Daß Deutsche und Engländer dem großen Meister und seinen idealen Schöpfungen das tiefste Verständniß entgegenbrachten, bezeugt das Ehrendenkmal, welches ihm errichtet ist in: Friedrich



Weil das von Lamennais erhoffte, ja stürmisch verlangte Urtheil des Papstes über das Programm des Avenir noch immer auf sich warten ließ, verlor er schließlich die Geduld. In seine damalige bedenkliche geistige Stimmung lassen uns einen Blick thun seine Unterredungen mit Montalembert über Dante und dessen Aeußerungen über Bonifaz VIII. Im Juli 1832 verließen beide die ewige Stadt und kamen am 16. dieses Monats in Florenz an, wo Lamennais die Selbstbeherrschung in dem Maße schwand, daß er dem päpstlichen Internuntius daselbst in geradezu verletzender Weise erklärte, das Avenir fortsetzen zu wollen. „Denn", bemerkte er, „weil man mich nicht richten will, so halte ich mich für losgesprochen" (316). Er ahnte nicht, daß das Gericht schon so bald sich vollziehen werde. Ende August waren die Reisenden in München, über dessen katholische Celebritäten das Buch uns vieles zu erzählen weiß. Schelling, Baader, Döllinger, Boisseree, Heß, Schnorr und Cornelius traten mit den geistvollen Franzosen in den regsten geistigen Verkehr und wetteiferten durch festliche Veranstaltungen, ihre Anwesenheit zu feiern. Hier erschien aber auch ein mahnender und warnender Schutzengel in der Person Lacordaire's, der nach München kam, weniger um der beiden Freunde wegen, welche sich von ihm durch ihre Haltung dem hl. Stuhl gegenüber getrennt, als vielmehr in der Absicht, im katholischen München ein freiwilliges Exil und Ruhe von den aufregenden Vorgängen in Frankreich zu gewinnen. Nur mit Mühe läßt er sich bestimmen, Lamennais einen Besuch zu machen, mit welchem er eine scharfe Auseinandersetzung hatte. In München erreichte dann die Encyklika Mirari vos vom 15. August 1832 sammt dem feinen Begleitschreiben des Cardinals Pacca die beiden Franzosen, welche jetzt das Avenir endgültig unterdrückten und die Agence générale aufhoben. Auf die Betrachtungen Lecanuet's über die bei der Lektüre der päpstlichen Aktenstücke in der Seele Lamennais' entstandenen Gedanken möchte man gern Verzicht

---

Overbeck. Sein Leben und Schaffen. Nach seinen Briefen und andern Dokumenten des handschriftlichen Nachlasses geschildert von Howitt-Binder. 2 Bde. Freiburg 1886.

leisten. Das sind lauter Vermuthungen ohne sicheres Fundament. Vollwichtig dagegen, weil auf objektiven Thatsachen beruhend, erscheinen des Verfassers Worte: „Ach! er (Lamennais) konnte sich überwinden, von seinen Ideen sich lossagen nur mit Hülfe einer durch Frömmigkeit zu erlangenden höhern Gnade, und diese Frömmigkeit fehlte ihm. Für uns bildet der Mangel an Frömmigkeit, der wieder im Mangel an Beruf wurzelte, den wahren Grund des Falles von Lamennais. Seit langer Zeit vom Brevier dispensirt, stellte er auch die Darbringung des hl. Meßopfers ein und hörte auf, seine Seele am göttlichen Leben zu erfrischen. Die Ströme des Schmerzes und Zornes traten aus. Er verließ Gott, und Gott verließ ihn" (327).

Auf die weitere Schilderung des erschütternden Falles des Abbé Lamennais kann hier nicht eingegangen werden. Anfangs in Gemeinschaft mit ihm ein silentium obsequiosum beobachtend, hat Montalembert, dem Drange seines katholischen Herzens nachgebend, unter schweren Seelenkämpfen sich von ihm losgerissen, nachdem er seine ganze feurige Beredsamkeit aufgewendet, um den „Maitre" seinem Irrthum zu entreißen. Nur mit den Gefühlen tiefsten Schmerzes kann man diese ebenso langwierigen wie erfolglosen Verhandlungen bei Lecanue lesen. Montalembert erklärte in einem Briefe an Cardinal Pacca seine kindliche Unterwerfung unter die päpstlichen Lehrschreiben und trat dann, nachdem er so die Ruhe des Gewissen erlangt, seinen Siegeszug an auf dem Gebiete der christlichen Kunst, für deren Wiederbelebung in Frankreich er Erstaunliches leistete, und auf dem Gebiete der Hagiologie, auf dem er im Leben der hl. Elisabeth von Thüringen ein Meisterwerk ersten Ranges der französischen Sprache und der christlichen Literatur verfaßte. Es bildet die köstliche Frucht seines länger als ein Jahr dauernden Aufenthaltes in Deutschland, welchen Lecanuet mit wohlthuender Ausführlichkeit beschreibt. Den geistvollen Pilger sehen wir in Beziehungen treten zu Windischmann, Walter, Klee, Welker und August Wilhelm von Schlegel in Bonn. Aber die Katholiken in Bonn „tadeln die Reise nach Rom, billigen die Trennung von Kirche und Staat nur als vorübergehende Maßregel und lehnen die Lehre vom Sens commun, sowie die Verbindung mit den Liberalen

energisch ab" (373). In Frankfurt a. M. hatte er lange Unterredungen mit Dorothea, der Witwe Friedrich von Schlegels und ihrem Sohne, dem berühmten Maler Veit, dessen Gemahlin, eine Italienerin und vier in Rom geborene Töchter ihn „durch ihr herzliches Wesen, sowie durch die Erinnerungen entzücken, die sie durch den Gesang des Liedes erwecken: **Evviva Maria e chi la creò.**" In Dresden wohnte er den Abendgesellschaften von Tieck bei, hörte ihn den wunderthätigen Magus von Calderon vortragen, und begegnete F. von Raumer, dem Geschichtschreiber der Hohenstaufen Ueber Prag kam Montalembert nach Berlin, wo er bei dem berühmten Juristen von Savigny, „einem der gelehrtesten, bescheidensten und religiösesten Männer, die ich kennen gelernt," Gastfreundschaft genoß, wo Alexander von Humboldt, der für französisches Wesen so zugänglich war, den jugendlichen Pair von Frankreich bewillkommnete, und wo namentlich der für das Mittelalter begeisterte General von Radowitz lange Unterredungen über das Programm des Avenir hatte. In Münster erzählte die verwittwete Gräfin Stolberg ihm die Conversion ihres verstorbenen Gemahls, wobei sie die Milde pries, mit welcher er so viele Angriffe und Beleidigungen ertragen.

Aber der Löwenantheil fällt München zu, wo Montalembert am 18. Dezember 1833 eintraf, um hier den Winter zu verbringen. Schelling, der Naturphilosoph, der nach Lecanuet schon an der Schwelle des Katholicismus stand (?), und Baader, der Theosoph, streiten sich um Montalembert, welcher offenbar dem letzteren vor jenem den Vorzug gab. Aber auch Baaders ungesundes System reizte Montalembert zur Ungeduld, wobei der Theosoph dann den Orakelspruch that: „Nicht mit Pantoffeln gelangt man in den Himmel der Erkenntniß; der Kopf muß ebensowohl wie das Herz gebrochen werden" (382) — ein Todesurtheil, wie es schlimmer nicht gedacht werden kann.

Wie mit magischen Fäden fühlte aber Montalembert sich hingezogen zu Joseph von Görres, dessen Vorlesungen über Mystik er hörte, zu Döllinger, welcher die Schätze seines kirchengeschichtlichen Wissens aufschloß und den Montalembert später in schlimmen Tagen zu beruhigen und zu retten suchte,

endlich zu Clemens Brentano, „dessen Geist so blendend, aber zugleich so religiös und lieblich war" (384). Dabei vergaß er aber des Maître in La Chenaie nicht, wie seine ununterbrochene Correspondenz mit Lamennais zeigt, aus welcher wir nur den am 19. Juli 1834 aus Mainz datirten Brief hervorheben — ein Feuerflammen sprühendes Aktenstück, welches in Montalemberts liebeglühende Seele, aber auch in Lamennais zornerfülltes Herz tiefe Blicke thun läßt (432).

Die drei letzten Kapitel „Die Unterwerfung Montalemberts", „Die hl. Elisabeth" und „Verehelichung und zweite Reise nach Rom" bilden den versöhnenden Abschluß einer in schauerlichen Katastrophen, aufregenden Kämpfen und glänzenden Siegen reichen Periode. Indirekt bilden all diese bedeutungsvollen Vorgänge eine kräftige Vertheidigung des apostolischen Stuhles, dem jeder Katholik uneingeschränktes Vertrauen und kindliche Liebe entgegenbringen soll.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XII.

Zeitläufe.

Der Zweibund mit Oesterreich und der Dreibund.

Den 12. Januar 1897.

Als die Nachricht von Ersterem in London anlangte, beglückwünschte Lord Salisbury das versammelte Parlament zu der „guten Botschaft". Wenn die Hoffnungen sich bewahrheitet hätten, würde es dem weltgeschichtlichen Deutschland einigermaßen zum Troste gereicht haben. Der wirkliche Verlauf steht jetzt dem Abschluß nahe. Der Name besteht noch und wird sich wohl noch weiter fortschleppen; was aber thatsächlich daraus geworden ist, weiß man nirgends besser als in England.

Von Italien im Dreibund ist kaum mehr der Mühe werth zu reden. Es ist gleichgültig, ob der Bund erst bei dem Besuch des deutschen Kaisers in Venedig oder schon vorher wieder erneuert worden ist;[1]) seit dem Unglück von Abba Garima ist Italien vom Range einer eigentlichen Großmacht herabgestürzt und auf die russisch-französische Hülfsaktion am Rothen Meere angewiesen. Der siegreiche Negus Menelik von Abessynien steht jetzt völlig unter der Leitung Rußlands, und nur diesem hat Italien es zu verdanken, daß es nicht auch noch aus dem Gebietstreifen am Rothen Meere hinausgeworfen worden ist. Uebrigens hat man im Quirinal schon vor der Dreibundszeit den Anschluß an Rußland gesucht, und jetzt muß man auch die Spannung mit Frankreich zu beseitigen trachten Als das halbamtliche Berliner Blatt über die Verbesserung der Handelsbeziehungen zwischen beiden Mächten sich befriedigt äußerte, brauste das Bismarck'sche Leibblatt heftig auf: „Es kann nicht als Aufgabe der deutschen Politik betrachtet werden, sich über Verständigungen zwischen Italien und Frankreich irgendwelcher Art zu freuen; je gespannter die Beziehungen zwischen Italien und Frankreich sind, um so sicherer ist auf Italien in seinen Eigenschaften als Dreibunds-Genosse zu rechnen.“[2])

Als die Enthüllung Bismarck's über den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag weitum Kopfschütteln erweckte, da äußerte sich das Blatt des italienischen Kabinets ganz befriedigt: wenn Deutschland für gut gefunden habe, den Dreibunds-Vertrag durch Specialverträge zu ergänzen, so könne Italien aus zweifachem Grunde damit ganz einverstanden seyn „Einmal solle auch der Separatvertrag nur Friedenszwecken dienen und damit die größte, wenn nicht einzige Wohlthat sicherstellen, welche die Tripelallianz zu bieten vermöge. Außerdem könne aber auch Bismarck's Vorgang die italienischen

1) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 16. April 1896.

2) Aus den „Hamburger Nachrichten“ s. Berliner „Germania“ vom 7. Oktober 1896.

Staatsmänner nur ermuthigen, die Wege weiterzuwandeln, die von der großen Mehrheit des italienischen Volkes als die besten betrachtet würden. Wenn selbst diejenige Macht, welche im Dreibund Hauptinteressent und stärkstes Bollwerk sei, auf die Herstellung intimerer Beziehungen zu anderen Staaten nicht verzichte, so werde auch Italien derartige Bemühungen mit seinen Dreibundspflichten wohl vereinbaren können." [1]) Mit dieser Bemerkung kann nach Petersburg und Paris oder nach London gezielt seyn, nur nicht nach Wien. Denn als man in Berlin im August 1866 ein Einschreiten Frankreichs zu fürchten begann, schrieb Graf Moltke an Bismarck: „Da Italien vertragsmäßig nicht ohne uns Frieden schließen darf, so würde Oesterreich mindestens den größten Theil seiner Südarmee wieder jenseits der Alpen zurückführen müssen." [2]) Darum ist auch der Dreibunds-Vertrag mit Italien immer noch Geheimniß.

Uebrigens war die Bismarck'sche Enthüllung über die deutsche Neutralität gegenüber Oesterreich nicht einmal ganz neu. Schon vor fünf Jahren hatte sein Leibblatt über die deutsch-russischen Stellungen nach dem Jahre 1875 aus der Schule geschwatzt: „Eine Art Erkaltung der Beziehungen fand erst statt, nachdem die Sondirung über die Frage, ob Deutschland im Falle eines russisch-österreichischen Krieges neutral bleiben würde, ohne befriedigendes Ergebniß geblieben war. Erst nachdem dies constatirt worden war, wandte sich die russische Diplomatie an Oesterreich und bahnte Verhandlungen an, welche das Abkommen von Reichsstadt mit der russischen Zustimmung zur Occupation Bosniens zum Ergebniß hatten." [3]) Wußte man in Wien von dieser Thatsache, dem Vorläufer des spätern deutsch-russischen

1) Römische Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 29. October 1896.

2) S. den Briefwechsel in der Berliner „Germania" v. 3. April 1896

3) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 17. Juni 1891.

Neutralitätsvertrags? Wenn ja, wie konnte man dennoch auf den sogenannten „Zweibund" eingehen, der Oesterreich verpflichtete, im Falle eines zweiseitigen Angriffes auf das Deutsche Reich Rußland den Krieg zu erklären, während es selber mit seinen Lebensinteressen dem Czarthum preisgegeben blieb.

Erst zehn Jahre später kam das von Bismarck citirte Abkommen vom 15 Januar 1877 im ungarischen Reichstag zu Tage, durch welches Rußland der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich zustimmte und dieses dafür den Russen freie Hand ließ zum bulgarischen Kriege gegen die Türkei Das halbamtliche Blatt Bismarck's in Berlin hatte das Geheimniß aufgedeckt, um die Hände desselben in Unschuld zu waschen, daß die Oesterreicher in Bosnien zu sitzen gekommen seien. In Wien sagte man darauf mit Recht: „Rußland ist unter allen Mächten die erste gewesen, welche der Occupation zugestimmt hat, und es ist daher in hohem Grade sonderbar, wenn man gerade in Rußland noch immer wegen der Occupation grollt, und sich den Anschein gibt, als wäre damit den russischen Interessen Gewalt angethan worden. Wir wissen nun aber auch, daß Rußland ein großes Interesse gehabt hat, der Occupation zuzustimmen, und je mehr man sich bemüht, es in Vergessenheit zu bringen, desto wichtiger ist es, die Thatsache festzuhalten, daß Rußland, wenn Oesterreich im Jahre 1877 nicht gewollt hätte, es gar nicht hätte wagen können, den Krieg zu beginnen." [1])

Am 21. Mai 1887 stellte im ungarischen Reichstag der Abgeordnete Iranyi die Regierung zur Rede über ihre orientalische Politik, welche „den Ruin der Türkei, unseres südlichen Schutzwalls, herbeiführe." Der Ministerpräsident Tisza betonte, daß die Regierung festgehalten habe an dem Grundsatze, daß das Loos der in der Türkei lebenden Christen

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 22 Mai 1887.

zu verbessern sei, wobei „sie ihrerseits die Beibehaltung des Besitz-Status quo des türkischen Reiches wünsche." Ersteres hatte Rußland als sein ausschließliches Ziel angegeben, und gegenüber der Thatsache, daß schon die Proklamation des Czaren an die Bulgaren die Sache in ihrem wahren Lichte zeigte, fügte Tisza bei: „Wenn die Monarchie mit bewaffneter Macht intervenirt hätte, hätte Niemand in der Welt die Völkerschaften des Orients zu überzeugen vermocht, daß unsere Monarchie der Freiheit der christlichen Völker nicht feindlich gesinnt sei, und heute würden sämmtliche christlichen Völker, welches immer auch ihr Loos wäre, mit Haß auf diese Monarchie blicken, während jetzt das Gegentheil der Fall ist."[1]) Ein Augenzeuge der Sitzung bemerkte dazu:

„Ueberzeugt wird Tisza indeß Niemanden haben, es sei ein Akt guter Politik gewesen, als man Rußland 1877 den Weg in die Türkei geebnet, indem man sich mit ihr in einen Pakt einließ, für den die Türkei mit ihrer Integrität aufzukommen hatte. Der Krieg, dem man damals auszuweichen bestrebt war, droht gegenwärtig; die Freundschaft Rußlands zu erringen, ist nicht gelungen, ja umgekehrt, der Gegensatz hat sich verschärft, und Einen Alliirten im Kriege gegen Rußland, die Pforte, müßte Oesterreich jedenfalls entbehren."[2])

Herr Tisza mußte dem Reichstag auch bestätigen, daß das Uebereinkommen mit Rußland, dessen der auswärtige Minister Graf Andrassy und er niemals Erwähnung gethan und das die Freunde des Ersteren bei Beginn der Polemik noch abzuläugnen versuchten, dem „befreundeten Deutschland" mitgetheilt worden sei. Anderthalb Jahre darauf wurde durch Vermittlung desselben Grafen Andrassy in Wien vor dem Fürsten Bismarck der Zweibund gegen Rußland zu Stande gebracht. Bald nach seiner Entlassung hatte der Fürst mit dem Vertreter eines angesehenen russischen Blattes

1) Aus Budapesth s. Berliner „Germania" vom 24 Mai 1887.

2) Aus Budapesth in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. Mai 1887.

eine Unterredung, die wenigstens im auswärtigen Amt zu Wien nichts Neues verkündet haben dürfte:

„Fürst Bismarck hat sich dem Vertreter der ‚Nowoje Wremja‘ gegenüber als Freund Rußlands eingeführt, und es hat dieses Bekenntniß seiner Freundschaft für Rußland gerade in Oesterreich einiges Aufsehen gemacht. Man fragt, wie denn das zu dem Bündnisse stimme, das Fürst Bismarck mit Oesterreich geschlossen, wie zu dem persönlichen Freundschaftsverhältnisse, das ihn mit dem Grafen Andrassy verknüpfte, den er selbst in der Unterredung mit dem Correspondenten des russischen Blattes seinen guten Freund nennt. Man meint, die Aeußerungen des Fürsten streiften die Grenze des Unglaublichen, und Niemand könne die Widersprüche in Einklang bringen, wenn der Fürst erkläre, Oesterreich müsse seinen Schwerpunkt nach dem Osten verlegen, dann ein Bündniß mit Oesterreich schließe, weil er der Stimmung in Rußland nicht vertraue, und schließlich wieder bedauere, daß Rußland nicht gegenüber der Türkei volle und dauernde Erfolge errungen habe.“ [1])

Alles in jener zweiten Hälfte der siebenziger Jahre war die Machenschaft des Magyarismus, den der Gründer des Deutschen Reiches von jeher als berufenen Unterwühler der habsburgischen Monarchie in sein wendisches Herz eingeschlossen hatte. Unter den Deutschen in Wien gab es in hohen Stellungen entschiedene Gegner des Uebereinkommens mit Rußland vom Januar 1877. Namentlich wäre es beinahe zum offenen Federkrieg zwischen dem bekannten Feldzeugmeister Freiherrn von Kuhn und dem Grafen Andrassy gekommen. Der Kampf in der Presse wurde von oben her verhindert, und erst zwölf Jahre nach dem Tode des Hrn. von Kuhn wurde seine letzte Erklärung gegen Andrassy bekannt: ‚Ob der Berliner Vertrag die Pläne Rußlands im europäischen Oriente durchkreuzt und die Erfüllung derselben

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 7. August 1890.

in eine respectable Ferne gerückt, könne erst die Zukunft lehren; aber jetzt schon sei es klar, daß man unreife Zwittergebilde auf der Balkanhalbinsel geschaffen habe, welche immer bei Rußland Hilfe und Unterstützung suchen würden. In Bulgarien besitze Rußland eine mächtiges Bollwerk, man könne sagen, daß Sophia einen größeren strategischen Werth besitze, als selbst Constantinopel." [1])

Vier Jahre später brachte ein Berliner Blatt unter dem Titel: „Magyarische Illusionen" die Nachricht über ein Programm zur Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Rußland in Betreff der Balkan-Halbinsel: Oesterreich solle nämlich die Russen in Bulgarien gewähren lassen, um selbst seine Macht bis Salonichi auszudehnen, und so dem Streben der Magyaren „nach dem Protektorate über die südslavische Welt" gerecht zu werden. Dem wurde von ungarischer Seite entschieden widersprochen: selbst nicht in den extremsten politischen Kreisen Ungarns sei von einem solchen Streben die Rede; Ungarn wünsche die Unabhängigkeit der Balkanvölker und wolle keine Neuerwerbungen. [2]) Dagegen bestand in Wien eine Militärpartei mit dem Erzherzog Albrecht an der Spitze, welche die Theilung des Balkan zwischen Rußland und der österreichischen Monarchie wollte. „Diese Theilung", sagt ein ungarischer Magnat, „wäre dem magyarisch-nationalen Interesse Ungarns ungünstig gewesen, und die Gefahr konnte Andrassy nur dadurch abwenden, daß er der Militärpartei versprach, er werde für die Monarchie das Hinterland gewinnen, das Dalmatien mit ihr verbindet." [3])

Das ist verständlich. Das Magyarenthum hat schon genug Slaven in Ungarn, und will sich nicht auch noch mit

1) Wiener „Vaterland" vom 31. Mai 1896.

2) Gegen die Berliner „Nationalzeitung" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. Januar 1888.

3) Graf Nikolaus Bethlen: „Ungarn und die Orientpolitik" in M. Harden's „Zukunft." Berlin vom 15. Januar 1896. S. 158 ff.

der „Nationalisirung", d. h. Unterdrückung, türkischer Slavenvölker belasten. Aber unverständlich ist es hiernach, wenn der Herr Magnat fortfährt: „Der Kaiser sah klar und betrachtete die nach dem preußischen Siege geschaffene Lage so, wie sie war. Mit dem Gedanken, daß Oesterreich seinen alten Einfluß in Deutschland wieder einmal zurückgewinnen könne, mußte gebrochen werden; denn es war klar, daß für die Geltendmachung der Großmachtstellung der Monarchie nur die Balkanhalbinsel als Terrain übrig blieb. Somit mußte der Schwerpunkt der Monarchie nolens volens nach Ungarn verlegt werden, weil die Orientpolitik der Monarchie nur die Fortsetzung der alten auswärtigen Politik der ungarischen Könige sein konnte, die auf dem Balkan die Ausbreitung ihrer Machtsphäre suchten." In Bezugnahme auf den bekannten Fall Kalnoky fügt der Verfasser auch noch bei: der Monarch habe sich besonders die oberste Richtung für die äußere Politik vorbehalten, und den gemeinsamen österreichischen Minister des Aeußeren verpflichtet, in solchen Fällen stets zuvor die Zustimmung des ungarischen Ministerpräsidenten zu erholen.

Wenn der Minister Tisza vor zwanzig Jahren den ungarischen Reichstag versicherte, daß die christlichen Völker der Balkan-Halbinsel der österreichischen Monarchie wohlgeneigt und zugethan seien, so hat sich inzwischen eine bedauerliche Veränderung ergeben. Seit dem Jahre 1886 sind wiederholt confuse Ideen und Anläufe zu einer Vereinigung der Balkan-Völker („Balkan-Conföderation") zu Tage getreten, zuerst von Sophia und von Athen aus. Anfänglich waren die Pläne gegen das Andringen Rußlands gerichtet. So sagte der Aufruf des bulgarischen Comités, mit der Bemerkung: „Vor einer zukünftigen Ueberwucherung des deutschen Elements schützt uns die Anwesenheit Ungarns".[1]) Der Club in Athen erhielt aus Sophia von dem Abgeord-

1) Correspondenz aus Sophia s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Dezember 1886.

neten Stojanow eine Zustimmungsadresse, in der es hieß: „Rußland wird der größte Feind unserer Idee seyn, denn nur einem solchen Bunde gegenüber kann es mit seinem Orthodoxismus, seinem Slavismus und seiner Befreiungsmission scheitern; was Oesterreich betrifft, so zeigen die letzteren Ereignisse, daß ein Bündniß der Balkan-Völker ihm eher vortheilhaft wäre, und was nun das edle Volk der Magyaren anbelangt, so hat es dießfalls Beweise geliefert.“ [1])

Im Frühjahr 1887 war sogar ein türkischer Commissär Riza Bey nach Sophia gekommen, um mit dem einflußreichen Abgeordneten Stojanow zu unterhandeln, denn, so sagte man sich, die Gefahren wie die Erfolge würden für Constantinopel und Sophia die gleichen seyn. „Diese beiden Staaten werden den Kern der zukünftigen Balkan-Conföderation bilden, die früher oder später aus Türken, Bulgaren, Serben, Rumänen und Griechen in brüderlichem Einvernehmen gebildet werden muß.“ [2]) Von Wien aber hörte man immer nichts Anderes als den entschiedensten Widerwillen gegen derlei Projekte. Als vier Jahre später der ehemalige griechische Minister Trikupis als Handlungsreisender für einen neuen Conföderationsplan auftrat, mußte der Fürsprecher nicht nur von Rumänien und der Türkei, sondern auch von Bulgarien absehen, denn es handelte sich um den Ausschluß desselben von Macedonien. [3]) Einem Bunde Serbiens, Montenegro's und Griechenlands konnte damals schon auch Rußland gnädig seyn Jetzt aber hat sich die Lage so verändert, daß auch Bulgarien eingeschlossen werden kann, und einen solchen Balkan-Bund „unter dem Schutze Rußlands“ empfiehlt die russische Presse seit dem Frühjahr des vorigen Jahres.

---

1) Correspondenz aus Athen s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Oktober 1887.

2) Aus Sophia vom 23. März 1887 in der Münchener „Allg. Zeitung“.

3) S. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 17. Juni und Wiener „Neue Freie Presse“ vom 21. Juli 1891.

„Der Kern des zukünftigen Balkan-Bundes," schrieb damals ein bulgarisches Blatt, „könnte aus Serbien und Bulgarien gebildet werden. Dieses erste Bündniß zwischen den beiden benachbarten Ländern wird einen starken Damm gegen die Bestrebungen Oesterreich-Ungarns bilden, welches uns wirthschaftlich zu unterjochen trachtet. Unsere Nachbarn und Brüder haben, wie aus ihrer Weigerung, an der Budapesther Ausstellung theilzunehmen, hervorgeht, ganz gut eingesehen, daß die wahrhaften Beschützer und wohlgesinnten Freunde der Balkanstaaten sich nicht in Wien und Budapesth, sondern in St. Petersburg befinden." [1]) Wie ist dieser so rasche Umschwung der Stimmungen zu erklären? Vor acht Jahren, als eben in Rumänien der frühere Ministerpräsident Bratianu in Anklage stand und in Belgrad das, ebenfalls österreichisch-freundliche, Kabinet gestürzt war, erschien unter dem Titel: „Die Schädiger des österreichischen Einflusses in den Balkanstaaten" eine Correspondenz, welche zur Lösung des Räthsels beitragen mag:

„Man weiß zur Genüge, wer jene Faktoren sind, die in Wien die Corruption und den feilen Mammonismus großgezogen haben; diese selben Elemente aber sind auch die Todtengräber der österreichischen Machtstellung im Südosten Europa's. Der mächtige Rivale Oesterreichs auf der Balkan-Halbinsel, das russische Reich, tritt niemals in der gleichen unvernünftigen Weise dort auf. Mag im Innern des Zarenreiches die Corruption, der Aemterschacher und die Unredlichkeit der Staatspächter noch so groß sein, nach außen aber, soweit es sich darum handelt, dem russischen Namen Ansehen zu schaffen und den Zielen der panslavistischen Politik Vorschub zu leisten, wird Rußland nie in der Gesellschaft des ausbeutenden und monopolisirenden Judenthums auftreten. Im Gegentheil, es streut mit vollen Händen seine Rubel hin und erscheint stets als der ‚Wohlthäter', es spendet für die hungernden Montenegriner, es zahlt für den Unterhalt von Kirchen und

---

1) Aus Sophia in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 16. Mai 1896.

Klöstern, es besoldet die Redakteure und bezahlt die Herstellungskosten der Zeitungen, es läßt den Tarif der russischen Donaudampfer herabsetzen und deckt den hierdurch entstehenden Minderertrag aus eigenen Mitteln, es läßt auf Unkosten der slavischen ‚Wohlthätigkeitsvereine‘ billiges russisches Petroleum in Serbien verkaufen, es vertheilt an die ärmeren Landbewohner durch seine vielgenannten Bilderhändler gegen wenige Pfennige die Bildnisse des Czaren, Gebetbücher und panslavistische Schriften. Was aber thut man von Seiten Oesterreichs? Sobald der Einfluß des Wiener Kabinets in Belgrad hinlänglich gesichert war, lieh man sofort jenen jüdischen Gesellschaften den staatlichen Schutz, um das wenig begüterte serbische Volk durch die schmählichsten Geschäftspraktiken auszubeuten. Jedenfalls sind es in erster Linie diese Elemente gewesen, deren Treiben dem Dreibunde den Einfluß auf einem Drittel der Balkanhalbinsel entrissen hat. Und nun wiederholt sich dasselbe Spiel in Rumänien. Der Bericht des Abgeordneten Blaremberg weist dem als ‚Freund der Oesterreicher‘ geltenden früheren Minister-Präsidenten J. Bratianu Dutzende von Fällen nach, in denen er, entgegen den Beschlüssen der Kammer, österreichische Gesellschaften bei Staatslieferungen begünstigte, und ebenso, daß diese die natürlich erkaufte Freundschaft des Ministeriums dazu benutzten, um minderwerthige und bisweilen völlig unbrauchbare oder verdorbene Waaren zu liefern. Allerdings führt die Anklageschrift auch zahllose Fälle auf, in denen Bratianu zum Schaden der Staatskasse seine rumänischen Parteifreunde bevorzugte; doch ist und wird der Haupteindruck der ganzen Aktion bei der großen Masse des rumänischen Volkes der sein, daß es ‚Bratianu, Oesterreich und Corruption‘ als die einander zunächst gelegenen Begriffe erkennt, und das gegenwärtige antiösterreichische und deshalb russophile Regierungssystem als das echt national-rumänische preist. Mag sich die regierende Partei in Bukarest conservativ und die in Belgrad regierende radikal nennen, in beiden Ländern beherrscht die Abneigung gegen Oesterreich und Zuneigung zu Rußland die breiten Schichten des Volkes. Und dies bedeutet, das sei offen erklärt, eine Schwächung der südöstlichen Frontstellung des Dreibundes. Es wäre leicht ge-



wesen, durch eine vernünftige politische Haltung die Rumänen an Oesterreich und damit an den Dreibund zu fesseln. Die Fehler, welche man in Wien damit beging, daß man die drei Millionen Rumänen in Siebenbürgen erbarmungslos der dünkelhaften Magyarisirungswuth der Ungarn überlieferte, sind unsererseits des öfteren dargelegt, nunmehr zeigt die Anklageschrift gegen Bratianu, daß man sich auf österreichischer Seite auch in commerzieller Hinsicht gleich große Fehler zu schulden kommen ließ. Insofern kann auch die Befürchtung nicht unberechtigt sein, daß selbst in Bulgarien der Einfluß der Länderbank dem Einfluß des österreichischen Staates verderblich werden kann. Es ist zu bedauern, daß die ungünstige staatsrechtliche Lage, in der sich Bulgarien in Folge der Haltung der rivalisirenden Mächte noch immer befindet, dasselbe genöthigt hat, sich ebenfalls in die Hände jenes übelberüchtigten Wiener Geldinstituts zu begeben, und wir möchten nur wünschen, daß nicht auch in Sofia die jüdischen Bankinhaber vom Schlage der Anglo- und Länderbank den russophilen Gegnern Stambulow's ähnliche Waffen in die Hand geben, wie sie deren Gesinnungsgenossen in Belgrad und Bukarest mit Erfolg gegen den österreichischen Einfluß angewandt haben." [1])

Bis zum Herbst 1895 ging der österreichische Minister des Auswärtigen in der verhängnißvollen armenischen Frage mit dem englischen Premier Hand in Hand; dann sprang er plötzlich ab. Aus der inneren Entwicklung seit 1877 ist auch zu errathen, wie das kam. In der auswärtigen Politik hat Budapesth die erste Stimme, und diese richtet sich nach der obersten Macht des Dreibundes. So ist die altberühmte Vormacht des europäischen Ostens um ihren Nimbus gekommen. England und Frankreich operiren ohne ihren ehemaligen Bundesgenossen im Mittelmeer, sie sind ausgeliefert an Rußland, und Oesterreich kann als Nachtreter des Deutschen Reiches im Dreibund kaum mehr als Großmacht gelten. Daß der Bund überhaupt noch lebt, wird man

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 29. Dezember 1889.

dadurch erfahren, wenn demnächst in Wien die Aufforderung eintrifft, für die neue Artillerieausrüstung gleichfalls ein paar hundert Millionen zu opfern. Der Wahrheit gemäß sollte Oesterreich-Ungarn in dem Dreibund heißen — Ungarn-Oesterreich, was Alles eher als eine Rangerhöhung bedeutet.

XIII.
Die Wallfahrtsgeschichte von Einsiedeln.[1])

Die Wallfahrt nach der berühmten Stätte des Eremiten im „finstern Wald“ am Etzel gehört zu den ältesten und meist besuchten Europas. Was San Jago di Compostella in Spanien, Loretto in Italien, Czenstochau für Polen, das ist Einsiedeln für die Schweiz, sowie für die Grenzgebiete Deutschlands und Frankreichs geworden und ist es bis auf unsere Tage geblieben. Als Einsiedeln im Jahre 1861 seine Milleniumsfeier beging, bezeugte sich die Theilnahme der katholischen Welt in geradezu großartiger Weise. Aus weitesten Kreisen und aus allen Ständen bis zu den höchsten hinauf kamen die Pilgerschaaren, an Sprache, Sitte, Nationalität verschieden, die in nie gesehener Fülle nach dem Gotteshause des Einsiedlers aus dem Stamme der Hohenzollern wallten, um das seltene Fest mitzufeiern. Auch Kunst und Wissenschaft halfen mit, das Jubiläum durch eine Reihe von Schriften zu verherrlichen, welche die Geschichte der Gründung, die weitere Entwicklung des Stiftes und der Wallfahrt, die Verdienste hervorragender Ordensgenossen nach verschiedenen Seiten beleuchteten, wie denn überhaupt die Literatur über Einsiedeln groß ist. Auch auf die culturgeschichtliche Bedeutung des Klosters ist da-

1) Wallfahrtsgeschichte Unserer L. Frau von Einsiedeln. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von P. Odilo Ringholz O. S. B. Mit einem Titelbild in Lichtdruck, 57 Abbildungen im Texte und einer Karte. Freiburg, Herder 1896. XVI und 380 S.

mals schon hingewiesen worden, aber eine eingehende Behandlung und Würdigung dieser Seite hat bis jetzt gefehlt.

Diese Aufgabe, die Wallfahrt vom Standpunkt der Culturgeschichte aus zu bearbeiten, hat P. Odilo Ringholz in dem vorliegenden Werke zu lösen unternommen und durch seine gründliche, durchaus auf den Quellen, einem überaus reichen archivalischen Material, aufgebaute Darstellung, welche durch eine Auswahl werthvoller Illustrationen unterstützt wird, auch trefflich gelöst.

Eine kurze Geschichte der Meinradszelle und der Gründung des Klosters unter Abt Eberhard (934) bildet die Einleitung. Mit der Einweihung der Gnadenkapelle durch den Bischof Konrad von Constanz am 14. September 948, die sogenannte Engelweihe, nahm die Wallfahrt wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre feste und dauernde Begründung, und es bildeten sich förmliche Wallfahrtsfeste aus, worüber Ringholz im 3. Kapitel sich verbreitet. Die ältesten Spuren einer eigentlichen Feier dieses Tages, des Engelweihfestes, lassen sich bis ins 12 Jahrhundert zurück verfolgen, zu Anfang des 13. ist sie bereits ausgebildet, und in der Folgezeit setzt sie neue und weitere Zuthaten an Im 17. und 18. Jahrhundert waren mit den Processionen meist geistliche Spiele verbunden; Ringholz theilt eine Probe dieser Engelweihkomödien aus dem Jahre 1687 mit. Auch Disputationen wurden während des auf zwei Wochen ausgedehnten Festes gehalten. Für die Dauer der Festlichkeiten mußten eigene „Schirmer" aufgestellt werden, um bei den großen Pilgermassen in der Kirche und im Dorfe die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Theilnahme des Volkes war in früheren Jahrhunderten großartig, ist aber auch heute noch ganz bedeutend. Aus Schwaben, dem Breisgau, aus Vorarlberg, Tirol, der Lombardei, Savoyen, Burgund, Elsaß, Lothringen u. s. w. strömen die Pilger zur Engelweihe zusammen. Die Pilgerzüge und Kreuzgänge beschränken sich nicht auf bestimmte Festzeiten, die Wallfahrt geht das ganze Jahr hindurch. Die Durchschnittszahl der Pilger belief sich in den letzten zwanzig Jahren auf 157,000. Die höchste Zahl weist das Jahr 1895 auf, nämlich 210,000 (S. 82). Für die Schweiz selbst war Einsiedeln, besonders seit 1315, zum

Nationalheiligthum der Eidgenossenschaft geworden, zu dem sie in allen Nöthen und Anliegen Zuflucht nahmen, wie denn die Aebte sehr oft die Friedensstifter und Vermittler der Eidgenossen unter einander gewesen sind. (S. 123.)

Zu interessanten Streiflichtern würde die Liste von namhaften historischen oder literarisch bekannten und gefeierten Persönlichkeiten Anlaß geben, welche seit Entstehung der Wallfahrt diese Pilgerstätte heimgesucht haben: Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, geistliche Würdenträger, Gelehrte und Künstler und Kriegsleute finden sich darunter. Der Verfasser hat in einem eigenen Kapitel, das den „Wallfahrern“ gewidmet ist, eine ansehnliche Reihe solcher denkwürdiger Pilger zusammengestellt (S. 86—103), wozu dann noch jene kommen, welche als Verfolgte das Asylrecht des Stiftes in Anspruch nahmen, oder als Uebelthäter nach alter Sitte durch richterlichen Spruch zu einer Sühnewallfahrt verurtheilt wurden. Besonderes culturgeschichtliches Interesse bietet auch das 6. Kapitel, das von den „Pilgerandachten“ handelt: den Pilgerliedern, den freiwilligen Buß- und sonstigen religiösen Uebungen, den vielen Einsiedler-Kapellen (Nachbildungen) in andern Orten und Ländern, allerlei Sitten, Bräuchen und Stiftungen.

Die letzten drei Kapitel handeln von den Gebetserhörungen, wovon mit strenger Kritik nur ganz beglaubigte mitgetheilt werden, von den Pilgerherbergen (Geleitsbriefe, religiöse Merk- und Erinnerungszeichen, Fremdenspitäler 2c.) und endlich von der Wallfahrtsindustrie und Polizei. Im Anhang folgt noch eine kritisch-historische Untersuchung über die Engelweihe und die Engelweihbulle.

Es lag nicht im Plane des gelehrten Verfassers, wie er in der Vorrede bemerkt, eine Begründung oder Apologie des Wallfahrens zu schreiben. Thatsächlich wirkt aber die Lektüre dieses anregend geschriebenen Buches mit seinem reichen Inhalt und der Fülle gesegneter Wirkungen, welche von diesem altchristlichen schweizerischen Culturherde ausgegangen, so nachdrücklich und erwärmend, wie die beste Apologie. Konnte doch selbst ein Goethe, als ihn auf seiner Schweizerreise die Neugierde auch nach Einsiedeln getrieben, sich nicht eines tiefgehenden Eindruckes erwehren, den der Anblick und die Geschichte

dieses uralten Heiligthums auf ihn machte. Unter diesem Eindrucke schrieb er von der Stätte, welche so viele Millionen schon erquickt, die Worte nieder:

„Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immerbrennendes, leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Seelen mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sei, so deutet es auf ein grenzenloses Bedürfniß der Menschheit, nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener Erste im tiefsten Gefühle und sicherster Ueberzeugung gehegt und genossen."

Gewiß, wenn man die Geschichte der Meinradszelle und der Wallfahrt durch die Jahrhunderte herab in all den mannigfaltigen Bezeugungen und charakteristischen Zügen verfolgt, so empfängt man ein ganz eigenthümliches Bild des fortwirkenden Glaubenszuges, der das „grenzenlose Bedürfniß der Menschheit" in der schönen Form von Bittfahrten durch die Generationen manifestirt. Zugleich aber auch ein überwältigendes Zeugniß von dem unversieglichen Segen, der von einer einzigen großen sittlichen That ausströmt. Es kam, wie der Dichter sagt:

Ein Bächlein war's und wurde ein Strom,
Ein Körnlein war's und wurde eine Eiche,
Eine Zelle war's und wurde ein Dom.

XIV.

St. Bernardin von Siena.[1]

Der geistvolle Verfasser der soeben in zweiter Auflage in Paris herausgekommenen Lebensbeschreibung des großen Theologen und Bußpredigers, St. Bernardin von Siena, ist den Lesern dieser Zeitschrift rühmlich bekannt. Ueber seine

1) Un prédicateur populaire dans l' Italie de la renaissance. Saint Bernardin de Sienne 1380—1444. Par Paul Thureau-Dangin de l'académie française. Deuxième édition. Paris. Librairie Plon. 1896. XV. 332 pag. (fr. 3,50.)

beiden Werke „Kirche und Staat unter der Julimonarchie", sowie über seine große, sieben Bände umfassende „Geschichte der Julimonarchie" ist seiner Zeit eingehend hierorts berichtet worden.[1] Der seltene Erfolg der letztern hat sich namentlich darin kund gegeben, daß die französische Akademie dem Autor zweimal den großen Preis Gobert zuerkannte und ihn dann in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Zieht man die Thatsache in Erwägung, daß die Mitgliedschaft der französischen Akademie zu den am heißesten erstrebten Ehrenämtern im Reiche unserer westlichen Nachbarn gehört, und bedenkt man ferner, daß eine von Christenthum und Kirche losgelöste Geistesrichtung im Kreise der vierzig Unsterblichen das Scepter führt, dann muß man zugeben, daß Thureau-Dangin, welcher den katholischen Standpunkt so edel und erfolgreich vertritt, in seinen schriftstellerischen Arbeiten, welche die Akademie gekrönt, geradezu Hervorragendes geleistet hat.

Italien seine geschichtlichen Studien zuwendend, hat der geistvolle Akademiker uns nunmehr das anmuthende Bild eines der vornehmsten Theologen und Bußprediger aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Italien gezeichnet. Hier berührt sich der Verfasser mit dem dritten Bande der Pastor'schen Papstgeschichte, welche über die christliche Geistesrichtung im Italien des auflebenden Classicismus, insbesondere über die ebenso lange und tief eingreifende, wie bisher beinahe unbeachtet gebliebene Reihe italienischer Bußprediger jener Zeit neues Licht verbreitet hat. Thureau-Dangin greift eine der Hauptfiguren dieser verdienstvollen Männer heraus und behandelt sie nach allen Seiten. Die sechs Kapitel verbreiten sich über: 1. Die Heranbildung des Heiligen und des Predigers (1380—1417). 2. Der Apostolat (1417—1427). 3. Prüfungen (1427—1433.) 4. Die Predigten. 5. Die strikte Observanz. 6. Letzte Jahre (1442—1444).

Die Würdigung des Helden und seiner Thätigkeit ist mustergültig und kann ähnlichen Arbeiten als leuchtendes Vorbild dienen. Nie unterläßt der Verfasser den geschichtlichen Hintergrund, auf dem St. Bernardin sich so glänzend abhebt, wirkungsvoll zu malen. Das gilt zunächst von den politischen Verhältnissen der Halbinsel. Aber auch da, wo es sich um die Theologie, insbesondere um die Entwicklung der Predigt beim Ausgang des Mittelalters handelt, oder wo die Ausbildung des Franziskanerordens in jener Zeit in Betracht kommt, weiß Thureau-Dangin in seiner bekannten fesselnden Weise die Fundamente zu legen, auf denen sein Feld steht.

1) Viertes Verzeichniß zu den Histor.-pol. Blättern (1878—1893) von Franz Binder. München 1893. S. 99.



Das eigentliche Mark der Schrift liegt im vierten Kapitel, welches uns St. Bernardin als einen der wirkungsvollsten Kanzelredner des fünfzehnten Jahrhunderts schildert. Aus den gründlichen Untersuchungen des Verfassers ergibt sich, daß St. Bernardin nicht in lateinischer, sondern in italienischer Sprache predigte, sowie daß die 1428 und in den folgenden Jahren von ihm verfaßten und dann so weit verbreiteten und viel benutzten lateinischen Predigten nie von ihm gehalten worden, sondern lediglich den Zweck hatten, als Predigt-Materialien zu dienen. Anders dagegen verhält es sich mit den italienischen Predigten des Heiligen, die von 1880 bis 1888 in Siena durch Luciano Banchi veröffentlicht wurden. Diese hat der Sienese Benedetto, ein frommer Zuhörer Bernardino's, aufgezeichnet und der Nachwelt als kostbaren Schatz überliefert. In kleinen Punkten vielleicht ungenau, gewähren diese in der lingua volgare gehaltenen Ansprachen ein treues Bild von dem berühmten Volksredner aus dem Orden des heiligen Franziskus.

Mit liebevoller Hingabe, wobei die gediegenen Kenntnisse des Theologen mit der Gründlichkeit und fesselnden Darstellungskunst des Geschichtsschreibers sich paaren, hat Thureau-Dangin die Predigten Bernardino's nach Form, Inhalt, Vortrag und ihrem Verhältniß zu den obwaltenden Bedürfnissen der damaligen Zeit beleuchtet. Gewiß, sie leiden an Fehlern. Nicht der geringste lag in dem allzu starken Hervortreten des Gerippes, den zahllosen Abtheilungen und Unterabtheilungen, welche an den gang und gäben Betrieb der scholastischen Studien allzu stark erinnern. Aber unendlich schwerer als diese Schatten wiegen die großen Vorzüge derselben. Die göttliche Person Christi tritt beherrschend in den Vordergrund. Die Theologie des Kreuzes feiert herrliche Triumphe. Die Verwerthung der heiligen Schrift besitzt bei Bernardino den Charakter eines embarras de richesses. Die Berücksichtigung der Zeitübel vollzieht sich mit einer Unerschrockenheit, ja Ursprünglichkeit, die heute verblüffend vielerorts wirken müßte. Förmlich erwärmt wird der Leser an jenen Stellen, welche die Verehrung des heiligsten Namens Jesu durch Bernardino, sowie seine heldenmüthigen Bestrebungen beleuchten, diese Verehrung durch seine Predigten in die weitesten Kreise zu tragen. Nicht ohne Rührung kann man diesen großartigen Commentar zu einem der erhabensten Blätter der paulinischen Theologie (Phil. 2, 10) lesen.

Die im feinsten französischen Stil verfaßte Schrift sei namentlich den höheren Ständen der Gesellschaft warm empfohlen.

A. Bellesheim.

XV.

Der Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter.

(Schluß.)

III.

Wenn man nach Frankreich kommt, ist der erste Eindruck ein sehr günstiger, man fühlt sogleich, daß man ein reiches, feingebildetes Volk vor sich hat, das zu leben weiß und viel Lebensart, Geschmack und Phantasie besitzt. Herrliche Auen, wohlgepflegte Gärten und Weinberge wechseln mit malerischen Niederlassungen. Das Land ist aufs beste gepflegt, zahlreiche Straßen, natürliche und künstliche Wasserläufe durchschneiden es und alles athmet Wohlstand und Fülle. So ärmliche Dörfer wie in Deutschland gibt es kaum, alles auf dem Lande ist städtisch gedacht: die Häuser haben städtischen Anstrich und die Tracht ist städtisch; man klagt allgemein über den Luxus auf dem Lande. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist schon mehr verwischt, als irgendwo, das große Ideal des Fortschrittes und alles gleichmachenden Liberalismus ist mehr als anderswo erreicht. Es gibt ur citoyens, Bürger, keine Bauern und Städter. Frankreich ist ein erweitertes Paris, während dieses sich möglichst die Annehmlichkeiten des Landes in einer überraschenden Fülle von Parken, Alleen, Springbrunnen und Seen anzueignen sucht. Reizend ist die Mannigfaltigkeit der Häusertypen und Wohnungsanlagen in den mehr ländlichen Niederlassungen. Die Anlagen machen einen ebenso anheimelnden als malerischen Eindruck. Besonders hübsch

sind die Vororte von Paris und die kleinen Landstädte, die mit ihren vornehmen Bauten und eleganten Landhäusern einen ganz andern Reichthum verrathen, als unsere Landstädte. Etwas kahler sehen die Dörfer aus — soweit es wirkliche Dörfer gibt —, besonders fehlt ihnen die hübsche Baumumrahmung deutscher Dörfer. Die Bäume stehen zerstreut und von Ferne sieht man nur Mauern und Häuser, wodurch der Eindruck des Stadtähnlichen erhöht wird. Aber die einzelnen Bauwerke, Wohnhaus, Stall und Scheuer sind immer malerisch gruppirt und es fehlt ihnen das Schablonenhafte, Gleichförmige der deutschen Haustypen, die nach den Stämmen, Schwaben, Franken, Sachsen verschieden sind, aber damit freilich auch der territoriale, stammliche Zug.

Noch mehr als in Frankreich ist der Unterschied zwischen Stadt und Dorf verwischt in Italien. Hier bekommt man kaum etwas Dorfartiges zu sehen, wo alle Niederlassungen stark befestigt sind und mit Vorliebe auf der Höhe liegen. Italien hat eine weit ältere Geschichte als Frankreich und die Niederlassungen mußten stark genug sein, um den Stürmen der Völkerwanderung, der Stammes- und Adelskämpfe, des Banditenthums gewachsen zu sein. Die Paläste der Großen, gewaltige Hofumbauten, sind förmliche Festungen, aber doch angepaßt der städtischen Umgebung, in der sie stehen. Der echt monumentale Palaststil hat nun das gesammte übrige weltliche Bauwesen bestimmt und man kann seinen Einfluß bis zu den einfachsten Bauten herab verfolgen. In den gleichen Verhältnissen steht der französische Palastbau zu den bürgerlichen Bauten, man könnte vielleicht noch weiter gehen und zwischen dem deutschen Bauernhaus und der Ritterburg einen Vergleich anstellen. Dieser Vergleich würde aber ergeben, daß hier doch nicht von einer so direkten Beeinflußung von oben die Rede sein kann, wie bei den Romanen. Bei den Romanen schaut das Volk fortwährend zu den Vornehmen und Großen empor und ahmt es nach, am bekanntesten ist dies von Spanien, wo alles Ritter sein will.

Die Standesunterschiede konnten daher immer nur künstlich aufrecht erhalten werden und verschwanden seit dem Nivellirungswerke des Absolutismus und der Revolution immer mehr. Ein demokratischer Geist ist allbeherrschend und in hundert Einzelheiten bemerkbar. Demokratische Züge hat man freilich auch bei den germanischen Völkern entdeckt, man hat besonders hingewiesen auf eine Anstalt, die alles gleich macht, auf das süddeutsche Gasthaus, wo es leicht vorkommen könne, daß hinten irgendwo Minister und vorne Bürger verkehren. Man hat bemerkt, daß die Adeligen und kleinen Fürsten im Mittelalter einen beinahe bäuerlichen, in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit einen schlicht bürgerlichen Charakter tragen, namentlich zur Reformationszeit haben sie einen gutmüthigen hausväterlichen Zug, der nur angenehm berühre.[1]) Aber bei den germanischen Völkern ist mehr an ein Herabsteigen zu denken; ein Herabsteigen, wie es namentlich im jungen englischen Adel typisch ist; bei den Romanen aber schaut das Volk hinauf. Dort ist das adelige und königliche Ideal in seiner vollen Reinheit und Stärke ausgebildet worden und auch das Wesen des Geistlichen hat sich zu seiner vollen Consequenz entwickelt. Es ist besonders wieder Frankreich, wo diese Stände den ihnen eigenthümlichen Geist auf's höchste vervollkommneten, aber gerade dadurch auch die Spannung im Volksleben verstärkten. Das Volk suchte es den höheren Ständen gleichzuthun, dadurch wurde der Ehrgeiz und die Eitelkeit geweckt, aber auch der Neid entfesselt. Es entstand die feinste Cultur und die allgemeinste verbreitetste Bildung; aber es bildeten sich auch die unruhigsten beweglichsten Zustände.

Wie in keinem Lande ist in Frankreich ein gewisses

1) Als spezielle Beispiele habe ich die von mir in der Oettingischen Geschichte der Reformationszeit S. 58. 35. ff. gezeichneten Grafen Martin und Karl Wolfgang von Oettingen im Auge.

Maß von Bildung und ein größeres von Wohlstand allgemein verbreitet. In der Wohnung, Kleidung und Nahrung suchte es das Volk den höheren Ständen gleichzuthun und auch im ganzen Betragen ein höheres Wesen darzustellen. Auch der einfache Mann aus dem Volke, der Arbeiter und Bauer ist wohl gekleidet[1]) und die Küche des einfachen Mannes entbehrt nicht der Abwechselung. Seitdem Heinrich IV. es als Ziel seiner innern Verwaltung bezeichnet, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, sank die Volksernährung nie zu jener Erbärmlichkeit herab, wie man sie in italienischen, aber auch in deutschen Gegenden finden kann. Auch der einfache Mann aus dem Volke beträgt sich anständig, und Trunkenheit und Rauferei gehört nicht zu dem, worin man seinen Mann stellen und Heldenthaten liefern will. Die französische Sprache wird auch von einfachen Leuten mit vollendeter Sicherheit gehandhabt und es war mir ein Genuß, selbst Marktweibern zuzuhören und auf der Imperiale der riesigen Omnibusarchen dem wohlthuenden Gefälle des eleganten Redestromes aus Arbeitermund zu lauschen. Das bekannte französische savoir vivre ist nicht das Privilegium einer bevorrechteten Klasse; auch der Bauer und Arbeiter kann und will „leben“, wohlleben und genießen. Eine Folge davon sind die zwei so verschiedenartigen und doch so eng zusammenhängenden Gewohnheiten der gleichen Erbtheilung und des Zweikindersystems. Der wohlhabende Franzose beschränkt sich auf zwei Kinder, um die üblen Folgen der Erbtheilung zu vermeiden.

Wie in den genannten Lebensgewohnheiten zeigt sich auch im Haus und Hausinnern ein demokratischer Zug. Man versteht das französische Haus am besten, wenn man die reizenden Schlösser, die alten adeligen Hotels mitten in Paris gesehen hat. Wie reizend, leicht und elegant mit luftigem Hof, nicht zu hoch, nicht zu eng und massig sind

1) Vgl. Hermann Kuhn, Französische Zustände. 1882. S. 99.

diese Palais der Guise (Nationalarchiv), Palais Mazarin, das Hotel Sevigné, Hotel de Torcy (deutsche Gesandtschaft) u. a.! Alles lädt zum Lebensgenuß, zur Behaglichkeit ein. Den gleichen Geist athmen einige glänzende Klosterbauten, das Hotel Cluny, die Abtei St. Martin, jenes jetzt Museum, diese Gewerbeschule. Die Anregungen, die von hier ausgingen, erstreckten sich weit und gingen sogar Bauernhöfen nicht verloren. In der Nähe von Maredsous besitzt Herr Desclée einen Bauernhof aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts mit der bekannten fränkischen Anlage burgartig abgeschlossen, dessen Kamine an den Seitenstollen die schönsten Renaissanceornamente zeigen.[1])

Wie in den vornehmen Palästen fallen einem auch in Bauernhäusern die großen Fenster auf, die freilich mit der Fenstersteuer zusammenhängen, aber auch mit der französischen Vorliebe für das Helle und Lichte. Der Sinn fürs Helle und Klare, fürs Freudige und Heitere läßt sich an einer Menge von Dingen beobachten; er ist beinahe entgegengesetzt dem romantischen Geist, der um die deutschen Ritterburgen schwebt. Er ist vor allem auch in der innern Einrichtung der Gebäude deutlich erkennbar. Der Franzose liebt keine dunklen Innenräume, nicht die dunklen Vorhänge und Stoffe, nicht die engen Thüren und Fenster. Wie der Italiener, scheut er das Ueberladene, das Zuviele, das zu Massige und Dicke an Einrichtungsgegenständen, alles soll übersichtlich sein. Für die romantische Poesie des Düstern und Geheimnißvollen fehlt dem Franzosen der Sinn. Er kennt keinen Hochwald und die eigenthümlichen Reize des Waldesdunkels, der Tannennacht und die Lichtspiele der tiefen Buchenwälder sind ihm fremd. Im engen Zusammenhang als Ursache und Wirkung steht damit die Thatsache, daß

1) Nos villages ne contiennent plus seulement des chaumières, mais une foule de petites demeures coquettes, sagt D'Avenel, hist. économique I, 444.



Frankreich der Rittersitze und Ritterburgen fast entbehrt. Der Franzose ist, wie schon bemerkt wurde, Flachländer. Der Boden ist seiner großen Masse nach leicht welliges niederes oder Hügelland. Die großen Gebirge und romantischen Thäler, wie sie schon Südbelgien und die Rheinlande auszeichnen, fehlen dem großen Reiche und es ist daher kein Wunder, daß auf empfängliche Franzosen die nahen Rheinthäler einen fast übermächtigen bezaubernden Eindruck machten, was derjenige nicht recht begreift, der die Alpenwelt kennt. Der Rhein verdankt einen guten Theil seines Ruhmes der französischen Dichtung, der Frau Stael, V. Hugo u. a. An ihn und an den Genfer See knüpft sich zum Theil die französische Romantik, belebt durch die Befreiungskriege im Anfang des Jahrhunderts Aber die Romantik konnte in dem französischen Geiste nie recht Wurzel fassen und die besten Romantiker haben immer einen geheimen Hang nach dem naturverwandten klassischen Element. Natur und Geschichte stimmten in Frankreich überein, in seinen Bewohnern den Sinn fürs Glatte, Ebene, Klare, Freie und Gleichartige zu entwickeln. Gleichheit und Gleichartigkeit ist ein echt französischer Grundsatz, niemand will und niemand soll hervorragen. Das Orginelle und Individuelle widerstreben dem Volksempfinden nicht weniger als das Privilegien- und Standeswesen des germanischen Mittelalters.

Mit allen Romanen theilen die Franzosen einen starken socialen Zug, die Gesellung und Gesellschaft ist ihnen alles und jeder, der eigene Wege geht und sich von der Masse absondert, fürchtet als Original dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen. Einer ahmt den andern nach und alle wollen gleich sein, aber Einer muß doch den Anfang machen, Führer sein: daher die widersprechenden Eigenschaften der Autoritätssucht und des demokratischen Geistes. Mit dem socialen Zug hängt der politische Sinn und das politische Interesse zusammen. Das geht zurück bis auf das römische Reich, das die romanischen Völker verband. Gerade in Folge der

socialen und politischen Lebhaftigkeit, die sich durch eine große Geschichte noch mehr verstärkte, sind die Franzosen so geeignete Objekte geschichtlicher Einwirkung, so empfänglich, „impressionabel“ geworden, um den modernen Ausdruck zu gebrauchen. Der politische geschichtliche Sinn und die politische Geschichte stehen in inniger Wechselwirkung. Die geschlossene politische Einheit, die aus Frankreich einen so feinen Organismus schuf, ist Ursache und Wirkung eines lebendigen politischen Sinnes.

Eine gleiche Wechselwirkung ist auch auf dem rein culturellen Gebiet zwischen dem französischen Geschmack und französischer Phantasie einerseits und seiner künstlerischen und ökonomischen Ausgestaltung und der geschichtlichen Entwicklung anderseits zu bemerken. Geschmack und Phantasie ist eine Naturausstattung dem Ursprung und tieferen Wesen nach, aber auch geschichtliche Bildung. Die Phantasie leuchtet schon aus der Schilderung Cäsars von der Neuerungssucht und Neuigkeitsbegier der Gallier hervor. Viel Phantasie, aber wenig urkräftige Leidenschaft und keine dunklen Ahnungen, wie die deutschen Dichtungen, verrathen die reichen Ritterdichtungen des Mittelalters. Die Ritterdichtung blieb nicht ohne dauernden Einfluß auf die ganze Phantasieentwicklung, aber viel stärker wurde doch die Prägung, die sie von der Renaissance und der an sie anknüpfenden Bewegung erhielt. Nur der französische Genius hat den ganzen Reichthum der in der Renaissance enthaltenen Motive entfaltet und belebt, und angetrieben durch die geschichtliche Entwicklung die Stilmotive zu bestimmten geschichtlichen Stilgattungen ausgebildet. Nicht ohne Grund bezeichnet man diese Stilarten nach den jeweiligen Herrschern, deren Regierungszeit Wachsthum, Blüthe und Verfall umgrenzen, und spricht daher vom Stil Louis XIV., Régence, Louis XV., Louis XVI., Empire

Die Zeit, in welche diese Blüthen des Kunstgeschmackes fallen, hat tief eingegriffen in die Sinnesrichtung des Volkes.



An der Luxusliebe, der Genußsucht des Volkes fühlt man gewissermaßen noch die Spuren der Rococozeit, das Beispiel der Höfe jener Tage. Durch die Revolution und das Empire wurde die Phantasie übermäßig erregt und gespannt, so daß ihnen jede Regierung, die keine Nahrung für die Phantasie bietet, die keine Abenteuer kennt, gar bald zu langweilig wird.

IV.

Franzosen und Italiener haben viel Aehnlichkeit, sie stehen sich näher trotz Zweibund und Dreibund, als Italiener und Deutsche oder Engländer. Schon die äußere Gestalt und die Gesichtszüge zeigen Aehnlichkeit. Die kleinen Staturen, die jedem auffallen, der über die Alpen zieht, findet man auch in Frankreich und auch hier überwiegt wie dort der schwarze Typus und der Rundkopf, an dem die neue Anthropologie entdeckt haben will, er sei zur Autoritätssucht prädisponirt. Hier wie dort herrscht die gleiche Neigung für ein lebhaftes, öffentliches Treiben, für das Straßenleben, die nämliche Beweglichkeit und Ungenirtheit. Der Franzose liest seine Zeitung, deren Format ganz genau die italienischen Zeitungen zum Muster nehmen, auf offener Straße, mitten im Gedränge, er politisirt und demonstrirt wie der Italiener. Die Zeitungen sind Reporter- und Reklameblätter und sind mehr auf die Neugierde, als auf ernste Belehrung berechnet.

Die Romanen, voran Franzosen und Italiener, theilen mit den Negern die Vorliebe für die cylinderförmige Kopfbedeckung, nur ist der französische und italienische Cylinder viel niederer und geschmackvoller als das deutsche „Angströhr". Außerdem sieht man nicht selten in Frankreich das malerische Barett, besonders bei Studenten, aber auch bei Arbeitern. Trotz der feinen Bildung, emsigeren Rührigkeit und des Strebens nach Reinlichkeit und Eleganz tritt doch auch in Frankreich die ächt romanische Neigung zum Schmutz und die Hochhaltung des Satzes **naturalia non sunt turpia**

nicht selten zu Tage. Wenn man Abends durch die Straßen von Paris geht, ist alles voll von Abfällen, zerrissenen Papierstückchen, Zeitungsfetzen und Orangenschaalen und nur dem unermüdlichen Kampfe der Stadtverwaltungen gegen die Unreinlichkeit ist es zu danken, daß der Schmutz nicht überhand nimmt. Wie in Italien sind die Handwerksbuden nach vorne offen und in den Schenken spielt das Buffet als Sammelplatz stehender Gäste eine größere Rolle als bei uns. Es gibt wenige Bettler, aber wenn sie einem begegnen, ist es wie in Italien an den Kirchen. Das war im Mittelalter auch bei uns so, ebenso haben sich die Werkstätten der Handwerker gegen die Straße hin geöffnet. Aber nordischer Einfluß hat damit aufgeräumt, er hat auf der einen Seite das Bettlerwesen überhaupt unterdrückt, andererseits die Intimität des häuslichen Lebens gestärkt und die Wärme des Hauses gepflegt. Der Cultus der Wärme erstreckte sich bei uns unglücklicherweise allzuweit und ergriff, von anderen, in Folge der Kneippbewegung etwas zurückgedrängten Dingen abgesehen, besonders auch die Betten. Diese sind bei den romanischen Völkern entschieden viel gesünder und bequemer, sie entbehren der Federnballaste und der Kissenbeuge. Sie waren einst auch im Mittelalter bei uns einfacher, wie Abbildungen des 15. Jahrhunderts zeigen, und blieben es in vornehmen Häusern.

Die Gerichte und Getränke haben in Frankreich und Italien viel Aehnlichkeit, hier wie dort spielt Gemüse und Käse eine hervorragende Rolle. Das Gemüse ist nicht blos Zukost und Beilage, sondern bietet in verschiedener Gestalt und Zubereitung selbständige Gerichte. Das Fleisch wird am Bratspieß oder Rost wirklich gebraten und nicht blos mit Butter und Fett gekocht, was von Aerzten sehr empfohlen wird. Im Uebrigen ist freilich die französische Küche der italienischen überlegen, schon weil dort großer Reichthum herrscht. Die Kochkunst ist im ganzen Volke verbreitet. Ein sächsischer Offizier, der seine Beobachtung vom letzten

deutschen Kriege in den preußischen Jahrbüchern 1895 ausgesprochen hat, stellt die Kochkunst auch des niederen Volkes und gemeinen Soldaten höher als die deutsche und schreibt: „Man braucht nur die zierlichen Feuerstätten in den verlassenen französischen Biwaks gesehen und mit dem wüsten Scheiterhaufen unserer Landsleute verglichen zu haben, um die Ueberlegenheit der Franzosen in einer Kunst zu erkennen, die bekanntlich beim Feueranmachen anfängt.“ Besonders rühmt er noch die französische Suppe, „die im großen Topf langsam am Feuer fast jeden Küchenherdes brodelt, und die mit dem darin enthaltenen Fleisch und Gemüse und mit hineingeschnittenen Brodstücken, in stets vortrefflicher Zubereitung, das regelmäßige Mittagsmahl der Familien des arbeitenden Standes bildet.“ Unter den Getränken steht der Wein obenan, aber daneben gibt es eine Unzahl von Liqeuren und anderen Durststillern.

Wie der Italiener hat auch der Franzose nicht allzuviel Sinn für Thiere und Thierschutz. Die Pferde werden unmenschlich geschunden und noch heute gilt der alte Satz: Paris sei die Hölle der Pferde, das Fegfeuer für die Männer und das Paradies für Damen. Doch gibt es immerhin mehr Vögel in Frankreich als in Italien, und kann man nicht selten sogar Nachtigallen hören, was bei uns vielwärts zu den unerhörten Dingen gehört.

Die meisten der angeführten gleichartigen Züge der Franzosen und Italiener erklären sich aus der Blutsverwandtschaft, viele Züge aber auch aus der Culturgemeinschaft, die in alter und neuer Zeit beide Völker verband. Unter Katharina und Maria von Medici kamen italienische Cultureinflüsse nach Frankreich und umgekehrt kam unter den beiden Napoleon viel Französisches nach Italien. Die schöne Literatur und schönen Künste, voran das Theater, stand bis in die jüngste Zeit ganz unter der Herrschaft des französischen Geschmackes. Das ganze Staatswesen wurde dem französischen Muster nachgebildet und, so

wenig es paßte für die ehemals so scharf geschiedenen Provinzen und so selbständigen Municipien, alles wurde nach französischem Muster centralisirt.

Italien war seit der Völkerwanderung nie mehr ein centralisirtes Land und wird es auch lange nicht werden. Der Municipalgeist, die alten Territorien und die Landsmannschaften sind viel zu mächtig. Was aber vielleicht noch wichtiger ist, eine Einheit und Macht der Volkswirthschaft, wie sie Frankreich besitzt, ist noch in weiter Ferne. Zu einer Industrie, wie sie Frankreich schon zu einer Zeit Colberts und des Colbertismus entwickelte, ist kaum noch ein Ansatz vorhanden. Der beste Beweis für diese Thatsache sind die Straßen und Eisenbahnen, die in Frankreich ebenso zahlreich, weit verzweigt und gut gepflegt sind, wie sie in Italien noch auf niederer Stufe stehen, trotzdem die neue Regierung ungeheure Summen dafür ausgab und überallhin Linien baute. Aber diesen neuen Straßen und Eisenbahnen fehlt noch vielfach der wirthschaftliche Untergrund. Die gesammte Cultur ist aber in Italien noch ziemlich weit zurück hinter der französischen. Gewiß wären die Italiener vermöge ihrer Anlage ebenso gut befähigt gewesen, eine nationale Cultur hervorzubringen, wie die Franzosen; was war nun daran schuld, daß es nicht geschah, warum sind die Italiener sowohl in der materiellen als geistigen Cultur so weit hinter ihren Racegenossen zurückgeblieben und warum blieben sie politisch ohnmächtig? Die Italiener selbst erklären diesen Mangel an dem Fehlen eines nationalen Staates, aus der Herrschaft von Ausländern, von Spaniern und Oesterreichern. Das Fehlen eines nationalen Staates erklären sie, wie man sich leicht denken kann, aus dem Bestande des Kirchenstaates. Bis zu einem gewissen Grade haben die Italiener sicherlich nicht Unrecht. Man besitzt nicht umsonst das Papstthum und man geräth nicht ohne schwere Folge in Conflikt mit ihm: qui mange du pape, en meurt. Aber die ganze Wahrheit enthält jene Erklärung nicht. Eine große nationale

Geschichte und eine geschlossene Volkseinheit ist wohl eine wichtige, aber keine unbedingte Voraussetzung blühender Cultur. Wohl bildet eine große nationale Geschichte in der neueren Zeit, und besonders bei den Romanen, ein kräftiges Mittel, die Geister zu wecken und anzuregen. Es muß eine gewisse geistige Gemeinschaft bestehen, wenn das Wort eines Dichters oder das Werk eines Künstlers Beifall finden soll und auf je weitere Kreise der Schriftsteller und Künstler wirken kann, desto mehr fühlt er sich gehoben. Wenn der Schriftsteller das Publikum bildet, so bildet umgekehrt auch das Publikum den Schriftsteller. Von unschätzbarem Werthe ist namentlich das Beispiel eines feinsinnigen Hofes, nach dem sich ein Volk richtet. Ohne diese Bedingungen wäre wohl weder ein Bossuet und Massillon, noch ein Corneille, Racine, Molière, weder ein Lebrun, Watteau, Boucher, Cuvillier, noch ein Montesquieu und Voltaire zu dem geworden, was sie waren. Auch in Belgien hat das Fehlen eines nationalen Staates eine eigenartige Literatur unmöglich gemacht, und wird von belgischen Gelehrten vielfach geklagt über das mangelnde Interesse ihrer Landsleute. In Italien bildete sich lange keine gleichartige Schriftsprache und noch in den sechziger Jahren hörte man Klagen bald über archaistische, bald französische, bald puristische Manieren, die sich die Schriftsteller angewöhnen.

Aber, wie gesagt, e ne unbedingt nothwendige und wesentliche Bedingung geistiger Cultur ist eine nationale Einheit, ein centralisirter Hof und die Geschmacks- und Gesinnungsgleichheit des Publikums nicht. In den kleineren Territorien der Renaissancezeit, an den Fürstenhöfen und in den Gemeinwesen, wie Florenz, Venedig, Perugia u. a. blühte eine Cultur, die größer und mächtiger dasteht, als die Hofcultur Frankreichs, und in den deutschen Fürstenthümern und Städten des 18. Jahrhunderts erlebte die deutsche Literatur ihre zweite Blütheperiode. Aber in diesen Fällen war das nationale Bewußtsein doch wenigstens nicht zerrissen und

gedrückt, wenn auch nicht stark und kräftig genug. In dem Italien des 17., 18. und des halben 19. Jahrhunderts aber herrschten allzu verschiedenartige fremdländische Einflüsse. Die Italiener fühlten die Fremdherrschaft als eine Schmach. Schon um 1700 dichtete Filicaja jene berühmt gewordene Schmerzensode über das nationale Unglück, den jede Anthologie und Literaturgeschichte aufführt:

> Italia, Italia, dem erlesen
> Die Schönheit wurde zur verhängnißreichen
> Mitgift, die Leid Dir brachte ohne Gleichen
> Das trauervoll auf Deiner Stirn zu lesen.
>
> Daß minder schön Du, oder daß gewesen
> Du stärker, um den Freier zu verscheuchen,
> Der um Dich wirbt mit grimmen Todesstreichen,
> Vom Zauber Deiner Schönheit zu genesen!

Ob mit Recht oder Unrecht klagten die Italiener, die Fremdherrschaft sauge das Land aus und hemme die materielle Cultur. In der That verhinderte die Zersplitterung genau wie in Deutschland den Aufschwung von Industrie und Handel zu einer Zeit, wo national geeinte Länder, voran England und Frankreich, mit großem Vortheil in den wirthschaftlichen Wettkampf eintraten. Den Aufschwung der geistigen Cultur hemmte aber nicht nur das passive Verhalten der Regierungen, sondern noch mehr ihre Censur. Man mag noch so sehr überzeugt sein von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer Censur, aber leugnen kann man nicht, daß sie nur zu häufig neben bösen Keimen auch gute erstickte und die freie Bewegung allzusehr einschränkte.

Unter diesen Verhältnissen bekam der italienische Charakter jenen eigenthümlichen Zug des Gedrückten und Gewundenen, der einem bald den Eindruck des Diplomatischen, bald des Schwermüthigen macht. Man kann zwar den melancholischen Zug der italienischen Gemüthsstimmung, die neben ihrer gewöhnlichen Heiterkeit herläuft, auch anders erklären, aus ihrer Feinfühligkeit, aus der Noth, aus dem Gefühl der

Schwäche, aber den historischen Einfluß kann man nicht ganz verkennen. Sicher aber hängt die Indolenz, die Trägheit und der Fatalismus jener großen Massen, die ihre ganze Lebensaufgabe im Posiren erblicken, mit der ehemaligen spanischen Herrschaft zusammen. Nicht mit Unrecht bringt man auch den Umstand, daß die italienische Sprache nicht so klar ist und nicht so direkt auf's Ziel losgeht, wie die französische, sondern allerlei Biegungen macht, mit der langen Herrschaft der Ausländer und ihrer Censur in Verbindung. Endlich kann man die Schwermuth und die düstere Stimmung der italienischen Romantiker, des Foscolo, Pellico, Manzoni, Leopardi, ganz unmittelbar aus dem gedrückten nationalen Bewußtsein erklären. Mit welchem Hasse haben diese Romantiker, nachdem Alfieri voranging, ihre Landsleute gegen ihre „Bedrücker" erfüllt, wie hat auch Manzoni mit vollen Tönen eingestimmt! Berühmt ist sein Chorlied in Adelgis, wo Franken und Longobarden in gleicher Weise als Tyrannen des italienischen Volkes erscheinen: col novo signore rimane l'antico, l'un popolo e l'altro sul collo vi sta. Dividono i servi, dividon gli armenti etc. Welche Rolle Don Rodrigo, der spanische Graf, in den promessi sposi spielt, ist bekannt, er ist ein Despot im Kleinen, der seiner Willkür und seinen Gelüsten alles opfert, Ehre, Recht und Religion, und mit frevelnder Hand hineingreift in das Heiligthum der Familie. Die Italiener, die zu ihm helfen, erscheinen als der Abschaum des Volkes, als gemein und niedrig, da sie ihre Seele dem Fremdling verkaufen. Rodrigo ist im Kleinen, was die spanische Regierung im Großen ist: in ihm soll sich die Fremdherrschaft überhaupt spiegeln.

Die Fremdherrschaft, die Herrschaft der Bourbonen und Habsburger haben die Italiener nun freilich abgeschüttelt, sie haben den Kirchenstaat zerschlagen und sich aus ihrer nationalen Zerrissenheit herausgearbeitet. Aber glücklich wurden sie dadurch nicht! Ihre nationale Einigung und Befreiung vollzog sich durch List und Gewalt, durch Eidbruch und

Verschwörungen. Die Spuren dieser Entwicklung sind nicht auszulöschen und bleiben am Volke haften. Der italienische Charakter, der ohnehin schon zu diesen geheimen Wegen geneigt ist, wurde durch diese Vorgänge noch stärker festgelegt und nicht erhoben und geadelt. Die Einigung hat dem Volk weder den Gemeinsinn und das Rechtsgefühl noch den militärischen Geist gebracht, der ihm fehlte, und konnte ihn nach ihrer Art auch gar nicht bringen. Seitdem die Römer ihre edlen Anlagen unter dem Kaiserthum durch Ausschweifungen untergruben, kehrte die entschwundene Tapferkeit und Tüchtigkeit, der Geschäftsgeist, die Geduld und der Gemeinsinn nicht mehr zurück. Das Finanz- und Militärwesen ist und bleibt daher der wunde Punkt im italienischen Staat. Das Finanz- und Militärwesen sind aber die Grundsäulen des Staates und deshalb ist und bleibt der italienische Staat schwach. Jeder will den Staat ausbeuten, niemand aber ihm opfern. Das bestätigen alle Thatsachen und an Beweisen ist kein Mangel. Die Wahlen z. B. sind ein großer Schacher. Die Stimmen werden meistbietend verkauft; der Gesichtspunkt, unter dem der Volksvertreter sein Amt auffaßt, ist der, wie er seinem Bezirke und seinen Anhängern die meisten Wohlthaten vom Staate sichert: deshalb dürfen die überflüssigsten Stellen nicht aufgehoben werden, es werden die uneinträglichsten Straßen und Bahnen gebaut. Die Staatslasten werden meistens auf jene abgeladen, die sie am wenigsten zu tragen vermögen, die Macht ist in Händen eines Ringes, der sie zu seinem Vortheile ausnützt. Ein Staat, der auf solche Weise entstanden ist und auf solche Weise geleitet wird, kann natürlich keine Begeisterung erwecken, man opfert nur mit Widerwillen Gut und Blut. Die Militärpflicht empfindet man so drückend wie die Steuerpflicht, und der kriegerische Sinn, der dem Volke schon lange abhanden gekommen ist, kehrt unter solchen Umständen nicht wieder. — —

Das Vorausgehende soll ein bloßer Versuch sein, den

Volkscharakter historisch, nicht blos klimatisch zu erklären. Der Versuch ist freilich lückenhaft und mag in einzelnen Theilen mißlungen sein, aber bei dem Mangel an Vorarbeiten war es nicht anders möglich. Jedenfalls glaube ich aber, daß der Gedanke, den ich auszuführen suchte, aller Beachtung werth ist, und ich hoffe, daß er weiter verfolgt wird von mir oder anderen. Man muß sich freilich vor einer gewissen Selbsttäuschung sorgfältig in Acht nehmen. Wenn man den Kopf voll geschichtlichen Ideen und angefüllt mit geschichtlichem Wissen an ein Volk und seine Zustände herantritt, so kann es leicht sein, daß man seine Ideen und vorgefaßten Meinungen in's Volk hineinschaut. Aber diese Gefahr ist bekanntlich bei jedem Beobachter vorhanden: wenn man keine Ideen hineinträgt, so bringt man seine Stimmungen mit, und bekanntlich haben die Urtheile über Einzelne und Völker nie mehr zu leiden, als wenn sie unter dem Drucke ungünstiger Stimmungen abgegeben werden. Gerade die Reisebeschreibungen stehen beständig unter dem Eindruck schwankender Gefühle und man merkt es der bald rosigen, bald düsteren Färbung von Reiseberichten gleich an, mit welchem Humor die Verfasser die Dinge angeschaut haben. Es gibt ebenso wenig eine voraussetzungslose Beobachtung, wie eine voraussetzungslose Forschung und Wissenschaft.

G. Grupp.

XVI.

Albertus Bohemus.

Neue Forschungen von Dr. G. Ratzinger.

3. Albert als Anwalt des Klosters Lambrecht.

Als Anwalt an der päpstlichen Curie zu Rom war Albert in der Lage, vielen Parteien, welche ihre Angelegenheiten zur letzten, endgiltigen Entscheidung an den päpstlichen Stuhl brachten, Dienste zu erweisen. Daß er solche Dienste verschiedenen Diöcesen leistete, beweisen die vielen Pfründen, welche er als Anerkennung hiefür erhielt. Speciell wies Albert in einem Briefe[1]) vom 6. August 1256 auf derartige Sachwaltung zu Gunsten des Klosters St. Lambrecht in Steyermark hin, und zwar unter den Pontificaten Innocenz des Großen und des Papstes Honorius (III).

In St. Lambrecht war am 12. Januar 1216 Abt Peringer gestorben. Die Mönche konnten sich über einen Nachfolger nicht einigen, es erfolgte das Unglück einer zwiespältigen Wahl und die Mehrzahl wählte den Mönch Walter,

---

1) Höfler S. 144: ecclesiae enim sancti Lamberti tempore Innocentii Magni ac postmodum temporibus Domini Honorii papae in romana curia, in qua tunc fuimus de majoribus curiae advocatis, multa obsequia fecimus et servicia. Die Stelle ist auch dadurch merkwürdig, daß sie beweist, wie schon die damalige Zeit die Erscheinung Innocenz III. als „Großen" ansah und bezeichnete.

eine Minderheit Wolfger [1]) zum Abte. Beide Parteien legten die Entscheidung in die Hände des päpstlichen Stuhles, welcher Richter zur Untersuchung delegirte. In diesem Stadium der Angelegenheit erschien Erzbischof Eberhard II. von Salzburg in St. Lambrecht, um gegen die Anrufung der päpstlichen Entscheidung zu protestiren und sein bischöfliches Aufsichtsrecht mit Gewalt geltend zu machen. Dieses gewaltsame, leidenschaftliche Eingreifen des Erzbischofs bildet einen dauernden Makel an seinem Charakter. Die Mönche setzten dem offenen Angriff auch ihrerseits Gewaltthätigkeit zur Abwehr entgegen und es kam zum Kampfe, wobei auf den Erzbischof geschossen wurde. Der Erzbischof obsiegte, drängte die Mönche in die Kirche zurück, ließ dort den von der Mehrheit gewählten Abt Walter ergreifen und schwerverwundet in den Kerker schleppen, während er dessen hauptsächlichste Anhänger excommunicirte. Sodann setzte er, ohne die päpstliche Entscheidung abzuwarten, Wolfger als Abt ein und benedicirte ihn aus eigener Machtvollkommenheit. [2]) In Rom wurde diese Gewaltthat des Erzbischofs gebührend verurtheilt. In einer Bulle vom 4. Februar 1217 wurde der schärfste Tadel gegen den Erzbischof ausgesprochen und ihm Verweis ertheilt, daß er gegen das Kloster Lambrecht, welches dem päpstlichen Stuhle als unmittelbar untergeordnet gilt, sich nicht blos Jurisdiktion angemaßt, sondern auch hiezu Gewalt angewendet habe. Der Erzbischof erhielt den Auftrag, binnen eines Monates seine Eingriffe rückgängig zu machen, den zum Abt gewählten Mönch Walter aus dem Kerker zu

---

1) In den päpstlichen Urkunden heißen die beiden Mönche immer Walter und Wolcher. Meiller und die St. Lambrechter Chronisten nennen sie Waltfried und Wolfger. Letzterer Name wird wohl richtig sein, während Waltfried wohl nur auf falscher Lesart, statt Walterus, beruht.

2) Wolfger ist thatsächlich in einer Urkunde vom 25. Juni 1216 als Abt bezeugt, Nr. 392 des Johanneumsarchivs in Graz.

entlassen, seine Freiheit in keiner Weise zu beschränken und ihn namentlich nicht zu hindern, vor den vom Papste bestimmten Richtern, nämlich dem Abte von Reun (Kuno) und zwei ungenannten Richtern, seine Sache zur rechtlichen Entscheidung zu bringen.[1])

Der Erzbischof weigerte sich, dieses Breve und andere päpstliche Schreiben nur entgegenzunehmen, schickte eine heftige Anklage gegen Abt Walter wegen starker, geradezu abscheulicher Versündigungen (exigentibus multis et enormibus culpis) an die Curie, hielt es aber doch gerathen, ihn aus der Haft zu entlassen. Walter wandte sich sofort nach Rom, um persönlich sein und seines Klosters Recht zu vertreten. Papst Honorius sah sich genöthigt, in einem neuen Schreiben[2]) vom 11. Dezember 1217 dem Erzbischof von Salzburg die ernstlichsten Vorstellungen zu machen und beide Parteien zur Entscheidung durch den päpstl. Stuhl selbst auf 1. April 1218 nach Rom vorzuladen, wo sie persönlich erscheinen oder durch Bevollmächtigte sich vertreten lassen sollten. Der Papst verlangte ferner, daß der Erzbischof sofort den von ihm eingesetzten Abt Wolfger entferne, die Excommunication gegen die Anhänger Walters aufhebe, die der Kirche von St. Lambrecht zugefügten Schäden gut mache. Mit Ausführung dieser Aufträge wurden betraut der Abt (Rudolf) von Kremsmünster, der Propst (Altmann) von St. Florian und der Propst von Matsee, welche zur Passauer Diöcese gehörten. Dem Breve ist zu entnehmen, daß Walter im Dezember 1217 seit kurzer Zeit in Rom war (nuper ad sedem apostolicam veniens). Das Breve gibt ferner den Thatbestand des Streites nach der Darlegung der beiden Parteien genau wieder. Darnach war das Sachverhältniß folgendes:

Das Kloster St. Lambrecht behauptete, direkt dem päpstlichen Stuhle zu unterstehen, so daß dem Erzbischof keinerlei

1) Mon. G., epistolae pontificum rom. saec. XIII. I, 25.
2) ibid. I, 31.

Bestätigungsrecht bei der Abtwahl zustehe, daß ferner die Pfarreien des Klosters nur dem Abte, nicht dem erzbischöflichen Archidiakon[1]) untergeben und Rechenschaft schuldig seien. Dem Erzbischof gebühre kein Visitationsrecht im Kloster, dem Archidiakon keinerlei Befugniß bei den Klosterpfarreien von St. Lambrecht. Für diese Ansprüche behaupteten die Vertreter des Klosters urkundliche Beweise, alte Privilegien zu besitzen. Das Stift unterstehe unmittelbar dem römischen Stuhle.

Erzbischof Eberhard von Salzburg dagegen bestritt die Aechtheit dieser Privilegien, forderte für den erzbischöflichen Stuhl das Recht der Bestätigung der Abtwahl, das Recht der Visitation des Klosters, auf den Klosterpfarreien aber das Visitationsrecht des erzbischöflichen Archidiakons von Kärnthen. Und wozu er sich berechtigt glaubte, das übte er sofort aus. Als die zwiespältige Wahl im Frühjahr 1216 eintrat und die Anhänger Walters die Entscheidung des päpstlichen Stuhles anriefen, forderte der Erzbischof das Recht der Bestätigung oder Nichtbestätigung des Abtes von St. Lambrecht für sich, verweigerte die Anerkennung Walters, gab die Bestätigung dem Mönche Wolfger, benedicirte ihn und führte ihn als Abt ein. Um eine vollendete Thatsache zu schaffen, rief er eine Synode ein, in welcher er die Bestimmungen des allgemeinen Lateranconcils über Besetzung und Verwaltung der Klosterpfarreien verkünden ließ. Die Beschlüsse der Synode unterbreitete er dem päpstlichen Stuhle zur Bestätigung. Außerdem rief er das Einschreiten des Papstes an, damit dem Erzbischof bei Visitations-

---

1) Die Klosterpfarreien lagen im Bereiche des Archidiakons von Kärnthen. St. Lambrecht gehörte damals zu Kärnthen, nicht, wie heute, zu Steyermark. Im Breve vom 1. September 1217 heißt es: monasterium S. Lamberti in Karinthia, quod immediate ad romanam ecclesiam dicitur pertinere.

reisen ehrenvoller Empfang und die seiner Stellung zukommende Aufnahme bewirkt werde.

In diesen beiden Anliegen kam Papst Honorius III. dem Erzbischof sofort bereitwilligst entgegen. In einer an alle Bischöfe, Aebte, Pröpste, Priore und sonstige Kirchenvorsteher der Salzburger Kirchenprovinz gerichteten Bulle[1]) wurde der Auftrag gegeben, den Erzbischof bei Visitationsreisen ehrfurchtsvoll zu empfangen (quatenus, cum ex rationabili causa provinciam visitare contigerit, vos cum honore debito recipientes eundem in iis, quae ad officium suum pertinent, intendatis). In einer weiteren, drei Tage später (14. Dezember 1217) datirten Bulle[2]) wurden die Beschlüsse der Salzburger Synode, namentlich auch bezüglich der rechtlichen Verhältnisse des Erzbischofs zu den Klöstern und Klosterpfarreien, bestätigt.

Vom selben Tage (11. Dezember 1217), an welchem obige Bulle an die Kirchenoberen der Salzburger Kirchenprovinz ausgestellt wurde, datirt aber auch das Schreiben, durch welches der Erzbischof zur Verantwortung wegen seines Streites mit dem Kloster St. Lambrecht nach Rom vorgeladen wurde. Wir lesen in diesem Aktenstücke Dinge, welche den Erzbischof als maßlos leidenschaftlich charakterisiren. Der Erzbischof hatte sich geweigert, das päpstliche Schreiben vom 1. September 1217 anzunehmen. Papst Honorius III. sprach hierüber seine Entrüstung aus mit Rücksicht auf seine Stellung als Oberhaupt der Kirche und mit Hervorhebung der zwischen Papst und Erzbischof bestandenen persönlichen Beziehungen, wie sie vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl gepflegt worden waren (litteras nostras recipere contempsisti, quod utique facere minime debuisses, etiam si essemus in minori officio constituti, praesertim recoleres

---

1) Meiller: regesta archiepiscoporum Salisburgensium, p. 214 (Nr. 194).

2) Meiller, S. 215. (Nr. 195).



illum caritatis affectum, quem tibi ante promotionem nostram curavimus exhibere). Wir erfahren ferner,[1]) daß der gewählte Abt Walter von St. Lambrecht einen Stellvertreter (einen Subdiakon des Klosters) zur Salzburger Provinzialsynode gesandt hatte, daß aber der Erzbischof ihn aus der Versammlung hinausweisen und durch Diener unanständig behandeln ließ. Schließlich behielt sich der Papst die Entscheidung allein vor in der strittigen St. Lambrechter Abtwahl.

Die Verhandlungen in dieser Angelegenheit zogen sich lange hin und in der Zwischenzeit fungirte Wolfger mit Unterstützung des Erzbischofs Eberhard als Abt,[2]) während Walter in Rom weilte, um die Entscheidung abzuwarten. Diese fiel endlich im Frühjahre 1221 zu Gunsten des Letzteren aus. In einer Bulle vom 4. Mai 1221 theilte Honorius III. dem Erzbischof mit, daß Walters Wahl als Abt von St. Lambrecht in Rom bestätigt wurde. Walter erhielt vom Papste selbst die Benediktion. Daraus sollte für die Rechte des Erzbischofs kein Präjudiz[3]) geschaffen werden. In der Frage der Exemption blieb die Streitfrage offen

Angesichts dieser Entscheidung blieb dem Erzbischof nichts übrig, als in die Abtwahl sich zu fügen und das geschehene Unrecht gut zu machen. Er erkannte Walter als Abt an und zu Frießach[4]) am 4. August 1221 fanden die ersten Aussöhnungsverhandlungen statt. Auf Bitten Walters wurden der St. Lambrechter Klosterpfarrei „Am Hof“, zur Vergütung eines Schadens, welchen der Erzbischof „vermeintlich“ zugefügt

---

1) Epistolae pont. rom. saeculi XIII, I, 31: a servientibus tuis, licet esset subdiaconus, inhoneste tractari.

2) Er erscheint 25. September 1218 urkundlich neben Abt Gotfried von Admont in der Zeugenreihe als Wolfkerus abbas S. Lamberti. Meiller, S. 217 (Nr. 207).

3) Nolumus tamen, ex inde tibi vel ecclesiae tuae praejudicium generari. Meiller Nr. 254.

4) Meiller, Nr. 255.

habe, drei Höfe und dazu jährlich 10 Schäffel Weizen (X modios tritici) von dem erzbischöflichen Zehnthofe Scheifling geschenkt.

Aber wenn sich auch der Erzbischof in der Frage der Abtwahl der päpstlichen Entscheidung fügte, gab er doch in der Frage der Immunität des Klosters nicht nach, bezüglich welcher der päpstliche Stuhl kein Präjudiz hatte schaffen wollen. Um das erzbischöfliche Aufsichtsrecht zu wahren, schickte er noch im Laufe des Jahres 1221 den Archidiakon von Kärnthen zur Visitation nach St. Lambrecht. Er wurde aber zurückgewiesen. Nun loderte die Flamme des Streites neuerdings in die Höhe. Der Erzbischof schleuderte gegen Abt und Convent den Bann. Das Kloster aber erklärte die Censur als nicht zu Recht bestehend, weil es in Folge der Exemption unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle stehe und von der erzbischöflichen Gewalt unabhängig sei. Trotz der Excommunication durch den Erzbischof fuhren Abt und Mönche fort, die kirchlichen Verrichtungen vorzunehmen. Nun wandte sich der Erzbischof mit einer Klage an den Papst, welcher daraufhin am 18. Januar 1222 an Propst, Dekan und Scholastikus von Brixen den Auftrag zur Untersuchung und Entscheidung in dieser Streitfrage erließ. Schon acht Tage früher (10. Januar 1222) hatte der Papst an die Bischöfe der Kirchenprovinz Salzburg den Befehl vom 11. Dezember 1217 erneut,[1]) daß der Erzbischof bei Visitationen ehrenvolle Aufnahme finden müsse (cum ad vos causa visitationis accesserit, benigne recipientes et honeste tractantes ei debitum impendatis honorem.)

Noch ehe die erwähnten Schiedsrichter ein Urtheil zu fällen in der Lage waren, kam gegen Ende des Jahres 1222 oder zu Anfang des Jahres 1223, hauptsächlich durch Vermittlung des Herzogs Leopold von Oesterreich, folgender Vergleich zu Gradwein zu Stande:[2])

1) Meiller, Nr. 262 und 264.

2) Meiller, Nr. 266.



„Dem Convent steht die freie Abtwahl zu, der Gewählte ist vom Erzbischof zu bestätigen, wenn nicht ein offenbares Vergehen oder Hinderniß in der Person des Gewählten oder in der Wahl selbst sich vorfand. Cassirt der Erzbischof die Wahl, so wählt der Convent neu. Sollte sich die definitive Wahl eines neuen Abtes oder deren Bestätigung verzögern, so hat mittlerweile der Kloster-Prior im Weltlichen und Geistlichen die Administration zu führen. Der Convent hat zu bestimmen, ob der Gewählte die Benediktion vom Erzbischof oder vom Papste erwirken solle. Das Visitationsrecht steht dem Erzbischof zu, und zwar entweder auf Einladung des Abtes oder der Majorität des Kapitels wegen allgemeinen Verrufes oder wegen einer schlimmen, weiter verbreiteten üblen Nachrede. In diesem Falle hat er die canonisch vorgeschriebene Verpflegung zu beanspruchen. Kömmt er ungerufen zur Visitation, so soll er sich auf eigene Kosten erhalten. Wegen Verschwendung oder schlimmen und offenkundigen Excesses kann zwar der Erzbischof den Abt von Amt und Verwaltung suspendiren, in welchem Falle dann der Prior einstweilen die Administration zu führen hat, aber die wirkliche Absetzung des Abtes sollte ausschließliches Recht des Papstes sein. Wenn in den drei Pfarreien Kaltenkirchen, Hof und Afflenz, welche dem Kloster incorporirt sind und durch Mönche des Stiftes St. Lambrecht besetzt werden, Visitation stattfinden soll, so steht das Recht der Anberaumung und Festsetzung ausschließlich dem Abte zu. Letzterer soll aber verpflichtet sein, den Archidiakon von Kärnthen einzuladen. Letzterer soll die Angaben und Klagen der Pfarreingesessenen zu Protokoll nehmen, das Protokoll aber dem Abte zur Abstellung der Mißbräuche zuzustellen verpflichtet sein.“

Dieser Ausgleich befriedigte nach keiner Seite. Der Erzbischof hatte zwar das Zugeständniß des Bestätigungsrechtes der Abtwahl erreicht, aber er konnte den Abt nicht mehr entfernen. Umgekehrt hatte das Kloster den Anspruch

der Exemption principiell und faktisch preisgegeben. Abt Walter hoffte aber immer noch, das Recht der Exemption zu erreichen Zu diesem Behufe ging er bereits im nächstfolgenden Jahre 1223 nach Italien, um vom Kaiser Friedrich II. die Bestätigung von einschlägigen Urkunden, namentlich einer Kaiserurkunde vom Jahre 1096, welche als unächt galt und gilt,[1]) zu erreichen. Außerdem stellte er an Papst Honorius die Bitte, die Exemption zu Gunsten des Klosters auszusprechen. Der Papst kam dem Wunsche so weit entgegen, daß er am 22. Januar 1224 den Bischof Rudiger von Chiemsee mit zwei weiteren Prälaten beauftragte, die Echtheit jener Dokumente zu untersuchen, auf Grund deren vom Kloster die Exemption behauptet wurde.

Es erfolgte keine Entscheidung im Sinne des Klosters, sondern der Erzbischof behielt Recht. Zwar Papst Honorius III. hielt seine schützende Hand über St. Lambrecht und Abt Walter, aber kaum war Honorius gestorben und hatte Papst Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als sich Abt Walter veranlaßt sah, zu resigniren (1228). Sein Nachfolger wurde der Schützling des Erzbischofs, Mönch Wolfger. Von da ab verstummte die Frage der Exemption, dafür verlieh der Erzbischof Eberhard II. dem unmittelbaren Nachfolger Wolfgers, dem Abte Permann und seinen Nachfolgern am 29. Juni 1245 zu Frießach das Recht, Inful und Ring zu tragen, des Stuhles und der Handschuhe sich zu bedienen [2])

So weit über die einzelnen Stadien und das Endresultat des Streites des Klosters St. Lambrecht. Wie Albert Bohemus angibt, hat er in der Zeit des Pontificates des Papstes Honorius III. dem Kloster als Anwalt an der Curie wesentliche Dienste geleistet. Er war also Vertreter des Abtes Walter und des Klosters in den Ansprüchen

1) Vgl. hierüber Pangerls Abhandlungen in den „Beiträgen zur Kunde steyermärkischer Geschichtsquellen", Jahrg. I u. II.

2) Näheres bei Pangerl, l. c.

nach Exemption. Es wird demnach auch begreiflich, warum Albert gerade die Zeit des Papstes Honorius hervorhebt. Nach dem Tode desselben wurde die Exemptionsfrage begraben und Abt Walter mußte abdanken.

Albert erwähnt auch die Zeit des Pontificates Innocenz III., in welcher er gleichfalls dem Kloster Dienste leistete. Da Abt Peringer am 19. Januar 1216, Papst Innocenz III. bald darauf, am 16. Juli desselben Jahres starb, so ist es ausgeschlossen, daß diese Dienste sich auf die Verhandlungen in Rom bezüglich der streitigen Abtwahl beziehen. Die erste Entscheidung des päpstlichen Stuhles in dieser Frage datirt vom 1. September 1217. In diesem Schreiben, sowie in der Bulle vom 11. Dezember 1217 werden alle Momente des Streites hervorgehoben, aber es fehlt jeglicher Hinweis darauf, daß noch unter dem Vorgänger des Papstes Honorius die Streitfrage anhängig gemacht worden sei. Die Dienste Alberts für St. Lambrecht unter Innocenz III. müssen also mit früheren Verhandlungen des Klosters an der Curie zusammenhängen. Auch Albert selbst unterscheidet ganz scharf zweimalige, frühere und spätere Dienste, welche er einestheils unter Innocenz III., andererseits unter Honorius dem Stifte leistete.[1])

Wie Pangerl[2]) mittheilt, hatte Peringer Streitigkeiten mit Erzbischof Eberhard II. wegen des Patronates über die Pfarrei Piber. Der Abt beanspruchte auf diese Pfründe das Präsentationsrecht, welches der Erzbischof bestritt, aber schließlich in einer Urkunde vom 10. November 1205 (Leibnitz) anerkante.[3]) Der Abt hatte ferner, wie die St. Lambrechter Urkunden (Nr. 38—50) beweisen, lange Kämpfe zu bestehen

1) Ecclesiae S. Lamberti tempore Innocentis magni ac postmodum domini Honorii papae . . . multa obsequia fecimus ac servitia.

2) l. c. S. 126.

3) Meiller, Nr. 79.

für den Besitz des Klosters. Er hielt es darum geboten, vom päpstlichen Stuhle den Besitzstand des Klosters sich bestätigen zu lassen. Er wandte sich nach Rom und erlangte vom Papste Innocenz III. durch Bulle vom 21. März 1206 eine feierliche Bestätigung der Güter und Rechte des Klosters St. Lambrecht. Im folgenden Jahre gewährte Innocenz III. noch eine andere Bulle, durch welche dem Stifte die Wiedergewinnung widerrechtlich entzogener Lehen erleichtert wurde.[1])

Abt Peringer wird sich zur Erlangung der Bullen eines Anwaltes bei der Curie bedient haben. Nach dem eigenen Zeugnisse des Albert Bohemus war er selbst dieser Anwalt. Damit reicht aber die Anwaltsthätigkeit Alberts am päpstlichen Stuhle bis zum Jahre 1206 zurück. Dieser Umstand spricht neuerdings gegen die genealogischen Ausführungen des Freiherrn von Lerchenfeld. Als Anwalt an der Curie im Jahre 1206 kann Albert unmöglich in einem jüngeren Alter, als etwa 26 Jahre, gestanden sein. Damit ist als äußerster Geburtstermin das Jahr 1180 unabweisbar. Lerchenfeld setzt die Vermählung des Hugo von Lerchenfeld[2]) auf 1165, die Geburt seiner Tochter Walburga, der Gemahlin des Albert von Kager, auf 1168, ihre eheliche Verbindung auf die Zeit zwischen 1186—90 fest. Er war dabei von dem Bemühen ausgegangen, die Jahrzahlen so weit als möglich hinaufzurücken, um Alberts Geburtszeit um das Jahr 1190 als zulässig erscheinen zu lassen. Aber auch dieser Zeitpunkt läßt sich angesichts der Thatsache, daß Albert 1206 bereits Anwalt an der römischen Curie war, nicht festhalten. Damit häufen sich die Schwierigkeiten für die Lerchenfeld'sche Annahme bezüglich der Abstammung des Albert Bohemus.

---

1) Vgl. Pangerl, welcher diesen beiden Urkunden die Nummern 43 und 44 im Stiftsarchive zuweist.

2) Da Hugo von Lerchenfeld 1216 noch bezeugt ist, hat er ein hohes Alter erreicht.

Die Proceßverhandlungen zwischen dem Kloster St. Lambrecht und dem Erzbischof Eberhard II. von Salzburg sind noch in anderer Beziehung sehr lehrreich. Wir sahen, daß der Erzbischof mit größter Leidenschaftlichkeit vorging, daß er zur Waffengewalt griff, daß er gegen den mißliebigen Abt Walter die Kerkerhaft verhängte, dessen Vertreter bei der Synode mißhandeln ließ, dessen Anhänger mit dem Kirchenbann belegte. Es muß für den Erzbischof sehr demüthigend gewesen sein, daß er durch den päpstlichen Stuhl in allen Punkten zur Genugthuung gezwungen wurde. Er mußte Walter nicht blos aus dem Kerker entlassen, sondern ihn als Abt anerkennen, er mußte den zugefügten Schaden durch Schenkungen gut machen, den Kirchenbann aufheben. Sachwalter des Klosters an der Curie, von welcher der Erzbischof solche Demüthigung erfuhr, war Albertus Bohemus. Es ist nicht zu verwundern, daß tiefer Groll und Haß gegen Albert sich geltend machte und bei der nächsten Gelegenheit zum Ausbruch kam. Die folgenden Ausschreitungen beim Ausbruche des Kampfes lassen sich dadurch erklären. Gegen Albert wurden alle Mittel der Intrigue, der Beraubung der Pfründen und der Verfolgung seiner Person angewandt, so daß er nirgends mehr sicher war, nirgends mehr eine Zufluchtsstätte finden konnte, daß selbst die nächsten Verwandten ihm keinen Schutz mehr gewähren konnten. Er mußte in der Flucht Heil suchen, in Höhlen und abgelegenen Wäldern Unterschluf suchen,[1]) bis er nach einem langwierigen Umwege durch Böhmen und Oesterreich Aufnahme und Sicherheit bei dem ihm befreundeten Grafen Conrad von Wasserburg fand.

In seinem Briefe an Herzog Otto schildert Albert die Verfolgung, welcher er nach seiner Vertreibung von Landshut

---

1) . . . ut impellerer, pro tutela personae meae ad castra consanguineorum meorum interdum et ad cavernas et nemora montium convolare etc. bei Höfler, S. 119.

ausgesetzt war, mit folgenden Worten: mihi aditum praeclusistis, ut impellerer pro tutela personae meae ad castra consanguineorum meorum interdum et ad cavernas et nemora montium convolare, donec dominus de Wasserburg ad castra sua fortia me recepit. Bei den cavernae und montes dürfte die Schilderung, welche Apostel Paulus im Hebräerbriefe (XI. 38) von den Verfolgungen der Gerechten und Propheten des alten Bundes gab, Albert vorgeschwebt haben. Dort heißt es: in solitudinibus errantes, in montibus et speluncis et in cavernis terrae. Schon Braunmüller hatte in seiner „Geschichte des Abtes Hermann von Niederaltaich" bemerkt, daß Albert in der Zeit seiner Verbannung vom herzoglichen Hof nicht gar so verborgen lebte, als er in übertriebener Weise es schilderte, und daß er wohl selbst mit dem Herzog noch Fühlung hatte. Letzterer Umstand folgt aus der Thatsache, daß Albert am 28. Dezember 1242 im Kloster zu Niederaltaich unter Abt Hermann den Heiratsstipulationen zwischen Wilhelm von Eirberg und Gertrud von Thierling (Turbeling) anwohnte und zur Aussteuer der Braut 20 Mark Regensburger Münze zu zahlen sich verpflichtete. Denselben Betrag hatte auch Herzog Otto beizutragen versprochen. Die Uebertreibung im erwähnten Briefe an Herzog Otto (vom Juli 1246) ist sehr einfach zu erklären, wenn man sieht, daß Albert zur Schilderung seiner Verfolgung die Darstellung der Leiden der Gerechten im Hebräerbrief benutzte.

(Fortsetzung folgt).

XVII.

Streiflichter auf die Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens in England.

Da die Culturvölker Westeuropa's das Mittelalter hindurch nicht blos durch die Einheit des Glaubens, sondern auch durch den Gebrauch der lateinischen Sprache, als Welt- und Verkehrssprache, zu einer Völkerfamilie verbunden waren, so zeigt das Bildungs- und Erziehungswesen in dem ganzen Zeitraum von Spanien bis Schweden und Polen denselben Typus und die gleiche Organisation. Nationale Eigenthümlichkeiten treten nicht hervor, nur der Reichthum an Anstalten ist ungleich und richtet sich nach dem Grade der Civilisation und des Wohlstandes, welchen das einzelne Volk erreicht hat. Auch nach der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts wird es noch nicht gleich anders, sondern die Grundlagen bleiben noch eine geraume Zeit dieselben, wohl aber bereiten sich tiefgreifende Verschiedenheiten vor, Reformer erheben ihre Stimme, es wird in einzelnen Dingen mit der Vergangenheit gebrochen. Im 18. Jahrhundert sodann fingen die einzelnen Nationen mehr und mehr an, ihre besonderen Wege einzuschlagen.

Diesen Werdegang der Sache hat Professor Parmentier uns an der englischen Nation in sehr glücklicher und anschaulicher Weise vor Augen zu führen verstanden. Er führt

seinen Lesern in der ersten Hälfte seines Werkes[1]) die Schriften über Erziehung vor, die von den Zeiten der Renaissance an bis zur Gegenwart in England erschienen sind, schildert die Lebensumstände ihrer Verfasser, entwirft ein Bild des Gesammtzustandes der Didaktik und Pädagogik, der Zeit, in welcher die einzelnen Schriftsteller lebten, soweit ihre Schriften ein solches ergeben, und verweilt eingehender bei den individuellen Anschauungen, Ideen, Klagen und Wünschen, welche sie aussprechen. Im zweiten Theile, der aus fünf Kapiteln besteht, gibt er eine gedrängte Geschichte des Schulwesens von der ältesten Zeit an bis zur Gegenwart. Der älteren Zeit werden zwei Kapitel gewidmet, die Zeit von der Renaissance an bis zur Gegenwart eingehender und in sehr anziehender Weise dargestellt. Gerade die Behandlung der letzteren Periode, bei welcher der Verfasser durch genaue Kenntniß der englischen Sprache und durch eigene Anschauungen, die auf einer Studienreise gewonnen wurden, unterstützt ist, geben seinem Buche einen besonderen Werth.

Herr Parmentier läßt das Zeitalter der Renaissance für England mit dem Jahre beginnen, in welchem die Buchdruckerkunst dort Eingang fand, 1477, und beschließt es mit dem Tode der Königin Elisabeth, 1603. In den ersten Jahrzehnten dieses Zeitraumes ist noch Einfluß festländischer Humanisten auf das englische Schulwesen, besonders des Vives und Erasmus, zu bemerken, später der des J. Sturm. Der Verfasser constatirt, daß unter Heinrich VIII. das Schulwesen zurückging, neue Anstalten während seiner langen Regierung von ihm nicht gegründet wurden und, da die Lehrer durchweg Geistliche, Clergymen waren, es in Folge

1) **Histoire de l'éducation en Angleterre. Les doctrines et les écoles depuis les origines jusqu'au commencement du XIX. siècle par Jacques Parmentier, professeur à la faculté des lettres de Poitiers. Paris 1896. Perrin & Cie. 302 S. 8° mit reichem Literaturverzeichniß und alphabetischem Index.**

der kirchlichen Wirren vielfach an Lehrern fehlte. Er belegt dies durch Stellen aus den Schriften Elyots, Aschams und Mulcasters.

Wenn unter den folgenden Regierungen wieder neue Schulen entstanden, so participirte von nun an die große Masse des Volkes an dem Bildungsgute weniger als im Mittelalter; die Armen wurden durch Aufhören des Wohlthätigkeitssinnes und dem entsprechende Verwendung der vorhandenen Stiftungen vom Studiren zurückgedrängt, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts hörte auf, und die neugegründeten Anstalten waren nur der Aristokratie und dem Kaufmannsstande zugänglich.

Was den Unterricht selbst angeht, so hielten die bestehenden Schulen starr am humanistischen System fest, welches namentlich durch Sturm neu gefestigt wurde. Man lernte in den Lateinschulen, grammar schools, nur Latein und etwas Griechisch und was dazu gehörte. Die Bildung war eine blos formale, sachlicher Unterricht fehlte ganz. Daher werden uns diese Schulen als Pflanzstätten eines verknöcherten Classicismus und Mechanismus von den Zeitgenossen geschildert. Der Universitätsunterricht war dem entsprechend einseitig und blieb es trotz des von mehreren Seiten erhobenen Rufes nach sachlichem Unterricht. Männer von ausgesprochener Neuerungssucht wie Locke und Andere vermochten daran nichts zu ändern, da ihr Einfluß sich nur auf kleine Kreise der Gesellschaft erstreckte. Ueberhaupt zeigte sich ein zähes Festhalten am Althergebrachten und eine förmliche Stagnation im Unterrichtswesen herrschte, so daß weiter Blickende gestehen mußten, daß man hinter dem Continente zurückgeblieben sei. Diejenigen, welchen es ihre Mittel erlaubten, holten sich dort ihre Bildung. Neben ernsthaften Schriftstellern sind es auch Satiriker wie Swift, Defoë u. A., welche die herrschenden Mängel durch Spott geißelten.

Elementarunterricht für das Volk und Volksschulen

gab es in England vor dem Jahre 1700 überhaupt ga nicht. Das Volk blieb gänzlich sich selbst überlassen ohne Elementarbildung und sittliche Erziehung. Um wenigstens den allernöthigsten Religionsunterricht für die niederen Volksschichten zu ermöglichen, bildete sich endlich 1698 eine charitative Gesellschaft „society for promoting christian knowledge“, deren Anhänglichkeit mit den viel früher entstandenen Christenlehrbruderschaften auf katholischer Seite unverkennbar ist. Diese Gesellschaft gründete bis 1778 in den drei Königreichen zusammen 1680 Schulen, was im Vergleich zur Gesammtzahl der Gemeinden ein klägliches Resultat zu nennen ist.

Um die sich selbst überlassene Jugend nicht ins Verbrecherthum versinken zu lassen, gründeten von 1720 an auch die Methodisten Schulen. Die Gründung der Sonntagsschulen wirkte etwas mehr. Sie sind eine Schöpfung des Philanthropen Robert Knikes, der mit Schmerz wahrnahm, wie die Gefängnisse sich mit verwahrlosten Kindern füllten. Im Jahre 1780 wurden die ersten Versuche damit gemacht und im Jahre 1834 hatte man 18,828 Sonntagsschulen mit etwa 1½ Million Schülern, etwa die kleinere Hälfte der sämmtlichen schulpflichtigen Kinder. So war die furchtbare Lücke, welche im Mangel eines staatlich oder kirchlich organisirten Volksschulwesens bestand, zum Theil ausgefüllt, indem die Jugend wenigstens an einem Tage der Woche, am Sonntage Unterricht erhielt, an Wochentagen nämlich mußte sie arbeiten. Die Sonntagsschulen Englands sind ja nicht eine Zugabe zum sonstigen Schulunterricht, sondern ein Ersatz desselben. Unter solchen Umständen konnte auch von einem eigentlichen Lehrerstande nicht die Rede sein. Man nahm zu Lehrern damals in England, wie auch in anderen Ländern, angehende Geistliche, clergymen, natürlich nur so weit solche zu haben waren, und so lange sie es nicht vorzogen, ein Kirchenamt zu übernehmen. Für den Elementarunterricht waren sie ohnehin nicht zu haben, wie

z. B. Miltons erster Lehrer ein ausgedienter Soldat war. Dafür gaben sich nur solche Leute her, die sonst zu nichts zu gebrauchen waren; von einer Vorbildung war nicht die Rede und vor 1800 existirte in England keine Lehrerbildungsanstalt. Die Bezahlung war eine höchst elende und gestattete keinen Aufschwung und keinen Fortschritt. Wenn also Bell und Lancaster durch Heranziehung von Schülern den Unterricht zu fördern suchten, so muß man das ansehen als das, was es ist, als einen Nothbehelf; Noth macht erfinderisch. Daß der Unterricht dadurch gewonnen habe, ist eine naive Auffassung.

Dem Gemälde vom englischen Schulwesen im 17. und 18. Jahrhundert, wie es sich aus Parmentiers höchst unparteiischer und ruhiger Darstellung ergibt, entsprechen denn auch die inneren Zustände Englands, mit den politischen und religiösen Wirren, dem Sittenverfall bei den höheren Klassen, und der verthierten Rohheit der niederen, wie sie etwa in Hogarths Kupferstichen verewigt ist.

Als besondere nationale Eigenthümlichkeiten des englischen Schulwesens machen sich in dem ganzen Zeitraum wie schon im Mittelalter, bemerklich: 1. daß die körperlichen Uebungen aller Art, sowie Spiele, Tänze rc. mit großem Eifer betrieben werden und ihnen unverhältnißmäßig viel Zeit geopfert wird; 2. die häufige Anwendung körperlicher Züchtigungen in den Mittelschulen und der Erziehung überhaupt. Hier besteht ein starker Gegensatz gegen Frankreich; während dort schon in jener Zeit der Gebrauch des Stockes oder der Ruthe auf ein Minimum beschränkt war, findet bei allen englischen Pädagogen diese ultima ratio eifrige Fürsprache. Damit hängt zusammen die Gewohnheit, an einem Tage Abrechnung über die Vergehungen zu halten, die im Laufe der Woche vorgekommen waren, Rügen zu ertheilen und Strafen zu verhängen. Der gewöhnliche Tag dafür, dies punitionum, flagging day, war der Freitag. Es ist dies ohne Zweifel ein Ueberbleibsel altklösterlicher Ein-

richtungen, der sog. capitula. Endlich blieb noch bestehen das sog. Fagging-System, wonach die älteren Schüler berechtigt sind, von den jüngeren gewisse niedere Dienste zu verlangen, sie zu bevormunden und zu beaufsichtigen. Nehmen wir noch hinzu, daß die Studenten in Oxford und Cambridge im Trinken und Rauchen erhebliches leisteten und daß es bei den höchsten Ständen als Supplement der heimischen Erziehung als unerläßlich galt, sich durch Reisen ins Ausland weiter zu bilden, wobei es dann nicht fehlte, daß manche der Aufsicht enthoben, sich den Ausschweifungen ergaben, in der Ferne zu Grunde gingen, andere als Gecken heimkehrten, so möchte damit das Gesammtbild der specifisch englischen Lehr- und Erziehungsmethode entworfen sein.

Auch gegenwärtig ist die Organisation des Schulwesens in England gegenüber den anderen Staaten noch merklich zurück und die Gesetzgebung eine ziemlich wunderliche. In den Mittelschulen bestand der extreme Classicismus und trockene Formalismus bis 1860, nachdem schon 1840 Erhebungen und Anläufe zur Umgestaltung vorgenommen waren. Das Elementarschulwesen wurde 1870 in Angriff genommen und durch den Elementary Education Act das Land in Schulbezirke eingetheilt und Schulbehörden School-Boards errichtet, die aus der Wahl der Eingesessenen hervorgehen. Diese haben dafür zu sorgen, daß innerhalb des Bezirks eine genügende Anzahl von Elementarschulen vorhanden sei, eventuell errichtet werden. Durch ein Gesetz vom Jahre 1891 wurde das Schulgeld aufgehoben und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts durch Staatszuschüsse ermöglicht. Neben den staatlichen Schulen, die confessionslos sind, bestehen die freien Schulen fort, welche confessionell sein können; wenn diese letzteren Staatszuschüsse wünschen, so darf der Religionsunterricht jedoch nicht obligatorisch sein, sondern muß nach der Schulzeit ertheilt werden. Den Schulzwang in ihrem Bezirke einzuführen, hängt vom Ermessen der School-Boards ab. Das System ist also ein sehr gemischtes und gestattet

Freiheit genug, da den staatlichen Schulaufsehern verboten ist, den Religionsunterricht zu revidiren.

Bietet der geschichtliche Theil der Parmentier'schen Schrift, weil er ein wichtiges Stück der Culturgeschichte behandelt, so zu sagen für Jedermann des Anziehenden und Belehrenden eine Fülle, so hat der andere Theil, welcher das Literarhistorische, die Pädagogen und ihre Schriften, behandelt, begreiflicher Weise besonders für Leute von Fach Interesse, da er die Theorien, Wünsche und Verbesserungsvorschläge der Erziehungs- und Lehrmethode betrifft. Neben dem rein Sachlichen bringt auch dieser Theil eine Menge von interessanten Einzelheiten und Schlaglichtern.

Das erste Kapitel gibt eine Charakteristik des Humanisten Joh. Ludw. Vives, die wir jedoch übergehen, weil Dr. Fr. Kayser ihn soeben dem deutschen Lesepublikum im achten Bande der Herder'schen pädagogischen Bibliothek vorgeführt hat. Sir Thomas Elyot (1490—1546) veröffentlichte 1531 die erste pädagogische Schrift in englischer Sprache, welche bis 1580 acht Auflagen erlebte. Sie zeigt Spuren der Benutzung der Schrift des Franzosen Wilh. Budé de educandis erudiendisque principum liberis und hat wie diese nur die höhere Aristokratie im Auge, deren Kinder berufen sind, an der Leitung des Staates Theil zu nehmen. Sie führt daher den Titel the Governor und enthält im zweiten und dritten Buche eine Art Moralphilosophie für höhere Beamte, während das erste Buch sich mit allgemeinen Fragen der Erziehung und des Unterrichts befaßt. Hier vertritt Elyot den praktisch-realistischen Standpunkt. Seine Zöglinge sollen die Gesundheit und Körperkraft durch Uebungen, Spiele und Tanz stärken und im Uebrigen nur Dinge erlernen, welche im Leben praktisch verwendbar und nützlich sind. Wenn trotzdem auch Latein und Griechisch in seinem Unterrichtsplan gut bedacht sind, so geschieht das nur, weil die Kenntniß dieser Sprachen damals für Staatsmänner noch als unentbehrlich galt. Elyot war Protestant, bewahrte aber in



der Ehescheidungssache Heinrichs VIII., obwohl er von ihm als Gesandter an den Papst und Kaiser Karl V. geschickt wurde, eine unabhängige Haltung.

Die Schrift des Puritaners Ascham (1515—68), der sich bei Heinrich VIII. in Gunst zu setzen wußte, unter Maria Tudor seine Stellung als Professor des Griechischen in Cambridge bewahrte und von Elisabeth sehr geschätzt wurde, führt den Titel Scholemaster oder Einfache und vollständige Methode, die Jugend Latein sprechen zu lehren. Sie entstammt eben einer Zeit, wo die klassischen Sprachen den Schlüssel zu allen Wissensgebieten bildeten. Ungleich bedeutender als die Genannten ist Richard Mulcaster (1530—1611) als Pädagog und Schulmann. Er studirte in Eton und dann in Cambridge, konnte an letzterem Orte aber, wie er klagt, seine Studien nicht beendigen, da die Mittel der Universität durch die religiöse Umwälzung herabgemindert waren. Er ging deshalb 1559 nach London und wurde Lehrer an der Schule einer Kaufmannsgilde der Merchant-Tailors und 1596 an der von Colet gestifteten St. Pauls Schule in London, welche als Musteranstalt unter den Lateinschulen angesehen wurde. Dennoch hatte Mulcaster für die Mängel des damaligen Unterrichtswesens in England ein offenes Auge und legte in seiner Erziehungsschrift freimüthig seine abweichenden Ansichten, Reformpläne und Klagen nieder. Dieselbe führt den Titel Positions d. i. Fundamente und erschien 1581. Mulcaster, der Elementarschulen, grammatische und höhere Schulen unterscheidet, war für die damalige Zeit ein Reformer, ja Revolutionär auf dem Unterrichtsgebiet. Er wünschte, daß der Staat die Organisation des Schulwesens in die Hand nehme und es gesetzlich regle, damit Willkür und Mißbräuche beseitigt würden. Denn die Erziehung sei eine Sache von allgemeinem Interesse. Deßhalb verlangt er auch, alle Staatsbürger sollen lesen und schreiben lernen; die Elementarbildung müsse Gemeingut aller werden ohne Unterschied

des Standes und Geschlechtes, was freilich in England ein frommer Wunsch blieb bis auf unsere Tage. Er empfiehlt im Gegensatz zu Locke u. A. die öffentliche Erziehung und mißbilligt die private. Der Lehrerstand solle gehoben werden durch eine anständige Besoldung und sich selbst fortbilden durch Conferenzen. Denn ihr Beruf sei ein hoher und wichtiger, indem die Eltern, wenn sie ihren Kinder einen Lehrer anvertrauen, ihm einen Theil ihrer Gewalt über sie abtreten und damit auch eine entsprechende Verantwortlichkeit übertragen. Auch verlangt er schöne, gesund gelegene Räume für die Schulen, Einheit in der Unterrichtsmethode und den Schulbüchern, natürlich an derselben Anstalt; ja er erkennt schon die Nothwendigkeit einer speziellen Fachbildung für die Lehrer. Bekanntlich gingen die meisten dieser Wünsche in England viel später in Erfüllung als in andern Ländern.

Ebenso wichtig als Methodiker ist der Puritaner John Brinsley, dessen ludus literarius 1612 erschien. Auch er ergeht sich in eigenen Ideen und Reformvorschlägen, wovon besondere Erwähnung verdient die Forderung, daß der Unterricht mit dem fünften Jahre beginne. Bei aller Erziehung stellt er die Religion als das Wichtigste voran, weil aus ihr Pflichtgefühl und gute Sitten hervorgehen; dann erst kommt ihm der Unterricht in den Wissenschaften, der mit Lesen und Schreiben beginnt. Der Unterricht in der Muttersprache steht bei ihm in erster Linie. Die Methode anlangend empfiehlt er häufige Prüfungen und Disputationen. Die Lehrer und Unterlehrer sollen die ältern und bessern Schüler als Assistenten gebrauchen, also vor Bell und Lancaster; Arbeit, Ruhe und Erholung sollen in passender Reihenfolge mit einander abwechseln und die Erholung in Spielen bestehen, die nicht anstrengen, aber nicht in Gymnastik und halsbrecherischen Turnkünsten, wovon auch Mulcaster kein Freund war.

Die Erziehungsschrift des berühmten Dichters John Milton ist zuerst von deutschen Gymnasiallehrern wieder

ausgegraben, hat aber keinen praktischen Werth, sondern ist mehr literarhistorische Curiosität, indem des Verfassers Ideen sich vielfach als Utopien erweisen und er den allerextremsten Classicismus vertritt. Er hat nur für die höchsten Kreise der Gesellschaft geschrieben.

Auch die beiden noch übrigen Pädagogen haben bei ihren Rathschlägen nur die höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft im Auge und mit Milton weiter das gemein, daß sie niemals Lehrer gewesen sind. Der Unterricht ist denn für sie auch Nebensache. Was zunächst Locke 1631—1704, den eifrigen Anwalt der physischen und privaten Erziehung und der Realien betrifft, so können wir uns im Betreff seiner kurz fassen, da er eine auch weiteren Kreisen hinlänglich bekannte Erscheinung auf pädagogischem Gebiete ist und die deutsche Literatur bereits mehrere Monographien über ihn besitzt.[1]) In Frankreich hat man neuerdings auf die Kenntniß seiner Ideen so viel Gewicht gelegt, daß sich diejenigen, welche die Stelle eines Schulinspektors oder Seminardirektors erlangen wollen, im Examen speziell über das Studium seiner „Gedanken über Erziehung" ausweisen müssen. (Dekret vom 23. Dezember 1882 Bei Rendu, code de l' enseignement primaire. S. 317). Daß Locke's Ideen schon früh in Frankreich einen gewaltigen Einfluß ausübten, mag man ferner daraus ermessen, daß schon Rollin und Rousseau vieles, manches sogar wörtlich aus seinen Schriften entlehnt haben, letzterer ohne es einzugestehen.

Philipp Stanhope Graf Chesterfield, 1694—1773, der unter Georg II. hohe Stellungen einnahm, ist ohne sein Zuthun und wider seinen Willen unter die pädagogischen Schriftsteller gerathen und kann gewissermaßen als eine Krankheitserscheinung auf diesem Gebiete angesehen werden.

1) Die neueste von G. von Hertling, J. Locke und die Schule von Cambridge (Freiburg 1892) wird leider nicht erwähnt.

Ein Lebemann erster Klasse hatte er vor seiner Ehe mit einer unehelichen Tochter des Königs, die kinderlos blieb, während seiner Reisen auf dem Continent einen Sohn erzeugt, den er anerkannte und dessen Erziehung er sich angelegen sein ließ. Leider betrieb er sie in einem Sinn, die seinem bisherigen Lebenswandel entsprach und die den jungen Mann frühzeitig ins Grab führte. Er hegte den Wunsch, einerseits den Sohn zu einem Mann von Welt, andererseits zu einem bedeutenden Politiker und Parlamentsredner heranzubilden, und schickte ihn in verschiedene Hauptstädte des Continents, allerdings unter Aufsicht eines Hofmeisters, behielt aber die Leitung in der Hand und gab dem Sohne brieflich ganz spezielle Rathschläge für sein Thun und Treiben, die von großer Weltkenntnis zeugen, aber jeder moralischen Grundlage entbehren und offene Verachtung der Religion zur Schau tragen. Diese Briefe, die einen Blick in den tiefen Abgrund von Immoralität thun lassen, in welchen der protestantische Hochadel Englands versunken war, wurden, obwohl nicht zur Veröffentlichung bestimmt, durch eine Indiscretion der Wittwe dennoch 1774 gedruckt. Von der öffentlichen Meinung alsbald verurtheilt und durch einen drastischen Ausspruch Sam. Johnsons gebrandmarkt, wurden sie in England dennoch viel gelesen. Das Bessere darin ist nach Parmentier aus Locke geschöpft, im Uebrigen werden darin die verwerflichsten Grundsätze ausgesprochen, ja förmlich das Laster gelehrt; die Moral eines Falstaffs mit den Manieren eines Tanzmeisters verbunden, war das Erziehungsideal Chesterfields. Der unglückliche Sohn wurde weder Parlamentsredner noch Staatsmann, sondern das was sich nach solcher Erziehung erwarten ließ.

In vorliegendem Referat ist der Inhalt des Parmentier'schen Werkes keineswegs ausgeschöpft, sondern es war nur die Absicht, dasjenige daraus zu entnehmen, was speziell für uns und für weitere Kreise wissenswerth erschien. An Ueberproduktion hat die pädagogische Literatur Englands

niemals gelitten und so ist denn auch die Zahl der Schriftsteller, die uns in Form von Monographien hier vorgeführt werden, nicht groß, aber es sind eben lauter Charakterköpfe, keine alltäglichen Erscheinungen, die der Verfasser in sehr wirkungsvoller Weise porträtirt. Im Uebrigen glauben wir daß auch wer die Geschichte der Pädogogik genauer kennt, die klar und. ruhig geschriebene Arbeit Parmentier's mit Befriedigung lesen und neue Gesichtspunkte darin finden wird.

H. K.

XVIII.

Sechzig Jahre Nürnberger Kunstleben.

„Es gibt keine Stadt im germanischen Europa, welche eine annähernd große Anzahl herrlicher, rein erhaltener Schätze vergangener Cultur- und Kunstperioden aufzuweisen hat, als die alte, ehemalige freie Reichsstadt Nürnberg. Es gibt auch keine zweite Stadt, welche den äußeren architektonischen Charakter, sowohl aus der Blüthezeit als dem Ende des Mittelalters, in so vielen monumentalen Resten sich zu bewahren gewußt hat, als sie," sagt eine neuere Schrift über Nürnberg.

Auch wir wollen einen Blick thun in das Kunstleben der alten Reichsstadt, zu einer Zeit, wo sie der Mittelpunkt des gesammten europäischen Handelsverkehrs war. Die Freude am Schaffen war Hoch und Nieder gemein in Nürnberg. Der Wohlstand, der daraus entsprang, gewährte hinwiederum die Muße zur Vertiefung und Verfeinerung der Thätigkeit, deren Früchte immer mehr das Ziel einer edlen Ruhmsucht

wurden. Die Liebe zur Arbeit war es, was die Bürgerschaft zur Werthschätzung der höchsten irdischen Güter führte, die Handwerker zur Ausübung der Kunst, die reichen Vollbürger zur Pflege der Wissenschaft. Den Eindruck einer Weltstadt machte daher Nürnberg auf Johannes Butzbach von Miltenberg, als derselbe um 1470 als junger Schütz mit seinem rohen Beanus ihren weithin sichtbaren Thürmen und Zinnen sich näherte.

Damals befanden sich in der Stadt nicht weniger als 36 kirchliche Gebäude, worunter 5 Pfarrkirchen, 8 Klöster, 15 Kapellen in der Stadt und 8 außerhalb der Stadt, bei einer Einwohnerzahl von höchstens 25000 in ca. 3000 Häusern. Der fromme Sinn jener Zeit kannte kein gottgefälligeres Werk, als Kirchen, Klöster und andere dem Gottesdienste und der öffentlichen Wohlthätigkeit gewidmeten Anstalten mit reichlichen Stiftungen zu bedenken. Die Kirche, das Gotteshaus, war zugleich ein Tempel der Kunst, denn Gott wollte in einem schönen Hause wohnen; die reichen patrizischen Familien wetteiferten in der Ausschmückung der Kirchen mit Altären, Gedenktafeln, Kirchengeräthschaften aller Art. Die Feier des öffentlichen Gottesdienstes erforderte eine große Zahl von Paramenten u. dergl., und hören wir einmal, was Erdtmann in seinem Norimberga in flore etc. 1629 über die Gottesdienstordnung in der ersten Hauptkirche von St. Sebald sagt:

„Am neuen Jahrs Tag.

Man hält es als an einem andern Fest, dann die besten Tücher mit. Die Herren stehen alle im Chor, man legt den höfischen Ornat an, man trägt das Heilthum herfür, man singt aus roth. Die ersten zwo Messen singt man auf unser Frauen Altar, die Tag-Meß auf St. Sebalds-Altar. Man läßt zwo Kerzen den ganzen Tag brennen vor dem Sarg Beatae Mariae virginis. Man predigt frühe, die Herren singen Metten, man läut mit dreien Glocken und orgelt am Tag, zu Nacht nicht.

St. Stephans Acht.

Man beleucht St. Stephans-Altar, und räuchert nicht. Octava Johannis beleuchtet man St. Johannis Altar, man räucht und singt die ersten zwo Messen, auf Johannis Altar. Octava St Innocent., beleuchtet man St. Sebalds Altar, man raucht nicht und singt die ersten zwo Messen Sebaldi. Man läutet die zwölf Nächt, alle Tag mit 4 Glocken, man hält 3 Lection zu der Metten.

Oberſttag.

Gleicherweiß wie am Jahrstag singt man die Meß alle 3 auf unser Frauen Altar. Die Tagmeß auf St. Sebalds-Altar, all aus grün, des Samblers Ornat. Die Herren singen Metten, man trägt das Heilthum all herfür, man läßt das durch die 8 Tag liegen mit den dreien Königen. Man hält eine kleine Metten, man predigt frühe und singt die 8 Tag gewöhnlich auf unser Frauen Altar.

St. Erhardi.

Man beleucht St. Erhards Altar, man läut mit 3 Glocken und singt die zwo Meß auf St. Erhards Altar.

Octav Epiphan.

Man beleuchtet unser Frauen-Altar, man leutet mit 4 Glocken, man singt die Meß all auf gemeltem Altar aus grün. Am Tag zu Nacht neun letzen zu der Metten. Es stehen die Herren im Chor, man läutet mit 4 Glocken. Zu der Vesper ist das Fest aus, die Herren müssen das Regalbuch haben" u. s. w.

Die Lebenszeit des größten Künstlers, welchen die Stadt hervorgebracht, ist zugleich derjenige Zeitraum, in welchem sich die bildenden Künste am reichsten und schönsten entfalteten. Im Jahre 1470 erschien das erste in Nürnberg gedruckte Buch von dem Franziskaner Franciscus de Retza „Comestorium vitiorum", der Drucker nennt sich nicht, nach der Form der Typen zu schließen, ging es aber aus der Officin des Johann Sensenschmied hervor, eines aus Eger

gebürtigen „gelahrten Herrn", welcher sich mit einem gewissen Heinrich Kiefer aus Mainz verbunden hatte. Fast gleichzeitig treten dann die Koberger auf, welche später eine so große Rolle spielen.

Noch in demselben Jahre wird der Bau der St. Peterskirche vor den Mauern der Stadt an der Straße nach Regensburg gestiftet von den Rathsherren Georg und Jobst Tetzel vollendet. Der Spätsommer des Jahres 1471 brachte Nürnberg wieder einmal hohe Festtage. Es war Kaiser Friedrich, der am 23. August von Regensburg her, wo er einen Reichstag abgehalten hatte, in die Stadt einritt, seit langer Zeit, seit den Tagen Karl IV. auch wieder einmal ein Kaiser, der die Stadt mit seinem Besuche beehrte; denn Siegmund war nur in seinen Königstagen in Nürnberg gewesen. Der Empfang, den man damals dem Habsburger bereitete, war daher auch noch glänzender, als da er zum erstenmal als junger König nach Nürnberg gekommen war. Bis nach Neumarkt wurden ihm zwei aus des Rathes Mitte entgegengesandt, am Siechgraben von St. Peter empfing ihn die Priesterschaft der Stadt mit dem Heiligthum und die gesammte Schuljugend, jeder Schüler ein Fähnlein in der Hand tragend, darauf des Kaisers Wappen gemalt waren. Am Frauenthor war ein rothseidener Himmel bestellt, unter dem der Kaiser, der zu Pferde war, seinen Einzug hielt. Die sechs vergoldeten Stangen des Himmels wurden von ebenso vielen Rathsherren getragen, neben dem Kaiser gingen die beiden obersten Hauptleute der Stadt, Jobst Tetzel und Anton Tucher zu Fuß einher. So bewegte sich der Zug in feierlicher Procession bis nach St. Sebald hin unter ähnlichen Ceremonien wie im Jahr 1442. Der Kaiser wurde wiederum reich beschenkt mit einem „Kopf" oder Trinkgeschirr, einem in Gold gefaßten Straußenei, das vor Zeiten dem heiligen Kaiser Karl gehört haben sollte. Darin befanden sich 1000 Gulden. Zu einem Turniere kam es nicht, wohl aber verherrlichte ein Tanz auf dem Rathhause des Kaisers

Gegenwart. Der Kaiser selbst wollte nicht tanzen, trotz der Aufforderung des Markgrafen Albrecht, der ihm eine schöne Jungfrau, des Alexius Haller Tochter entgegenführte. Vielleicht war er ärgerlich, weil man vergessen hatte, ihm einen besonderen Sitz, mit Teppichen ausgeschlagen, zuzubereiten, wie es üblich war und seiner kaiserlichen Würde geziemt hätte. Im Uebrigen war der Kaiser sehr gnädig; namentlich verrieth er ein großes Interesse an den Einrichtungen und dem werkthätigen Leben der Stadt. Er schaute sich die städtischen Korn- und Zeughäuser an und ließ sich auch das sogenannte Herrenbräuhaus zeigen, das die Stadt zu dem Zweck, eigenes Bier zu brauen, auf dem Neuenbau (Lorenzerseite) errichtet hatte und dessen Bau in demselben Jahre vollendet worden war. Auch die Werkstätten einiger Rothschmiede besuchte er.[1])

Damals erhielt auch die Clarakirche durch den reichen Lienhard von Ploben einen neuen Altar, welcher am Tage nach St. Tiburtius und Valerian zu Ehren St. Wolfgangs, St. Pantaleons, St. Margaretha, St. Agnes, St. Bernardin und aller heiligen Zwölfboten geweiht wurde. 1474 erhielt dieselbe Kirche eine neue Tafel auf den Liebfrauenaltar, die die Stadtmaid des Klosters Jungfrau Gertraud Mistheckin um ihr eigenes Geld machen ließ. Im Jahre 1475 erforderten die Klostergebäude bedeutende Reparaturen, zu deren Bestreitung vermachte Gerhaus Wirtin dem Kloster ihr ganzes Vermögen, wofür sie eine Pfründe erhielt.

Ins 1472ste Jahr fällt auch die Weihung des neuen Chors zu St. Lorenzen. Man hat darüber folgende urkundliche Aufzeichnung. „Nach Christi Geburt 1472 an dem Sonntag Misericordia Domini dem nächsten nach des würdigen Heiligthums Weisung und zweien Tag darnach ist geweiht worden der Kor der löblichen Pfarrkirchen St. Lorenzen mit sampt dem Hauptaltar und anderer sechs Altar unser

1) Nach Reicke.

lieben Frauen, S. Johansen, der heiligen Zwölf Boten, S. Conrads, S. Bartholomäus und der hh. vier Lehrer durch den ehrwürdigen in Gott Vater und Herrn Herrn Görgen Bischof zu Bamberg unsern gnedigen Herrn, dessen Stelle er verwesen hat. Und ist die Kirchweihung des Kors und der obgemelten sieben Altar auf den obgeschrieben Sonntag nach der Weisung des würdigen Heiligthums bestätigt und mit Ablaß begabt." In all diese Altäre kamen eine Menge Reliquien, wie ein noch erhaltenes Verzeichniß aufweist. (s. Baader Beitr.)

Erst im Jahre 1477 wurde aber die Kirche ganz vollendet, wie eine Inschrift oben im Chor angibt:

„1439 an Simon Judas tag ward der Kor angefangen, darnach 1477 an dem heiligen Osterabend ward er vollpracht."

Damit war die lange Reihe hervorragender kirchlicher Bauten, welche seit dem 12. Jahrhundert die Stadt errichtet hatte, vorläufig abgeschlossen, nur die Augustiner hatten im Jahre 1479 begonnen ihre Kirche zu St. Veit von Grund aus neu zu erbauen, der Grundstein wurde dazu am 14. Juni gelegt und am Samstag vor Dionysiustag 1484 vollendet

In der Klosterchronik findet sich, „daß der Bau in allem gekostet habe 3749 Pfund 3 dl. mehr für allerlei 21 fl. 4 hl. ausgeben. Der Steinmetz, der diesen Bau geführt hat, geheißen Hans Beer, hat den Tag zum Lohn gehabt 1 Sch. 24 dl., hernach 24 dl. und alle Wochen 4 dl. Badgeld. Seiner Gesellen einer hat Taglohn 18 dl. erhalten, manche aber 20 dl. und die Wochen 3 dl. Badgeld. Ein Mörtelrührer den Tag 16 dl. Der Zimmermann hieß Leonhard Küfner bekam zum Taglohn 24 dl., seiner Gesellen einer 20 dl. Meister Andreas der Decker hat den Tag gehabt 28 dl., der Gesell 22 dl. und ein Handlanger 20 dl. So hat man allen Arbeitern, so lange man gebauet, alle Montag Eier und Schmalz, eine Suppen, Käs und Brod und jezuweilen ein Gemüß und ein Seidlein Wein, bisweilen ein

Seidlein Bier gegeben. Aber dann bekamen sie die Woche hindurch nichts mehr zu essen. Das Korn hat gegolten dazumal 8 oder 8½ Pfund, der Haber 9 Pfund. Thut der Gulden 8 Pfund 12 dl." Diese Kirche hatte ein sehr schönes Gewölbe, welches auf vier Säulen ruhte, und wurde leider im Jahre 1816 abgebrochen.

Jetzt treten aber auch mit einem Male die großen Künstlernamen auf, durch die der Ruhm der Stadt auf ewige Zeiten gesichert ist. Ein Wohlgemuth, ein Dürer, Peter Vischer und wie sie alle heißen. Wohlgemuth heiratet im Jahre 1473 die Wittwe des Hans Pleydenwurf, Barbara, die Eheleute kaufen 1478 von dem Schneider Hans Gerstner die Eckbehausung und das Hinterhaus unter der Vesten „bei den Schildröhren" um 204 fl. und gegen einen jährlichen Zins von 8 fl., die sie an Sebald Bergenstorfer als Eigenherrn der Behausung entrichten sollten (jetzt bezeichnet mit S. 497). 1475 kauft Albrecht Dürers Vater gleichfalls ein Haus unter der Vesten, das Eckhaus des Goldschmieds Peter Kraft um 200 fl. (jetzt S. 493). Dieses Haus bildet die Ecke der oberen Schmidgasse und unmittelbar vor demselben wurden die Ehrenpforten errichtet, wenn es die Einholung eines kaiserlichen Besuches galt. Albrecht Dürer ist jedoch nicht hier, sondern in dem Hinterhause des Pirkheimer'schen Hauses auf dem Herrenmarkt am 21. Mai 1471 geboren, doch hat derselbe seine Jugendzeit im eigenen Hause des Vaters zugebracht. Unter dem Wohlgemuth'schen Haus, nur durch schmale Krämergäßlein davon getrennt, ist das Haus des berühmten Hartmann Schedel, dann folgt jenes des Sebald Frei, des Oheims von Dürers Frau und noch weiter unten das von Gevatter Anton Koburger. Alle diese Häuser bilden, wenn man zur Burg hinangeht, die linke Seite der Straße, deren rechte größtentheils durch die Predigerkirche sammt Kloster ausgefüllt war.

An der Ausstattung der Lorenzkirche wird weiter gearbeitet. Hans Meyer, † 1473, stiftet die schöne Gedächtnißtafel mit



der Messe des hl. Gregor; Dr. Peter Knorr, Propst der Kirche zum hl. Gumpertus in Ansbach und Pleban bei St. Lorenz, † 1476, stiftet ein Fenster, das aber erst ca. 1480 gemalt worden ist, und um dieselbe Zeit, nach Lochner 1477, wird das zu Ehren Kaiser Friedrichs III. gefertigte Fenster eingesetzt. Weiter stiften Fenster die Gebrüder Peter und Sebald Rieter 1479, und 1481 der Propst Lorenz Tucher. Dann ist noch die Gedächtnißtafel des Hans Schmidmayer mit der Anbetung der Weisen, restaurirt 1606, und diejenige der Familie Stör zu erwähnen.

1479 macht Wohlgemuth ein Altarwerk für die Frauenkirche in Zwickau, wofür er 1400 fl. rh. erhielt, seine Werkstätte, in der viele Gesellen arbeiten, hatte damals schon einen großen Ruf, sieben Jahre später, am 30. November 1486, tritt Albrecht Dürer, jetzt 15 Jahre alt, bei dem Meister ein.

Am 2. Dezember 1481 versammelten sich im Hause des Kirchenmeisters zu St. Sebald, Hans Hallers, die Herren Ruppredht Haller, Pfleger der Kirche, Niclas Groß der ältere, Hans Tucher der ältere und Hans Volkamer der Stadtbaumeister. Es handelte sich um die Erhöhung der beiden Thürme an St. Sebald, die beiden Kirchenmeister Hans Haller und sein Nachfolger Sebald Schreier, unter welchen dieser Bau zu Ende geführt wurde, hatten die nächste Veranlassung dazu gegeben. Weil es aber an Mitteln fehlte, entlehnten sie für die Kirche mit Bewilligung des Rathes 11,853 fl. 4 Sch. und 4 hl. aus der Losungsstube (Finanzkammer); die übrigen Kosten sollten durch milde Beiträge gedeckt werden, die in der That auch reichlich flossen und von allen Ständen in Geld, Geschmeide, Gewand und unter gar verschiedenen Formen geliefert wurden. Man schrieb an den Meister Heinrich Kugler von Nördlingen, daß er kommen solle, um mit ihm wegen Führung des Baues zu unterhandeln, derselbe erschien auch und war in der Sitzung anwesend. Noch an demselben Tage wurde ein Contrakt ab-

geschlossen und dem Meister Heinrich 4 fl. Leihkauf gegeben, wovon er die Hälfte seinem Weibe geben soll.

Der Bau ging rasch von statten; im März 1482 fing man mit dem Zurichten der Steine an, am 12. Juli fing man an zu mauern und schon am 23. Oktober war der letzte Stein gesetzt. Inzwischen hatten die Zimmerleute unter Meister Eucharius an der Herstellung des Dachstuhles gearbeitet, am 26. Mai 1483 stellten sie die ersten Sparren zu der Dachung und der Spitze des Thurmes auf und am 10. Juni konnte der Knopf aufgesetzt werden, zu dessen Vergoldung 80 Dukaten verwendet wurden. Am 7. Juli wurde die Fahne aufgesteckt, sie war von Kupferblech, 2 Schuh und 11 Zoll hoch und 3 Schuh 11 Zoll breit und wog mit dem Eisenwerk 39 Pfund. Mit dem andern Thurm wurde etwas später begonnen, am 16. Juni fingen die Maurer mit ihrer Arbeit an und am 3. November konnte das Dach aufgeschlagen und am 5. Dezember der Knopf aufgesetzt werden. Das Decken der beiden Thürme mit Zinn, welches dem Meister Christoph Lilgenweiß übertragen wurde, erforderte dann noch einige Zeit; dabei gab es aber Unredlichkeiten, der Meister hatte schlechtes Zinn verwendet und war flüchtig geworden. Am 15. Juli 1489 wurde beschlossen, die Thürme neu decken zu lassen, jetzt aber einem Bamberger Meister übertragen, welcher die Arbeit zur Zufriedenheit fertig stellte.

Damit sind wir aber in der chronologischen Schilderung etwas vorangeeilt. Vom Jahre 1481 wird noch gemeldet: Nicolaus Topler aus dem bekannten patrizischen Geschlecht habe ins Clarakloster für St. Magdalenenaltar durch einen Bildschnitzer eine Tafel mit den Statuen St. Lazarus, Maria Magdalena und Martha anfertigen und oberhalb derselben „zwei Stück von unsers Herrn leiden" machen lassen. Auch schenkte er dazu das Fenster mit den Scheiben und die Eisenstangen zu dem Chorgitter bei St. Magdalenen-Altar.

1482 stiften die Brüder Hans und Lorenz Stark das schöne Crucifix von Bronze, welches zwischen den beiden

Thürmen von St. Sebald an der Löffelholzischen Kapelle oder dem sogenannten Engelschörlein hängt. Früher war dasselbe an dem oberen Eingang in St. Sebalds Kirchhof angebracht, welche Einfriedigung aber 1543 abgebrochen wurde. Unten am Kreuze steht auf einer Tafel:

Adspicite, o homines! miseranda in imagine Christum,
Adspicite immiti trajectum pectora ferro,
Pectora foedatasque manus, perfusaque tabe
Ora cruentatumque caput, crinesque revulsos
Cernite liventes atro squalore lacertos,
Cernite eheu! plenos lacrimarum fundite rivos!

Dieses Crucifix ist eines der ältesten noch vorhandenen Werke der Nürnberger Kunstgießer. Zeichnung und Ausführung sind meisterhaft.

Im folgenden Jahre vollendet Hans Beer die schöne Kapelle des Klosters Ebrach am Fischbach, welche den 11,000 Märtyrern geweiht wird, und am 1. Juli 1482 wird die neue Glocke auf den unteren Thurm zu St. Sebald gezogen. Sie hat die Umschrift: „Sandt Sebolds schlachglogk bin ich, Herr Ruprecht Haller, Herr Niclas Großen und Herr Gabriel Nützel den obersten Hauptleuten gewart ich, Meister Conrad Gloggengießer goß mich Anno Domini 1482.“ Die alte Glocke, welche umgegossen wurde, hatte die Schrift: „Ich Orglock bin des Rats zu Nürmberg eigen, hat mich erzeugt, als man zalt nach Christi geburt 1300 und in dem 96 Jar in dem Majen, hat mich begabt Heinrich Grünwald. Herr Got hilff mir zu dir.“

1484 erhielten die Seitenschiffe von St. Sebald einen neuen Dachstuhl, auch wurden Kirche und Chor in diesem und den folgenden Jahren neu gedeckt und die drei Steinbildwerke der Barmherzigkeit, unser lieben Frauen und St. Christoph, die an dem Pfeiler neben der Taufthüre stehen, werden durch den Steinmetzpalierer Ulrich Krauter renovirt. Schon ein paar Jahre früher hatte man auch

eine neue Thüre in den Chor neben der Pankratiuskapelle, der jetzigen Sakristei gebrochen. Gleichzeitig erhielten auch beide Hauptkirchen neue Orgeln.

1485 hören wir auch über die Thätigkeit Albrecht Dürers des Vaters und seines Freundes Hans Frey, des nachmaligen Schwiegervaters Albrecht Dürers. Der erstere hatte für Hans Tucher römische Münzen zu vergolden und von Frey dem Rothschmied wissen wir, daß derselbe einen Handel mit Messingleuchtern trieb, welche er bis nach Florenz lieferte.

Ins Jahr 1486 wird dann gewöhnlich auch das Altarwerk in der Haller'schen Stiftungskapelle zum heiligen Kreuz gesetzt, welches dem Wohlgemuth zugeschrieben wird. Als das bedeutendste Werk des Meisters, das einzige, welches frühere Autoren Neudörfer und Sandrart erwähnen, gilt jedoch der Altar, welcher im Auftrag des Sebald Peringsdörfer in den Jahren 1487/88 für die Augustinerkirche ausgeführt wird. Leider hat man darüber keine urkundlichen Zeugnisse, so daß neuerdings das Werk in der Hauptsache dem Wilhelm Pleydenwurf zugeschrieben wird; sicher ist nur, daß die Bilder aus der Veitslegende von der Hand eines sonst unbekannten Monogrammisten R. F. herrühren. Murr, der Vater der Nürnbergischen Kunstgeschichte, welcher den Altar noch in der Augustinerkirche gesehen hat, kennt nur die Bilder mit hh. Lukas und Sebastian, Leonhard und Christophorus, die sich jetzt im Germanischen Museum befinden.

1487 stiftet auch Kaiser Friedrich III. in die Burgkapelle zu Ehren Karls des Großen, Helena, Heinrich und Kunigunde einen Altar, welcher durch den Bischof Mathias Scheidt v. Seckau geweiht wird. Dieselbe Jahrzahl trägt auch eine Gedächtnißtafel der Frau Margreth Wilhelm Hallerin im Germanischen Museum.

Von Interesse ist auch ein Schreiben des Raths an

den Kaiser,[1]) aus welchem hervorgeht, daß derselbe aus Anlaß des bevorstehenden Reichstages allerlei Bauten auf der Burg ausführen ließ. Unter anderem ließ er auch auf dem runden Thurm „auf der Vesten“, wie sich der alte Nürnberger ausdrückt, in einem der Erker ein großes zinnenes Rohr oder Horn machen, wenn dieses getreten ward mit einem Blasbalg, brummte es wie eine große Pfeifen in einer Orgel, daß man es über die ganze Stadt hören konnte Damit haben die Wächter die Stunden bei Tag und Nacht angezeigt, so lange der Reichstag gewährt. Dieser Reichstag, einer der glänzendsten, welcher in Nürnberg stattfand, führte eine Menge Menschen zusammen, so daß der Rath viele Mühe hatte, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es ging hoch her in diesen Tagen, prunkvolle Processionen und Turniere, Tänze und Bankette wechselten mit einander ab. Mehrere Male fand der feierliche Akt einer Lehensertheilung statt. Dazu war an der Südseite des Marktes vor der Rieter'schen Behausung ein sogenannter Lehensstuhl, eine Art Tribüne errichtet, zu dem vom Markt eine Treppe hinaufführte. Auf dem Lehensstuhl, der auch wohl Königsstuhl genannt wurde, saßen der Kaiser, um ihn die Kurfürsten, auf den Stufen der Treppen bildeten die Plattner, die der Rath besonders dazu gebeten hatte, Spalier, alle 90 Mann, alle in Harnisch und guten Rüstungen. — Kaiser Friedrich scheint sich damals sehr populär gemacht zu haben. Am Charfreitag ging er wallfahrten nach St. Gilgen und danach zu den Siechen ins Spital, denen er jedem ein „Fünferschillinglein“ eigenhändig in die Hand drückte. Im Mai zogen alle Schulbuben und Mädchen unter ihren Lehrern und Lehrfrauen in großer Procession auf die Burg und sangen hier in der Kapelle und in dem Burghof um die Linde herum deutsche Lieder. Der alte Kaiser schaute zum Fenster heraus „aus seinem neuen Stüblein“ und warf seinem „Aus-

---

1) 3. Februar 1487. Nürnberger Chroniken IV. 382.



geber" Gulden herab, die unten an die Kinder rottenweise vertheilt wurden.

Ein anderes Mal machte sich der Kaiser den Spaß und bat den Rath, die Kinder alle beieinander zu sehen. Da zogen — es war an einem Sonntag im Mai — an 4000 „lerknablein und maidlen" nach der Predigt in den Graben unter der Vesten und der Kaiser hatte seine Freude an den Kleinen, sie wurden mit Lebkuchen und Fladen, Wein und Bier bewirthet.

Jetzt müssen wir auch wieder einiger Künstler gedenken, die in die Geschichte eintreten. Zunächst Veit Hirschvogel, der Glasmaler, welcher 1485 erstmals urkundlich genannt wird. Derselbe kauft am 9. November 1487 ein Haus in der Augustinergasse, zwischen der St. Georgskapelle und Jörgen Schobers Haus. In demselben Jahre stirbt der Vater des berühmten Peter Vischer, welcher schon 1453 das Bürgerrecht erkauft hatte, und 1488 wird seinem Sohn vergönnt, sein Meisterstück zu machen.

Am Pfingsttag, 8. Juni 1489 wurde durch Johann Radenecker, Abt zu St. Egydien, der erste Stein zur Erweiterung des neuen Spitals über das Wasser gelegt. Die Vorarbeiten begannen schon 1487 und wurde der Bau erst 1521 vollendet. Um die Kosten zu diesem Bau aufzubringen, wurde ein großer Ablaß bewilligt in der Art, daß ein Jeder, der zum Sakrament gehe, zu diesem Bau 2 dl. gebe, man brachte so die Summe von 4500 fl. zusammen, welche aber zum größten Theil, wie der Chronist mit Unwillen bemerkt, in die päpstliche Kasse wanderten. Baumeister waren Hans und Ulrich von Nördlingen und der Steinmetz Ulrich Kraft, die administrative Oberaufsicht hatte Sebald Schreyer, der berühmte Rathsherr, welchem wir noch öfters begegnen werden.

1489 wird auch das Lazareth zu St. Sebastian von Conrad Marstaller und K. Toppler gestiftet, der Bau geht aber wegen Mangel an Mitteln sehr langsam von statten,

so daß die Kapelle erst 1513 geweiht werden konnte. In demselben Jahre läßt Peter Harsdörfer einen künstlichen Oelberg außerhalb der Karthause fertigen, denselben, welcher jetzt an der Burg beim hinaufgehen angebracht ist.

Das Jahr 1490 brachte wieder eine größere Künstlerindividualität auf den Schauplatz, ich meine den Bildhauer Adam Kraft. Als seine frühesten Arbeiten werden die sieben Stationen angesehen, welche Martin Ketzel auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe anbringen ließ. Dieser Ketzel war zweimal, 1468 und 1472, nach Jerusalem gepilgert und hatte, wie man sagt, die genauen Maße des Leidensweges Christi von Jerusalem mitgebracht, um sie in seine Heimath übertragen zu können.

Am Samstag den 11. September bekennt Adam Kraft, daß Sebald Schreier und Matthäus Landauer bei ihm angedingt haben, die Figur des Gemähls bei ihren Begräbnissen hinten am Chor bei St. Sebald in Mauerwerk zu bringen. Erstlich soll er guten und „unwettereßigen" Stein zu Bach oder anderswo dazu bestellen und brechen lassen, doch was derselbe zu brechen kostet, sollen Schreier und Landauer bezahlen und ihn dann mit der Fuhr hereinschaffen lassen, dahin wo er arbeiten will, er soll auch die Arbeit auf das förderlichste anfangen, auch darob bleiben und sie auf ihr Angeben nach dem besten ausmachen, und wenn sie fertig ist, auf sein eigen Wagniß und Kosten an dem gemeldten Ort aufmachen. Wenn das geschehen, soll er seine Forderung für die Arbeit thun, doch daß sie nicht über 60 fl. antreffe. Schreier und Landauer wollen ihm ein ehrlich Gebot dagegen thun, und können sie sich nicht vereinen, so sollen sie einen oder zwei dazu nehmen, und wenn diese sich nicht entscheiden können, so sollen die zwei den dritten oder die vier den fünften dazu nehmen, und was durch diese gesprochen wird, dabei soll es bleiben. Wenn Kraft in mittler Zeit Geld zur Zehrung in seinem Haus brauche, sollen ihm Schreier und Landauer dasselbe

geben, doch soll dieses Zehrgeld nicht über 50 oder 60 fl. betragen. — Hierauf sagen am Montag 7. Mai 1492 Adam Kraft und Sebald Schreier nebst Matthäus Landauer mit Zeugniß Endres Harsdörfers und Hansen Hallers, Jörgen Hallers seligen Sohns, einander quitt ledig und los ein Beweis, daß die Arbeit vollendet war. In der That findet sich auch die Jahrzahl 1492 an dem Kunstwerk angebracht, welches vielleicht nach einer Zeichnung Wohlgemuths, die Kreuztragung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung darstellt. Unten haben sich nach der Sitte der Zeit die Stifter mit ihren Familien abbilden lassen. Das war so recht die Zeit der kirchlichen Stiftungen, die Künstlerwerkstätten Nürnbergs waren überhäuft mit Arbeiten. Eine Chronikennachricht meldet, daß allein in den Jahren 1488—91 23 Altäre „neu schön geschnitzt, auch vergult" in den Kirchen aufgestellt wurden. Die Kirchenschätze waren reich an silbernen Gefäßen und Geräthen aller Art, Reliquienbehältern, silbernen Büsten und ganzen Statuen; ferner Paramente in großer Zahl, Altartücher, Teppiche u. s. w So werden z. B. in einem Saalbuch der Marienkirche allein über 50 silberne Geräthe und Bilder, sowie 40 Meßgewänder angeführt, und das war nur eine der kleineren Kirchen. Nach Eintritt der Reformation wurde Vieles davon verkauft und eingeschmolzen, aber erst 1552 alles bis auf ganz wenige Stücke weggenommen, eingeschmolzen und nach dem Gewicht verkauft.

In den Klöstern wird noch fortwährend gebaut und restaurirt, so erzählt z. B. der bekannte Schreibmeister Neudörfer: er finde unter allen Gemälden hier keines, das ihm so wohl gefalle als die Kreuzigung im Predigerkloster, welches der Maler Beuerlein (gestorben um 1500) im Jahre 1493 gemalt habe.[1])

1) „Dabei er auch unterm Kreuz neben anderen Juden, in einem Zipfelpelz, und auf dem Haupt ein rothes Schäplein, sich selbst conterfeyet hat."



In dasselbe Jahr fällt auch die Errichtung eines weiteren großartigen Kunstwerkes, nämlich das Sakramentshäuschen in St. Lorenzen. Unter Zeugschaft und den Siegeln „Erbarn und weisen Jörg Holtzschuher und Michel Lemblin" hat am Pfincztag an „St. Marxtag des heiligen Evangelisten im Jahr 1493 Herr Hans Imhof der Elter mit dem Meister Adam Kraft Pildhauer ein Abred und Geding eines Sakraments-gehäuß" getroffen, wovon die Original-Urkunde noch im Besitze der von Imhof'schen Familie befindlich ist. Der Meister verspricht darin, „das Sakramentshaus von Stain-werk zu machen auf die Viesirung ongefährlich von ihm dazu gevisirt und gemacht." „Weil aber ein groß neu Visirung ganz gleich dem Werk nicht wohl gemacht werden könne und dennoch dem Werck der Meinung so es durch den obgenannten Herrn Hannsen Imhof furgeben worden ist, nichtzigt ab-gesprochen oder vergessen mög werden", so wird hier ur-kundlich verzeichnet „In was Meinung das ongefährlich ge-macht werden soll." Der Meister soll „stettigs verbunden sein mit sein selbs Leib zu arbeiten und zusampt ein be-stellen vier oder auf das mindest drei Gesellen redlich und kunstlich zu solcher Arbeit." Für seine andern Arbeiten darf der Meister täglich nur eine Stunde verwenden. Auch den Grund zu dem Kunstwerk hat er herzustellen; die Steine zu diesem Grundbau wird ihm Herr Imhof auf seine Kosten anweisen, die übrigen Kosten hat alle der Meister zu tragen. „Allein" soll ihm Herr Imhoff darin behülflich sein gegen der Stadt Baumeister, auch von sant Lorenzen ob ihm was von Holz, Bretter, Seil und Zeug zu dem Gerüste geliehen werden möchte. Der Meister verspricht „solchs Werk mit der Hilf Gotts in dreien Jahren zu vollbringen. Und von solchem Werk soll der vielgenannte Meister Adam nit mehr Macht haben für alle Ding zu fordern dann 700 Gulden; diese Summe soll ihm Hans Imhof bezahlen, wo er anders erkennen mag, daß er solchs an den Werck verdient hat."

Das Kunstwerk erforderte jedoch weit mehr Zeit als



der Meister sich vorstellte, es wird erst 1500 fertig gestellt und Kraft erhielt über die bedungene Summe von 700 fl. noch 70 fl. Zuschlag; schon 1499 war übrigens der Stifter gestorben und dessen Sohn Conrad vollendete das Werk.

Ein trefflicher Profanbau, die sog. Kaiserstallung oder wie man es auch nannte das Kornhaus auf der Vesten, errichtet von dem Baumeister Hans Beheim d. A. und dem Zimmermeister Georg Stadelmann, wurde, wie die daran angebrachte Inschrifttafel meldet, am St. Leonhardstag 1494 zu bauen begonnen und am nämlichen Tag (5. Nov.) 1495 „vollpracht." In eben diese Zeit fällt auch die Hochzeit Albrecht Dürers mit Jungfer Agnes Frey 14. Juli 1494, und Peter Vischer fertigt sein erstes größeres Werk, nämlich das Grabmonument des Erzbischofs Ernst zu Magdeburg.

Auch jetzt erlebte die Stadt noch einige glänzende Kaisertage. Kaiser Max, damals noch König, ritt zum ersten Male am 15. August 1489 durch das Neue Thor in die Stadt ein. Er wohnte bei Christoph Scheuerl, dem Vater des später so berühmt gewordenen Dr. Christoph Scheurl, in dem Hause „unter der Vesten", der jetzigen Burgstraße. Der genannte war als achtjähriger Knabe mit dabei, wie die Majestät in der großen Stube des Hauses empfangen wurde. Noch zeigt man in diesem Hause das sogenannte Kaiserstübchen mit trefflichen gothischen Flachschnitzereien an Thüren und Täfelwerck, vielleicht diente dieses Zimmer als Schlafzimmer des Königs. Es wird erzählt, daß derselbe an dem Tage, wo er abreisen wollte (3. Sept.), etwa 30 ehrbare Frauen und einige der Herren „Aeltern" in seine Herberge zum Essen geladen hätte. Da nun nach dem Essen alles in sehr vergnügter Stimmung war, trug der mitanwesende Markgraf Friedrich dem König die Bitte der versammelten Frauen vor, er möchte doch noch länger dableiben und mit ihnen ein Tänzlein machen. Und die „erbarn Frawen", heißt es, „huben seiner küniglichen Majestät Sporn und

Stifel auf und verbargen die". Und in der That ließ sich der Kaiser noch zum Bleiben bewegen, man ging hinüber zum Rathhaus zum Tanz, wozu noch weitere Frauen und Jungfräulein geladen wurden. 1491 erschien der König wieder, gelegentlich eines glänzenden viel besuchten Reichstags. Er wohnte dießmal vom 15. März bis 19. August auf der Burg; es fehlte auch dießmal nicht an Festlichkeiten aller Art: Gesellenstechen, Mummenschanz und drgl. Noch im Jahr 1496 fand auf dem Markt ein glänzendes Turnier statt zu Ehren des Pfalzgrafen Friedrich und seiner Gemahlin, welcher damals im sogenannten Plobenhof Quartier nahm. Der Luxus mit Kleiderpracht bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen war damals bis auf die Spitze getrieben, so daß der Rath sich genöthigt fand, öfters dagegen einzuschreiten. So wurde z. B. den Geschlechtern verboten, keine Todtenschilde mehr in den Kirchen aufzuhängen, wenn sie über 3 Gulden kosten; solche durften von 1496 ab nur noch ohne alle Verzierung auf ein glattes Holz gemalt sein, „auch ist den Kirchenmeistern in beiden Pfarren ein Form zugestellt und ihnen verboten worden, keinen großen Schild aufhängen zu lassen, weil die großen Schild das Licht verhindern und abfallens halber Gefahr ist, alles bei Strafe von 10 Gulden."

Immer noch werden neue Kapellen gebaut, z. B. eine solche auf St. Jakobs Kirchhof zu Ehren der hl. Hieronymus und Maria Magdalena, und eine von Christoph Rothenhan und Hans Birkel gestiftete im Kreuzgang des St. Gilgenklosters. Die Thürme von St. Sebald erhalten noch 1496 durchbrochene Galerien und 1497 beschließt der Rath: „Nachdem die Waage und das Haus in der Waaggasse nach Gelegenheit des Handels hie zu einer Waag zu eng ist, die Leute gesäumt werden, Gedrängs der Enge halb, so ist wohl bewogen und mit einem großen Mehr ertheilt, ein ganz neu Haus mit gehöriger Erweiterung und eine neue Waage darein, an des alten Hauses statt zu machen, auch

beede Stadtmeister, Maurer und Zimmermann zu ihrem geordneten Lohn einer ziemlichen Ehrung zu vertrösten, damit sie darob seien, daß der Bau auf das allerfürtrefflichste von Statten gehe." Wieder war Hans Beheim der Meister und Adam Kraft fertigte dazu das schöne Relief mit dem Waagmeister über dem Thor; dabei steht der Spruch mit Bezug auf Recht und Billigkeit: „Dir als ein andern." Anno 1497.

Zu dem älteren Künstlertrio Dürer, Kraft und Peter Vischer gesellt sich noch Veit Stoß, der einer alten Nürnberger Familie angehörte, aber erst 1496 von Krakau eingewandert und als Bürger aufgenommen wird. Die erste Arbeit, von der wir hören, war das Modell zu einer „prucken", man weiß nicht genau was das eigentlich war, vielleicht handelte sich es um irgend ein Gerüst; doch muß die Arbeit nicht so unbedeutend gewesen sein, denn der Rath versprach ihm ein jährliches Leibgeding von 150 fl, wenn er das Werck in gewünschter Weise herstelle. Er unterzog sich auch wirklich der Arbeit und bezahlte dafür um 30 fl. Eisenwerk und alles Taglohn. Das nöthige Holz gab ihm der Rath. Das Werk scheint aber nicht zur Zufriedenheit ausgefallen zu sein, denn Stoß erhielt später nur seine Auslagen ersetzt und wurde sogar um seiner unverschämten Forderungen willen einmal ins Loch gesetzt. Ueberhaupt war derselbe ein sehr unruhiger Geist, war vielfach in Prozesse verwickelt und wird wegen Urkundenfälschung 1503 gebrandmarkt. 1499 erkauft derselbe eines der Judenhäuser, welche damals von ihren Insassen geräumt werden mußten, das Eckhaus an der Wunderburggasse und dem Prechtelgäßlein S 939 um die Summe von 800 fl.

Zu erwähnen sind noch einige größern Bauten, welche die Stadt noch am Ende des 15. Jahrhunderts ausführte. Das Hallgebäude oder das neue Salzhaus, auch neue Waag und Kornhaus genannt auf dem alten Stadtgraben, neben dem gleichzeitig (1499) abgebrochenen Inneren Frauenthorthum, erbaut von Hans Behaim mit schönem

Portal. Ferner das dahinter liegende Zeughaus, das Kürschnerhaus neben der Frauenkirche, das Fleischhaus auf dem Säumarkt und die Kohlhütte am Katharinengraben.

Am 4. Juli 1498 wird der ältere Lorenzerthurm auf Heißen des Raths durch den Werkmeister Georg Stadelmann gerüstet und mit vergoldetem Blech belegt, dazu brauchte man 900 Gulden Gold. Meister Burkhard macht für die Lorenzer und Frauenkirche neue Orgeln, auch wird eine Schlagglocke, welche die Viertelstunden schlug, auf dem neu gedeckten und reparirten Lorenzerthurm aufgehängt. Dann ist wohl als eine der letzten Altarstiftungen zu nennen der Rochusaltar zu St. Lorenz, welchen die Familie Imhof errichtete.

Das sechzehnte Jahrhundert beginnt für Nürnberg glorreich und ruhmwürdig, die Stadt wird zum Sitz des Reichsregiments ernannt, welches thatsächlich die oberste Gewalt in allen Reichssachen hatte; der König sollte gewissermaßen nur der oberste Präsident dieser ständischen Reichsregierung sein und hatte in seiner Abwesenheit einen Stellvertreter zu ernennen. Am 24. Oktober 1500 traf Maximilian mit großem Gefolge in Nürnberg ein und nahm Wohnung auf der Burg. Dort sei ihm, wie erzählt wird, in seinem Schlafzimmer der an der Decke gemalte gelbe Adler in schwarzem Felde aufgefallen; Sebald Schreyer, der darüber befragt wurde, habe den Bescheid gegeben: „So lange das heilige Land und Jerusalem in den Händen der Ungläubigen wäre, führte ein Römischer Kaiser einen schwarzen Adler im gelben Feld, im entgegengesetzten Fall jedoch einen gelben Adler in schwarz. Dieß scheint zur Zeit Kaiser Sigismunds der Fall gewesen zu sein, denn der Herzschild auf besagtem Adler zeige das Hauswappen desselben."

Am 13. April 1501 kam der Kaiser wieder und schrieb auf den Sommer einen Reichstag aus, wobei er aber nicht erschien. Auf seinen Befehl wurde damals auf der Burg ein Bau vorgenommen, doch gewährte der Rath nicht alle

Wünsche des Kaisers, welcher seinen Rath Balthasar Wolf von Wolfsthal deßhalb nach Nürnberg geschickt hatte.

1500 wird die Jakobskirche erweitert auf Kosten des deutschen Ordens, wozu der Rath „aus gutem Willen" das Holz dazu aus den Stadtwaldungen verordnet hat.

(Schluß folgt.)

XIX.

Zeitläufe.

Ueber Berlin: „Nebenregierung", „Hintermänner" und dergleichen.

Den 24. Januar 1897.

Zum Vergnügen geht es anbei zur Zeit nicht nach Berlin. Es handelt sich auch nicht um die großen Dinge, welche mit der angekündigten „Weltpolitik" in unmittelbarem Zusammenhang stünden. Das wird später kommen. Sondern um eine übelriechende Versumpfung in der Hauptstadt des Reiches, in welche die Justizverwaltung wieder einmal hineinzugreifen gezwungen war. Die Presse aller Länder und Sprachen hat sich wochenlang mit dem Proceß und seinen Enthüllungen beschäftigt, und in der That wirft er ein merkwürdiges Licht auf Personen und Zustände, an denen die Regierung Preußens und des Reichs zu leiden hat. Am vierten Tage nach dem Beginn des Processes in der dritten Strafkammer des Berliner Landgerichts berichtete darüber ein auswärtiges preußenfreundliches Blatt:

„Der Punkt, bei dem das Verfahren zur Stunde angelangt ist, läßt das Netz von Intrigue, Einflüsterungen, Verleumdungen und Verbreitung falscher Nachrichten, welches seit geraumer Zeit über hohe Stellen sich ausbreitet, noch keineswegs

deutlich überblicken; aber daß ein abscheuliches Spiel mit der öffentlichen Meinung getrieben wird, um hochstehende Würdenträger zu verdächtigen, daß dazu Mittel der verwerflichsten Art angewendet werden und daß der sogenannten politischen Polizei eine bedenklich aktive Rolle dabei zukommt, das ist durch den Proceß allerdings sichtbar geworden und wird mit jedem Schritte deutlicher, den er nach vorwärts macht. Im deutschen Parlament wie in der deutschen Presse ist wiederholt die Vermuthung ausgesprochen worden, daß außerhalb der verfassungsmäßigen Regierung, welche die Verantwortlichkeit für alle Staatsakte trägt, eine sogenanrte unverantwortliche Nebenregierung bestehe, welche insgeheim auf den Gang der Ereignisse einwirkt, die Handlungen und Absichten der officiellen Regierung durchkreuzt, und auf die auch mancher überraschende Personenwechsel an den höchsten Stellen, der sich in den letzten Jahren ereignet hat, zurückgeführt wird. Ob diese Camarilla wirklich existirt, ist freilich auch durch den Proceß bisher nicht festgestellt worden; aber so viel hat er enthüllt, daß von einer unbekannten Stelle aus Ränke der niedrigsten Art angewendet werden, um die Reichsregierung, insbesondere den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe und den Staatssekretär des Aeußern, Freiherrn von Marschall, in den Verdacht zu bringen, als ob verleumderische Angriffe gegen Personen von hoher Stellung, denen eben jener unberechtigte Einfluß zugeschrieben wird, von ihnen veranlaßt würden. Wie immer dieser beispiellose Proceß enden wird, die schwüle Atmosphäre, von welcher der Berliner Hof umgeben ist, und in deren Zusammensetzung er einen Einblick gewährt, wird durch ihn erheblich gereinigt werden." [1])

Bekanntlich trug der Proceß den Namen Leckert-von Lützow, zweier Berichterstattter der Presse, welche in einem Berliner Wochenblatte behauptet hatten, der bekannte Toast des Czaren in Breslau sei absichtlich falsch wiedergegeben worden, wobei auch die beiden Eulenburg in Verdacht gezogen wurden. Sein entscheidendes Gewicht hat übrigens

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 5. Dezember 1896.



der Vorgang durch Hineinbeziehung eines Criminalcommissärs der geheimen politischen Polizei („Lockspitzel“, wie die Socialdemokraten sagen), Herrn von Tausch, eines ehemaligen bayerischen Officiers, erhalten. Achtzehn Jahre lang, schon in der Aera Bismarck, hat dieser Mann in seiner einflußreichen Stellung gewirkt; jetzt wurde er wegen Verdacht des Meineids aus dem Sitzungssaal hinaus verhaftet. Man darf begierig seyn, was nun sein eigener Proceß zu Tage fördern wird.

„Er weiß viel, sehr viel. Das was jetzt enthüllt wird, die politische Intrigue, die mit der Presse zusammenhängt und arbeitet, ist nur ein kleiner Theil des großen Gebietes, auf dem die politische Polizei die heiligsten Staatsinteressen sachlich und persönlich schützt. Die Fäden reichen auch in's Ausland und sogar der vielgenannte Proceß Kotze hat zum Ressort des Herrn von Tausch gehört“.[1]) Jedenfalls war er ein eingefleischter Bismarckianer, und die Meinung Vieler ging dahin, die ganze Intrigue gegen den „Neuen Curs“ habe es verstanden, sich mit den Namen Bismarck zu decken. Einer der Zeugen, Redakteur des „Berliner Tagblatts“, sagte auch klipp und klar: Tausch habe auf den Sturz des Freiherrn von Marschall hingearbeitet, und er habe gewollt, daß statt dieses „Eindringlings“ Graf Herbert Bismarck wieder an's Ruder komme

Der Reichskanzler und der Minister des Auswärtigen erschienen vor dem Gerichtshof als Zeugen, wozu selbstverständlich die Genehmigung des Kaisers erforderlich war, während der Präsident der „politischen Polizei“ sich nicht sehen ließ. Herr von Marschall hielt seine berühmte Rede, in der er den vernichtenden Satz aussprach: „er habe sich in die Oeffentlichkeit geflüchtet, um sich und seine Beamten vor den Verleumdungen und Verdächtigungen der politischen Polizei zu schützen.“ Zugleich betonte er: das auswärtige

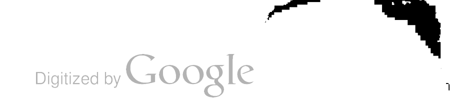
1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 13. Dez. 1896.

Ministerium habe seine Verbindungen mit dem Personal der politischen Polizei aufgegeben und auf deren Dienste „aus ganz besonderen Gründen" verzichtet. Wie lange wird er nun Ruhe haben? Bald darauf wurde er krank, und in Berlin sagt man sich: „Bisher hat im Preußischen auf die Dauer noch keiner Seinesgleichen über die Tausch und Ihresgleichen gesiegt." [1]) Auch Diejenigen dürften sich täuschen, welche von dem Tausch'schen Processe noch Näheres über „Hintermänner" erwarten; schweigen wird Gold seyn.

Der plötzliche Sturz des Reichskanzlers Grafen Caprivi, des Ministers des Innern v. Köller und sogar neuestens die Entlassung des Kriegsministers v. Bronsart ist den Umtrieben solcher Elemente zugeschrieben worden. Es gab aber von jeher auch „Hintermänner" von anderer Beschaffenheit. Als einem agrarischen Berliner Blatt ein neuer Proceß drohte wegen der Nachricht, daß der Czaren-Besuch in Friedrichsruh von obenher hintertrieben worden sei, da erinnerte ein anderes Bismarck-Blatt an die Artikel, die vor bald zwanzig Jahren Lothar Bucher in den Leipziger „Grenzboten" über die gegen Bismarck gerichteten höfischen Einflüsse veröffentlicht hatte. „Es konnte oft vorkommen, daß hohe Beamte seines speciellen Ressorts eine völlig andere Meinung als er hatten, ihm offen und versteckt Opposition machten, ja seine Stellung zu untergraben versuchten. Eine ganze Rotte von Excellenzen und Nichtexcellenzen, wegen Unfähigkeit und anderer Mängel, ultramontaner und reaktionärer Velleitäten kaltgestellt, frondirte, conspirirte, intriguirte mit Eifer, oft mit den unlautersten Mitteln, bisweilen im Vereine mit recht ordinären Elementen, gegen die Größe, die sie überragte." [2]) Diese Größe mußte indeß aller solcher Machenschaften, des „Unwesens am Hofe", wie der Artikel sagt,

1) Aus Berlin s. Stuttgarter „Neue Zeit" vom 19. Dez. 1896 S. 357.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19 Dezember 1896.



Herr zu werden; als der Gewaltsmensch nicht mehr da war, kam alsbald das Wort „Nebenregierung“ in den Sprachgebrauch.

Im Frühling des Jahres, in welchem der Reichskanzler Caprivi plötzlich entlassen wurde, während er damals noch der vollen kaiserlichen Gnade sich erfreute, machte der Streit des bekannten Berliner Witzblattes „Kladderadatsch“ mit dem Auswärtigen Amt ungemeines Aufsehen. Die beiden Gesandten zu Rom beim Vatican und in Constantinopel waren unvermuthet abgerufen worden, und die Schuld wurde den Einflüssen der beiden Beamten des auswärtigen Ministeriums, des Grafen Holstein und des Herrn v. Kiderlen-Wächter, welch letzterer noch häufig als persönlicher Freund des Kaisers genannt wird, beigemessen.

Selbstverständlich wurde auch Graf Caprivi in Mitleidenschaft gezogen, und umsomehr war die Geschichte für das ganz im Bismarck'schen Fahrwasser segelnde Witzblatt eine erwünschte Gelegenheit, das Auswärtige Amt als ein großes Intriguen-Nest hinzustellen, in welchem jeder vortragende Rath seinen persönlichen Launen die Zügel schießen lassen könne. Zu einer Anklage wollte man es dort nicht kommen lassen, vielmehr suchte man den Redakteur, mit dem es schließlich zum Duell kam, zum Schweigen zu bringen. Der Eine der Vermittler hatte zugestanden, daß allerdings „ganz ungehörige Dinge“ dabei mit untergelaufen seien, der andere, ein Generalmajor, hatte geltend gemacht, hinter den Angegriffenen „stehe eine dritte Person in einer kaum angreifbaren Stellung“:

„Was soll denn jetzt das Publikum noch anders denken, als daß die Regierung sich fürchtet, und zwar vor den beiden angegriffenen Beamten? Haben sie sich ‚ganz ungehörige Dinge‘ zu Schulden kommen lassen, warum gibt die Regierung sie dann nicht preis? Man muß ja glauben, die Beiden seien so einflußreich, daß die Regierung die ‚ungehörigen Dinge‘ ruhig hinnehmen müsse, ohne ein Einschreiten wagen zu dürfen.

Wer regiert dann aber eigentlich? Haben wir eine geheime Nebenregierung? Die der Regierung wohlwollendste Erklärung der ganzen Sache ist noch, daß sie, da die Anschuldigungen des Kladderadatsch begründet seien, den Scandal verhüten und deshalb keinen öffentlichen Proceß veranlassen, sondern die Beiden bei nächster Gelegenheit kalt stellen wollte, wenn über die Sache etwas Gras gewachsen und in der Kaltstellung nicht mehr ein Erfolg der Anschuldigungen zu sehen wäre. Dann ist sie aber mit einer nie dagewesenen Ungeschicklichkeit verfahren. Sie hat sich ganz festgefahren, ihr Ansehen schwer geschädigt und den ungeheuerlichsten Vermuthungen Raum gegeben. Haben die Beiden sich ‚ganz ungehörige Dinge' zu Schulden kommen lassen, so verdienen sie keine Schonung; schont man sie gleichwohl, so fürchtet man entweder ihre Person, oder die ‚ganz ungehörigen Dinge' ziehen so weite Kreise in Mitleidenschaft, daß das Staatswohl darunter leidet, wenn sie völlig bekannt werden" [1])

Um dieselbe Zeit spitzte sich das Auftreten des „Bundes der Landwirthe" gegen den Grafen Caprivi immer mehr zu. Ueberall, las man in ihrem Organ, breche das Gefühl sich Bahn, als ließen die Rathgeber der Krone an der nöthigen Orientirung über den landwirthschaftlichen Nothstand und über die Stimmung im Lande, die ihnen doch bekannt seyn müsse, an allerhöchster Stelle es fehlen. Nachdem auch der Kaiser in öffentlichen Aeußerungen persönlich Stellung genommen hatte, ließ der bekannte Führer Herr von Plötz sich zu dem Worte hinreißen: „der deutsche Landwirth sehe sich allmählig gezwungen, den Kaiser als politischen Gegner zu betrachten." Die Bismarcks-Presse ergriff sofort den Anlaß, die Lage auch von dieser anderen Seite zu beleuchten:

„Eine so prononcirte Stellungnahme zu den politischen und wirthschaftlichen Controversfragen des Tages, wie sie

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 3. und 5. April 1894.

Kaiser Wilhelm II. in der letzten Zeit wiederholt für angezeigt erachtet hat, bedeutet doch nichts anderes als ein persönliches Eingreifen des Reichsoberhaupts in die politischen Kämpfe, und eine Erwiderung innerhalb der durch die selbstverständliche Ehrfurcht vor der Krone gezogenen Grenzen kann deßhalb schlechterdings nicht als ein ‚Hereinziehen der Person des Kaisers' in die politischen Kämpfe betrachtet werden. Scheut man eine derartige Auseinandersetzung als solche, so bleibt nichts Anderes übrig, als die persönlichen Meinungskundgebungen des Kaisers überhaupt außer Discussion zu lassen, was vielleicht nicht einmal im Sinne des Herrschers wäre, der nun einmal mit vollem Bewußtsein dem Kaiser- und Königthum den Stempel seiner eigenen Persönlichkeit aufdrückt. Sobald aber die officiöse Presse solche Aeußerungen in ihrem Sinn fructificirt, begibt sie sich des Rechts, zu protestiren, wenn die gegnerischen Parteien ihrerseits ein Wort der Kritik sich erlauben. Es hat zu den widerlichsten Erscheinungen in dem politischen Leben der letzten Monate gehört, daß gerade diejenige Presse, welche sich sonst mit ihrem Liberalismus brüstet, einerseits die Aeußerungen des kaiserlichen Herrn als höchste Trümpfe ausgespielt, andrerseits jede Erwiderung darauf als demagogisch, revolutionär u. s. w. denuncirt hat. Die freie Discussion über Aeußerungen des Kaisers und ihre parteipolitische Verwerthung soll nun aber keineswegs als ein idealer Zustand bezeichnet werden. Im Gegentheil, es liegt zweifellos eine Gefahr darin. Das Kaiserwort verliert naturgemäß an Werth, wenn es zur Parteiparole wird, in einer Frage, die nicht vom national-patriotischen Standpunkt aus an sich schon entschieden ist. Es sollte sich aufsparen für die Stunden, in welchen ein feierlicher Appell noththut an die Herzen des Volkes, für Fälle, in welchen des Vaterlandes höchste und heiligste Güter in Frage stehen." [1])

Am ersten kaiserlichen Geburtstag, den Fürst Hohenlohe als Reichskanzler erlebte, las man gleichzeitig am selben Morgen im amtlichen „Reichsanzeiger" und im social-

1) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 27. April 1894.

demokratischen „Vorwärts“ das Verzeichniß der zur Feier des Festes verliehenen Auszeichnungen und sonstige Hofnachrichten. Das Erstaunen war allgemein, die Untersuchung, wie das gekommen sei, blieb ohne Erfolg. „Der ‚Vorwärts‘, „der neuerdings seine Mitarbeiter in Ministerien und Amtsbureaus aller Art hat,“ sagte eine Berliner Correspondenz, „verlegt sich jetzt auf das interessante Gebiet der Hofnachrichten.“ Höhnisch antwortete derselbe: „die Socialdemokratie hat eben in allen Gesellschaftsschichten begeisterte und opferwillige Anhänger.“ Auch das Hamburger Leibblatt bemerkte schadenfroh, nach der socialdemokratischen Darstellung sei „allerdings die Vermuthung kaum abzuweisen, daß dem Organ aus Hofkreisen Informationen zugehen, es frage sich nur, in welchen Regionen des Hofdienstes der Urheber zu suchen sei.“ [1]) Ein Berliner Blatt drückte sich noch bestimmter aus:

„Die sich wiederholenden Vertrauensbrüche sind traurige Zeichen einer tiefgehenden Corruption, die um so bedenklicher erscheinen muß, je höher die Kreise sind, in denen die Urheber vermuthet werden. Daß der Kaiser jetzt von diesen Vorgängen selbst Kenntniß erhalten hat, halten wir gerade für gut; denn nun steht zu erwarten, daß er mit gewohnter Energie die Waffen der Intrigue und des Verrathes zerreißen wird, die in immer unheimlicherer Weise unser öffentliches Leben umziehen. Wir können nur wünschen, daß der Kaiser von allen Vorgängen dieser Art erführe und ganz klar sehen könnte, er würde dann gewiß über manche Regungen in unserm Volke anders urtheilen, als er es vielleicht jetzt thut, wo ihm Vieles verschwiegen zu werden scheint.“ [2])

Mit dem Beginn des vorigen Jahres begann die eigentliche Krisenzeit. Die Stellung des „Militär-Kabinets“, dieser vielgenannten Nebenregierung bei Hof, der politische Einfluß

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 30. Januar 1895.

2) Berliner „Staatsbürger-Zeitung“ s. Berliner „Vorwärts“ 31. Januar 1895.



der „Flügeladjutanten" wurden sprichwörtlich. Es handelte sich um ein Nachgeben gegenüber der preußischen Militär-Strafgesetzgebung, um eine Flottenvermehrung, wie sie der in der kaiserlichen Tafelrede vom 18. Januar angekündigten Politik des „Weltreichs" entsprechen würde. „Es besteht ein Intriguenspiel", sagte Hr. Lieber in der Budget-Commission, „welches darauf hinzielt, die gegenwärtigen Minister zu ersetzen, um ebenso wie nach Außen, auch im Innern abentheuerliche Pläne in's Werk setzen zu können; dazu sucht man jede Handhabe zu benutzen".[1]) Ein Bericht über die Lage betonte: „wer von einer Krisis sprechen will, der nenne sie eine dauernde oder schleichende, das ist schlimmer als eine akute". Er fügt bei:

„Es wird vor allen Dingen übersehen, daß der jetzige Monarch nur schwer, wenn überhaupt, zu leiten und zu beeinflussen ist. Nicht die Existenz besonders veranlagter politischer Intriguanten, sondern der energische Wille und der Ideenreichthum des gegenwärtigen Kaisers sind die eigentliche dauernde Ursache des Zustandes, der von Zeit zu Zeit als Krise bezeichnet wird. Er will sein eigener Kanzler und Minister sein nach Bismarck's berühmtem Ausspruch, und deshalb werden die Männer, die als Kanzler und Minister fungiren, gegenüber den kaiserlichen Wünschen und Ideen immer in sehr schwieriger und kritischer Lage sein, und der unbefriedigte Thatendrang des Monarchen wird sich leicht an andere Männer seiner nächsten Umgebung wenden, auch wenn deren politischer Ehrgeiz nicht groß ist."[2])

Mit Recht ist von Berlin aus erinnert worden: „Mit einer unverantwortlichen Nebenregierung vermöchte kein Ministerium auf die Länge auszukommen; der neue Curs würde durch einen abermaligen Zickzacksprung um alles und jedes Vertrauen gebracht, und diejenigen Elemente, welche auf die wachsende

1) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 11. Febr. 1896.
2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung vom 10. Mai 1896.

Zerfahrenheit und Verwirrung spekuliren, würden reiche Ernte einheimsen".[1]) Aber was sagte Haus Bismarck dazu? In einem Festartikel des Hamburger Leibblatts erschien zum kaiserlichen Geburtstag an der Stelle der offenen und verdeckten Hetze plötzlich die schmeichelhafte Ermunterung des Kaisers, sich nicht irremachen zu lassen:

„Die Auswahl der Mitarbeiter des Monarchen bei Führung der Staatsgeschäfte ist bei uns in Deutschland und in Preußen eine sehr schwierige Sache, weil sich geeignete Persönlichkeiten nicht so reichlich darbieten, als daß wir jeder Zeit nach Bedarf einen Wechsel in der Besetzung wichtiger Staatsämter erstreben dürften. Wie dem aber auch sei, die Wahrheit erfordert es, in einem festlichen Artikel, der der Person des Monarchen gewidmet ist, offen zu bekennen, daß die monarchisch denkende und fühlende Bevölkerung Preußens und Deutschlands den Eindruck hat, die persönliche Initiative des Kaisers werde in der Staatsregierung noch günstiger wirken, wenn sie vollkommen freien Weg fände und nicht öfters passiven, ministeriellen und bureaukratischen, Widerstand zu überwinden hätte. Wir hegen deßhalb heute den weiteren Wunsch, daß der Kaiser in Zukunft stets Räthe und Mitarbeiter finden möge, die seine Intentionen unverfälscht fördern und durchführen."[2])

Mitte August v. Js. erhielt der Kriegsminister von Bronsart seine Entlassung; er war der 19. entlassene Minister unter der Regierung des Kaisers. Die militärfromme „Kölnische Zeitung" sogar hatte vorausgesagt: „wenn dabei das Militär-Kabinet obsiege, so würde sich daraus für unser ganzes politisches Leben ein Wendepunkt der bedenklichsten Art ergeben".[3]) Selbst die amtliche „Leipziger Zeitung" wagte aus einem Brief des berühmten Staatsmannes Freiherrn von Stein aus dem Jahre 1806 den Ausspruch zu citiren:

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 29. April 1896.
2) S. „Augsburger Postzeitung" vom 30. Januar 1896.
3) S. Näheres in der Berliner „Germania" v. 18. Aug. 1896.

„eine verantwortliche Ministerialregierung sei unmöglich, wenn nebenbei unverantwortliche Geheimkabinette regieren".[1]) Was Wunder, wenn das Wort „Staatsstreich" sich immer mehr einbürgerte. Schon im Vorjahre war aus Berlin bemerkt worden: „Der Wunsch trete natürlich nicht direkt hervor, er verberge sich in der Forderung einer selbst vor einem Staatsstreiche nicht zurückschreckenden antisocialistischen Kraftpolitik".[2]) Ebenso äußerte sich unter dem gleichen Gesichtspunkte selbst das Bennigsen'sche Blatt in Hannover: „In immer weiteren Kreisen beginne man Betrachtungen darüber anzustellen, ob nicht in absehbarer Zeit Verhältnisse eintreten könnten, in denen der Staatsstreich der einzige Ausweg bliebe".[3])

Am 18. Januar kam jüngst der Proceß gegen die „dunkeln Existenzen" und das Erscheinen der beiden Minister zur Zeugenvernehmung im Abgeordnetenhause zur Sprache. Tags darauf verlas Fürst Hohenlohe eine Erklärung, in der namentlich die vollkommene „Einheitlichkeit des Ministeriums" betont wurde. Ein paar Monate vor dem abstoßenden Schauspiel im Berliner Gerichtsaal hatte aber in der „New-Yorker Staatszeitung" (deutsch) ein Correspondent aus Berlin einen ausführlichen Bericht über die dortige Lage veröffentlicht, den der Fürst Reichskanzler ohne Zweifel auch selbst gelesen haben wird; in demselben war erzählt:

„Wie schon gesagt, ist die Krone im Verhältniß zum Parlament hier sehr stark, trotz der seit Jahren wieder mehr nach links gehenden Strömung des politischen Geistes in Deutschland; aber bei der Zerrissenheit der Parteien ist die Regierung schwierig und das Intriguenspiel bei Hofe um so lebhafter, als der preußische Hofadel, der mit dem ganzen agrarisch nothleidenden Kleinadel eng verquickt ist, gegen den süddeutschen

1) Aus dem Berliner „Vorwärts" vom 23. August 1896.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 30. September 1895.
3) Aus dem Berliner „Vorwärts" vom 25. August 1895.



Magnaten Hohenlohe, gegen den ebenfalls süddeutschen Frhrn. v. Marschall und Beamten-Minister Bötticher usw. usw. stark eingenommen ist, denn das sind Leute, die für die agrarischen und andere Schmerzen des altpreußischen Adels zu wenig Verständniß haben. Die ganze Regierung ist ihnen nicht genug altpreußisch. Ist nun auch augenblicklich das feine Spiel nicht geglückt, mit dem Sturze Bronsart's gleichzeitig Hohenlohe und Genossen mitzureißen, so ist ja doch noch nicht aller Tage Abend; auch mit Caprivi ging's nicht auf Einen Schlag, und Hohenlohe ist schließlich sieben Mal geriebener, als sein ganz undiplomatischer Vorgänger."[1])

Auch die Frage ist im Abgeordnetenhause aufgeworfen worden, ob sich denn der Skandalprozeß nicht hätte vermeiden lassen? Der Reichskanzler berief sich auf die Verwicklung der Sache mit einem Criminalcommissär, „da wäre mit Verhandlungen zwischen den Ressorts nichts zu machen gewesen". Viele Leute meinen indeß, Fürst Bismarck mit seinem eisernen Besen hätte auch das zu Stande gebracht. Das preußisch-conservative Hauptorgan, dem die Erscheinungen des „Mißmuths, der Verstimmung und der Niedergeschlagenheit" schwere Sorge machen, erklärte gleich Anfangs, man habe endlich die Wühlerei und Hetzerei in ihrer Höhle aufsuchen müssen. „Die Unzufriedenheit ist da, vor Allem aber wird sie durch das fortwährende Wühlen und Hetzen gesteigert, das keine Grenzen mehr kennt und sich wahllos auf Alles wirft, was den Fehler hat, zu bestehen."[2]) Sollte aus diesen Worten vielleicht auch herauszulesen gewesen seyn, was ein anderer Beobachter der Berliner Verhältnisse rund heraus sagt:

„Hier setzt das Interesse und das Sensationsbedürfniß ein. Man will Dr. Chrysander auf der Zeugenbank sehen, und die Ansicht gewinnt an Verbreitung, daß alle diese gerichtlichen Proceduren unter Umständen den Hauptzweck ver-

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 27. September 1896.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Dezember 1896.

folgten, das publicistische Netz, dessen Fäden man in Friedrichsruh in der Hand hält, zu zerreißen. Ist das der Plan, so könnte seine Verfolgung auch den Fürsten Bismarck entweder auf die Zeugenbank oder doch zur commissarischen Vernehmung bringen. Ruhige Beobachter können noch immer nicht die Auffassung gewinnen, daß diese Proceduren viel nützen werden. An den Alten selbst wagt sich Keiner heran. Der publicistischen Hydra aber die Köpfe abschlagen zu wollen, ist vergebliche Mühe. Anstatt des Einen, wachsen ihrer zehn Köpfe." [1])

XX.

Zur christlichen Ikonographie.

Es klebt der in den letzten Decennien zu hoher Vollendung gebrachten kunsthistorischen Methode insofern ein einseitiger Formalismus an, als bei ihr immer noch das Interesse an der Form der Darstellung und an der Fortentwicklung der künstlerischen Darstellungsformen das Interesse am Objekt und Inhalt der Darstellungen fast ganz verschlingt. Auf das christliche Kunstgebiet verschleppt wird diese Einseitigkeit zu einem eigentlichen Defekt, welchen erstmals Franz Xaver Kraus zu heben suchte, indem er in seiner monumentalen „Geschichte der christlichen Kunst" (I. Bd. Freiburg, Herder 1896) dem Ideenkreis jeder Periode ebenso viel Aufmerksamkeit zuwandte, wie der Ausgestaltung der Formensprache. Geht man hierin noch einen Schritt weiter, rückt man die Themate und Objekte der bildenden christlichen Kunst so sehr in den Vordergrund, daß sie den Ausgangspunkt und das Eintheilungsprincip bilden, d. h. fragt man nicht mehr, wie die verschiedenen Stile sich

---

1) Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 18. Dez. 1896.

entwickelten und die Meister und Schulen sich folgten, sondern wie die einzelnen Darstellungsgegenstände, die zum Ideenkreis der christlichen Kunst gehörigen heiligen Geheimnisse, Thatsachen und Gestalten, im Laufe der Jahrhunderte aufgefaßt, behandelt, variirt wurden, so ergibt sich das, was man Ikonographie nennt. Die hohe Bedeutung dieser rein sachlichen Kunstforschung liegt auf der Hand. Sie erst führt ganz in die Tiefen christlicher Kunst und eröffnet wahre Lichtblicke in die Entfaltung der Glaubensanschauungen, die Lebensauffassung und Lebensführung, den Stand des christlichen Geistes und kirchlichen Sinnes in den verschiedenen Perioden, Schulen, Ländern.

So lohnend diese Aufgabe ist, so schwierig ist sie auch. Die Zahl jener Themate, welche Objekt der christlichen bildenden Kunst werden können und geworden sind, ist sehr groß. Jedes einzelne derselben von den ersten Darstellungsversuchen an durch alle Jahrhunderte und alle Entwicklungsphasen der christlichen Kunst hindurch zu verfolgen, dabei richtig und sicher die Wendepunkte in der Art seiner Auffassung und Darstellung herausfinden, zugleich an alle Werke, die sich mit ihm befassen, den strengen Maßstab sowohl der ästhetischen und kunsthistorischen wie der theologischen Kritik anlegen: das sind sehr schwierige und complicirte Funktionen, welche jahrelange Studien und viel kunsthistorischen und theologischen Fond und Takt erfordern. Erschöpfend und allseitig befriedigend ist in der That auch noch nicht Ein Thema in der angegebenen Weise behandelt, trotz mancher werthvoller Einzelversuche.

Somit scheint eine vollkommene Ikonographie in weiter Sicht; viele Monographien über einzelne Themate, namentlich die umfassendsten (Typus Christi, seiner heiligen Mutter, Darstellung des Kreuzestodes, des Weltgerichts u. s. f.) werden ihr als Vorläufer vorangehen müssen. Wo aber Vollkommenes zunächst schlechthin nicht zu erreichen ist, da tritt als einstweiliger Ersatz und als Anbahnung des Besseren das bewußt Unvollkommene in sein Recht. Von diesem Standpunkt will es beurtheilt sein, wenn ein einfacher schwäbischer Landpfarrer das Wagniß unternommen hat, eine Ikonographie zu schreiben, welche jetzt in zwei Bänden fertig vorliegt: Christliche

Ikonographie. Ein Handbuch zum Verständniß der christlichen Kunst. Von Heinrich Detzel. Erster Band: Die bildlichen Darstellungen Gottes, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der guten und bösen Geister und der göttlichen Geheimnisse (Anhang: die Weltschöpfung, die Sibyllen, die apokalyptischen Gestalten, Judas Iskariot). Mit 220 Abbildungen. Freiburg 1894. XVI u 583 S. Zweiter Band: Die bildlichen Darstellungen der Heiligen. Mit 318 Abbildungen Ebenda 1896. XVIII und 713 S. (Preis 7 M, gebunden 9.50 und 9 M., gebd. M. 11.50). Man muß ihm für seinen Wagemuth dankbar und kann mit seiner Leistung zufrieden sein, obwohl sie nichts Vollkommenes ist, noch sein kann und will. Mängel, welche die wissenschaftliche Kritik stark anrechnen müßte, läßt die zunächst auf's Praktische gerichtete Tendenz des Werkes geringer erscheinen. Es ist wahr, daß das beigezogene Kunstmaterial etwas willkürlich und zufällig ausgewählt und zusammengruppirt ist, daß eine systematische und streng genetische Entwicklung meist vermißt wird, daß die ästhetische und kritische Prüfung der einzelnen Werke häufig Bedenken hervorruft, daß feste Grundsätze und Richtungslinien für die künstlerische Behandlung der einzelnen Themate meist nicht gegeben werden. Aber andererseits ist das verarbeitete Material doch ein so reiches, die Benützung der ausgedehnten Literatur so fleißig, das Urtheil im Ganzen so maßvoll und verständig, daß sicher das Buch vielen Nutzen stiften kann. Es wird ein gutes Hilfsmittel sein, um namentlich dem Klerus das Auge zu öffnen und den Blick zu schärfen für das, worauf es bei der kirchlichen Kunst zuvörderst ankommt.

Noch wichtigere Dienste wird es den ausübenden Künstlern zu leisten vermögen, denen doch in der Regel die Akademien so gut wie gar keine Vorschulung für die religiöse Kunst angedeihen lassen. Ihnen wird hier vor allem das zum Bewußtsein gebracht, daß sie mit den heiligen Thematen nicht schalten dürfen wie sie wollen, sie nicht zum Fangball der künstlerischen Freiheit machen dürfen, sondern daß sie in ihrer Behandlung bis zu einem gewissen Grade an die Tradition gebunden sind. Das Buch wird in diesen Kreisen dem heutzutage so übermüthig gewordenen Subjektivismus Zügel anlegen, den Individualismus

heilsam einschränken, dafür aber auch den Künstler mit einem Reichthum von Ideen, Inspirationen und Motiven beschenken.

Eine Recension anerkennt warm das Verdienst des ersten Bandes, glaubt aber den zweiten wesentlich geringer taxiren zu sollen, weil er nicht viel mehr enthalte als eine nothdürftige Heiligenlegende. Dies ist unrichtig, da doch außer dem legendarischen noch ein reiches kunstgeschichtliches Material zur Verarbeitung kommt. Dem Recensenten „erscheint der Gedanke verfehlt, den Stoff nach den Heiligennamen zu ordnen, immer nur das Nöthigste aus dem Leben jedes Heiligen und seine hauptsächlichsten Darstellungsarten anzugeben". Leider hält der Recensent mit der besseren Methode hinter dem Berg; wir wüßten wirklich nicht zu sagen, welche Anordnung dem populären und praktischen Charakter und Zweck des Werkes besser entsprechen würde. Darin aber hat der Kritiker Recht: der zweite Band steht wirklich im Werthe unter dem ersten. Nur liegt die Schuld weit weniger am Verfasser als am Stoff. Den zweiten Band zu schreiben, war wesentlich schwieriger; in der Ikonographie der Heiligen etwas halbwegs Vollkommenes zu leisten, ist zur Stunde noch unmöglicher, als eine gute Ikonographie Gottes und der göttlichen Geheimnisse zu geben. Man bedenke nur, was alles hier zu leisten wäre. Es müßte zunächst die Lebensgeschichte der Heiligen auf festen Grund gestellt werden — allein schon eine Riesenarbeit! Das immense hagiographische Material der Bollandisten müßte durchgeschafft werden, — schon dies eine Aufgabe, die ein Leben ausfüllen könnte. Bei dem innigen Zusammenleben und Zusammenweben von Kunst und Legende müßte auch der letzteren nachgeforscht werden bis in's verworrenste Dickicht hinein; es genügte nicht, nach dem historischen Kern zu fahnden, sondern man müßte auch die offenbaren Zu- und Umdichtungen der Legende berücksichtigen, soweit sie in die Kunst hereinspielen. Nun erst nach dieser ungeheuren Vorarbeit käme die eigentliche Ikonographie an die Reihe. Hier wieder auch nur einigermaßen vollständig das Material zu sammeln und zu sichten, wäre abermals eine Arbeit, welche die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigt. Ich möchte daher dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß er jenen allerdings sehr einfachen Weg

einschlug. Freilich erhielt so der zweite Band noch mehr als der erste das Gepräge des Unvollständigen und Unvollkommenen, aber — ein Schelm, der mehr gibt, als er hat!

Die weitere Ausstellung, daß der zweite Band von der Verlagshandlung schlechter ausgestattet sei als der erste, und daß überhaupt die Illustrirung beider sich nicht auf der Höhe halte, ist in keiner Weise gerechtfertigt. Die Verlagshandlung that, was in ihren Kräften stand, was überhaupt geschehen konnte, wollte man dem Werke den Charakter eines populären Handbuches belassen und den Preis so stellen, daß eine Verbreitung in weiten Kreisen möglich war; das Buch war auch von Anfang als Vereinsgabe bestimmt für den blühenden Kunstverein der Diöcese Rottenburg, dessen Vorstand der Verfasser ist. Die Verlagshandlung that ganz gut daran, sich diese Beschränkung aufzuerlegen. Ein theures ikonographisches Prachtwerk wäre jetzt noch eine unreife Frühgeburt; das setzt einen wesentlich vollkommeneren Stand der ikonographischen Studien voraus und würde allerdings auch einen vollkommeneren Text und eine strengere Methode erfordern. Die Verlagshandlung hat wahrlich keinen Tadel verdient, sondern nur Anerkennung. Für den Preis von 16 M. zwei große Bände mit weit über 500 Reproduktionen von Gemälden und Sculpturen, welche eine ganze kleine Galerie repräsentiren, — mehr kann man wahrhaftig nicht erwarten. Sind die Illustrationen auch nicht alle gleichwerthig, so ist doch weitaus die Mehrzahl sehr befriedigend und eigens für dieses Werk hergestellt. Wir können zum Schlusse nur wünschen, daß das ungünstige Urtheil der Verbreitung des Buches keinen Eintrag thue, sondern höchstens den Verfasser sporne. die stets bessernde Hand von demselben nicht zu lassen, und womöglich zahlreiche junge Kräfte veranlasse, auf diesem Gebiete mitzuarbeiten, wo noch so viel zu thun ist.

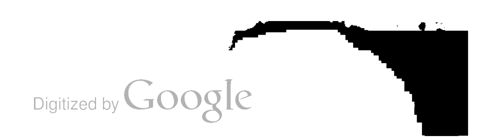
XXI.

Dantestudien.

Durch Veröffentlichung der beiden gelehrten Arbeiten [1]) hat sich der Verfasser in den maßgebenden Kreisen als einen gründlichen Danteforscher bewährt. Ebenso aber hat sich die Verlagshandlung durch die geradezu klassische Ausstattung der Vita Nova ein hohes Verdienst erworben. Beide Arbeiten stehen aber in einem inneren Zusammenhang, sie sind eine Vorschule zu dem Studium der „Göttlichen Comödie" des Dichters.

Daß diese ein allegorisches Gedicht ist, sagt ja Dante selbst Damit ist von selbst zugegeben, daß eine Einführung in die Quellen und das System der Metapher eine Grundbedingung für das Verständniß und die richtige Deutung des tieferen Gehaltes des poema sacro ist. Für uns moderne Menschen nämlich, die dem religiös-mystischen Empfinden und Sinnen des Mittelalters ferne stehen, welche nicht eingetaucht sind in den Strom der Mystik, welcher namentlich durch die Schule von St. Victor aus über die Geister sich ergoß, ist vieles in dem großen Gedichte Dante's fremd und unverständ-

1) Die Metapher bei Dante, ihr System, ihre Quellen von Friedrich Beck, k. Gymnasiallehrer. Wissenschaftliche Beilage des k. b. humanistischen Gymnasiums Neuburg a. D. für das Studienjahr 1895/96. 82 S. 8°.
Dante's Vita Nova. Kritischer Text unter Benützung von 35 bekannten Handschriften von Friedrich Beck. München Piloty u. Löhle 1896. 4. LV 136 S.



lich und muß durch gelehrte Bildung und Deutung erworben werden.

Prof. Beck hat sich die Mühe nicht reuen lassen, so weit als thunlich auf die Quellen der Allegorie Dante's zurückzugehen und aus ihnen zu schöpfen. Welche Arbeit dies kostet, weiß er wohl selbst am besten, wie jeder Kenner des großen Florentiners. Wir müssen es uns versagen, auf das Einzelne einzugehen. Manches zeitraubende Suchen wäre vielleicht erspart geblieben, wenn er etwa sich in älteren Werken, wie in der Pantheologia des Rainerius von Pisa, oder in dem mit eisernem Fleiße gearbeiteten Index zu den Commentaren des hl. Bonaventura (T. VII) der Ausgabe von Quaracchi umgesehen hätte. Daß er sich auf die dornige Bahn der politischen Allegorie, z. B. des vielumstrittenen Veltro nicht eingelassen hat, lag wohl in seinem Plane.

Nicht weniger wie 55 Quartseiten umfaßt der gewissenhafte, fast protokollartige Bericht des Verfassers über den Befund der Codices, welche derselbe durchforscht, und über das Verhältniß der vor ihm vorhandenen 22 Ausgaben der Vita nova zu diesen Codices oder zu dem einen und anderen derselben. Man möchte es fast eine Verwegenheit nennen gegenüber dem seit dem großen Dantejubiläum 1865 geradezu fieberhaften literarischen Wetteifer der gebildeten Nationen um Herausgabe, Erklärung, Uebersetzung der Schriften des göttlichen Dichters — da noch Neues bieten zu wollen. Wir nennen unter den kritisirten und ergänzten Ausgaben der Vita nova nur die von Giuliani in Florenz und Karl Witte in Leipzig, welche allgemein als Musterausgaben bezeichnet werden. Sogar das untadelige Glossar von Casini erfährt eine Bereicherung. Wenn es auch dem Kritiker nicht möglich, all die Varianten und Belegstellen zu vergleichen, so viel leistet die bloße Einsicht in das Buch, daß der Kundige sich sagen muß: vorliegende Arbeit verdient hohe Anerkennung.

Wenn ein Wunsch noch berechtigt sein mag, so könnte man sagen, zur Einführung in das Studium der Divina Comedia wäre vielleicht das Herbeiziehen der Parallelen nebst einem kurzen Commentare, etwa so, wie in der Giuliani'schen Ausgabe, angebracht gewesen.

Für das Verständniß der Vita nova, welche dem modernen Leser, auch wenn er nicht zur jeunesse dorée zählt, geradezu riesig naiv erscheint, muß ein für allemal bemerkt werden, daß Dante hier sich ganz im Fahrwasser der mittelalterlichen Minnedichter, der Troubadours, bewegt Die ritterliche Minnedichtung der Troubadours, wie dieselbe von der Provence ausging, entsprang dem damaligen Frauendienste, welcher der Ehe und dem Verhältnisse der Geschlechter als solchem indifferent entgegenstand.

Nur so läßt sich's erklären, wie es einem Genius wie Dante möglich war, in dem „Neuen Leben" die Liebesgeschichte zur Beatrice, der Tochter des Simone de Bardis, welche, wie Boccaccio ausdrücklich sagt, frühe schon an einen anderen Florentiner verheiratet war und früh gestorben ist, mit solcher fast unleidlichen Minutiosität, mit solch einer hochgesteigerten Empfindung zu schildern. Dadurch gelingt es dem Dichter, Wahrheit und Dichtung so wunderbar zu mischen und die Jugendgeliebte vor den Augen des Lesers zur Trägerin der höchsten Ideale, der Gottesliebe selbst zu verklären.

Daran muß festgehalten werden, wenn wir die Bedeutung der Geliebten in der Divina Comedia als der Führerin durch das Paradies, als Personification der Theologie richtig fassen wollen.

Mit Rücksicht auf den seltenen Aufwand von Arbeit und Opfern von Zeit und Geld, welche der Herausgeber und Verleger nicht gescheut, wünschen wir dem schönen Buche einen großen Leserkreis. Prof. B.

XXII.

Terracina.

I.

Vor der Mitte dieses Jahrhunderts, ehe die Eisenbahnen ihre festen, bisweilen drückenden Fesseln um die Länder gelegt hatten, als noch ein Jeder auf seiner Reise dort weilen mochte, wo es ihm gut dünkte und so lange es ihm gefiel, da gab es kaum einen der „Italienfahrer", der nicht vor seinem Eintritt ins Königreich Neapel sich von der Schönheit Terracina's, damals die Grenzstation des Kirchenstaates, auf einige Stunden, wenn nicht auf Tage hätte fesseln lassen.

Die hochgelegene Stadt mit ihren schlanken Thürmen, ihrem gothischen Dom und ihren Kuppeln, dem ragenden Castell von maurisch-mittelalterlicher Bauart, ihren weißen Häusern, ihren geheimnißvollen Ruinen, ihren Palmen, die von steiler Klippe grüßen, welche azurblaues Meer umspült, vereinigt wie in einem Brennpunkt alle Züge und Wunder südlicher Landschaft, wovon weder Florenz noch Rom den vollen Zauber besitzen. Man begrüßte Terracina damals als die schimmernde Eingangspforte in das ersehnte Paradies des Südens, mit ähnlichen Gefühlen, wie sie ein Goethe in Rovereto empfand, das doch nur in ein Vorland zu diesem Eden leitete. Zugleich ertönte dem kenntnißreichen Reisenden in den Namen der benachbarten Berge und Gestade, der Inseln und Flüsse ein Wiederhall aus Geschichte, Epos und Mythe durch die Namen, die von Homer an-

gefangen, seine Jugendträume erfüllt hatten; er fühlte sich im Lande der Verheißung und vermochte sein Lob nicht anders als in Dithyramben zu singen, wie wir sie in den älteren Reiseschilderungen eines Goethe und Stolberg, eines Mendelssohn und Gregorovius vorfinden.

Seit dem Bau der Eisenbahn ist für Terracina solches Lob beinahe ganz verstummt; es ist seiner Reize ungeachtet fast in Vergessenheit gerathen. Die neue Weltmacht, auf deren Banner das Wort steht: „Eile ohne Weile", die nur im raschen Fortschreiten den Fortschritt sieht, sie hat eine Stätte außer Berücksichtigung gelassen, die zwar eine glänzende Vergangenheit, in der Gegenwart aber keine Wichtigkeit für Industrie, Handel und öffentliches Leben besitzt. Daß man ihr durch solche Vernachlässigung auch ihre Zukunft nahm, fiel nicht in die Wagschale, in der nur der augenblickliche Nutzen gewogen wurde. Bei Anlage der Bahn von Rom nach Neapel scheute man den Aufwand an Zeit und Geld, den eine Linie durch die pontinischen Sümpfe und über Terracina gekostet haben würde. Sie hätte mit Vollendnng der oft begonnenen, noch immer unzureichenden Austrocknung des Sumpfbodens Hand in Hand gehen müssen. Man verzichtete daher auf die gerade Linie, wie Appius Claudius sie bei Anlage seiner unübertroffenen Straße eingeschlagen hatte, und führte die erste Bahnlinie hübsch im Kreise um die Albaner Berggruppe herum bis in das Saccothal, das erst eine gerade, nach Süden gerichtete Linie gestattete. Als jedoch später das Bedürfniß nach einer kürzeren Verbindung Roms mit Neapel laut wurde, begnügte man sich damit, die Bogenlinie um die Albaner Berge aufzugeben, indem man östlich derselben, durch die Niederung zwischen diesen und den Sabinerbergen in das Saccothal eine ziemlich gerade, die Fahrt um nahezu eine Stunde kürzende Verbindung baute. Die Küstenlinie, welche Terracina und Gaëta unter einander und mit den Hauptstädten verbunden hätte, wurde abermals verweigert. Das Gebiet der alten Volsker mußte sich durch

eine Secundärbahn abfinden lassen, die noch dazu äußerst schlecht geführt wurde, mit ungenügender Sicherheit der Dämme und Ueberbrückungen. Sie zieht längs des Fußes der Lepinischen Berge hin, um bei Terracina zu enden; die Fortsetzung nach Gaëta wurde auf unbestimmte Zeit verschoben.

Nur zwei Züge verkehren täglich auf dieser Bahn und verwenden volle fünf Stunden auf die Strecke Rom-Terracina, die kaum halb so lang ist wie die Bahn von Rom nach Neapel, das man in kürzerer Frist erreicht. Da zieht natürlich Jeder, dem es um ein südliches Seebad zu thun ist, oder den der Reiz schöner Gegenden bestimmt, die Italienfahrt über Rom hinaus zu erstrecken, das schöne Gestade des Golfs von Neapel dem unbekannteren Terracina vor. Einem Dornröschen vergleichbar ruht die schöne Königin des Volskerlandes hinter der Waldwildniß in halbhundertjährigem Schlaf, strenger noch als vom Dorngeranke durch Fieberdünste vertheidigt, die in dem Walde entstehen, der dem Strand zwischen dem Vorgebirg Circello und Terracina am nächsten liegt.

Doch auch vor diesem Hinderniß weichen die kühnen Verehrer der Schönheit nicht zurück. Zuerst waren es nur Maler, die sich in den fieberfreien Wintermonaten in das verzauberte Gebiet wagten. — Was sie berichteten, oder mit glühenden Farben auf Leinwand schilderten (Keiner that es wohl schöner und entzückender als Enriquez Serra), erweckte allmählig Neugier und Lust, Gleiches zu schauen. Die weniger Kühnen ermuthigte die seit dem Bau der Eisenbahn nach Nettuno gemachte Erfahrung, daß dort am Strand von Porto d'Anzio trotz der Nachbarschaft des pontinischen Urwaldes bis tief hinein in den Sommer ohne Fiebergefahr gebadet werden kann. Was nördlich vom Cap Circello möglich ist, mag auch im Süden des gleichen Caps gewagt werden, zumal dort der Strand noch geschützter vor der Ausdünstung der Sümpfe ist.

Allmählig finden sich neue Sommergäste in Terracina ein. Ihre Mittheilungen über die Vorzüge des Ortes und die Billigkeit der Verpflegung mehrt langsam aber stetig die Zahl seiner Besucher.

Seit zwei Jahren ist aber das Interesse für Terracina noch gewachsen durch Ausgrabungen, die daselbst gemacht worden sind und Licht über die Geschichte der Volsker und ihrer Cultur verbreiten. Den Kunstbeflissenen und Sommergästen schließen sich nun auch Gelehrte und Freunde alter Kunst und Geschichte an. Die Kunde, welche ganz unverhofft hohes Interesse erregte, das ein sehr nachhaltiges zu werden verspricht, war sofort bestätigt worden durch kleine Gegenstände, die im Museum der Diokletians Thermen in Rom zur Ausstellung kamen. Es sind Votivgeschenke, Spielzeug, kleine Geräthschaften, die einem Götterkinde in seinem Tempel dargebracht wurden; sie konnten nur aus dem im Alterthum hochberühmten Tempel des Jupiter Anxur, des kindlichen Jupiter stammen, dessen Lage bei Terracina oder Tarrachinum der Volsker Virgil rühmend beschreibt, dessen Stätte aber längst nicht mehr aufzufinden war unter den vielen Ruinen, die sich seit der Völkerwanderung in den stürmischen Zeiten des Mittelalters dort übereinander gehäuft oder unter Neubauten verschwunden waren.

In der That sollten die zuerst zufällig gemachten Funde mehr Licht über die Urgeschichte und Topographie einer der ältesten Culturstätten Italiens verbreiten, als man erwartet hatte. Sie bilden jetzt schon eine neue Anziehungskraft nach dem schönen Küstenland Ausoniens, welche beiträgt, daß man leichter sich zu der unbequemen Fahrt entschließt. Für diese Mühe entschädigt ohnehin die Schönheit der zu durchreisenden Landschaft und es ist anzunehmen, daß die Besucher Roms und der Campagna nicht mehr ermangeln werden, die lohnende Reise bis nach Terracina auszudehnen, dessen Schönheit und Vorzüge es zu einer Perle Italiens erheben.

II.

Die Bahn nach Terracina folgt zuerst der Via Appia, verläßt sie aber dort, wo sie die Bodenanschwellung bei Velletri überstiegen hat und sich der Niederung zuwendet, um diese in schnurgerader Linie zu durchschneiden. Die Eisenbahn dagegen bleibt dem Fuß der Berge nahe, um die kleinen Städte auf den Vorbergen des Volskergebietes zu verbinden. Sie hat daher die gekrümmten Flußthäler zwischen der Albaner Gruppe und den Volskerbergen zu überschreiten und thut es auf mehreren Brücken und Viadukten. Auf einer steilen Landzunge liegt Station Giulianello. Sein Name erweckt die Erinnerung an ein Castell, wodurch Julius Cäsar diesen strategisch wichtigen Punkt gedeckt hatte. Seine Reste, sowie die der mittelalterlichen Burg, welche auf den antiken Fundamenten erbaut war, sind durch die Baulust der Renaissance vernichtet worden. Der im 16. Jahrhundert auf gleicher Stelle errichtete Palast steht noch, aber sein Glanz ist verblichen. Nur seine Größe und der architektonische Schmuck der Fenster lassen noch auf die einstige Pracht schließen. Die zerbrochenen Fensterscheiben aber, die zerlumpte Wäsche vor denselben, die Blumentöpfe aus herabgesetztem Küchengeschirr verrathen, daß die jetzigen Bewohner des Baronalschlosses nichts vor den Insassen der ärmlichen Häuser voraus haben, die es dicht umgeben. Es ist ein wehmüthiges Bild gefallener Größe, wie es sich in Italien aus allen Culturepochen vorfindet.

Nachdem die Niederungen des Flußthales überwunden sind, zeigt sich in imponirender Höhe und Schroffheit die nordwestliche Spitze des Lepinischen Gebirges, in dem eigentlichen Volsker Land. Nur Velletri lag außerhalb der natürlichen Grenzen desselben, als ein vorgeschobener Posten gegen Latium. — Die schwindelnde Höhe des Bergvorsprungs krönt der massige Bau einer Veste. Sie trägt keinen andern Namen als: „Rocca", eigentlich „das Felsgestein". Diesen Namen gibt man allen befestigten Höhen, um die in Italien

sich die meisten alten Städte gruppiren. Es bezeichnet dasselbe, wie die antike „Arx“, der feste Kern städtischer Ansiedelungen im Alterthum.

Die Rocca des Lepinischen Gebirges liegt isolirt. Sie kann wohl nur als Warte gedient haben, denn sie liegt zu hoch, um das Thal zu sperren oder kostbares Eigenthum aufzunehmen und zu schützen. Die mit Adleraugen bewaffneten Wächter vermochten dagegen wohl, Feinde, die von den nördlichen Grenzen zu Land oder See nahten, zu erspähen und durch Signale die Ihrigen zu warnen.

Das Gebirge, dem entlang die Bahn in südöstlicher Richtung zieht, weicht nun zurück und umschließt mit schroffen Wänden im Halbkreis eine Gruppe von Hügeln, die mit üppigem Rebengrün bekleidet sind. Der höchste derselben lehnt seine Spitze gegen die schützende Gebirgsmauer und trägt gleich einer dreifachen Krone das hochinteressante Cori. Polygone Mauern, die nur von Cyklopenhänden gethürmt werden konnten, bilden den obersten Kreis der Krone; ihr Juwel ist der Herkulestempel, ein gut erhaltenes Mauerwerk von der anmuthigen Form des Sibyllentempels in Tivoli, gleich diesem an den Steilrand eines Abgrundes gebaut. Den nächsten tieferen Kronenring bildet das mittelalterliche Cori; den untersten Paläste und Häuser aus der Zeit der Renaissance. Noch sind die Reihen ohne Lücken und Schäden; fest schließen sich die Gebäude an das aufsteigende Gestein, das sie trägt. Cori hat durch seine, vom höheren Bergwall geschützte Lage nichts von den Fieberdünsten der Niederung zu fürchten; seine Bewohner lieben ihre schöne Stadt, sind stolz auf ihr Alter, da sie keinem Geringeren als Herkules ihre Gründung zuschreiben, und halten sie in so sorglicher Pflege, daß sie, ihren Jahrtausenden zum Trotz, ein jugendfrisches Aussehen bewahrt hat. Es fehlt ihr sogar der Schmuck der Neuzeit nicht; er besteht aus zierlichen Villen, die aus dem Grün der Reben-

gärten hervorschimmern, welche den Fuß des Hügels wie ein breiter Kranz umschließen.

Cori ist ein stark bevölkertes Städtchen. Besuchte Märkte und die in ganz Italien beliebten Pferderennen werden häufig abgehalten. Daher hat es regen Verkehr mit der Umgegend. Die Abfahrtsstunden der Züge von Rom und Cori sind mit Berücksichtigung dieses Verkehrs bestimmt. Von Cori ab hört derselbe fast gänzlich auf. Die wenigen Besucher Terracina's sind noch die einzigen Reisenden, ein paar Arbeiter oder Jäger abgerechnet, die an Zwischen-stationen aussteigen.

Sobald die wieder vortretende Bergkette uns die um-friedete Bucht verdeckt, in der Cori gebettet ist, wird das Landschaftsbild einförmiger. Links steigen die schroffen Fels-wände empor, in ununterbrochener Reihe, mit geringer Gliederung; rechts dehnt sich die weite Niederung, deren Ungleichheiten und Vertiefungen unter dem Grün einer reichen Vegetation verschwinden. Doch zeigt sich in bläu-lichen Tönen jenseits der Niederung das Cap Circello, einst eine rings vom Meer umspülte Berginsel.

Auf den unersteiglich scheinenden Höhen zu unserer Linken lag das in grauer Vorzeit erbaute Norba, vom Thal aus nicht sichtbar, da es von dem Hochrand um etwa eine Miglie entfernt war. — Die Römer hatten es als einen Bau und Erbe der Cyklopen hoch geehrt und seine Befestig-ungen aufrecht erhalten, da es zum Schutz der Straße diente, die sie über den nach Osten sanft abfallenden Berg-rücken führten. Aber schon im Mittelalter kam diese Straße in Verfall und mit ihr die alte Stadt. Ihre Bewohner bauten sich näher am Rand des Hochlandes an, an einer Stelle, von wo zerklüftetes Gestein den Abstieg möglich machte. Jetzt führt eine in weitem Zickzack gebaute Fahr-straße hinauf nach dem Felsennest Norma; aber selten nur wird sie befahren; das alte Städtchen verödet langsam. Melancholisch blickt es von der gewaltigen Klippe herunter,

an die es von verwegener Hand angekettet scheint, eine Andromeda, die mit erstarrten Augen ausblickt nach einem Retter. Er ist nicht erschienen, die Gefesselte zu erlösen von dem Ungethüm, das nicht aus dem Meere, wohl aber aus der smaragdgrünen Flur auftaucht, aus der Waldespracht des Sumpflandes. Es ist das gestaltlose, aber todbringende Ungeheuer, das Fieber der pontinischen Niederung, das in deren Umkreis alles Menschenleben bekämpft und vernichtet und sogar die Höhe erreicht, wo die Erbauer Norma's sich gesichert hielten vor dem unbesiegbaren Feind.

Das Schicksal, welches Norma bedroht, erfüllte sich bereits vor vier Jahrhunderten an dem Städtchen Ninfa, dem wir uns jetzt nahen. Zu unserer Rechten liegt es, am Eingang eines Blüthengartens. Keine Wege führen in dies verschlossene Paradies, als die silbernen Fäden vieler Bäche, Flüsse und Kanäle Wer ihnen folgt, den leiten sie zu stillen von Baumriesen umstandenen Seeen, auf deren bläulich grünem Spiegel weiße schimmernde Wasserrosen schwimmen, wo farbige, in warmen Tönen glänzende Kränze aus Schlingpflanzen von den Baumwipfeln herabhängen. Der Muthige folgt ihnen wohl auch noch tiefer, bis in den undurchdringlichen Schatten eines Urwalds. Dringen die Strahlen der Mittagssonne hier und dort durch das Blattgewebe der Wipfel, so fallen sie auf Marmorsäulen und Hermen, deren Fuß halb versunken ist in den feuchten Grund; auf blattumrankte Quadern, die Zeugen untergegangener Cultur. Der Zaubergarten ist eine Stätte des Todes. Hier im Herzen der pontinischen Ebene bereiten sich die Miasmen, welche die schöne Stadt an ihrem Eingang getödtet haben, das liebliche, in Kränzen aufgebahrte, noch im Tode lächelnde Ninfa, und die nun auch der Menschen Wohnsitze auf den benachbarten Felswänden bedrohen.

Nicht von jeher bestand der Fieberherd in der pontinischen Gegend. Es war im Alterthum eine fruchtbare, wohlbebaute und reich bevölkerte Landschaft. Vermuthlich

entstand ganz allmälig, wohl im Beginne des Mittelalters, die Bodensenkung in ihrer Mitte; gleichzeitig hob sich der Uferrand des Meeres und vollzog sich, oder vollendete sich die Trockenlegung des Meerbodens zwischen der Berginsel — dem heutigen Cap Circello und dem Festland. Die reichen Wasserzuflüsse, die das Land befruchteten, wurden ihm zum Unsegen. Sie fanden keinen Abfluß mehr aus dem nun tiefer als das Meer liegenden Mittelpunkt der Ebene, und finden ihn zum Theil noch immer nicht. So entstand der Fieberherd, den zu beseitigen die Versuche der Herrscher des Landes vom Ostgothenkönig Theodorich an bis zu den Päpsten des vorigen Jahrhunderts vergeblich waren. Sie können nur mit der modernen Maschinenkraft gelingen, die anzuwenden es noch am Kapital fehlt. — Ninfa, eine Stadt römischen Ursprungs, die noch zu Beginn des Mittelalters so reich und lebenskräftig war, daß sie mit schönen Kirchen sich schmückte, und eine starke Ringmauer mit vielen Thürmen erbaute, sie erlag den giftigen Einflüssen schon vor vierhundert Jahren. Ihre Ruine hat aber noch Bestand und zeugt von Macht und Reichthum.

Der Zug hält nahe bei einer mächtigen Quelle, zwischen der Stadt und dem Bahnkörper. Die Quelle ist schon bei ihrem Ursprung so mächtig, daß sie sogleich das große Rad einer Mühle bewegt. Zu ihr gehört die einzige menschliche Behausung. Sie spiegelt sich in dem klaren Mühlenteich, den der junge Fluß bildet. Dieser Fluß heißt Ninfa. Die Stadt wurde nach ihm genannt. Seine Schönheit haben die Dichter der Alten gepriesen, als er noch, von Geburt an ein thatkräftiger Jüngling, nach kurzem aber segensreichem Lauf, seine klaren Wellen in das tyrrhenische Meer ergoß. Jetzt verschwinden sie im Dickicht des Sumpfwaldes und werden dort in einen Giftstrom verwandelt.

Treten wir hinein in die verlassene Stadt, Niemand wehrt uns den Eingang. Der Wächter Thürme flankiren noch die Mauern, aber statt der Thore hängt ein Vorhang

von Epheu und Eschenzweigen über die Thorwölbung herab. Schwellendes Moos bedeckt das Pflaster der Straßen. Wir schreiten auf weichem Teppich durch verödete Gassen, über einsame Plätze. Spitzbogige Fenster, von zierlichen Säulen getheilt, lassen uns in das leere Innere der Häuser und Kirchen schauen, über denen der blaue Himmel ein Dach wölbt. In einigen Kirchen steht noch das feste Gewölbe des Chores oder Tribüne mit schöner Cassetirung der Nische. Aber statt des Goldes und der Mosaiken zieren jetzt Lavendelblüthe und Goldlack das Gemäuer und winken kleine Purpurnelken aus den Mauerspalten; das Thürmlein mit dem Glockenstuhl schmückt statt des Kreuzes und der Glocken das Gerank dichten Epheus, als wollte es Festigkeit verleihen, um noch weiteren Zeitläuften zu widerstehen. Schon im 14. Jahrhundert muß das Leben in der Stadt Ninfa erstorben sein, denn keines seiner Gebäude läßt sich in das spätere Mittelalter datiren Möglicherweise war es eine Epidemie, die eine große Anzahl der schon vom Fieber dezimirten Bevölkerung hinwegraffte und den Ueberlebenden den Muth nahm, in der fast ausgestorbenen Stadt zu verweilen. Es gibt keine verläßige Chronik darüber. Die verlassenen Wohnungen zerfielen allmälig: die wohlgebauten Kirchen und die Befestigungen widerstanden am längsten; sie blieben aufrecht bis auf unsre Tage, und erhalten die Schönheit des Stadtbildes, das man zu schauen nicht müde wird. Man kann, selbst wenn man einem Besuch Ninfas keine lange Zeit widmen will, beim Vorüberfahren mit der Bahn sich das Bild der von der Natur lieblich geschmückten Leiche tief in das Gedächtniß prägen, denn der Zug fährt äußerst langsam um das südöstliche Ende und hält überdies, aus uns nicht begreiflichen Gründen, an der vereinsamten Station, unweit der Mühle, eine geraume Weile.

Beim Weiterfahren gelangt man bald an den Fuß des Vorbergs, der die gewaltige Burg der Caëtani trägt, das Baronalschloß von Sermoneta. In großartiger Einfachheit

erheben sich die quadratischen Massen des im 15. Jahrhundert erbauten Palastes über den Befestigungen und der Umwallung, an welche sich das Städtchen anschließt, als wollte es Schutz suchen bei dem starken Gebieter. Er kann keinen gewähren gegen den Feind der heute es umlagert. Jährlich mindert sich die Zahl der Einwohner, theils durch das Fieber, theils durch Auswanderung. Der Mensch ermattet leicht im Kampf um eine Scholle, die ihm nicht gehört, und ihm keinen andern als kärglichen Lohn gewährt. Das Loos des Feldarbeiters in Italien ist ein sehr hartes. Er verdient mit mühevoller Arbeit in Sommergluth und Winternässe wenig mehr als das harte Brod, das er zum eigenen Unterhalt bedarf. Womit ernährt er Weib und Kinder? Fragt bei der Bettlerschaar, die euch in den Straßen Roms begegnet! Die meisten sind die Angehörigen der Campagnaarbeiter, denen nichts übrig bleibt als zu betteln, weil für sie weder Arbeit noch Brod in der Heimath zu finden ist. Natürlich mindern sich bei den herrschenden Zuständen auch die Erträgnisse der großen Besitzungen, wie die des Herzogs von Sermoneta. Doch gehört er noch zu den reichsten Fürsten Italiens. Auf sein romantisch gelegenes Stammschloß im Volskerland begibt er sich alljährlich in den ersten Frühjahrstagen, um auf kurze Zeit dort der Jagd auf Wachteln und Schnepfen obzuliegen Wie ganz anders muß hier das Leben pulsirt haben, als dicht an der gangbarsten Straße nach Süditalien zu Schutz und Trutz die stattliche Burg erbaut wurde, die viele kriegstüchtige Männer beherbergte, deren Führer den Ausschlag geben konnten im Streit der Parteien; um deren Freundschaft die Könige von Neapel, wie die deutsch römischen Kaiser warben; die dem Papste eine gewaltige Stütze oder ein furchtbarer Gegner waren, den Untergebenen blutgierige Tyrannen oder milde die Künste und den Handel fördernde Beschützer!

Während wir noch über die Räthsel einer so bewegten

Zeit, wie die des 12., 13. und 14. Jahrhunderts nachdenken, grüßt uns aus größerer Nähe die reizvolle Gestalt des Vorgebirgs der Circe aus dem lichtblau schimmernden Meere aufragend. Die Form des einzeln stehenden Berges ist, von dieser Seite gesehen, der einer Sphinx nicht unähnlich. Diese Gestalt eignet sich für die ewig junge Zauberin, die dort drüben hauste und nun seit Jahrtausenden versteinert am Meeresufer ruht, mit holdem Liebreiz immer noch das Auge auf sich lockend. Die Räthsel dieser Sphinx sind noch schwerer zu lösen als die, welche uns so eben beschäftigten. Sie stammen aus uralten Tagen, als noch Meerungeheuer die von Neptun erregten Gewässer belebten, als Cyklopen die Strandinseln bewohnten, und Calypso mit ihren Nymphen, weniger falsch, aber nicht minder gefährlich als die Circe, dem reisemüden Odysseus Fallstricke stellte. Wir nahen den Gestaden, die man lange für einen Schauplatz homerischer Gesänge gehalten hat. Calypsos Insel, die Felsenhöhle des Cyklopen Polyphem, den Eingang in die Unterwelt fand man sämmtlich in diesen Ufergegenden des tyrrhenischen Meeres wieder, die zwischen dem Golf von Gaëta und dem Cap Circello sich ausdehnen, und es bedarf nicht viel Phantasie, um in dem Namen Circello den der Circe zu erkennen. Mögen auch Philologen und Archäologen inzwischen andere Küsten der griechischen Welt als die Originale der Gebilde homerischer Muse erkennen, die bezeichneten Orte fahren dennoch fort im Zauberlicht der Sage und Poesie zu schimmern und mehren das Entzücken, welches die schöne Erscheinung des von der Mythe umwehten Caps nun in unseren Gemüthern erregt.

Wir fühlen uns nicht mit Unrecht altgriechischen Culturstätten nahe gerückt, denn Abstammung, Religion, Sitte und Kunst der alten Volsker, in deren einstiges Gebiet wir eingedrungen sind, hängen mit Hellas durch Groß-Griechenland zusammen. Gerade die neuen Forschungen, welche unser Interesse für Terracina vermehren, haben diesen

Zusammenhang klar dargestellt. Ungeduldig blicken wir jetzt dem Ziel der Reise entgegen, das sich schon deutlich auf der äußersten Kuppe der Bergkette zu unserer Linken in weißlichen Punkten andeutet. Diese Bergkette hat hier mannigfaltigere und schönere Formen, als an ihrem nordwestlichen Ende. Sie besteht aus kalkigem Gestein, das Kuppen verschiedener Größe bildet mit leicht zugespitzten Höhen. Die in Italien immer noch fortdauernde Zerstörung der Wälder hat die oberen Theile ihres Pflanzenwuchses beraubt. Nothdürftig nur erhält sich der Humus in den Spalten, wo mageres Gras und Gestrüpp sproßt. Nur bis zur halben Höhe bekleidet das Grün der Eiche die Berge, zumeist blos in den engen Zwischenthälern. Aber die Eiche erhebt sich nirgends zum Baum. Sie existirt nur noch als Wurzelausschlag, welcher Stauden, Gestrüpp und niedere Bäume bildet. Der dunkle Fleck, den das grüne Blattwerk über den lichten Aeckern und auf dem hellen Gestein der nackten Berghalden hervorbringt, veranlaßte, daß man diesen waldartigen Bestand mit dem Namen „Macchia“ „der Fleck“ bezeichnet. Diese Macchia steht unter dem Schutz eines Forstgesetzes, welches die Zeitumläufe regelt, in denen das Holz derselben niedergelegt und zu Kohlen verbrannt werden darf. Wo sich Wege aus dem Gebirgsland herauswinden, sehen wir Karawanen von Pferden und Maulthieren erscheinen, welche die in Säcke gefüllten Kohlen nach den nächsten Verladungsplätzen, zur Eisenbahn bringen.

Nun biegt diese Bahn von der seither verfolgten Richtung plötzlich ab. Sie dringt in ein breites Thal ein, das sich gegen Osten aufthut. Das Cap Circello und das nahe Cap von Terracina verschwinden unsern Blicken. Volle zwei Stunden bewegt sich der Zug langsam zwischen schön geformten, mit Macchia bis zu halber Höhe bewachsenen Vorbergen. Mehrere derselbe tragen auf der Spitze ihres Kegels wohlgebaute, noch mit Ringmauern umgebene Städte, geschmückt von stattlichen Kirchenkuppeln und vielgestaltigen

Thürmen. Zwischen diesen isolirt aus der breiten Thalsohle aufsteigenden Bergen blickt man in grüne Seitenthäler, hinter welchen sich die grandiosen Höhen des Gebirgstammes aufbauen. Bei dem Städtchen Piperno hält der Zug lange an. Man lädt Waaren ein, Kohlen, Häute, vor allem Kisten mit Sauerwasser. Eine Fabrik davon besteht in der hochgelegenen Stadt, der gewerbthätigsten der Umgegend.

Weiter geht es in dem fruchtbaren wohlbebauten Thal. Nur auf steilen Höhen zeigen sich die Niederlassungen der Menschen, weder Weiler noch Dörfer beleben den Thalgrund, eine Erscheinung, die eine von Fiebern heimgesuchte Gegend verräth. Doch zeigen sich nun in den grünen, wogenden Saatfeldern und Reispflanzungen braune, spitze Kegel; es sind strohgedeckte Hütten, den indianischen Wigwams vergleichbar. Auf den nahen Hecken oder Umzäunungen derselben hängen farbige Schürzen und weißes Linnen. Die Hütten sind also bewohnt, und ihre Bewohner huldigen den Vorschriften der Cultur, das heißt, sie besitzen die landesüblichen Kleidungsstücke. Wir sehen auch bisweilen zahlreiche Familien an den Hütteneingängen, die neugierig dem Zuge entgegenblicken. Solcher Hütten erblickt man viele in der Nähe von Terracina und selbst in den Lichtungen des Pontinischen Waldes. Sie dienen in den Wintermonaten hier Feldarbeitern, anderswo Hirten als Behausung, welche ihre hochgelegenen Heimathsorte der Arbeit zu lieb verlassen, um in den fruchtbaren Distrikten der Niederung Lebensunterhalt zu verdienen. Mit ihren kleinen Ersparnissen suchen sie nach gethaner Ernte, die hier im Juni schon vollendet wird, ihre eigenen Behausungen in den hohen Gegenden wieder auf, dann kehren auch die Hirten, die in den Weideplätzen des Sumpfwaldes bei Terracina den Winter über ihr Vieh hüten, wieder in ihre Berge zurück, die umgekehrte Lebensordnung unserer Sennen des Hochgebirgs vollführend; deshalb erhalten die Bewohner Terracinas in den Sommermonaten weder Milch noch Butter, welche

nur im Frühjahr dort zu billigem Preis in vortrefflicher Güte zu haben sind.

Ehe die Bahn das eingeschlagene Querthal wieder verläßt, erblickt man noch in baumreicher Umgebung, malerisch am Rand eines Teiches gelegen, das Cistercienser Kloster von Fossano. In der Kunstgeschichte nimmt es einen ehrenvollen Platz ein ob seiner herrlichen, frühgothischen Bauart. Berühmt ist der Kreuzgang mit zierlichen gewundenen Säulchen, in die feines Mosaikornament eingefügt ist. Man hat den Bau zum Nationalmonument erklärt, und erhält ihn sorgfältig noch jetzt, da die Abtei nicht mehr von Mönchen bewohnt ist, auch der ungesunden Lage wegen nicht mehr bewohnt werden kann. Der groß angelegte und mit hoher Kunst vollendete Bau bezeugt, daß hier zur Zeit seiner Entstehung im 13. Jahrhundert das Klima noch nicht verderbenbringend war. Verständige Landwirthe, wie die Cistercienser es waren, mochten ehedem für Entwässerung der Fluren Sorge getragen haben.

Jetzt würden auch sie nichts mehr gegen die Verschlechterung der Luft thun können. Es bedarf vorerst energischer Gesetze gegen die Entwaldung der Berge, welche an den häufigen Ueberfluthungen der Thäler die meiste Schuld trägt; ferner hydraulischer Arbeiten für Entwässerung der tief liegenden Sumpfgegenden, die mit großen Mitteln und nach einheitlichem Plan in den nahen Pontinischen Sümpfen unternommen werden müßten. Auf unabsehbare Zeit hinaus wird aber die italienische Regierung nicht im Stande sein, Mittel dafür in ausreichender Größe aufzubringen. Die unglücklichen Versuche, Colonien in Afrika zu gründen, und der dadurch heraufbeschworne Krieg zehren am Mark des Landes. Bis es sich erholt haben wird, sind die beklagten Schäden vielleicht unheilbar geworden. — Armes, schönes Italien!

Nahe dem Reiseziel, biegt erst die Bahn wieder in die offene Campagna hinaus. Sie hat fast keine Steigung in

dem Querthal zu überwinden und keine Wand zu durchbrechen. Aehnlich wie Cap Circe war die Berggruppe, welche des Querthals südliche Wand bildet, einst von Meer umgeben. Die Bahnlinie trifft nun wieder mit der appischen Straße zusammen und bleibt bis zur Station von Terracina dicht neben derselben. Der via Appia altes Pflaster ist noch festgefügt, aber die Grabdenkmäler, die sie einst begleiteten, sind hier bis auf den letzten Rest zerstört. Anders bei ihrer Fortsetzung am Südende der Stadt. Dort sind noch erkennbare Monumente übrig geblieben, die zum Theil aus der Zeit vor der Eroberung Terracinas durch die Römer herstammen, denn die Volsker, deren Hauptstadt wir nun betreten haben, besaßen selber vortrefflich gebaute Straßen, welche die Städte ihres Gebietes unter einander verbanden. Appius Claudius benützte für eine lange Strecke diese Via consularis, die vom Südende der Stadt über die Höhe des Caps führt, welches bis dicht ans Meer reichte und somit die Küste sperrte. So blieb es bis zu Trajans Zeit. Ihm durfte sich kein Hinderniß entgegenstellen das von Kunst und Ausdauer überwunden werden konnte. Er ließ die Felsen des Vorgebirgs, das sich zum Meeresufer erstreckte, abschneiden und an der geraden Steilwand die Zahl der Klafter, die sie hoch ist, mit colossalen Ziffern einhauen. XXII sind es von oben bis herab zum Fuß der Wand, der entlang die via Appia in ebenem Zuge südlich weiter geleitet wurde. — Die neue Landstraße, die unter einem von Pius VI. erbauten Triumphbogen hinzieht, benützt den vom römischen Kaiser geschaffenen Vortheil. Trajan erbaute ganz nahe bei diesem Felsenufer auch einen Hafen; er ist versandet, denn er mußte im vorigen Jahrhundert gesperrt werden, um den sarazenischen Seeräubern die Besuche in Terracina zu verleiden. Jetzt dient der seichte Strand zu köstlichen Badeplätzen, man hat sogar für schattige Zugänge zu denselben gesorgt, indem das Municipium Baumalleen anlegen ließ, die freilich noch wenig Hoffnung auf Gedeihen bieten.

Dicht neben der neuen Anlage steht mit seinem alten Säulenportikus das Gasthaus, das vorzüglichste der Stadt, oder vielmehr der Vorstadt, denn hier ist der moderne Stadttheil, die Marina, in der alle Reisende abzusteigen haben. Auf gute Verpflegung und gute Zimmer kann man hier rechnen, sofern man nur einigermaßen die Erwartungen den italienischen Verhältnissen anzupassen gelernt hat. Es gereicht dem Haus nicht zum Schaden, daß Fra Diavolo, der Räuberheld hier geboren worden: auch hätte der Wirth nicht nöthig gehabt, das Curiosum seines Hauses zu mehren, indem er die Zimmer statt durch Nummern durch die Namen berühmter Städte bezeichnet. Wir lassen uns das weitläufige Zimmer geben das Paris genannt wird, nicht des pompösen Titels, sondern wegen seiner Aussicht auf das Meer. Allerdings wäre auch nach Seite der Straße der Blick aus den Fenstern schön und interessant gewesen, denn dort sieht man gerade jenseits der Straße die von Trajan geschaffene Steilwand sich erheben und dicht neben ihr einen hohen isolirt stehenden Felsen mit kopfförmiger Spitze. Es ist der Picus Montanus, das 100 Meter hohe Wahrzeichen des Caps von St. Angelo, an dessen Nordseite Terracinas Oberstadt sich anlehnt. Auf der 230 Meter hohen Stirnseite des Caps von S. Angelo gewahrt man vom Fuß der Trajanswand aus eine Reihe wunderschöner Arkaden, von weißlichem Gestein erbaut. Der Volksmund nennt sie Castell des Theodorich. Dieser Bau, dessen Formen nichts von den Merkmalen des Kunstverfalls an sich tragen, wie er das 6. Jahrhundert bezeichnet, reizt sofort Interesse und Neugier in hohem Grad. Die Steilheit der Höhe darf nicht von einem Besuch abschrecken, der noch lohnender zu werden verspricht, als der des höchsten Punktes der Altstadt, nämlich der Burg, deren malerische Form noch durch Palmenwipfel erhöht wird; sie harmoniren mit dem an maurischen Motiven reichen Bau und bilden das Entzücken der Maler, wenn sie von der Seite des Castells aus der auf schwer zugänglicher, steil abfallender Plattform gelegenen Ober- oder Altstadt ansichtig werden. (Schlußartikel folgt.)

XXIII.

Albertus Bohemus.

Neue Forschungen von Dr. G. Ratzinger.

4. Albert als päpstlicher Schiedsrichter und Legat in Landshut.

Ueber Albert's Thätigkeit an der römischen Curie, welche einen großen Theil seines Lebens, mindestens von 1206—1237, ausfüllte, sind wir nur durch eine zufällige Notiz in seinem Briefe an Abt Permann von St. Lambrecht unterrichtet. Um so umfassender und eingreifender entfaltete sich seine Thätigkeit, als er vom Papste Gregor IX. zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen dem Herzoge Otto II. und dem Bischofe Conrad von Freising an den herzoglichen Hof in Landshut entsendet wurde. Darüber hat aber Schreiber dieser Zeilen schon zweimal in den „Histor.-polit. Blättern" berichtet, so daß er sich auf einige Ergänzungen und Berichtigungen beschränken kann.

Zwischen den Bischöfen von Regensburg und Freising auf der einen Seite, dem Herzoge Otto II. von Bayern auf der anderen Seite hatten Besitzstreitigkeiten geherrscht, aus Anlaß deren gegenseitig der Kirchenbann ausgesprochen worden war. Am 5. Mai 1237 kam Vergleich des Herzogs mit dem Bischofe von Regensburg, am 9. Juni mit dem Bischofe von Freising zu Stande (wegen Altheim und Burgrain bei Erding).[1]) Es war der Ausgleich mehr zu Gunsten

1) Vergleiche die Urkunden in „Quellen und Erörterungen zur bayrischen Geschichte", V, 57 u. 60.



der Bischöfe ausgefallen. Die Verträge hatten bestimmt, daß derjenige Theil, welcher irgend eine Bestimmung verletze, ohne Weiteres der Exkommunikation verfallen solle. Wegen der gegenseitigen Exkommunikationen [1]) im Laufe des Streites wurden die Akten nach Rom geschickt; der Entscheidung des päpstlichen Stuhles sollten beide Theile sich fügen.

Der apostolische Stuhl entschied nicht in Rom selbst, sondern sandte Albert Böhaim als päpstlichen Schiedsrichter (judex delegatus) an den herzoglichen Hof in Landshut. Diese Sendung erfolgte im Jahre 1238, als der Bischof von Freising gegen Recht und Gerechtigkeit den Bann gegen den Herzog, das Interdikt gegen Bayern aussprach. Dies geschah im Laufe des Jahres 1238, wie dies Albert in einem Bericht [2]) an den Papst vom 5. Sept. 1240 dadurch bezeugt, daß er den Wiederausbruch der Streitigkeiten als vor zwei Jahren geschehen bezeichnet. Die Aufgabe Alberts in dem Conflikte zwischen dem Herzoge und dem Freisinger Bischofe hat sich wahrscheinlich darauf beschränkt, in der Angelegenheit der gegenseitigen Exkommunikationen die angerufene päpstliche Entscheidung zu geben. Für die Lösung der Grenzstreitigkeiten wurden spezielle Schiedsrichter bestimmt, welche theils vom Papste, theils von den Parteien gewählt wurden.

Es wurde die Sachlage dadurch verwirrt, daß bei Wiederausbruch der Streitigkeiten der Bischof einseitig (contra justitiam wie es in einem Aventinischen Excerpte richtig heißt) Kirchenbann und Interdikt gegen Bayerns Fürsten und Land verhängte. Dazu kam noch, daß durch den Vertrag selbst verwickelte Verhältnisse geschaffen worden waren. Es hatten nämlich den Vertrag vom 9. Juni 1237

---

1) quidquid per episcopos sive per judices super hoc a sede apostolica impetratos in episcopum et suos dinoscitur esse factum, apostolicae inspectioni transmittatur.

2) Höfler, S. 22: biennio jam elapso.

der Erzbischof von Salzburg und der Bischof Siegfried von Regensburg vermittelt. Die beiden Vermittler sollten bei Vertragsbruch die ipso facto eingetretene Exkommunikation verkünden. Schon bald nach Abschluß klagten aber beide Parteien über Vertragsbruch. Soviel über die Exkommunikationsfrage. Zur Entscheidung der Grenzstreitigkeiten selbst waren vom Papste die Bischöfe von Chiemsee und Seckau und der Abt von Admont als Schiedsrichter bestimmt worden. Dem Herzoge gefielen aber diese Richter nicht. Auf eine Vorstellung Alberts hin wurden dieselben vom Papste Gregor IX. ihres Auftrages entbunden und dafür der Bischof von Straßburg und der Propst von Friesach nachträglich als päpstliche Schiedsrichter bestellt, ganz nach dem Wunsche des Herzogs und nach Alberts Vorschlägen.[1])

Im Vertrage vom 9. Juni 1237 hatte der Herzog die Rückgabe von Burgrain bei Erding und der Höfe von Altheim an den Bischof von Freising versprochen, falls dieser genügende Rechtstitel auf die erwähnten Höfe nachweisen könne. Ueber diese Rechtstitel scheint der Streit von neuem entbrannt zu sein. Wie es bei solchen Streitigkeiten zu gehen pflegt, hält die eine Partei den Rechtsnachweis für erbracht, der andere Theil für ungenügend. Der Bischof von Freising suchte seinen Ansprüchen dadurch Nachdruck zu verleihen, daß er sich für den beschädigten Theil ausgab und die im Vertrage vom 9. Juni 1237 vorgesehene Exkommunikation gegen die vertragsbrüchige Partei thatsächlich verkündete.[2])

---

1) Höfler, S. 6. Dies geschah aber erst, als die gegenseitigen Exkommunikationen bereits ausgesprochen waren. Die enthobenen Schiedsrichter hatten auch gegen Albert selbst den Kirchenbann verkünden lassen, wie Bischof Siegfried von Regensburg später bezeugte.

2) ibidem: episcopus frisingensis ordinaria autoritate interdixit ducem Ottonem.

Albert war hiegegen in zweierlei Richtung thätig. Einerseits erwirkte er vom Papste ein Privilegium vom 9. Februar 1239, daß die Exkommunikation gegen den Herzog nur durch Anordnung des Papstes verhängt werden darf und daß jede gegen den Willen des apostolischen Stuhles wider Otto II. ausgesprochene Censur nichtig sei.[1]) Sodann aber sprach Albert kraft päpstlicher Vollmacht seinerseits den Kirchenbann gegen den Bischof von Freising und seinen Anhang aus, während er Exkommunikation und Interdikt gegen den Herzog und sein Land aufhob. Am 22. Januar 1239 forderte Albert den Propst F. vom St. Andreasstifte in Freising und den Schatzmeister der Domkirche daselbst auf, die Exkommunikation über den größten Theil des Klerus der Freisinger Diöcese zu publiciren. Unter den Exkommunicirten sind in den Excerpten Aventins mit Namen aufgeführt: Bischof Conrad, die Aebte und Convente von Tegernsee, Rott, Attl, Altomünster, Metoling, Schlehdorf, Beyharting, Weyarn, Dietramszell, Baierberg, Bernried, Isen, Schliersee, nahezu das gesammte Domkapitel und Mitglieder vom Andreasstifte in Freising, der ganze Klerus in Moosburg, die Kirchen von Baumgarten, Schweinersdorf (Schwenhiltdorf) und Mauern, die Dekane von Adelshofen,[2]) Jarzt und Zorneding, der Pfarrer von Wolfratshausen. An Laien werden genannt: der Graf von Moosburg, Eisenreich von Waldeck, H. von Bagen, Conrad (pincerna) von Hummel, Conrad von Arnbach (Armberch), Berthold von Kammer und sein Sohn Ulrich, Engelward, Sifrid Vintus, Heinrich von Eisenpurne, Liebhard Kasto, E. von Aich, Pero Muslo, Pero

1) Quellen und Erörterungen, V, 66. Auch im Streite des Herzogs Otto mit Erzbischof Siegfried von Mainz wegen der Abtei Lorsch hatte der Papst verboten, den Herzog mit Bann oder Interdikt zu belegen. Vergl. Bulle vom 24. März 1238 bei Winkelmann, acta imperii inedita saec. XIII, I, 522.

2) Adelshofen ist heute Filialkirche von Grunertshofen.

von Mauern, Eberhard von Hörzhausen, Piligrin von Mosen, B. Speistroff, Eberhard Mistel, Weichnand.[1]) Einem Theile der exkommunicirten Geistlichen wurden die Pfründenerträgnisse aberkannt und an Anhänger des herzoglichen Hofes zugetheilt; der Graf von Wasserburg wurde als Vogt des Klosters Rott mit der Verwaltung des Klostervermögens betraut.[2])

Albert ging noch weiter. Da der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg auf Grund der Vermittlung des Vertrages vom 9. Juni 1237 die Verpflichtung übernommen hätten, gegen den vertragsbrüchigen Theil die Exkommunikation zu verkünden, so forderte nun Albert den bayerischen Episkopat auf, auch seinerseits die Exkommunikation gegen den Freisinger Bischof öffentlich zu verkünden. Zu diesem Zwecke lud er sie zu einer persönlichen Besprechung in Regensburg ein. In derselben Angelegenheit schrieb er auch an die Aebte von Biburg und Münster. Der Episkopat sollte außer dem Freisinger Bischofe auch die namentlich aufgeführten Geistlichen und Laien als exkommunicirt erklären.[3])

---

1) Höfler, S. 3—21.

2) ibid. p. 4: beneficia scripta amissura, quae inter suos socios dividat ducissa Bavariae . . . Conrado comiti Wasserburg: Rotae monasterii, cujus advocatus est, bona occupare mandat, quia abbas favet episcopo frisingensi. Ipse gubernet monasterium, mandat, thesaurum ecclesiae observari.

3) ibid.: Abbatibus Piburg, Münster scribit de causa inter episcopum frisingensem ac ducem. Praecipit episcopis, Ratisponam personaliter accedant, excommunicent episcopum Frisingensem et superius notatos. Abbach, Vohburg. Datum Landshut. V. cal. Febr. 1239. Was die Erwähnung von Abbach und Vohburg bedeutet, ist nach dem Excerpte nicht klar. Auf notatos, wie Schirrmacher (S. 31) meint, sind diese beiden Ortschaften keinenfalls zu beziehen. Die superius notati sind die mit dem Bischofe zugleich excommunicirten Geistlichen und Laien der Freisinger Diöcese, deren Namen wir mitgetheilt haben.



Der Episkopat kam der Aufforderung Alberts nicht nach. Im Gegentheile nahm er für den Bischof von Freising Partei. In dieser Zeit und aus dieser Veranlassung war es wohl, daß der Bischof von Regensburg gegen Albert als Vertheidiger des Vertragsbruches des Herzogs die Exkommunikation öffentlich verkündete,[1]) worauf Bischof Siegfried sich berief, als Albert später in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten gegen den Bischof den Kirchenbann aussprach. Bischof Siegfried meinte damals, Albert solle zuerst nachweisen, daß er sich von der früher durch den Bischof über ihn verhängten Exkommunikation losgelöst habe.

In der Streitangelegenheit selbst kam es durch die Schiedsrichter zu keiner Entscheidung. Der Bischof von Straßburg stellte den Abt H. von Scheyern als seinen Stellvertreter auf und dehnte die Untersuchung gegen den Bischof Conrad von Freising auch auf andere Beschuldigungen aus. Am 27. November 1239 hatte nämlich Papst Gregor IX. an den Bischof von Straßburg geschrieben, daß Bischof Conrad des Mordes und Meineides verdächtigt werde und daß er sage, der Papst habe in Deutschland keinerlei Recht. Der Bischof von Straßburg beauftragte den Abt von Scheyern, den Bischof von Freising auf den 28. Februar 1240 zur Rechtfertigung vorzuladen und die Untersuchung zu führen.[2]) Daraufhin wurden vorgeladen: Bischof Conrad, B. Propst, E. Dekan und das ganze Kapitel und sämmtliche Klostergeistlichen Freisings, ferner die Klostergeistlichkeit von

---

1) Höfler, S. 13: Sifridus; quia ipse a nobis est excommunicatus jamdudum ex mandato judicum delegatorum Domini papae et publice denunciatus, nec constat esse absolutum, papam appellat. Die erwähnten päpstlichen Schiedsrichter waren wohl die Bischöfe von Chiemsee und Seckau und der Abt von Admont, welche erst dann enthoben wurden, als Albert den Bischof von Freising bereits exkommunicirt hatte.

2) Höfler, S. 5.

Tegernsee, Rott, Attel, Indersdorf, Raitenbuch, Neu-Stift, Ebersberg, Weihenstephan.

Außerdem ging die Inanspruchnahme der Kircheneinkünfte für die herzoglichen Kassen ihren Gang. So wurden dem Richter von Falckenberg nachbenannte Kirchen zu Beiträgen für den Herzog zugewiesen: Dornach, Helfendorf, Perlach, Sauerlach, Tuntenhausen, Aying, Wörth, Finsing, Wisenning, Peulenberg, Anzing, Nansheim, Zorneding, Buch, Prunne, Ehinning, Olay (heute Oelkofen), Bruck (bei Grafing), Isen, Holzen, Schönau und Neuching. Andere Kirchen wurden Albert angewiesen.[1])

Der langwierige Streit zwischen dem Herzoge Otto II. und dem Bischofe Conrad von Freising endete mit einem neuen Vertrage vom 28. August 1240, noch ehe die Schiedsrichter zu einer richterlichen Entscheidung kamen. Dieser neue Vergleich war für den Herzog noch ungünstiger, als selbst der Vertrag vom Jahre 1237. Der Herzog mußte 800 Pfund Courantmünze Strafe zahlen als Entschädigung für zugefügten Schaden, die Güter, welche er von Freising als Lehen trug, als Pfand geben und Bürgschaft stellen. Außerdem gelobte er, die Immunität der Kirchen und die Rechte des Klerus zu schützen, keine Erpressungen zu dulden, und diejenigen zu strafen, welche sich an Geistlichen vergreifen. Aber auch der Bischof mußte sich verpflichten, vom Klerus nichts weiter, als das übliche Cathedratikum (eine kleine Abgabe an die Domkirche zu Gunsten des Bischofs) zu erheben.[2])

Damit war der Streit, wegen dessen Albert 1238 als

1) Die meisten der oben erwähnten Kirchen sind heute noch Pfarr- oder Filialkirchen. Die Constatirung dieser Kirchen im Umkreise der heutigen Dekanate Aibling, Schwaben und Steinhöring bildet die Grundlage für die älteste Pfarrbeschreibung dieses Theiles der Freisinger Diöcese.

2) Meichelbeck, histor. frising. II, 17 u. 28.

judex delegatus nach Landshut geschickt worden war, beendet, ohne Albert und gegen Albert Bohemus. Dieser hatte aber noch einen anderen, wesentlich politischen Zweck verfolgt, nämlich die Aussöhnung der süddeutschen Fürsten von Bayern, Böhmen und Oesterreich herbeizuführen und diese Tripelallianz zum Kerne einer päpstlichen Partei gegen Kaiser Friedrich II. zu machen. Des vom Kaiser geächteten Herzogs Friedrich II. von Oesterreich konnte er alsbald sicher sein. Es handelte sich nur darum, den Herzog von Bayern und den König von Böhmen, welche im Namen des Kaisers gegen Herzog Friedrich II. die Exekution vollstreckten, für eine Aussöhnung mit dem österreichischen Widersacher günstig zu stimmen. Auch das gelang, da der Herzog Friedrich wider Erwarten gegen seine zahlreichen Feinde im Felde sich glücklich zu erwehren verstanden hatte.

Albert setzte sich bald nach seiner Ankunft in Landshut in Verbindung mit dem Herzoge von Oesterreich. In unmittelbarer Verbindung mit dem Bannfluche des Bischofs Conrad gegen den Herzog Otto 1228 hat Aventin ein kurzes Excerpt, daß ein Bote Alberts bei Passau abgefangen wurde.[1]) Dieses Excerpt gehört augenscheinlich zu den ersten Handlungen Alberts. Ein Bote, welcher von Landshut ausging und von Passau gefangen wurde, hatte offenbar Oesterreich als Ziel.

Albert hatte Glück, die Einigung der drei Fürsten kam bereits im Frühjahre 1239 zu Stande. Herzog Otto war von Albert schnell gewonnen, die Versöhnung mit Böhmen aber vermittelte Herzog Otto selbst. Am 28. Februar[2]) 1239 war Zusammenkunft in Passau, welche eine vollständige Aussöhnung brachte. Auch die Bischöfe von Freising und

1) Höfler, S. 6: apud Passavium nuntius Alberti captus.

2) Dominica oculi war am letzten Februar, da Ostern im Jahr 1239 auf den 27. März fiel.

Regensburg waren anwesend und im Sinne der Aussöhnung thätig. Mit den Herzögen von Bayern und Oesterreich war auch Albert erschienen und war zu Passau Zeuge einer Verhandlung, in welcher die ihm befreundeten Brüder von Waldeck mit dem Kloster Reichersberg über die Rechte der Vogtei sich friedlich auseinandersetzten.[1]) Es ist dies die einzige Urkunde, in welcher Albert vor Erlangung des Dekanates erscheint. Albert war über die politischen Erfolge in Passau so überglücklich,[2]) daß er auch an eine friedliche Wendung im Streite zwischen dem Herzoge Otto und dem Bischofe von Freising glaubte und deßhalb den Bischof von Straßburg bat, die Entscheidung als Schiedsrichter auf zehn Monate zu vertagen. Den Bischöfen mußte daran liegen, nach Aussöhnung der Herzoge von Bayern und Oesterreich nicht isolirt zu werden.

Im Uebrigen richtete die Aussöhnung keineswegs, wie Albert triumphirend meinte, ihre Spitze gegen Kaiser Friedrich. Der Herzog von Oesterreich war froh, durch die Passauer Conferenz unbestrittener Herr seines Landes zu werden. Aber er hatte hochfliegende Pläne, er wollte König werden und hatte hiezu die Unterstützung des Kaisers nöthig. Der Böhmenkönig hoffte durch Anknüpfung von freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Herzoge Erbe

---

1) Monum. B. IV, 449. Er hat sich selbst gezeichnet: Albertus Bohemus. Damit ist die Hypothese Schirrmacher's, welcher ihn mit „Possemünster" identificirte, endgiltig widerlegt.

2) Das Excerpt (Höfler, S. 4) lautet: B. Argentino episcopo Albertus significat, ducem Austriae quatuor millibus equorum Pataviam venisse, mediante episcopo Frisiorum a duce suo O. impetrasse, ut ipse sit mediator inter Regem Boemiae et ducem Austriae in dominica oculi. Ob hoc intravit dux Bavariae Boemiam, regem Boemiae Pataviam evocaturus. Ibi mediantibus Ratisponensi, Frisingensi episcopis concordia facta. Petit, de inquisitione episcopi frisingensis supersedere et prolixiorem terminum statuere, X mensium scilicet.

des kinderlosen letzten Babenbergers zu werden.[1]) Die Bischöfe endlich hatten damals schon die Absicht, zwischen dem Kaiser und dem Herzoge von Oesterreich eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, und waren über die eigentlichen Absichten des Herzogs, wie die nächste Zukunft bewies, viel besser unterrichtet, als Albert, welcher in dem Ausgange der Passauer Conferenz einen gewaltigen Erfolg der von ihm vertretenen päpstlichen Politik erblickte.

Ich habe früher gegen Höfler, Schirrmacher folgend, die Zusammenkunft in Passau und die Reichersberger Urkunde in das Jahr 1238 verlegt, aber mit Unrecht. Die geschilderten Ereignisse gehören dem Frühjahre 1239 an. Im Frühjahre (Monat März) 1238 konnte, der Entwicklung des Freisinger Streites zufolge, Bischof Berthold von Straßburg noch nicht Schiedsrichter sein, da nach dem abermaligen Ausbruche des Conflictes zuerst die Bischöfe von Seckau und Chiemsee und der Abt von Admont zu Schiedsrichtern ernannt worden waren. Erst nach Enthebung dieser Schiedsrichter erfolgte die Beauftragung des Straßburger Bischofs, was vor dem Herbste 1238 nicht anzunehmen ist. Alberts Bericht von Passau aus an den Straßburger Bischof ist auf den Monat März 1239 zu verlegen.

Noch im Monat März 1239 erfolgt die Exkommunikation des Kaisers Friedrich II. und begannen die Bemühungen, einen Gegenkönig in Deutschland aufzustellen. Die Seele dieser Bemühungen war Albert Bohemus, welcher auch über die Passauer Fürstenconferenz einen eingehenden Bericht an den Papst erstattete. Gregor IX. ernannte noch im Spätherbste 1239 Albert Bohemus zum päpstlichen Legaten für

1) Nicht blos die Abtretung des Distriktes von Laa an Böhmen' sondern auch die Vermählung der Nichte des Herzogs Friedrich mit dem Sohne Wladislaw des Böhmenkönigs wurde in Passau vereinbart. Vergl. den Bericht Alberts an Papst Gregor IX. bei Höfler, S. 10.



Deutschland. Ueber die Thätigkeit Alberts als Legat wurde in den „Histor.-polit. Blättern" seinerzeit so eingehend berichtet, daß es genügt, darauf hinzuweisen.

5. Herzog Ottos II. Ende.

Von Lyon aus hatte Albert Bohemus den Versuch gemacht, in einem eindringlichen Briefe den Herzog Otto vor einer Familienverbindung mit den Staufen zu warnen und ihn wieder für die päpstliche Partei zu gewinnen.[1]) Es gelang nicht. Zwei Jahre vor dem Tode des Herzogs machte Papst Innocenz IV. selbst große Anstrengungen, Otto II. von seinem Schwiegersohne Konrad IV. zu trennen und für König Wilhelm von Holland zu gewinnen. Er sandte im Februar 1251 seinen Pönitentiar, den Dominikanermönch Heinrich und zugleich den päpstlichen Kaplan Magister Jakob (archidiaconus Laudunensis) an den herzoglichen Hof nach Landshut. Besonders eindringlich empfahl[2]) der Papst den Pönitentiar Heinrich, damit der Herzog sich mit ihm über sein Seelenheil und über die Pflichten gegen Gott und die Kirche bespreche. Sonst laufe der Herzog Gefahr, in jener Finsterniß zu versinken, in welcher mit dem Verluste des irdischen Glückes zugleich der Untergang der Seele sich vollziehe. Der Brief ist datirt vom 19. Februar 1251. Das Empfehlungsschreiben für den Magister Jakob trägt das Datum des folgenden Tages.

Um der Einwirkung sicher zu sein, wandte sich der Papst vor dem Eintreffen seiner beiden Vertrauensmänner

---

1) Höfler, S. 118.

2) de animae tuae remedio et devotionis obsequio, quod Deo debes et ejus ecclesiae, tractaturus .... ne in illis ingessisse tenebris, in quibus et ruina temporalis haberi dinoscitur et perditionis aeternae materia continetur. Epistolae rom. pontificum saeculi XIII, III, 55.

in Landshut noch an Ottos ältesten Sohn Ludwig,[1]) welchem dringendst empfohlen wurde, den Pönitentiar Heinrich zu hören und ihm zu folgen. Am selben Tage (13. Febr. 1251) erhielt auch Ottos Hofbeamter, Werner von Alzey, ein päpstliches Schreiben, mit der Mahnung, den Herzog mit der Kirche auszusöhnen oder sich von ihm zu trennen. Auch an die Herzogin Agnes schrieb der Papst und legte ihr dringend ans Herz, daß ihr Gemahl den Frieden mit der Kirche suche. Zur Lossprechung von den Censuren war der Pönitentiar Heinrich mit allen päpstlichen Vollmachten ausgestattet.

Auch dieses persönliche Eingreifen des Papstes blieb ebenso erfolglos, wie Alberts Bitten, Mahnungen und Beschwörungen in dem Schreiben aus Lyon. Im Jahre 1253 machte der berühmte Dominikanerprediger Berthold von Regensburg einen weiteren erfolglosen Versuch Dem Bruder Berthold erzählte ein Bauer, es sei ihm am 28. Sept. 1253 geoffenbart worden, daß der Herzog bald mit Tod abgehe. Der Mann kam am 24. November auch nach Niederaltach und erzählte seine Vision dem Abte Hermann und dem Abte Albert von Metten mit der Bitte, dem Herzoge Mittheilung zu machen. Am 29. November starb der Herzog plötzlich. Abt Hermann hielt den Vorgang für wichtig genug, um ihn der Nachwelt zu erhalten.[2]) Der Herzog hatte kurz vor seinem Tode noch die größte Unzufriedenheit dadurch hervorgerufen, daß er minderwerthiges Geld schlagen ließ und den Zwangskurs diktirte.[3]) Dazu kamen die

---

1) ibid. III, 45: audi et consiliis acquiesce, schrieb Innocenz IV an Ludwig. Dem Werner von Alzey (seniori, dapifero Ottonis comitis palatini Rheni et ducis Bavariae) wurde an's Herz gelegt, ducem ad devotionem ecclesiae reducere, alias ab eo recedat. Ueber Werner vgl. Note ibid. II, 265.

2) Mon. Germ XVII, 396.

3) ibid. p. 395.

kriegerischen Verwicklungen mit dem Böhmenkönige Ottocar II. um das Erbe von Bogen und um die Länder Oesterreichs. Ottos zweiter Sohn Heinrich hatte sich mit der Tochter des Ungarnkönigs Bela vermählt. Mit ungarischer Hilfe hoffte der Bayernherzog das babenberg'sche Erbe, die schönen Länder Ober- und Nieder-Oesterreich und die grüne Steyermark für seinen Sohn Heinrich zu erobern. Allein König Ottocar von Böhmen blieb Sieger, bis ein Mächtigerer, König Rudolf von Habsburg, ihm diese Länder abnahm und in der alten Ostmark des bayerischen Stammes die habsburgische Dynastie begründete.

6. Alberts letzte Lebensjahre.

Mit den Wirren zwischen Bayern und Böhmen scheint auch die Verhaftung zusammenzuhängen, von welcher eine Bulle des Papstes Alexander IV. vom 10. April 1258 Kunde gibt.[1]) Dekan Albert war mit dem gewaltthätigen Erzbischof Philipp von Salzburg in Conflikt gerathen. Der Erzbischof, welcher sich niemals die Weihen ertheilen ließ, wurde abgesetzt und durch Bischof Ulrich von Seckau ersetzt, dessen Partei Albert ergriff.[2]) Philipp rächte sich dadurch, daß er Albert, wie dieser selbst klagte, seiner Pfründen in der Salzburger Erzdiöcese (Wiener Neustadt, Rastatt und Laufen) beraubte. Albert bemerkte im Briefe an den Abt von St. Lambrecht vom August 1256, daß Philipp ihm ohne Prozeß (non convictum nec confessum) jene Pfründen gewaltthätig entriß. Es war dies im selben Jahre (1256), in welchem Philipp mit seinem Domkapitel in einen Streit gerieth, welcher mit der Entsetzung Philipps und mit der Wahl des Erzbischofs Ulrich endete. Philipp und sein An-

1) Lorenz, Geschichtsquellen. S. 74 (1. Aufl.)

2) Ulrich war früher Canonikus und archidiaconus Austriae inferioris, zugleich Protonotar des Herzogs Friedrich II, des letzten Babenbergers.



hang verfolgten Albert mit tödtlichem Hasse.[1]) Aus diesem Grunde lehnte Albert ab, der Vorladung nach Judenburg zu folgen, da er auf der Reise durch Salzburgisches Gebiet nirgends sicher wäre vor Philipps Gewaltthätigkeit. Ottocar von Böhmen nahm sich Philipps an, fiel im Jahre 1257 in Bayern ein, nahm Passau und wandte sich von dort durch das Vilsthal gegen Landshut, überall rücksichtslose Gewaltthätigkeit ausübend, den Weg durch Verheerungen, Verwüstungen und Brandlegungen zeichnend. Bei Mühldorf 2. September wurden die Böhmen blutig zurückgeworfen. Im Salzburgischen und in Steyermark wüthete der Krieg auch im Jahre 1258 fort, bis im Jahre 1260 die Herrschaft der Ungarn in Steyermark gebrochen war und Ottocar auch dort Herr des Landes blieb.[2])

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ottocar beim Einmarsche in Passau im Sommer 1257 den von Philipp mit tödtlichem Hasse verfolgten Dekan Albert in Haft bringen ließ und daß Bischof Otto diese Haft bis zum April 1258 aufrecht erhielt aus Furcht vor Ottocar. Bischof Otto war um so mehr gezwungen, auf Ottocar Rücksicht zu nehmen, als der Besitz seiner nächsten Verwandtschaft in Niederösterreich lag.

Ich bringe diese Vermuthung deßhalb zum Ausdrucke, weil der Papst ausdrücklich betonte, der Bischof halte den Dekan gefangen ohne ersichtlichen Grund (sine rationabili causa capiens eum pro tua voluntate detines vel detineri facis carcerali custodiae mancipatum). Doch soll mit meiner Vermuthung keineswegs ausgesprochen sein, daß sie

---

1) Höfler, S. 143: nec sit aliquis locus, in quo nobis sit securum, cum tota illa patria sit de districtu et potentia electi ecclesiae Salzburgensis, qui et sui nos persequuntur odio capitali.

2) Vgl Kummer: Die Wildoner, im 59. Bande des Archivs für Kunde österr. Geschichte. S. 238 ff.

durchwegs zutreffend sei. Wenn schon die Berichterstatter an den Papst keinen vernünftigen Grund zu finden wußten, wird es jetzt noch weniger gelingen, die eigentliche Ursache zu entdecken. Bei dem humanen[1]) Charakter des Bischofs Otto ist anzunehmen, daß der strenge päpstliche Befehl seine Wirkung that und dem Dekan Albert die Freiheit zurückgab, ohne daß die angedrohte Exkommunikation, mit deren Verhängung der Domdekan von Brixen, im Fall der Weigerung des Bischofs, beauftragt war, ausgesprochen zu werden brauchte. Ich bemerke, daß gerade im Jahre 1258 ein Cisterzienser Mönch Heinrich[2]) als päpstlicher Legat in Oesterreich thätig war. Im selben Jahre 1258 starb auch Bischof Rudiger,[3]) welcher mit Albert in ziemlich gleichem Alter gestanden sein muß. Zu Beginn des Jahres 1260 ist auch Albert aus dem Leben geschieden. Am 18. Juni ist sein Nachfolger Poppo von Mundreiching, einer seiner Vettern bereits als Dekan bezeugt, während er am 20. Februar 1260 noch als Vicedom in einer Urkunde zeichnete.[4]) In der Zwischenzeit ist also Albert verschieden.

---

1) Vgl. Mon. B. 29b, 427.
2) Vgl. Frieß, S. 193.
3) Mon. Germ. IX., 644.
4) Mon. B. 29b, 151, 429.

XXIV.

Sechzig Jahre Nürnberger Kunstleben.

(Schluß.)

Die Thätigkeit in den Nürnberger Werkstätten ist (1500) eine sehr rege. Adam Kraft, welcher, wie schon erwähnt, das Sakramentshäuschen in St. Lorenz vollendet hat, ist mit einem neuen für die Kirche der Abtei Kaisheim beschäftigt, wofür ihm am 30. Juli 1500 durch Johann Graf Gerichtsschreiber Namens des Abts Georg, nachdem er bereits 171 fl. erhalten hatte, noch weitere 159 fl. ausbezahlt werden. Peter Vischer fertigt das Grabmal des Grafen Eitel Friedrich II. von Zollern und seiner Gemahlin Magdalena Markgräfin zu Brandenburg für die Stadtkirche zu Hechingen. Veit Stoß arbeitet im Auftrag des obersten Losungers (Stadtrechner) Paul Volkamer die drei schönen Reliefs hinter dem Hauptaltar von St. Sebald: Abendmahl, Oelberg und Gefangennehmung Christi darstellend. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung sind die sämmtlichen Köpfe der Jünger Porträts von damaligen Herren des Raths nebst dem Rathsschreiber. Dieser Sage nach hätte Paulus Volkamer mehrere Herren des Raths bei sich zu Tische gehabt: Gabriel Nützel, Hieronymus Schürstab, Ulman Stromer, Anton Tucher, Marquard Mendel Heinrich Wolf, Conrad Imhof, Stephan Volkamer, Fritz Pfinzing, Peter Rieter und Hans Harsdörfer. Diese mit dem Gastgeber 12 Personen repräsentirten die 12 Jünger Jesu, da aber keiner der Herren

den Verräther Judas vorstellen wollte, so mußte der Raths-schreiber Hans Wiedmann dafür eintreten. Christus selbst wurde von Gabriel Nützel dargestellt.

Von Dürer wissen wir, daß er in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts für seinen Gönner den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen vielfach beschäftigt war. In diese Zeit fallen nämlich der Altar für die Schloßkirche zu Wittenberg, jetzt in Dresden, und der St. Veiter Altar, an welchem Hans Scheuffelen beträchtlichen Antheil haben soll. Ferner die Votivtafel für den Goldschmied Hans Glim, jetzt in München, und der bekannte Paumgartner'sche Altar ebendort. Dieser stammt aus der Katharinenkirche in Nürnberg und wird 1612 durch den Herzog Maximilian I. von Bayern erworben.

Im Jahr 1501, meldet die Nürnberger Chronik, hat „Mathes Landauer, ein reicher Handelsmann, das Zwölf-brüderhaus sammt der Kapelle zu Allerheiligen genannt gestiftet und gebauet. Der Rath hat ihm dazu gegeben einen Theil des alten Stadtgrabens am innern Lauferthor aufwärts 110 Schuh lang und 90 Schuh breit, dergestalt, daß er dafür 150 fl. gemeiner Stadt bezahlen oder 5 fl. jährliches Erbzinses daraus reichen solle." Und 1504 „ward der große Altar in der Frauenkirche von Veit Stoß Bild-hauer gemacht, welchen Herr Jakob Welser, so von Augs-burg nach Nürnberg gekommen 1444 mit seiner Gemahlin Ehrentraut einer geborenen Thumerin [1]) gestiftet und mit Kelch, Meßgewandten und anderem Unterhalt versehen." Derselbe Künstler macht zwei Jahre darauf „zwei Figuren unter das Kreuz in unser lieben Frauenkirche, wozu er eine Linde aus dem Walde vom Rathe nach Waldsordnung erhält."

Auf Ansuchen Ulman Stromers Kirchenpflegers und Peter Harsdörfers Kirchenmeisters zu „unser lieben Frauen"

1) Dieser Welser baut 1509/10 das sogenannte Haus zur Rosen jetzt Krafft'sche Haus an der St Aegydienstraße S. 573.

versammeln sich am 3. Juni 1506 Michel Behaim, N. Schlüßelfelder, Meister Hans Behaim, Meister Jörg Stadelmann, alle eines ehrsamen Raths Baumeister und Werkleute, sodann Sebald Schreier Kirchenmeister zu St. Sebald, Meister Peter Vischer Rothschmied, Meister Sebastian Lindenast, Meister Adam Merz Steinmetz und Meister Jörg Heuß Schlosser, um sich über den Plan und die Ausführung des künstlichen Uhrwerks auf der lieb Frauenkirche und der dazu erforderlichen Baulichkeiten zu berathschlagen. Die Herstellung des Mauerwerks wurde dem Meister Adam Mertz, der Gerüste und des Holzwerks dem Jörg Stadelmann, der Figuren dem Sebastian Lindenast und des Uhrwerks dem M. Jörg Heuß übertragen. Noch in demselben Jahre begann man mit Herbeischaffung der Bausteine. Die Meister arbeiteten emsig, jeder an dem ihm übertragenen Theil, sodaß das Ganze im Jahr 1509 vollendet dastand. Man hat noch eine genaue Rechnung darüber, welche Peter Harsdörfer der Kirchenmeister führte. Alles in Allem kostete es 1641 fl 4 Pfd. 17 dl.

Das ist das oftbeschriebene berühmte „Männleinlaufen", wo mit dem Glockenschlag Zwölf die sieben Kurfürsten vor dem Kaiser Karl IV. paradiren. Uebrigens befand sich schon seit 1301 ein künstliches Uhrwerk an der Frauenkirche, der Gedanke war also kein neuer, nur wurde der sogenannte Michelschor erneuert, verbessert und die Architektur im damaligen Geschmack entsprechend verändert, auch das Innere der Kirche erhielt eine Renovation.

Auf Ansuchen und Bitten der Meister Maler und Bildschnitzer verbietet der Rath den nicht in Nürnberg bürgerlichen Künstlern das Halten einer eigenen Werkstatt, noch auf eigene Rechnung zu arbeiten. Man sieht daraus, wie gesucht damals der Platz Nürnberg für Künstler war; Schlag auf Schlag folgten sich Aufträge sowohl von Seiten der Stadt, als auch der reichen Privaten und auswärtiger Fürsten. Noch war das kirchliche Leben in der Stadt ein

sehr reges und nun sollte auch dem alten Stadtheiligen St. Sebaldus zu Ehren ein neues Kunstwerk errichtet werden. Diesem Heiligen, dessen Gebeine in der nach ihm benannten Kirche in einem im Jahr 1397 gefertigten Sarge ruhten, wurde auf Beschluß der Kirchenmeister ein neues Gehäuse geschaffen, welches Peter Vischer und seinen Söhnen übertragen wurde. Das Werk, welches aus lauter freiwilligen Beiträgen, oder wie man es damals hieß „Almosen", zu bestreiten war, wurde im Jahr 1508 begonnen und 1519 vollendet. Elf Jahre arbeitete Vischer an dem Werk, doch war, nachdem es vollendet, noch nicht die ganze Summe zur Bestreitung der Kosten beisammen. Es wurden daher am 17. März 1519 die angesehensten Bürger der Stadt zusammenberufen und von dem Losunger Anton Tucher folgende Anrede gehalten:

„Lieben Herrn und Freund. Lazarus Holzschuher, Kirchenmeister, deßgleichen Peter Imhof und Sigmund Fürer als verordnet und Verwalter des lieben Herren Sant Sebalt ein neu Grab aufzurichten, auch ich als ein unwürdiger Pfleger dieser Kirch S. Sebaldes, die haben euch bittlich ansuchen hieher zu kommen, erfordern lassen. Und das darum, ich bin ohn Zweifel, ihr alle oder der mehrer Theil auß euch, dem sey wisset und noch eingedenk, wie daß vor 10 oder 12 Jahren ungefährlich guter Meinung fürgenommen ist, dem lieben Herrn Sant Sebalt, der unser aller Patron ist, ein neu Grab in seiner Kirchen aufzurichten und dasselbig nach eurem Rath und Gutdünken zu machen fürgenommen ist, nit von Stein, nit von Holz, sunder von Kupfer, damit es desto langwieriger, als es ohn Zweifel am besten ist. Und so nun zu derselben Zeit verordnet worden sind Peter Imhof und Sigmund Fürer, als Verwalter solchs Grab fertig machen zu lassen, wie sie dann derselben Zeit daßelbig verdingt und angedingt haben, nämlich Meister Peter Vischern bei St. Katherina, der jetzt alsbald auch vor Augen ist, und was ihm dafür eine Summe gegeben werden

soll, das geht sein Weg, und so nun solch Grab zu Ende verfertigt ist, daß es ob Gott will noch vor Ostern oder bald darauf aufgesetzt mag werden. Aber jetzo erscheinet Mangel in der Sach, daß man an dem gemelten Grab ihm, dem Meister Peter, daran hinterstellig schuldig sein wird bei 70 bis 80 Gulden ungefährlich, wie sich das am Gewicht und in Rechnung erfinden wird. Auf das haben wir euch erfordern lassen und wollen euch gütlich und freundlich bitten, ihr wollet darinnen rathen und helfen, eurer Almosen miltiglich darzureichen und geben, dargegen werdet ihr ohne Zweifel nit allein von Gott dem Allmächtigen sondern auch von dem lieben Herrn Sant Sebald, der unser aller Patron ist, an Seel und Leib reiche Belohnung empfahen, und hoffen auch, er wird euch in allen euren Handlungen und Handthierungen desto glücklicher zustehen. So wollen wir auch das für unser Person um euch alle sämmtlich und sunderlich mit Willen und gern verdienen. Was nun euer jeder nach seiner Gelegenheit und nach seiner Andacht bei ihm entschließen wird daran zu geben, es sei wenig oder viel, der mag solches in 10 oder 14 Tagen ongefährlich dem Peter Imhof oder Sigmund Fürer anzeigen, solch ihr Almosen ihr einem beihändig machen und zustellen, damit das gemelt Grab von Meister Peter erhebt und ledig gemacht werde. Und so ihr nun vernommen habt, warumb ihr erfordert seid, darneben unser bittlich Ansuchen gehöret habt, so wollen wir euch nit länger aufhalten, mögt darauf abgehen und euch in solchen halten, wie unser Vertrauen zu euch steht, dargegen die Belohnung nehmen, wie vor gemeldt ist." Diese Ansprache hatte seine Wirkung gethan, das Geld war bald zusammengeschossen und am 19. Juli konnte das Grabmal in der Kirche aufgerichtet werden. Es war übrigens höchste Zeit, denn schon vier Jahre später hatten sich die reformatorischen Lehren in der Stadt so verbreitet, daß jetzt eine Sammlung von Geldern für einen derartigen [illegible] unmöglich gewesen wäre.



Doch nehmen wir den chronologischen Faden wieder auf. In den Jahren 1506—8 hatte noch Michel Wohlgemuth einen großen Altar für die Kirche zu Schwabach gefertigt, wofür er 600 fl. und seine Frau 10 Gulden zum Leihkauf erhält. Es war sein letztes uns bekannt gewordenes Altarwerk, er starb im Jahr 1519, 85 Jahre alt. Jetzt hören wir auch von Albrecht Dürer wieder, der im Frühjahr 1507 aus Venedig zurückgekehrt ist und sofort für seinen alten Gönner Kurfürst Friedrich den Weisen ein Gemälde in Arbeit nimmt: die Marter der Zehntausend, jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Wien. Das Gemälde ist im April 1508 fertig und jetzt geht der Meister an das von dem reichen Frankfurter Tuchhändler Jakob Heller bestellte Altarwerk für die Dominikanerkirche zu Frankfurt a/M., dessen Hauptbild die Himmelfahrt Mariä in München im Jahre 1615 leider verbrannt ist. Am 14. Juni 1509 kauft Dürer das Eckhaus der Zistelgasse beim Thiergärtnerthor aus dem Nachlasse des Astronomen Bernhard Walther; er bezahlt dafür 275 fl. rh. „an baar dargelegtem Gold", es hafteten jedoch darauf noch verschiedene Hypotheken, deren letzte er erst kurz vor seinem Tode einlöste. In demselben Jahr ließ der Rath die St. Kunigunden-Kapelle bei St. Lorenzen wieder herstellen und er verehrt dem jungen König Ludwig von Ungarn und Böhmen eine reich gearbeitete silberne und vergoldete Blume mit einem Heiden und Wappen, welches 163 fl. 8 Sch. kostete. Außer Dürer beschäftigt der Kurfürst Friedrich von Sachsen auch noch andere Künstler der Stadt, z. B. den Illuministen Elsner, von welchem er sich ein Gebetbüchlein malen läßt, ferner den Goldschmied Hans Krug, der ihm sein von Lukas Cranach künstlich in Stein geschnittenes Bildniß medaillirt.

Im Jahr 1507—8 fällt dann auch Meister Adam Krafts letztes Werk, die Holzschuher'sche Grablegung in der Kapelle auf dem Johanniskirchhof. Diese Familie stiftet oder erneuert auch im Jahr 1511 den Johannisaltar in der



Johanneskirche auf dem genannten Kirchhof. In demselben Jahr ließ der reiche Tuchmacher Konrad Horn auf dem Roßmarkt die St. Annakapelle bei St. Lorenzen bauen und 1513 mit schön gemalten Fenstern aus der Geschichte der heiligen Anna zieren. Auch die Zwölfbotenkapelle bei der Karthause erhält ein Votivbild gemalt von Hans von Kulmbach im Auftrag Stephan Braun's d. A., darstellend den Schiffbruch eines frommen Mannes auf dem Gardasee und dessen wunderbare Rettung nach Anrufung der Zwölf Boten. Für die Landauer'sche Zwölfbrüderhauskapelle malt Dürer die schöne Tafel, das sogenannte Allerheiligenbild, jetzt in Wien, wozu auch noch die Originalrahme erhalten ist, woran zu lesen: „Matthes Landauer hat endlich vollbracht das Gotteshaus der Zwölf Brüder samt der Stiftung und dieser Tafel nach Christi Geburt 1511 Jor." Ferner im Auftrag des Raths zwei große Tafeln mit den Bildnissen Kaiser Karls und Kaiser Sigismunds. Diese Bilder waren für die Heiligthumskammer bestimmt, in welcher die Reichsheiligthümer aufbewahrt wurden. Für diese Tafeln erhielt der Meister 86 fl. 1 Pfd. neue dl. und 10 Sch.

Kaiser Maximilian, welcher zu dieser Zeit mit Herstellung seines Grabmonuments für Innsbruck beschäftigt ist, läßt dazu von Peter Vischer zwei große Figuren gießen. Der Nürnbergische Gesandte beim Schwäbischen Bund wird beauftragt, den Künstler zur Eile anzuhalten und dem Kaiser über den Fortgang des Werks Bericht zu erstatten.

1513 malt Hans von Kulmbach zum Andenken des Propst Lorenz Tucher zu St. Lorenzen ein Epitaphium in die Sebalduskirche, worauf Maria mit dem Kind, zu beiden Seiten die hl. Katharina und Barbara, die hh. Petrus und Laurenzius, Johannes d. T. und Hieronymus dargestellt sind; unten kniet Herr Lorenz Tucher als Donator, welcher übrigens schon 1503 starb. Das sehr anmuthige Werk ist die beste Leistung des Künstlers, die wir kennen.

Gleichzeitig hören wir auch von einer Madonna, welche er für die Walpurgiskirche malte.

Eine durchgreifende Restauration erhielt die Lorenzkirche im Jahr 1514, wie eine Inschrift im Innern bezeugt, und der Propst Anton Kreß stiftet eine Statue des hl. Paulus in die Kirche, welche noch an ihrem ursprünglichen Platz an einem Chorpfeiler vorhanden ist. Kreß zahlte dafür laut einer noch vorhandenen Rechnung 40 fl. Am 14. Januar desselben Jahres beschließt der Rath, „dieweil aus Mehrung und Häufung eines ehrbaren Raths täglicher Geschäften an nothdürftigen Gemachen und Stuben Mangel erscheint, deßhalben noth ist, mehr Gemach zu bauen und zu machen, daß man demnach das Gebäu im hintern Gang des Rathhauses fürderlich soll vornehmen, wie solches durch Meister Jansen Beheim eine Visirung gemacht und den Aeltern Herrn vorgezeigt ist.“

Kaiser Maximilian, bekanntlich ein großer Freund der Kunst, nahm wie wir schon gesehen haben die Dienste des Raths öfters in Anspruch, er hielt eine eigene Messinghütte in der Stadt, in der er alle möglichen Kunstgegenstände gießen ließ. Nun wollte er auch der Stadt etwas zu Gute thun, er schreibt aus Rothenburg am Inn am 5. Januar 1514 an den Rath, er wollte sein und seiner Vorfahren Gedächtniß mehren und das Fenster bei St. Sebald, das seine Vorfahren zur Ehre Gottes errichtet, von Neuem herrichten lassen. Der Rath möge ihm dazu 200 fl. leihen und dieses Geld seinem Rath Melchior Pfinzing Propst zu St. Sebald einhändigen, damit er das Fenster davon machen lasse. Der Rath that, wie ihm befohlen, und das Fenster wurde gemacht.

Der genannte Melchior Pfinzing läßt zu dieser Zeit den Pfarrhof von St. Sebald neu erbauen, eine Inschrift im zweiten Stockwerke des Hauses gibt darüber Aufschluß. Auch wollte derselbe ein neues schönes Sakramentshäuschen über St. Nicolausaltar machen und mit besserer Zier versehen lassen. Zu diesem Zwecke hatte er bereits eine große

Summe gesammelt, aber Jakob Muffel und Jakob nd Leonhard Groland, deren Vorfahren das alte Sakramentshaus gestiftet hatten, gaben es nicht zu, sie wollten die Schilde und das Gedächtniß ihrer Ahnen nicht abthun lassen und erbaten sich das Sakramentshaus selbst zu zieren. Dagegen erlaubte der Rath dem Michel Behaim die Craner Kapelle in St. Sebald am Gewölb und an den Fenstern und Altartafeln renoviren zu lassen; doch durfte er sein Wappen nirgends anbringen und mußte er die alten Wappen stehen lassen.

Außer dem schon erwähnten Kaiserfenster zu St. Sebald ließen auch der Markgraf Friedrich von Brandenburg und mehrere Geschlechter der Stadt die von ihren Ahnen gestifteten Glasgemälde wieder erneuern. Auch Cosmas Vorchtel zu Wien, aus einem der ältesten Geschlechter Nürnbergs stammend, wurde damals vom Rathe aufgefordert, das von seinen Vorfahren errichtete Fenster gleichfalls machen zu lassen und zwar innerhalb eines halben Jahres, widrigenfalls dasselbe einem andern Erbern, der es bessern lasse, mit der Bedingung überlassen werden sollte, daß oben ein Vorchtel-Schildlein eingesetzt werde.

Dürer steht jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes. Kaiser Max, welcher vom 4. bis 15. Februar 1512 persönlich in Nürnberg weilte, übertrug ihm die Zeichnungen zur Ehrenpforte, zu welcher der Gelehrte Stabius die Disposition ausarbeitete. Bereits im Jahr 1515 war der erste Theil des colossalen Werkes in der Zeichnung für die Holzschneider fertig und Maximilian schreibt an den Rath aus Innsbruck d. d. 6. September, „in Ansehung der Kunst, Schicklichkeit und Vernunft“, sowie der nützlichen Dienste, die Dürer ihm und dem Reiche gethan, demselben 100 fl. jährliches Leibgeding, aus der Stadtsteuer, die ihm der Rath zu entrichten schulde, auszuzahlen.

In demselben Jahr werden die Erweiterungsbauten am Rathhaus vollendet laut einer an einem der östlichen

Portale angebrachten Inschrift: „Anno domini 1515 Jar ward vollendet dieser pau."

1516 wird der Thiergärtnerthorthurm um zwei Stockwerke erhöht; wie es in dem Rathsverlaß heißt: „damit der vor einfallen erhalten weer und doch mit den wenigsten Kosten und zuvor der Ercker halben ein Muster lassen machen."

Eine der letzten Stiftungen kirchlicher Kunstwerke vor der Reformation ist dann der Rosenkranz mit dem englischen Gruß von Veit Stoß, auf Kosten Anton Tuchers in der Lorenzkirche, 1518—19 gefertigt. Anton Tucher, damals oberster Losunger, hat darüber sehr eingehende Rechnung geführt, welche einen interessanten Einblick in die Geschäftsführung seiner Zeit gestattet. Veit Stoß erhielt, den Rosenkranz zu schneiden, zu fassen, ganz zu vergulden, deßgl. den eisernen Leuchter zu vergulden sammt dem Trinkgeld 426 fl. Der Schlosser Pulmann für den Leuchter 45 fl., ferner für die zwei Gehenk des Rosenkranzes und des Leuchters, dazu 32 Stück verschiedene Schrauben, etliche Ketten oben zum Rad und allerlei Eisenwerk zusammen 8½ Centner schwer, nebst 1 Gulden Trinkgeld 51 fl Dem Meister Mathes Zimmermann in der Peunt wurden ausbezahlt 18 fl. 1 Pfd. für den Rosenkranz zu henken, oben für ein groß Rad und allerlei Gezimmer zum Gegengewicht ꝛc. 80 Taglohn zu 32 dl. Dazu kamen noch 16 messene Knöpf zu den beiden Gehängen à 42 dl., 55 Schüßelein auf die vergoldeten hölzernen Leuchter à 25 dl. Summa Summarum 550 fl. Weiter werden verrechnet für das „Chubert" d. h. den Kranz dem Veit Stoß 27 fl. 5 Pfd. und für den Vorhang, die Umhüllung des Ganzen brauchte man 90 Ellen Genfer Tuch, was nebst Zubehör 43 fl kostete.

Dieses Kunstwerk hing in einem Sack, wie man noch auf alten Prospekten sehen kann, vom Chor herab und wurde nur bei festlichen Gelegenheiten enthüllt. Veit Stoß starb 1533, zuletzt erblindet, im Alter von 95 Jahren; er



hinterließ viele Kinder, die um seine nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft lange Jahre prozessirten. Einer seiner Söhne war der später durch die Wirren der Reformation bekannt gewordene Karmeliterprior Dr. Andreas Stoß. Gleichzeitig mit dem Englischen Gruß in der Lorenzkirche fertigte der Künstler auch einen solchen in die Liebfrauenkirche an die Kirchenthür „da man die Todtentafeln anhängt", flach geschnitten, eine Stiftung des Konrad Herzen.

Noch im Jahr 1519 wollte eine christliche Jungfrau die St. Kunigundenkapelle bei St. Lorenzen um 30 Schritt verlängern lassen, weil sie aber solches nicht erlangen konnte, so ließ sie um die Kapelle einen steinernen Gang führen; auf Verlangen des Raths mußte die Kapelle durch den Suffragan des Bischofs von Bamberg neu geweiht werden, welcher gleichzeitig auch den erweiterten Kirchhof von St. Johann neu weihte. Schon 1518 wird ein neuer Gottesacker beim Gostenhof angelegt und beschlossen, „daß die Kapellen so man darauf pawen werde in St. Rochii Ehre geweiht werde." Conrad Imhof des Raths entschloß sich den Bau der Kapelle auf seine Kosten zu übernehmen und übertrug den Bau dem Meister Hans Peham auf der Peundt, welcher im Frühjahr 1520 damit begann und die Arbeit im folgenden Jahre vollendete, sodaß die Kirche am 13. Juli 1521 durch den Bamberger Weihbischof Andreas Heulin geweiht werden konnte.

Das ist der letzte kirchliche Bau vor der Reformation in Nürnberg, abgesehen von einer kleinen Kapelle, welche Sebald Schreyer in demselben Jahr im Kreuzgang der Karthause baute. Die neue Lehre drang unaufhaltsam ein und von kirchlichen Stiftungen kann fortan nicht mehr die Rede sein.

Von Interesse ist noch der Rathhausbau, welcher in den Jahren 1520—21 stattfand und wovon eine Chronik meldet: „Um diese Zeit wurde das Rathaus inwendig mit Gebäuen, als mit schönen durchbrochenen Mühlstein besetzten

Gängen und Schnecken auch Stuben vollbracht, da es zuvor nur schlecht Ding war". Baumeister war wieder Hans Behaim; die Wandmalereien wurden nach Entwürfen von Dürer durch den Maler Georg Penz ausgeführt. Auch das Schloß wurde reparirt und „an St. Margarethenthurm nächst dem Schloß etliche alte Possen und Bilder herab gehauen", auch der Thurm etwas niedriger gemacht. 1522 wird die Pfarrkirche zu St. Lorenzen gründlich reparirt und die Orgel erneuert und in die Sebalduskirche eine neue Emporkirche gebaut.

Nachdem schon 1523 der Sarg des hl. Deokar zum letztenmal in Prozession um die Lorenzkirche getragen wurde, hörte auch im folgenden Jahre die sogenannte Heiltumweisung auf, welche 100 Jahre in großen Ehren gehalten und jährlich dem Volk mit großer Solennität und Andacht gezeigt wurde. Gleichzeitig hören wir auch von dem Verkauf von 14 alten Kelchen mit Patenen aus der Lorenzkirche um die Summe von 230 fl.

Sehr lebhaft sind immer noch die Goldschmiede beschäftigt, die jetzt aber ausschließlich für den Profangebrauch arbeiteten. So schickt z. B. der Landgraf Philipp von Hessen im Jahre 1524 an den Rath ein Verzeichniß von Kleinodien und verschiedenen Silbergeschirren, die ihm von den Gold- und Silberschmieden angefertigt werden sollen, diese lieferten die verlangte Arbeit und der Rath bezahlte ihnen auf Ansuchen des Landgrafen 1334 fl. 9 Sch. 1 hl. an Gold und 136 fl. 4 Sch. an Münze. 1526 schenkt Dürer dem Rathe seiner Vaterstadt zu einer ewigen Gedächtniß sein berühmtes Gemälde, das unter dem Namen der vier Temperamente bekannt ist. Auch Veit Stoß arbeitet noch, er fertigt ein hölzernes Crucifix für die Sebalduskirche. Von Peter Vischer d. J. hören wir, daß er im Jahre 1527 das Grabmal für den verstorbenen Kurfürsten von Sachsen fertig stellte. Die Herren des Raths, welchen es vorgezeigt wurde, zollten demselben ihren Beifall und befahlen am 22 Mai 1527



den geschworenen Meistern des Rothschmiedshandwerks das Grabmal als Meisterstück anzunehmen. Dies soll jedoch nur ausnahmsweise geschehen und dem Handwerk und seinen Ordnungen keinen Nachtheil bringen. Die Meister protestirten aber dagegen, so daß der Rath 1533 sein Gebot wiederholte mit dem Beifügen: Peter Vischer bestehe mit dem gemachten Grabmal gar wohl als Meister, wenn er auch die Meisterstücke nicht immer in vorschriftsmäßiger Ordnung mache. Gleichzeitig wird auch den Formschneidern geboten, keine Form (Holzstock) „nit zu schneiden oder von Handen kommen zu lassen der sei denn zuvor in der Kanzlei durch die Rathschreiber besichtigt und zugelassen“.

Wir stehen am Ende des Lebens des großen Meisters Albrecht Dürer, noch 1526 malte derselbe die Bildnisse des Jakob Muffel und Hieronymus Holzschuher und am 6. April 1528 in der Charwoche verschied er sanft und unerwartet am Wechselfieber, eine Krankheit, die er sich wahrscheinlich schon auf seiner niederländischen Reise zugezogen, denn er kränkelte sichtlich seit jener Zeit.

Mit ihm stirbt auch die Nürnberger Kunst nach und nach ab, die Zeit der großen kirchlichen Stiftungen war vorbei, die Stadt wendet sich dem Festungsbau zu, verstärkt ihre Mauern und Thore; Bauernkrieg und Türkennoth beunruhigte die Gemüther, Jeder ist auf seine eigene Sicherheit bedacht, für die Kunst ist alles Interesse verloren gegangen. Die alten Meister sind ausgestorben, nur die Familie Peter Vischers arbeitet noch rüstig weiter und am 30. Juli 1530 kauft der Rath das kunstreiche Messinggitter, welches Vischer zu dem Begräbniß der Fugger in Augsburg gemacht hatte, um es im Rathhaussaal aufzustellen. Max Bach.

XXV.

Die Messe von Bolsena.

Ludwig Pastor hat im dritten Bande seiner Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters, welcher die Päpste im Zeitalter der Renaissance behandelt, besonders auch die künstlerischen Bestrebungen des größten Mäcens unter den Päpsten, des sonst so kriegerischen Papstes Julius II. (1503—1513) eingehend gewürdigt. Er hat dabei der Kunstgeschichte vielfach ganz neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der unvergleichlichen Kunstschätze des Vatikans, speziell der Stanzen Raffaels eröffnet, indem er die herrlichen Gemälde aus der Zeit und dem Geiste des großen Papstes erklärt, in dessen Auftrag Raffael dieselben schuf. Bezüglich des Hauptbildes der letzteren, der sogenannten Disputa in der camera della Segnatura ist dies schon mehrfach hervorgehoben worden. Es ist dies aber nicht weniger hinsichtlich eines verwandten Gemäldes in der anstoßenden camera d' Eliodoro, nämlich der Messe von Bolsena der Fall. Auch bezüglich dieses Bildes und des demselben zu Grunde liegenden wunderbaren Ereignisses verdanken wir den Forschungen Pastors neue und dankenswerthe Aufklärungen, und es mag um so mehr angemessen erscheinen, darauf hinzuweisen, weil der eucharistische Congreß zu Orvieto wieder die Aufmerksamkeit auf das wunderbare Ereigniß hingelenkt hat, welches diesem Bilde zu Grunde liegt.

Nach den Annalen Raynalds, welcher sich auf den 1459 gestorbenen Erzbischof Antonin von Florenz beruft, hatte ein Priester in Bolsena nach der Wandlung aus Unvorsichtigkeit einen Tropfen des hl. Blutes aus dem Kelche auf das Corporale vergossen. Um seine Nachlässigkeit zu verheimlichen, wickelte er das Hostientuch in Falten; das Blut aber drang durch alle Falten hindurch, und in den Falten drückte sich die Gestalt einer blutigen Hostie aus. Auf dem Bilde Raffaels dagegen strömt das Blut aus der Hostie selbst, welche der Priester in der einen Hand hält, während das Corporale in der andern Hand des Priesters von Blut geröthet ist. Man könnte nun leicht diese verschiedene Darstellung auf eine künstlerische Licenz zurückführen, und hat auch in der That so das Bild Raffaels aufgefaßt. Allein Pastor macht darauf aufmerksam, daß jene Darstellung des dem Bilde zu Grunde liegenden Ereignisses, wenn auch alt, doch nicht die älteste und ursprüngliche ist. Nach der großen Inschrift, welche um das Jahr 1338 bei dem Wunderaltare (altare del miracolo) in der Kirche S. Cristina zu Bolsena, wo sich das Wunder ereignete, errichtet wurde, war der Hergang ein anderer und dem Bilde Raffaels durchaus entsprechender. Danach war ein deutscher Priester (quidam sacerdos Theutonicus) von argen Zweifeln heimgesucht bezüglich der Wesenswandlung. Er bat daher Gott inständig um ein Zeichen zur Beschwichtigung seiner Zweifel, und dies ward ihm auf einer Wallfahrt nach Rom zu Theil, als er in der Kirche S. Cristina zu Bolsena das Meßopfer feierte. Sowie er die Verwandlungsworte gesprochen, entfloß der Hostie Blut, so daß das ganze Corporale roth gefärbt wurde.

Das Wunder ereignete sich im Jahre 1263 und machte großen Eindruck auf die Zeitgenossen. Damals residirte Papst Urban IV. in dem nahen Orvieto. Er übertrug selbst die hl. Reliquie des blutgefärbten Corporale dorthin, wo es seitdem aufbewahrt und bis heute hochverehrt wird, wie die jüngsten eucharistischen Feste zu Orvieto zeigen.

Das wunderbare Ereigniß veranlaßte wohl Urban IV., das schon länger gehegte Vorhaben, das Fronleichnamsfest auf die ganze Kirche auszudehnen, gleich im folgenden Jahre 1264 auszuführen. Ferner gab die Reliquie Anlaß zu dem herrlichen Dombau in Orvieto, wozu 1290 im Beisein des Papstes Nicolaus IV. der Grundstein gelegt wurde. Es ist das besondere Verdienst Pastors, erstmals auf die Beziehungen Papst Julius II. und seines von ihm so hochverehrten Oheims Papst Sixtus IV. zu der Reliquie von Orvieto hingewiesen zu haben, was bisher noch von keinem Erklärer der Stanzen Raffaels bemerkt wurde. Er schreibt darüber: „Im Jahre 1477 hatte Sixtus IV. die Verehrung der Reliquie und zugleich den Dombau durch Verleihung von Ablässen gefördert. Julius II. hatte, als er auf seinem ersten Zuge gegen Bologna in Orvieto weilte, der Reliquie seine besondere Verehrung zu Theil werden lassen. In jene Zeit reicht wohl der Gedanke zurück, das Wunder im Vatikan künstlerisch verherrlichen zu lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Julius II. sich damals durch ein Gelübde zur Verherrlichung der Reliquie von Orvieto verpflichtet. Jetzt, als alles Gewonnene wieder verloren ging, mag er sich dieses Versprechens wieder erinnert haben.“

Weiter weist Pastor noch auf die Stellung der Messe von Bolsena in dem ganzen Cyklus der Gemälde der Stanzen Raffaels treffend hin, wenn er schreibt: „Als Verherrlichung des von Julius II. besonders verehrten allerheiligsten Sakramentes bildet ‚die Messe von Bolsena‘ das Verbindungsglied zwischen dem Gemache, welches die Disputa schmückt; als Darstellung eines Wunders bildet sie den Uebergang zu den übrigen Fresken des Heliodorzimmers. Der Grundgedanke, der hier künstlerisch ausgedrückt wird, ist: Gott der Allmächtige erweist sich stets als der gnädige Schützer und wunderbare Helfer seiner Kirche. Die Geschichte Julius II. hatte dafür die auffallendsten Belege geliefert.“ In besondere Beziehung bringt Pastor die Messe

von Bolsena zu dem Bilde, welches das Pendant zu derselben bildet, nämlich zu der wunderbaren Befreiung des hl. Petrus aus dem Kerker über dem gegenüberliegenden Fenster des Heliodorzimmers. Man hat bisher das letztere Bild, welches erst nach dem Tode Julius II. unter seinem Nachfolger Leo X. im Jahre 1514 vollendet wurde, gewöhnlich als eine Anspielung auf die Befreiung des Cardinals Medici, des nachmaligen Papstes Leo X., nach der Schlacht bei Ravenna bezogen. Pastor findet es jedoch wahrscheinlicher, daß auch der Entwurf zu diesem Fresko in die Zeit Julius II. zurückgeht, da dasselbe noch eine viel nähere Beziehung zu diesem Papste aufweist. Er schreibt darüber: „Julius hatte als Cardinal die Titelkirche S. Pietro in Vincoli innegehabt; dorthin war er am 23. Juni des Jahres 1512 gepilgert, um Gott dem Herrn für den wunderbaren Sieg über die Franzosen zu danken Die Annahme ist wohl nicht gewagt, daß dem Hofmaler die künstlerische Verklärung des großartigen Siegesfestes, welches Rom damals gefeiert hatte, aufgetragen wurde. Sehr passend würde so die Messe von Bolsena an das Bittgebet erinnern, welches Julius II. im Jahre 1506 vor der Reliquie in Orvieto verrichtete, als er seinen ersten kühnen Zug zur Wiederherstellung des Kirchenstaates unternahm; die Befreiung des hl. Petrus an das Dankgebet, welches der Papst am Ende seiner Laufbahn im Jahre 1512 nach dem Sturze der französischen Macht vor den Ketten des Apostelfürsten zum Himmel emporsandte." Im folgenden Jahre fand dann Julius II. in derselben Kirche S. Pietro in Vincoli, seiner und seines geliebten Oheims Titelkirche, sein Grab, welches mit der Colossalstatue des Moses von Michelangelo geschmückt ist, um den großen Papst, dessen Züge die Statue trägt, als den entschlossenen Führer seines Volkes und der ganzen Christenheit in schwerer Zeit zu kennzeichnen. Der große Gedanke aber, welcher diesen großen Papst und sein Pontifikat beherrschte, hat einen treffenden

Ausdruck gefunden in den herrlichen Bildern, mit welchen Raffael dessen Privatgemächer in seinem Auftrage schmückte. „Ein erhabener Gedanke durchzieht", wie Pastor bemerkt, „das Zauberreich der einzigen Schöpfungen des göttlichen Urbinaten im Vatikan. Die Größe und Herrlichkeit, der Sieg und Triumph der Kirche, ihrer Wissenschaft und ihres Mittelpunktes, des Papstthums; der wunderbare Schutz, den Gott der Herr dem Nachfolger desjenigen zu Theil werden läßt, dem die Verheißung gegeben: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen." Die Stärkung der weltlichen Macht wie des geistigen Einflusses des Papstthums in einer politisch wie geistig gleich aufgeregten Zeit, das war das Ideal des großen Julius II. und seine providentielle Mission vor der hereinbrechenden Katastrophe. Dieses Ideal hat in den Gemälden der Stanzen Raffaels sprechenden Ausdruck gefunden. „Die Grundgedanken", sagt Pastor von diesen Bildern, „einfach und groß, sind das Eigenthum Julius' II., die geniale Durchführung bleibt der ewige Ruhm Raffaels."

Eine besondere providentielle Bedeutung in dem herrlichen Bildercyklus kommt den beiden Bildern zu, welche der Verherrlichung des in der damaligen Zeit und auch von Julius II. so hochverehrten Sakramentes des Altars gewidmet sind, der das Ganze beherrschenden Disputa und daneben der Messe von Bolsena. „Es erscheint wie eine providentielle Fügung", schreibt Pastor zum Schlusse, „daß Julius II., der Stifter des Weltdomes St Peter, die Lehre vom allerheiligsten Altarssakramente, die in kurzem so sehr angefochten werden sollte, und den der Kirche und ihrem Haupte nie fehlenden göttlichen Schutz durch den genialsten christlichen Maler verherrlichen ließ am Vorabend des heftigsten Sturmes, welchen die fast zweitausendjährige Geschichte des Papstthums aufweist."

Ludwig Pastor aber gebührt das Verdienst, den kriegerischen

Papst Julius II. auch als den größten Mäcen unter den Päpsten und den typischen Vertreter des päpstlichen Mäcenatenthums gezeichnet zu haben. Er hat von dem größten Baumeister den Plan zu dem St. Petersdom entwerfen lassen, er hat den Statuenhof des Belvedere geschaffen und mit den Statuen eines Apollo und Laokoon ausgestattet, er hat von Michelangelo die Decke der Sixtinischen Kapelle mit den wundervollen Malereien zieren lassen. Er hat überhaupt Rom zu dem gemacht, was es heute noch für die ganze civilisirte Welt ist, zum klassischen Mittelpunkte der schönen Künste. „Er hat begonnen; andere haben fortgebaut auf dem von ihm gelegten Grunde. Die Initiative gehört ihm, das Zeitalter Leo's X. ist in der That das seinige", bemerkt Reumont. Das größte Denkmal seines Geistes aber hat er in den Stanzen Raffaels hinterlassen, zugleich das Denkmal seines Glaubens und seiner Liebe. War er auch kein Idealpapst, so doch eine providentielle Erscheinung in seiner Zeit und ein fromm-gläubiger Papst. Als solchen hat ihn Raffael in der Messe von Bolsena gezeichnet, in festem Glauben knieend hinter dem von Staunen, Beschämung, Reue und Schrecken erfüllten Priester, welcher in der einen Hand die Hostie, in der anderen Hand das blutgefärbte Corporale hält, links an der Seite des von Zweifeln versuchten Priesters die flackernden Kerzen und rechts an der Seite des Papstes die ruhig brennenden Altarlichter.

Dr. Andr. Brüll.

XXVI.

Zur Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung.

Ein merkwürdiges Buch, welches schon vor seinem Erscheinen in der Oeffentlichkeit eine Geschichte hinter sich hatte, liegt uns vor unter dem Titel: „Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848, von Dr. Ignaz Beidtel weiland k. k. Appellationsgerichtsrath.“ [1]) Beidtel hatte ein bewegtes Leben und eine vielseitige Thätigkeit hinter sich. Zuerst widmete er sich dem Lehrfache und wurde am 26. November 1807 zum Professor der Geschichte an der Universität Olmütz ernannt. Im Jahre 1810 trat er in die juridische Fakultät und übernahm die Lehrkanzel für römisches Civilrecht und österreichisches Kirchenrecht Als Universitätsprofessor war er vielfach schriftstellerisch thätig. Er schrieb eine „Theorie der Geschichte“, worin er „die Natur der Wahrnehmungen, die inneren Bestandtheile der Erzählung, die Natur ihrer Auffassung, die Begriffe der historischen Wahrheit, die Möglichkeiten den historischen Stoff auf verschiedene Art zu behandeln, und die daraus sich ergebenden Eintheilungen der historischen Werke“ behandelte. Daran reihte sich eine Geschichte der Zeit vom Frieden von Amiens (25. März 1802) bis zum zweiten Pariser Frieden (1815), welche Arbeit später zu einer „Uebersicht der neuesten Geschichte“ (1802—1840) umgearbeitet wurde.

---

1) Mit einer Biographie desselben aus seinem Nachlasse herausgegeben von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner'scher Verlag 1896. I. Bd. 1740—1792.



Eine weitere Schrift veröffentlichte er 1816 über „Grundabgaben und deren Regulirung“

Doch behagte Beidtel der Lehrberuf an der kleinen Universität Olmütz nicht. Er trat in den praktischen Justizdienst, wurde 1816 zum Appellationsgerichtsrath in Zara ernannt, 1822 nach Klagenfurt, 1824 nach Brünn versetzt. Höher, als zum Appellationsrath, seiner ersten Anstellung bereits im Jahre 1816, brachte es Dr. Beidtel nicht. Die Ursachen sind in der vom Professor Huber geschriebenen Biographie hinlänglich angedeutet. Beidtel zählte zur streng conservativ-kirchlichen Richtung und hat mit der Selbständigkeit seiner Gesinnung vielfach angestoßen. Als das alte System 1848 zusammenstürzte, betheiligte sich Beidtel eifrig am Wiederaufbau. Er war ein überzeugter Vertreter des römisch-katholischen Systems und hoffte für Oesterreich das wirken zu können, was Montalembert in Frankreich geleistet hatte, wobei er seine Fähigkeiten und sein praktisches Können freilich bedeutend überschätzte. Beidtel schrieb zu diesem Zwecke „Untersuchungen über die kirchlichen Zustände in den kaiserlich österreichischen Staaten, die Art ihrer Entstehung und die in Ansehung dieser Zustände wünschenswerthen Reformen.“ Das Werk hätte wegen der im Herbste 1848 in Aussicht gestandenen Verhandlungen des österreichischen Reichstages über die kirchlichen Verhältnisse schon damals erscheinen sollen, aber wegen der Wirren in Wien wurde es vom Verleger (Gerold, Wien) erst im März 1849 ausgegeben. Das Werk, „das erste, welches seit einem Jahrhundert in den österreichischen Staaten zu Gunsten des Katholicismus erschien“, sollte durch die Darstellung der Gesetzgebung über das Verhältniß von Kirche und Staat die Nothwendigkeit von Reformen und die beste Art ihrer Einführung darthun und wurde vom päpstlichen Nuntius in Wien, Viale-Prelà, empfohlen. Es fand auch einen ziemlich großen Absatz, obwohl die große Mehrzahl der Geistlichen dieser Frage gleichgiltig gegenüber stand. Noch im nämlichen Jahre erschien bei Manz in Regensburg ein weiteres, auf zwanzigjährigen Studien beruhendes Werk: „Das kanonische Recht, betrachtet aus dem Standpunkte des Staatsrechts, der Politik, des allgemeinen Gesellschaftsrechtes und der seit dem Jahre 1848 entstandenen Staatsver-

hältnisse." Es war hauptsächlich das Werk eines „Publicisten, der das römische System gegen die Gründe des Jahrhunderts rechtfertigen will." Es versuchte, den ersten der vier gallikanischen Artikel von 1682 zu widerlegen, und wurde von Beidtel selbst für das wichtigste Buch erklärt, das seit Febronius über das Kirchenrecht, soweit es die Beziehungen zwischen Kirche und Staat betrifft, erschienen ist.

Diese Werke lenkten die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Beidtel. Der damalige Justizminister v. Schmerling empfahl Beidtel an den neuen Cultusminister Grafen Leo Thun. „Thun hatte", wie Beidtel sich ausdrückt, „weder für das Cultus- noch für das Unterrichtsministerium die nothwendigen Kenntnisse und brauchte vertraute Rathgeber." Beidtel stellte sich am 17. Februar 1850 dem Minister Grafen Thun vor, wurde ins Cultusministerium einberufen, mit Ausarbeitung von Denkschriften beauftragt, aber ohne definitive Verwendung schon nach einem Jahre wieder zur Disposition gestellt (April 1851). Beidtel hatte sich für Aenderung der kirchlich-politischen Zustände durch die Reichsgesetzgebung ausgesprochen, Graf Leo Thun aber neigte sich der Ansicht des damaligen Bischofs von Seckau und nachmaligen Cardinalfürstbischofs von Wien, Othmar Rauscher zu, welcher das kirchliche Gebiet den Fluktuationen der politischen Gesetzgebung entziehen und durch Vertrag mit dem päpstlichen Stuhle, durch Concordat ein für alle Mal festlegen wollte. Rauscher wollte für alle Zukunft eine feste Grundlage schaffen, unterschätzte aber die Macht der großen Gegnerschaft und erlebte noch die völlige Zerstörung seines Werkes. Beidtel sah in Rauscher seinen Gegner und beurtheilte ihn sehr scharf. Auch über den Minister selbst äußerte er sich sehr bitter. Er hatte gehofft, Ministerialrath zu werden und den Adel zu erlangen, und sah sich nun in all' seinen Hoffnungen und Wünschen getäuscht. Erbittert nahm er als Appellationsgerichtsrath Pension und zog sich zuerst nach Brünn, später nach Troppau zurück, wo eine seiner Töchter verheiratet war. Hochbetagt starb er in Troppau im Jahre 1865.

Die Mußestunden seiner Pensionszeit benützte Beidtel zu literarischen Arbeiten. Noch im Mai 1851 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften in Wien zum correspondirenden



Mitglieder der historisch-philosophischen Klasse, worauf er in den Bänden VII, VIII und IX der Sitzungsberichte dieser Klasse rechtsgeschichtliche Forschungen aus der Zeit von 1740—92 veröffentlichte. Später erweiterte er diese Forschungen zu einem selbständigen, auf acht Bände berechneten, die Zeit von 1740 bis 1848 umfassenden Werke, welches er im Concepte hinterließ. In seinem Nachlasse fanden sich ferner ein „Compendium der Universalgeschichte" und ein „Compendium der Geographie", außerdem eine „Selbstbiographie" in deutscher und französischer Sprache. Diese literarischen Reliquien gingen auf seinen Sohn Karl Beidtel über, welcher 1847 unter dem Pseudonym Tebeldi die Schrift: „Oesterreichs Geldangelegenheiten" in Leipzig herausgegeben, sich dadurch viele Feinde zugezogen, aber zugleich ein Mandat zum Frankfurter Parlament in Hradisch (Mähren) verschafft hatte. Dr. Karl Beidtel starb als Universitätsprofessor zu Innsbruck am 6. März 1893. In seinem Testamente bestimmte er eine Summe Geldes für die Herausgabe der hinterlassenen Schriften seines Vaters und betraute mit dieser Aufgabe seinen Collegen Dr. Alfons Huber, damals in Innsbruck, jetzt in Wien.

Professor Huber fand von dem Beidtel'schen Nachlasse das Meiste „veraltet und überlebt" und nur die „Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung von 1740—1848" der Veröffentlichung werth, schied aber Alles, was bereits anderweitig bekannt war, aus, so daß das umfassende Manuskript auf zwei Bände zusammengezogen werden konnte. Der I. Band liegt vor, der II. Band wird, wie Huber mittheilt, „in Kürze folgen." In der Einleitung zum I. Bande ist die Selbstbiographie Beidtel's zur Kennzeichnung des Lebensganges des Verfassers vom Herausgeber benützt worden.

Was nun den Inhalt des I. Bandes anbelangt, so fesselt er durch die Fülle des Stoffes, durch die übersichtliche Darstellung, durch die selbständige Auffassung eines im praktischen Staatsleben erfahrenen Mannes. Der katholisch-conservative Standpunkt wird mit Consequenz, Klarheit und Ueberzeugungstreue vertreten, wenn gleich das Urtheil gegen „klerikale" Gegner, wie Rauscher, manchmal etwas milder sein könnte.

Beidtel gibt zuerst einen Ueberblick über die rechtsgeschicht-

lichen Zustände in der habsburgischen Monarchie, als die letzte ihres Stammes, Maria Theresia 1740 den Thron bestieg. Wir lernen die Verfassung der einzelnen österreichischen Provinzen, Zusammensetzung und Charakter der Landstände, die feudalistische Staatsverfassung, die Stellung der großen Herren, die Gemeinde- und Corporationsverwaltung, den bescheidenen Wirkungskreis der Beamten, endlich die administrative Eintheilung des Staatsgebietes kennen. An all dem haben die Lothringer Franz I. und namentlich sein Sohn Josef II. nichts bestehen lassen wollen. Die ganze habsburgische Monarchie sollte nach den modernsten Ideen zugestutzt und vom Fundament aus neu gestaltet werden. Maria Theresia bildete hierin zwar einen Hemmschuh, trotzdem gelang es, die Vertreter der lothringischen Neuerungen noch unter ihrer Regierung an die Spitze der Staatsverwaltung zu bringen und den Umwandlungsprozeß zu beginnen. Zwar wurde mit den Neuerungen manches Gute geschaffen, häufiger aber wurde der Keim zu innerer Zerrüttung und zu äußern Verwicklungen gelegt, welche Oesterreich in der Regierungsperiode Josef's II. 1780—90 an den Rand des Verderbens brachten, so daß sein Bruder und gleichgesinnter Nachfolger Leopold II. 1790—92 durch den Gang der Ereignisse genöthigt war, fast Alles wieder zurückzunehmen, was sein Vorgänger angeordnet hatte. Nur auf kirchlichem Gebiete und im Umfange des Schulwesens blieben die meisten Bestimmungen Josef's II. bis 1848 in Kraft, allerdings in der Form etwas gemildert.

Hatte bis 1740 in den österreichischen Erblanden die ausgedehnteste Selbstverwaltung der Stände bestanden, hatten die Gemeinden und Corporationen in Verwaltung und Rechtsprechung volle Autonomie besessen, so wurde unter den Lothringern Alles der neugeschaffenen Bureaukratie unterworfen. Die Gemeinden verloren ihre alten Rechte nicht nur in Verwaltung und Justiz, sondern sogar in der Verfügung über das Eigenthum. Die Gemeindegründe, welche den Fonds für Naturalarmenpflege in rationellster Weise gebildet hatten, mußten aufgetheilt, Weiden und Wiesen den Einzelberechtigten zugewiesen werden, wodurch der Grund zur Abschwendung gelegt wurde. Die damalige wirthschaftliche Anschauung kannte nur das Eine



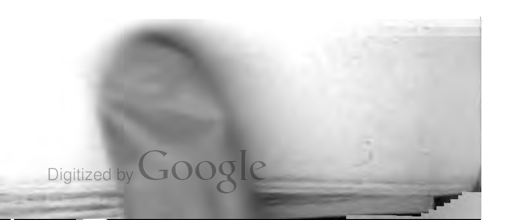
Ziel, Vermehrung der Bevölkerung, der Soldaten und der Steuern. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten die größern Höfe aufgetheilt, möglichst viele Zwergwirthschaften gebildet, alle Schranken gegen Volksvermehrung niedergerissen werden. Um uneheliche Geburten zu befördern, wurden Findelhäuser gegründet, Mütter, welche ausgelassene Töchter zur Rede stellten, wurden bestraft. Alle sittlichen Grundlagen des Volkslebens wurden einer einseitigen Auffassung des Staatszweckes geopfert. Die Stände hatten das Bewilligungsrecht nicht blos für die Höhe der Steuer, sondern auch für den Umfang der Rekrutirung. Die Rechte der Stände wurden deßhalb, als dem Staatszwecke widersprechend, beseitigt. Die Herrschaften auf dem Lande, die Corporationen in den Städten übten obrigkeitliche Funktionen aus. Die Zünfte wurden aufgelöst, die Corporationen beseitigt, die Herrschaftsrechte an staatliche Beamte übertragen. Nicht mehr der Grundherr, sondern der Beamte wurde der Träger der Herrschaftsrechte. Wie kleinlich die wirthschaftliche Auffassung war, zeigte die Bestimmung, daß die Bauern mit den Steuern eine bestimmte Anzahl von getödteten Spatzen alljährlich einliefern mußten. Von dem Getreide, welches die Spatzen fraßen, sollten mehr Menschen leben können. Die Bauern jammerten aber, daß mit der Vertilgung der Spatzen das schädlichste Ungeziefer überhand nahm.

Es ist der besondere Ruhm Josefs II., daß er der Bauernbefreier war und daß er die Leibeigenschaft aufgehoben habe. Beidtel zeigt aber, daß die sogenannte Aufhebung der Leibeigenschaft den Bauern nur das Recht gab, zu heirathen nach Belieben, überall Aufenthalt zu nehmen und zu arbeiten, was sie wollten. Außerdem wurden die auf den herrschaftlichen Maierhöfen zu leistenden Dienste beschränkt. Diese Dienste waren aber auch früher nur nach Bedürfniß, gegen Kost und Lohn von der Herrschaft gefordert worden. Auch ist das Recht zu heirathen niemals von der Herrschaft verweigert worden, sobald die nöthigen Subsistenzmittel vorhanden waren. Die freie Wahl der Arbeit und des Aufenthaltes war allerdings durch die geschlossene Zunft- und Gildenverfassung beschränkt gewesen. Im übrigen aber hatte Josef II. die Lage der

Bauern nur verschlimmert, indem er alle alten herrschaftlichen Abgaben bestehen ließ und sie nur theilweise in Geld umwandelte. Dazu kamen die erhöhten Militärlasten, Vorspann, Einquartirung, Lieferung von Naturalien für das unter Josef II. stark vermehrte stehende Heer. Die einzige Besserung für den Bauernstand bestand in der von Maria Theresia durchgeführten Fixirung der Feudallasten und der Feststellung der Maximalgrenze der Abgaben.

Grundstürzend waren Josefs II Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete. Die Religion sollte als Polizeimittel der Staatsraison dienen. In diesem Sinne wurden der Episkopat und der gesammte Klerus in unwürdigste Abhängigkeit vom Staate gebracht, in dieser Richtung die Erziehung der Geistlichen in Generalseminarien bestimmt. Die Kanzel wurde zur Stätte polizeilicher Mittheilungen und Verkündigungen und obrigkeitlicher Belehrungen Die Gottesdienste wurden eingeschränkt und die Ausgaben hiefür vermindert. Das Kirchenvermögen wurde als Staatsgut erklärt, hier eingezogen, anderwärts eine Dotation geschaffen. Die ältesten Klöster wurden aufgehoben, die herrlichsten Besitzungen verschleudert, der magere Erlös zum „Religionsfonds" bestimmt, über welchen der Staat nach Belieben verfügte. Die Stiftungen wurden eingezogen und zu Staatszwecken verwendet, Spitäler und Armenhäuser aufgehoben und ein staatlicher Armenfonds gegründet. Nicht blos der Bettel, sondern auch das Almosengeben wurde unter Strafe gestellt und durch Aufstellung von Bettelvögten Controle geübt.

Als Grund und Boden und die Gelderträgnisse des Kirchengutes und der Stiftungen verschleudert waren, griff Josef II. zu einer neuen Maßregel. Das vorhandene Kirchensilber, welches man sich als sehr bedeutend vorstellte, sollte an die Staatskassa abgeliefert werden. Zwischen der Regierung und der Prager Jüdin Dobruschka (mit Sohn) kam auf zwölf Jahre ein Vertrag zu Stande, wonach die böhmische Jüdin das Silber und alle Kostbarkeiten der Kirchen von der Regierung zu einem bestimmten Preise übernehmen sollte. Ueber diesen Vertrag entstand im Volke um so größere Erbitterung, als es sich um die Auslieferung von silbernen Kelchen und sonstigen



zur Spendung der Sakramente nöthigen Kostbarkeiten an die Juden handelte. Nach Josefs II. Tode wurde der Vertrag alsbald beseitigt.

Es ist bekannt, daß Papst Pius VI. durch die Wiener Reise persönlich auf Josef II. einzuwirken suchte, aber ohne Erfolg. Die Mittheilungen Beidtel's hierüber sind von hohem Interesse Besondere Bedeutung erlangt aber Beidtel's Buch dadurch, daß er uns eine packende Charakteristik der Persönlichkeiten gibt, welche den Hof der ersten Lothringer beherrschten und die Untergrabung der habsburgischen Monarchie im Schilde führten Es waren der Belgier van Swieten, der Italiener Martini und der mährische Jude Sonnenfels, welche schon unter Maria Theresia die Stützen der Neuerungen waren. Dazu kamen Adelige und Professoren, welche sich in die einflußreichsten Staatsstellungen hinaufdrängen ließen, der unfähige General Laszy (ein Schotte), welcher im Türkenkriege Belgrad und sonstige Erwerbungen des Prinzen Eugen im unglücklichen Türkenkriege Josefs II. wieder verlor, aufgeklärte Geistliche, welche in wichtige Aemter und Würden eingedrängt wurden, wie Abt Rautenstrauch, Leopold von Hay, Bischof von Königgrätz, Karl Graf Herberstein, Bischof von Laibach, Gerbert von Hornau, Fürstabt zu St Blasien, Kindermann, infulirter Propst und Oberinspektor über das gesammte Schulwesen in Böhmen, Joh Bapt. Graf von Pergen, Bischof von Mantua, Moses Putnik, Erzbischof von Carlowitz, der infulirte Propst Anton Wittola, der Domherr und Generalvicar Freiherr von Tauber in Brünn, Franz Graf von Spaur, Fürstbischof von Brixen u. s. w.

Die Hauptaufgabe in kirchlichen Angelegenheiten lag unter Josef II. in den Händen einer „geistlichen Hofkommission“, welche nur aus Freimaurern und Illuminaten zusammengesetzt war. Vorstand war Franz Karl von Kresel, Mitglieder waren: Bischof von Ocoliczani, Hofrath bei der siebenbürgischen Hofkanzlei, Franz Edler von Heinke, Karl von Kustenfeld, Josef von Urmenyi, Leopold von Haan, Stefan Rautenstrauch, Benediktinerabt zu Braunau und Hofrath bei der vereinigten Hofkanzlei. Die Studienhofkommission hatte zum Vorstande den Illuminaten Franz van Swieten, Sohn

des Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia. Van Swieten stand mit den französischen Encyklopädisten in intimem Verkehre. Die Mitglieder der geistlichen Hofkommission waren zugleich Beisitzer der Studienhofkommission, welcher außerdem noch Sonnenfels und andere einflußreiche Freimaurer angehörten. Die Thätigkeit dieser Hofkommissionen war eine zerstörende, demoralisirende. Glaube und Wissenschaft litten unter einer „Aufklärung", welche alles Heilige, Erhabene und Wahre in den Koth zerrte und Eintagsgötzen anbetete. Wie Beidtel erwähnt, reisten diese Hofkommissäre im Lande herum und handelten mit einer Machtfülle und Willkür, welche an die römischen Proconsuln erinnerte.

Wie waren solche Verirrungen möglich? Josef II. gehörte doch zu den Monarchen, welche nicht ohne ideale Regungen waren. Er war Tag und Nacht thätig und verzehrte sein Leben vor der Zeit in angestrengtester Arbeit. Aber es mangelte dieser rastlosen Thätigkeit die nöthige Unterordnung unter Gott und seinen heiligen Willen. Nicht Gott zu dienen und im Dienste Gottes dem Nächsten zu helfen, war sein Ziel. Josef II. hatte sich einen eigenen Götzen geschaffen, den Staatszweck, welchem er nach der damaligen freimaurerischen Auffassung huldigte und dem er Alles, sich selbst und seine Völker zum Opfer brachte. Diesem Staatszwecke sollte die Religion als Mittel dienen, diesem Staatszwecke sollte die Wissenschaft huldigen, diesem Staatszwecke wurden alle Einrichtungen und Gesetze angepaßt, diesem Staatszwecke wurden alle erworbenen Rechte und Freiheiten geopfert, wurde der Wohlstand der Einzelnen und der Völker preisgegeben. Mit dem Staatszwecke indenticirte sich Josef II. und machte auf diese Weise den Egoismus zur Triebfeder seiner gesammten, alles umgestaltenden Thätigkeit. Der Egoismus vergiftet aber Alles, was er angreift. In der Kirche und in der Schule, in Wissenschaft und Kunst, in der Bureaukratie und im Militär suchte er Stützen, aber er bewirkte nur Demoralisation und Corruption. Was Josef II. schuf, war fast alles bodenlos. Seiner Arbeit fehlte die Beziehung zum Schöpfer, die Unterordnung unter Gott, damit mangelten ihr die sittliche Weihe und jener Segen, welcher nur der Thätigkeit im Dienste des Allerhöchsten und zum Heile

des Nächsten innewohnt. Nur jener Thätigkeit, welche ihre Aufgabe als ein von Gott zugewiesenes Amt, als einen Beruf zum Wohle der Gesammtheit auffaßt und in Demuth, unter Beziehung auf den Schöpfer ausübt, ist es beschieden, segensreich zu wirken und dauernde Früchte zu bringen. Der Egoismus aber zerstört nur. Unter diesem Fluche des Egoismus scheiterte der gute Wille Josef's II. Er wollte den Staat einigen und stärken und untergrub seine Grundlagen, er wollte die Völker beglücken und trieb sie zur Verzweiflung und zur Revolution, in welcher er Belgien einbüßte, er wollte die Freiheit und schuf unerträglichen Despotismus, er wollte die Würde der Religion und erniedrigte sie, er wollte den Ruhm der Wissenschaft und schuf lächerliche Ausgeburten der Aufklärung, er wollte, wie er am Lebensende jammernd klagte, das Beste und schuf vielfach Unheil. So endet in Verkehrtheit der Egoismus. Nur dem Streben und Handeln im Dienste Gottes und des Nächsten wird der Segen und die Zufriedenheit zu Theil.

In diesem Sinne ist Beidtel's Buch im höchsten Grade lehrreich und beherzigenswerth. Das Werk gehört immer noch zu den wichtigsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart auf staatsrechtlichem Gebiete, wenn es auch schon vor einem Menschenalter geschrieben ist. Die Klarheit und Wahrheit der Auffassung und Darstellung sichern dem Werke dauernden Werth. Wir sehen mit Spannung dem II. Bande entgegen, welcher den wichtigen Zeitraum von 1792—1848 umfassen wird.

XXVII.

Zeitläufe.

Die Duell-Frage in Preußen mit einschlägigen Verhältnissen. I.

Den 12. Februar 1897.

Es zählt zu dem Ruhme der bald sechszigjährigen Regierung der Königin Viktoria, daß vor nahezu einem halben Jahrhundert das Duell in England dadurch einfach beseitigt wurde, daß die englischen Kriegsartikel bestimmten: daß jeder Offizier aus der Armee ausgestoßen werde, der sich duellirt. Freilich gibt es in England keine allgemeine Wehrpflicht, was ihm in Preußen immer wieder sehr verargt wird, und ist dort auch nie ein Schritt zur Entwickelung des Militärstaats unternommen worden. Dennoch hat die Officiers-Ehre in dem hochcivilisirten England seither in keiner Weise gelitten.

Seitdem bei uns der Militarismus alle bürgerlichen Verhältnisse durchdringt, ist die Blüthezeit des Duellirens angebrochen. Schon vor vier Jahren sah sich in dem früher so gemüthlichen Bayerland die zweite Kammer veranlaßt, an den Kriegsminister die Anfrage zu stellen: was er denn zu dem zunehmenden „Duellunfug“ denke? Der Minister antwortete, ganz correkt preußisch: „Das Duell sei eine sociale Nothwendigkeit, so lange die socialen Verhältnisse bestehen, wie sie dermalen sind, sei das Duell trotz der gesetzlichen Bestimmungen, und obwohl es durch das Strafgesetz ver-



boten ist, doch nicht aus der Welt zu schaffen." Damit, bemerkte ein Berichterstatter, hat er nun der in der Armee herrschenden Anschauung Ausdruck gegeben, wonach der Officier eine andere Art Ehre besitze als der Bürger; der Officier weigert sich, die Oberhoheit des Staats, dem er dient und der ihn beruft, anzuerkennen.[1])

Noch im vorigen Jahre wurde auch im österreichischen Reichsrathe die Duellfrage aufgeworfen. Der Minister-Feldzeugmeister antwortete: das Duellwesen sei ein Unfug, ein Rest von Barbarismus. „Er stimme vollständig einer Aeußerung des Siegers von Aspern bei, der meinte, das Duell sei ein Ueberbleibsel jener rohen Zeit, in der man es für erlaubt hielt, sich selbst mit Gewalt Recht zu verschaffen; die Militärverwaltung werde Alles thun, um diesem Unfug ein Ende zu machen." [2]) Indeß hat auch in Bayern der oberste Kriegsherr „im Frieden" nicht ganz nach preußischem Muster gehandelt. Er hat bekanntlich dem Urtheil eines Ehrengerichts die Bestätigung versagt, welches einen katholischen Officier, wegen seiner grundsätzlichen Gegnerschaft gegen das Duell, aus dem Officiersstand ausschließen wollte. Das wäre in Preußen unmöglich gewesen. Wie leicht ein preußisches Ehrengericht auch über Bedenken anderer Art hinwegsehen kann, haben um dieselbe Zeit zwei Officiere in Düsseldorf erfahren, welchen der Officierstitel aberkannt wurde, weil sie sich nicht mit einem von ihnen selbst des Meineides bei der Staatsanwaltschaft Beschuldigten duelliren wollten. Es wurde nicht einmal der gerichtliche Austrag abgewartet. Der Eine der Verabschiedeten soll seine auf dem Schlachtfeld errungenen Ehrenzeichen zurückgeschickt haben.[3])

Die vergangenen zwei Jahre waren besonders reich an

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 10. Dez. 1893.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. Dezember 1896.

3) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 19. Juli 1896.

Aufsehen erregenden Duell-Mordthaten, insbesondere von dem Fall Kotze-Schrader an. Ende April 1896 beschäftigte sich der Reichstag zwei Tage lang mit der Duell-Frage. Es wurde einstimmig der Beschluß gefaßt: „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dem mit den Strafgesetzen in Widerspruch stehenden Duellwesen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten." Der Reichskanzler verlas eine Erklärung, wonach die Regierung die traurigen Vorgänge bedauere, die den unmittelbaren Anstoß zu diesem Beschluß gegeben haben, „und erwäge, auf welchem Wege der Achtung und Befolgung der Gesetze auch auf dem Gebiete des Duellwesens eine wirksamere Sicherung als bisher gegeben werden könne." Aus den Worten des Reichstagsbeschlusses konnte man wohl die Anschauung ableiten, daß damit der Achtungsstellung der ehrengerichtlichen Institution die Anerkennung entzogen werden solle.

„Hier liegt die eigentliche Wurzel des Uebels. In dem Augenblick, wo der oberste Kriegsherr im Deutschen Reiche eine entschieden abweisende Stellung gegenüber dem Duell einnimmt, wie es z. B. Prinz Albert in England gethan hat, ist es mit den Duell-Gepflogenheiten im Heere und damit auch in andern Gesellschaftskreisen vorbei. Aber auch erst dann. Daraus ergibt sich die ganze Verantwortlichkeit, welche in dieser Frage bei der für unser Heer entscheidenden Stelle beruht." [1])

Die Erklärung des Reichskanzlers war von vorneherein sehr vorsichtig abgewogen, dennoch erregte sie in den hohen Militärkreisen unverholenen Anstoß. In dem halbamtlichen „Militär-Wochenblatt" war, mit der Zustimmung Bismarcks, zu lesen: „Daß das Duell heutzutage in den besseren gesellschaftlichen Schichten etwas Unentbehrliches sei, und daß es namentlich für das Officiercorps gar nicht zu entbehren sei, wenn letzteres nicht von der hohen Stufe der Ritterlich-

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 4. August 1896.

keit, durch die es sich jetzt auszeichne, herabsinken wolle." In Bezug auf die nachher erfolgten Maßnahmen ist es von Interesse zu hören, was schon damals ein anderes Centrumsblatt geäußert hat:

„Die Nöthigung, sich dem Schiedsspruche des Ehrengerichts zu unterwerfen, würde auch noch nicht zur Ausrottung des Zweikampfes führen, solange dieser von der Armee nicht grundsätzlich verworfen wird. So lange das Officiercorps grundsätzliche Gegner des Duells in seine Mitte nicht aufnimmt, so lange die Anerkennung des Zweikampfes als Probe der Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit gilt, so lange wird das Duell nicht auszurotten sein und die Ehrengerichte werden immer wieder in die Lage gerathen, keinen beide Theile befriedigenden Schiedsspruch bilden zu können. Die Quacksalbereien mit den Ehrengerichten, welche eine grundsätzliche Anerkennung des durch Religion, Vernunft und Gesetz verbotenen Duells zur Voraussetzung haben, können nichts nützen. Grundsätzlich ist das Duell zu verurtheilen, und grundsätzlich muß das Verbot des Duells demgemäß auch in Theorie und Praxis im Heere gehandhabt werden. Nur wenn ‚von Oben' der Zweikampf grundsätzlich verurtheilt wird, kann in der Armee die gesunde Anschauung Raum gewinnen. Die Anerkennung des Zweikampfs muß aufhören, als Bedingung für die Aufnahme in das Officiercorps zu gelten, und nicht die Ablehnung, sondern die Annahme des Zweikampfes muß mit Ausstoßuug aus dem Officiercorps bestraft werden."[1])

Nun trat auch noch der Fall „Brüsewitz" ein. Bekanntlich handelte es sich dabei um kein eigentliches Duell, sondern ein Officier glaubte am Wirthshaustisch in seiner Person des „Kaisers Rock" von einem Civilisten beleidigt zu sehen und säbelte denselben im Davonlaufen nieder. Gewiß verdiente dieser Fall die allgemeine Verurtheilung: „Der Sonderbegriff der Officiersehre, wie er gerade in letzter Zeit in so trauriger Weise bekundet worden ist, ist gar kein

1) Berliner „Germania" vom 8. Juli 1896.

richtiger Ehrbegriff mehr, das ist eine krankhafte Einbildung, die je eher je besser über Bord geworfen wird. Man sagt, der Officier solle seine Ehre auf der Spitze seines Säbels tragen. Nein, in sich soll er die Ehre tragen und sein Handeln so einrichten, daß er jederzeit vor seinem Gewissen bestehen kann. Das ist das richtige Ehrgefühl, und wenn der Officierstand sich gewöhnen wollte, hiernach zu handeln, so würde er wahrlich nicht an seinem Ansehen Schaden leiden, sondern nur gewinnen Es ist gewiß für den Officier so wenig wie für jeden Staatsbürger eine Schande, gegen Beleidigungen und Ehrenkränkungen die Hülfe der Gerichte anzurufen; solange er selbst ehrenhaft handelt, fallen die Antastungen seiner Ehre immer auf den Beleidiger selbst zurück." [1])

Das unselige Erlebniß in Karlsruhe beschäftigte nun den Reichstag auf's Neue. In England, wo die Sache das größte Aufsehen gemacht hatte, schrieb das Londoner Hauptblatt: „Das deutsche Volk, der deutsche Civilist ist zwar gleich anderen Völkern der Ansicht, daß das Duelliren den christlichen Vorschriften nicht entspricht, aber das sind ja nur einfache Leute, Einfaltspinsel, die von der Sache nichts verstehen, und die nicht begreifen, daß ein unter Berufung auf die militärische Ehre begangener Mord kein Mord ist, sondern eine rühmenswerthe That. Herr Eugen Richter mag in seinen Aeußerungen mitunter fehlgreifen, vollkommen Recht aber hat er mit der Behauptung, daß die vielgepriesenen Reden vom Thron aus über Religion, Sittlichkeit und Ordnung nicht zu einer Praxis stimmen, welche sich im schneidenden Gegensatz zu den elementaren Lehren der christlichen Kirche befindet. Vor wenigen Tagen erst ermahnte der Kaiser seine Rekruten, sich um Thron und Altar zu schaaren angesichts des bestehenden allgemeinen Mißtrauens

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 8. November 1896.



und ein gutes Beispiel zu geben. Schade nur, daß die so beredt vorgetragenen christlichen Anschauungen nicht auch dem deutschen Officiercorps eingeprägt werden."[1])

Im Reichstag hatte dem Redner der Linksliberalen gegenüber Graf Mirbach von der Junker-Partei geäußert: „Vom religiösen Standpunkte aus läßt sich das Duell nicht vertheidigen; aber es gibt Fälle, bei welchen man nicht dem Gebote der Religion folgen kann." Es handelte sich also bei der in Aussicht gestellten Verfügung des Monarchen um eine dogmatische Entscheidung des „protestantischen Kaiserthums." Ein Berliner Berichterstatter bemerkte sofort zu der Aeußerung des Grafen Mirbach:

„Der Parlamentsbericht verzeichnet hier ‚lebhaften Widerspruch von links.' Man hat also hier einen ganz besonders charakteristischen Zug, wie unheilbar verquickt die Lage in Deutschland ist. Ein Führer der Conservativen, welche im Lande Kirchen auf Kirchen bauen und den Spruch stets im Munde führen: ‚Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben' — erklärt hier bündig: ‚Es gibt Fälle, bei welchen man nicht dem Gebote der Religion folgen kann.' Und gegen diese Aeußerung protestiren lebhaft die Leute, welche den kirchlichen Bestrebungen der protestantischen Conservativen aus verschiedenen Gründen widerstehen, und welche deshalb öfters als Feinde Gottes und der Kirche bezeichnet werden. Kann es eine unglaublichere, eine tollere Verschiebung geben."[2])

Am 1. Januar dieses Jahres erschien nun die Kabinetsordre zur Ergänzung der Verordnung vom 2. Mai 1874 über die Ehrengerichte der preußischen Officiere. Sie entsprach den Vorschriften, welche der Reichskanzler noch am 17. November dem Reichstag in Aussicht gestellt hatte, „um den Zweikampf, wenn nicht völlig zu beseitigen, so

---

1) Aus den Londoner „Times" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. November 1896.

2) Wiener „Vaterland" vom 25. November 1896.

doch auf ein Mindestmaß zurückzuführen." Schon in der ersten Zeile der Kabinetsordre heißt es: „Ich will, daß Zweikämpfen Meiner Officiere mehr als bisher vorgebeugt werde." Die grundsätzliche Verwerflichkeit des Duells ist schon durch die zwei Zwischensätze: „Versöhnung, soweit Standesehre und gute Sitten es zulassen" und „Ausgleich, soweit es die Standessitte irgendwie zuläßt", ausgeschlossen. Die Ordre enthält also auch nicht den Satz, daß kein Officier im Heere geduldet werden würde, welcher seine Ehre durch einen Zweikampf zu wahren versucht hätte; im Gegentheil läßt sie die Bestimmung von 1874 bestehen, wonach kein Officier im Heere geduldet würde, welcher gegebenen Falls zum Duellmord nicht bereit wäre.

Und zum letzten Ende steht aller Ausgang der Verwicklungen im Befinden des Kaisers und Königs, es nimmt also die Krone die Verantwortung auf sich. Das ist zu Alldem die peinlichste Seite dieser Vorgänge. Vor zwei Jahren spielte sich in Berlin ein Ereigniß ab, das selbst im junkerlichen Hauptblatt den Aufschrei hervorrief: „gegen das Duellwesen müsse endlich von Oben vorgegangen werden." Freilich konnte sich Jedermann sagen: das werde, wie heute die Sachen liegen, kaum Jemand erleben. Gemeint ist die Geschichte des Duells zwischen den Kammerherren und Ceremonienmeistern am preußischen Hofe Herrn von Kotze und Freiherrn von Schrader. Darüber lautete ein Bericht aus Berlin:

„Vor Allem möchten wir noch ausdrücklich feststellen, daß der Zweikampf kein freiwilliger war. Herr von Kotze, der bekanntlich lange unter dem Verdachte gelitten hat, der Schreiber jener anonymen Briefe über ehebrecherische Verhältnisse der preußischen Hofgesellschaft gewesen zu sein, hatte es anfänglich abgelehnt, sich mit Herrn von Schrader, dem ersten Urheber jenes Verdachtes, zu schießen. Diese Weigerung war der Grund, aus welchem die Entscheidung des militärischen Ehrengerichtes gegen Herrn von Kotze ausfiel. Da griff der Kaiser

ein, und durch des Kaisers Umänderung der ehrengerichtlichen Entscheidung wurde Herr von Kotze wieder ‚satisfactionsfähig‘, und die nothwendige (‚gezwungene‘ möchten wir sagen) Folge war, daß Herr von Kotze den Herrn von Schrader fordern mußte. Der Fall war ein ‚schwerer‘, und dem zu Folge waren auch die Bedingungen so schwere, daß einer der beiden Herren auf dem Platze bleiben mußte. Herr von Schrader hat denn auch seine leichtfertige Verdächtigung mit dem Tode gebüßt.“

„Nicht weniger wichtig erscheint die weitere Frage: Wie stellen sich die Behörden zu diesem regelrechten Todtschlage? Und da muß ohneweiters festgestellt werden, daß sie alle mit offenkundiger Geflissenheit ihre Pflicht verletzt haben. Vom untersten Schutzmann an, in dessen Revier die mörderische Schießerei stattfand, bis fast hinauf zum obersten Schützer der Gesetze: sie alle haben genau gewußt, an welchem Tage, zu welcher Stunde, an welchem Orte einem Menschen das Lebenslicht ausgeblasen werden sollte, und sie alle haben nichts gethan, um den Todtschlag zu verhindern. Was hat es für Werth, wenn hinterher der Monarch sich leutselig nach dem Befinden des zu Tode getroffenen Schrader erkundigt, nachdem es verabsäumt war, die in Zeitungen öffentlich angekündigte brutale Rauferei zu verhindern? Seit Monaten hat man von diesem Zweikampfe gesprochen, es ist daher absolut ausgeschlossen, daß die Polizeidirektionen von Berlin und Potsdam nicht dieselbe Kenntniß von dem Stattfinden des Duells gehabt haben, wie etwa ein Wiener Journalist. Da gibt es keine Ausrede und es wird eine solche auch gar nicht einmal versucht.“ [1])

Das vielbesprochene Duell zwischen den zwei Hofbeamten hatte damals am Charfreitag stattgefunden. Zur selben Zeit im Jahre darauf hatte das socialdemokratische Berliner Blatt das Vergnügen zu melden: „Kein Tag ohne Duellverbrechen. Es scheint, daß die vornehmsten Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung sich das Wort zur Parole

1) Wiener „Reichspost“ vom 15. April 1895.

erkoren haben." Zunächst handelte es sich um einen mit schwerer Verwundung ausgegangenen Zweikampf zwischen einem Gardeofficier und einem Civilisten in der Jungfernhaide bei Berlin. Am Tage zuvor aber hatte das „Berliner Tagblatt" über den anderen Falle berichtet: „Von dem Duell, in welchem der Rechtsanwalt Zenker getödtet wurde, erhielt der Kaiser sofort telegraphischen Bericht. Der Marine-Officier, welcher seinen Gegner erschoß, gehört nämlich zu der Besatzung der ‚Hohenzollern' und sollte eigentlich die gegenwärtige Reise des Kaisers mitmachen, blieb aber, um die Duellangelegenheit zum Austrag zu bringen, zurück."[1])

Der Eindruck, welchen diese sich häufenden blutigen Vorfälle in weiten Kreisen zurückließen, erweckte die Erinnerung an König Friedrich Wilhelm IV., denjenigen unter den preußischen Königen, welchem das Duell verhaßt, oder noch genauer gesagt, den einzigen, dem es wirklich verhaßt war. Woher sollte also der allein mögliche entscheidende Machtspruch gegen den privilegirten Mord kommen? „Etwa vom König von Preußen? Gesetzt, er wollte es so würde er es gar nicht können. Mit Recht sagt Hermann Wagener in seinen Denkwürdigkeiten gerade mit Bezug auf die Duellfrage, es gebe eine Macht im preußischen Staate, vor der auch der König die Waffen strecken müsse, und diese Macht sei der einmüthige Wille des preußischen Officiercorps. Es hat einmal einen preußischen König gegeben, der aus religiösen Gründen den privilegirten Mord verabscheute und ihn gerne ausgerottet hätte, aber nicht einmal hindern konnte, daß die seinem Herzen am nächsten stehenden Freunde sich niederknallen lassen mußten, sobald es der junkerlichen Officierskaste, sei es auch aus unanständigen Gründen, gefiel. Als der Polizeipräsident von Hinckeldey sich im Jahre 1856 erdreistet hatte, eine junkerliche Spiel-

1) Berliner „Vorwärts" vom 28. März 1896.



hölle aufzuheben, mußte er vor die Pistole, und der König Friedrich Wilhelm IV., der rechtzeitig von dem Duell unterrichtet worden war, mußte es ruhig geschehen lassen, daß in nächster Nähe des Schlosses, in dem er hauste, sein Liebling über den Haufen geschossen wurde. Er durfte den Mörder nicht einmal die gelinde Strafe verbüßen lassen sondern mußte ihn wider Willen begnadigen. Die unglückliche Wittwe Hinckeldey's selbst wurde von ihrer Kaste gezwungen, um die Begnadigung des Mörders einzukommen, und es ist nicht ohne Interesse, den aus Potsdam am 20. März 1857 datirten Brief zu lesen, in dem Friedrich Wilhelm IV. ihre Bitte gewährte." Er lautete:

„Sie haben, meine theuere gnädige Frau, dem verehrten, unvergeßlichen Namen Ihres seligen Gemahls einen neuen, seiner würdigen Glanz zugedacht, indem Sie an seinem Todestage um die Begnadigung dessen bei mir gebeten haben, durch dessen Hand Ihnen, Ihren Kindern, dem preußischen Adel, den echten Patrioten und meinem eigenen Herzen eine unheilbare Wunde geschlagen ist. Es gibt einen Schmerz, gnädige Frau, der nach meinem Gefühle nur durch Erhörung auch sehr kühner Bitten zu ehren ist Wer Ihren seligen Mann gekannt hat, wie ich das Glück gehabt habe, der wird es vollkommen begreifen, daß Sie in seinem Geist und Sinne, aus Liebe und Treue zu ihm, an diesem 10. März, so wie Sie es gethan, gebeten haben, und der wird mich verstehen, wenn ich, um Sie und sein Andenken zu ehren, zu schwach bin, um dieser Bitte zu widerstehen, trotz aller gewichtigen Bedenken, die sich dem entgegenstemmen. Herr von Rochow ist also von heute frei — wenn auch von meinen Residenzen und Hoflagern verwiesen — er ist frei durch Sie allein und weiß das auf meinen Befehl. Sollten die Kohlen, die Ihre Hochherzigkeit auf sein schuldig Haupt sammelt, ihm brennender als seine Haft sein, so ist das weder Ihre noch meine Schuld." [1])

1) Stuttgarter „Neue Zeit." Berlin vom 15. April 189[illegible]. S. 100.

XXVIII.

Zum Streit Lamprecht-Finke.

In seiner gehaltvollen durch umfassende Kenntniß und Schärfe des Urtheils ausgezeichneten Schrift: „Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters" hat Professor Finke den vierten und den ersten Theil des fünften Bandes von Lamprechts „Deutscher Geschichte" einer scharfen Kritik unterzogen Fast schien es, der Leipziger Historiker würde Professor Finkes Angriff ignoriren, endlich fühlte er sich doch bewogen für seine wissenschaftliche Ehre, die stark compromittirt war, eine Lanze einzulegen, um seinen Gegner aus dem Sattel zu heben. Die Antwort, richtiger die Kritik eines einzelnen Punktes der Finke'schen Schrift erschien zu Anfang dieses Jahres in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, ist aber datirt Ostern 1896. Statt seinen Gegner Punkt für Punkt zu widerlegen, statt das Beweismaterial, auf das die von Finke angegriffenen Ansichten sich gründen, beizubringen, concentrirt L. seine Vertheidigung auf einen einzigen Punkt, sucht wenigstens eine Position, die zufällig die allerschwächste ist, zu behaupten.

In seiner Deutschen Geschichte verbreitete sich L. „über den außerordentlich sinnlichen Charakter und die massiven Formen, in welchen sich die germanisch-christliche (!) Frömmigkeit bewegte" Statt uns einige Beispiele sittlicher Verirrung oder geschlechtlicher Ausschweifung zu geben, wie sie ja auch im Mittelalter nicht selten waren, schildert uns L. die außerordentlichen Abtödtungen und Bußwerke der hl Liutbirg und der hl. Sisu. Von letzterer sagt er: „Würmer zernagten ihren Körper, die sie sich, fielen sie ab, in frommer Wollust wieder ansetzte." Bußübungen und Wollust schließen sich aus wie Feuer und Wasser; wer sich kasteit und allen irdischen Freuden entsagt,



fröhnt doch nicht der Wollust. L. anerkennt diesen Unterschied nicht, und hat, ob absichtlich oder unabsichtlich, wir wollen es nicht entscheiden, dem Citat, das wir oben angeführt haben, die Worte in frommer Wollust hinzugefügt; daß dieselbe Heilige die Unwissenden unterrichtet und so viele andere treffliche Handlungen erwähnt L. nicht. An einer anderen Stelle sprach L. von den wüst-phantastischen Prophetien der Aebtissin Hildegard, von Nonnen, die von nichts als von Liebhabern und reicher, die Körperformen sinnlich betonender Kleidung träumten. Als ihm hierauf hin Finke vorwarf, er lasse Klosterfrauen als wüste Phantastinen oder Dirnen erscheinen, da ist L. höchlich erstaunt über den logischen Gedankensprung seines Gegners und empört über die Insinuation, er habe die mittelalterlichen Klosterfrauen herabsetzen wollen. Wer logisch denkt, wer etwas Ethik und christliche Moral studirt hat, wird sich über die Einfalt L. nicht wenig wundern. Wer sich in wüsten Phantasien gefällt, dieselben andern mittheilt, ist jedenfalls ein Phantast. Eine Klosterfrau, die obgleich sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt, beständig von Liebhabern träumt, hat die Keuschheit schon im Herzen gebrochen und wird Gelegenheit suchen, ihre sinnlichen Gelüste zu befriedigen.

L. ist nicht einmal consequent, wie folgendes Urtheil über Finke zeigt: „Finke gilt auf seinem Sondergebiet als ein tüchtiger Forscher" (das heißt doch wohl, er ist objektiv unparteiisch); „aber das höhere Gebiet vorurtheilsloser genetischer Betrachtungsweise ist ihm wie jedem wahrhaft klerikalen Historiker verschlossen." Das sind einfach grundlose Behauptungen, denn Finke hat nicht nur einmal, sondern öfter erklärt, daß er in erster Linie Historiker, daß es ihm vor allem um die Wahrheit zu thun sei. Um Finke des Widerspruchs zu überführen, hätte L. irgend eines der Bücher Finkes zergliedern, die Fehler nachweisen und zeigen müssen, daß sie in dem Klerikalismus des Verfassers ihren Grund haben. L. konnte den Beweis nicht führen und spielte sich als Denuncianten aus. L. hat deshalb nichts von der Standhaftigkeit der Nonnen in dem Kloster Katharinenthal in der Schweiz gewußt, weil der Aufsatz im 113. Band der Historisch-politischen Blätter erst nach dem Erscheinen seines Buches veröffentlicht worden ist. Niemand

kann von ihm verlangen, daß er die „Winkelliteratur“ Thurgaus kenne. Nun, er konnte bei Janssen, den er ja gelesen hat, das Nöthige finden Wer die Klöster Deutschlands und der Schweiz in so maßlosen Ausdrücken angreift, von dem kann man verlangen, daß er die einschlägige Literatur über die Klöster kennt, oder wenigstens die Autorität angibt, auf die er sich stützt. Mit aus dem Zusammenhang gerissenen und durch Zusätze entstellten Stellen kann man alles beweisen.

L. betont beständig seine genetische Betrachtungsweise und benimmt sich, als ob er die Wissenschaft allein gepachtet habe. Männer wie Finke, welche sich mit Erforschung und Feststellung der Thatsachen beschäftigen, werden von dem in den Wolken thronenden, alles von seinem höheren Standpunkt überschauenden Seher mit mitleidiger Verachtung behandelt. Es ist nur Schade, daß der Seher nicht genau zusieht, und von andern ungeprüft hinnimmt, was zurückgewiesen werden sollte, daß er sich von Detailstudien dispensirt und aus dem einzelnen Fall allgemeine Schlüsse zieht. L. bemerkt mit sichtlicher Genugthuung: „Wenn mein Buch im Verborgenen geblieben wäre. Aber es gehört zu den Büchern, aus denen der Gebildete“ (jedenfalls nicht der Historiker) „mit Vorliebe seine Ansichten zu schöpfen beginnt“ (S. 275.) Wir sind begierig, wie lange sich L. noch behaupten, ob die Kritiken eines Finke, Lenz, Rachfahl wirkungslos bleiben werden. Zerzaust ist er immerhin genug, die fremden Federn, mit denen er sich geschmückt, sind ihm von diesen Kritikern ausgerissen worden. Es ist jedenfalls ein schlimmes Zeichen, daß der früher so vornehme L. mit Ausdrücken wie Klerikalismus, Ultramontanismus um sich wirft und seinen Gegner zu ver-verdächtigen sucht, daß er auch in der neuen Auflage seines vierten Bandes von den zahlreichen Berichtigungen und Widerlegungen seiner Darstellung nur einige wenige berücksichtigt hat. Die eigene Unfehlbarkeit muß aufrecht erhalten werden, selbst auf Kosten der Wahrheit. L. ist wohl kein Fanatiker, aber wenn er seine Stellung durch das Zuschautragen seines Protestantismus sichern kann, so verschmäht er den Fanatismus nicht und spielt auch den Deutschen aus gegenüber den undeutschen Klerikalen. Finke hat sich sowohl durch seine erste oben citirte als durch seine zweite Streitschrift „Genetische Geschichts-

forschung" große Verdienste erworben und hoffentlich manchen Pfuschern das Handwerk gelegt. Auch einige katholische Forscher haben sich durch L.s hochtrabende Redensarten bestechen lassen, hoffen wir, daß dieselben von ihrem Irrthum zurückkommen und statt von oben herab die Fakta zurechtzulegen, die Thatsachen mit emsiger Sorgfalt ermitteln und feststellen.

XXIX.
Tirols Wappenbuch.

Das Jahr 1896 hat Tirol zum Schauplatze religiös-patriotischer Feste gemacht, die an Glanz, echter Volksthümlichkeit und idealer Begeisterung einzig dastehen. Die hundertjährige Erinnerung an die Weihe des Landes Tirol an das göttliche Herz Jesu war der Gegenstand dieser Feste, welche den allbekannten berechtigten Lokalpatriotismus des biederen Volkes in neuem Glanze strahlen ließen. Die geschichtliche Grundlage dieser Vaterlandsliebe wird durch ein heraldisches Prachtwerk illustrirt, auf das wir unsere Leser seines rein wissenschaftlichen Charakters und historischen Werthes wegen hier aufmerksam machen möchten. Unter dem Titel: „Wappenbuch der Städte und Märkte der gefürsteten Grafschaft Tirol" (Innsbruck. Anno Domini 1894. Eigenthum und Verlag des Museum Ferdinandeum) liegt dasselbe als die gemeinschaftliche Leistung eines kunstsinnigen Mäcens, eines tüchtigen Malers und eines gediegenen Urkundenforschers vor.

Der Freiherr Franz von Lipperheide ließ nämlich 1892 eines der Zimmer in seinem neuerbauten Schlosse Matzen im Unterinnthal durch die Künstlerhand Karl Rickelt's mit den 48 Wappen der tirolischen Städte und Märkte ausschmücken. Damit dieser künstlerische Schmuck der historischen Wahrheit entspräche, wurde der Custos am Museum Ferdinandeum, Konrad Fischnaler, beauftragt, über die Berechtigung und die ursprüngliche Form der Wappenbilder die nöthigen Forschungen anzustellen. Dem entsprechend bietet das vor-

liegende Werk in seinem ersten Theile die nach den Quellen gezeichneten beziehungsweise colorirten Wappen der 20 Städte und 28 Märkte Tirols von Karl Rickelt, während der zweite Theil die Resultate der Fischnaler'schen Forschungen unter dem Titel: „Die Wappen der Städte und Märkte von Tirol nach ihrer christlichen Entwicklung“ enthält. Wie Freiherr von Lipperheide das Werk angeregt hat, so hat er auch die kostspielige Herausgabe desselben bewirkt und die ganze Auflage sammt den Platten dem Ferdinands-Museum zum Geschenke gemacht. Den eigentlichen literarischen Werth des schönen Buches begründen natürlich die Detailstudien und archivalischen Forschungen Fischnalers. Von jeder Stadt und jedem Markte liefert er in klassischer Kürze bis zu dem Zeitpunkte des endgiltig angenommenen Wappens eine Geschichte, worin fast jedes Wort mit Anführungen aus der reichen Landesliteratur oder mit urkundlichen Nachweisen belegt ist. Eine heraldische Erklärung der Wappen schließt diese historischen Skizzen ab. Weil der Verfasser es sich zum Grundsatze gemacht hat, landläufige, aber unbegründete Angaben nirgends nachzuschreiben, ist er dadurch mehrfach in den schneidendsten Gegensatz zu den Behauptungen auch bewährter tirolischer Autoren gerathen. Eine polemische Auseinandersetzung ist aber geflissentlich vermieden, zumal durch die fortwährende Quellenangabe jedem die Möglichkeit zur Nachprüfung geboten ist. Insbesondere kann der Verfasser als Resultat seiner Forschungen die überraschende Wahrnehmung constatiren, daß trotz der reichlichen Quellen und Vorarbeiten sich nur mit erheblichen Schwierigkeiten feststellen läßt, welche Orte Tirols thatsächlich berechtigt seien, sich „Stadt“ oder „Markt“ zu nennen, und daß im Gebrauche der Ortswappen eine bedeutende Unsicherheit und selbst Willkürlichkeit besteht. Natürlich haben diese Ausführungen, was wir hier betonen, nicht blos ein nächstes landeshistorisches Interesse, sondern sind für die Culturgeschichte überhaupt von nicht geringer Bedeutung. Schon die merkwürdigen Ortsnamen Tirols, welche durch Schnellers jüngste „Tirolische Namenforschungen“ neue Aufhellung erhalten haben, können als eine Art Compendium ethnographischer und culturgeschichtlicher Entwicklung gelten. Fischnaler hat einen weiteren ausgezeichneten Commentar zu diesem oft räthselhaften Compendium geliefert. Auch durch dieses Wappenbuch hat übrigens Tirol seinen Vorrang an geistiger Regsamkeit unter allen österreichischen Kronländern dargethan, den es allen liberalen Schmähungen und Lügen über „Pfaffenfabriken, culturellen Rückstand u. s. w.“ zum Trotz von jeher behauptet.

XXX.

Terracina.

(Schluß.)

III.

Es gibt sonderbare Käuze, die das Unbequeme dem Bequemen vorziehen, sich lieber durch dick und dünn Wege bahnen, als betretenen Pfaden zu folgen; obgleich sie Gefahr laufen irrzugehen, dennoch die Führer wo immer thunlich verschmähen, selbst wenn diese den Ruhm und die Allweisheit Bädekers besitzen. Sie behaupten, bei ihrem Verfahren sei das Leben und besonders das Reisen interessanter und hafte das Erlernte fester. Schreiber dieser Zeilen gehört zu derartigen Sonderlingen, deshalb begibt er sich an fremden Orten gern führerlos auf Entdeckungsfahrten und that so in Terracina. Da mußte er aber bald sich selber gestehen, in ein unentwirrbares Labyrinth gerathen zu sein, das durch Ruinen aus den verschiedensten Culturepochen, durch Tempelfundamente, auf die bereits wieder ganz oder halb zerstörte Kirchen und Klöster erbaut worden waren, durch Fora und Amphitheater, Castelle mittelalterlicher Zeit und römische Thürme entstanden ist. Dazu gesellten sich schwer definirbare Theile einer Bauart und Kunst, die älter als die römische Zeit sein muß. Befestigungen inmitten der jetzigen hochgelegenen Altstadt, korinthische Säulen im Innern moderner dreistöckiger Häuser, polygone Mauern, über denen römische Villen angelegt waren, deren Trümmer wiederum in mittel-



alterliche Befestigungen eingebaut sind; antike, romanische, gothische Säulen und Skulpturen, Alles unter und übereinander im kleinen Gebiet der Altstadt und dazu die geheimnißvollen Arkaden Theodorichs auf der um 220 Meter höher gelegenen Veste des Monte St. Angelo, den eine mit Thürmen versehene Ringmauer mit der Stadt verbindet.

Die Sphinx, deren Contour im Cap der Circe auch noch von der Stadt aus immer wieder am westlichen Horizont sichtbar ist, hörte nicht auf Räthsel zu stellen, wie auf der Fahrt hierher, die sie zu beherrschen schien. Ermüdet von den vielen Widersprüchen, die sich aus so manchen unverkennbaren Merkmalen dieser und jener Epoche und traditionellen Bezeichnungen ergibt, wie wir sie beim Volke erfragten, hieß es endlich doch demüthig bei Bädeker und Genossen Rath erbitten, und wo dieser nicht ausreichte bei Archäologen älteren und neueren Datums Belehrung zu suchen.

Aber da kamen wir erst recht vom Regen in die Traufe der Widersprüche. Alle widersprechen sich untereinander, widersprechen der Tradition und zuweilen der gesunden Logik des einfachen Menschenverstandes. Da soll z. B. der schöne gothische Dom nicht, wie mit den Meisten auch die Volkstradition es will, auf einem Apollotempel, einer vorzüglichen Zierde der antiken, in kleinem Raum neun Tempel einschließenden Stadt erbaut sein, sondern die Fundamente sollen die des noch berühmteren und ältern Jupitertempels, des Jupiter Anxur gewesen sein, von dem Virgil spricht. So will es der italienische Archäolog Vinditti, während der Franzose Blanchère in seiner 1894 erschienenen Lokalgeschichte Terracinas den Jupitertempel an die Stelle verlegt, welche ein mittelalterliches Castell einnimmt. Diese Stelle ist zwar der höchste Punkt der Stadt, aber durchaus nicht so hoch gelegen, wie Virgil (Aen. VII. 799) die Lage des Jupitertempels beschreibt, dem er nachrühmt, sowohl von allen Städten des Volskergebietes, das in ihm sein gemeinsames Hauptheiligthum hatte, gesehen zu werden, als auch vom Lande der

Rutuler nördlich vom Cap der Circe, sowie von den aus weiter Ferne ihn grüßenden Schiffern des tyrrhenischen Meeres. Diese Schilderung würde nur auf einen Tempel hoch oben auf dem Cap von St. Angelo passen, dort wo das nach Theodorich benannte Castell, die schon erwähnte Bogenreihe steht. Darum erkannte aber auch Stolberg, freilich er allein von allen neueren Reisenden, in diesen Arkaden Substruktionen des Jupitertempels. Ihn leitete seine genaue Kenntniß der alten Schriftsteller und der Geschichte des Alterthums. Wer liest aber heutzutag noch Stolberg, der ein Jahrzehnt nach Goethe Italien bereiste, und viel werthvollere Angaben über den damaligen Zustand des Landes, wie über seine Alterthümer gibt als Goethe, welcher vorzugsweise in subjektiven Gefühlen und Eindrücken schwelgte.

Die Lage des Jupitertempels wurde vergessen, wie das meiste, was sich auf den Jupiter Anxur bezog; sein Cultus, der den obersten Gott in der Gestalt eines Kindes darstellte, mußte mit den ersten Ansiedlern aus Kreta herübergekommen sein, war jedenfalls griechischen Ursprungs und zwar aus einer Zeit, wo griechische Mythen sich an egyptischen aufrankten.

Dieselbe Verwirrung wie in Topographie und Baugeschichte Terracina's oder Tarrachiums findet sich aber auch in seinen die Tempelreste betreffenden Sagen. Man soll hier ein Götterbild der Diana verehrt haben, das Iphigenie und Orest aus Tauris brachten, aber sowohl von Nemi als von Ariccia für sich beansprucht wird. Die Verlegung desselben nach Terracina bezieht sich jedenfalls auf die dort gepflegte Cultstätte Apollos. Die Menschenopfer, welche schon vor der Römerzeit dem Idol am Nemisee gebracht, von den Römern geläugnet und in Thieropfer verwandelt wurden, erscheinen auch ihrerseits wieder in den zu Terracina gehörigen Gebräuchen. Alljährlich soll dort ein Volskerjüngling sich dem Apollo geopfert haben, nachdem er ein Schwein dem Zeus dargebracht hatte. Er stürzte sich

sodann von der Höhe des Tempels in das Meer, ein Opferakt, der jedenfalls von der Höhe über dem Pic Montanus, nicht aber von dem heutigen Domberg aus stattfinden konnte

Die Idee von Schuld und Sühne, die in den heidnischen blutigen Opfern liegt, spielt auch in die christlichen Legenden hinüber, welche sich an den Dom heften, den wir jetzt wieder, nur dem eigenen Erkennen folgend, betreten. Gleich im Vorbau steht eine antike Badewanne eingemauert, die das Volk den „Martyrerkessel“ nennt; es behauptet, daß in ihm Christen geschlachtet und dem Apoll geopfert wurden. Aus dem Spundloch der Badewanne soll das vergossene Blut abgeflossen sein. Eine lateinische Inschrift besagt, daß in diesem Gefäß viel Christen von den Heiden gepeinigt und gewürgt (scannati) wurden vor dem Bild Apollos.

Der besagte Vorbau ist ein von 10 schönen Marmorsäulen getragener Porticus. 25 Stufen führen in seiner ganzen Breite von dem Platz vor der Kirche aus zu dem Porticus hinauf. Das Pflaster des Platzes, die Travertinstufen und der Porticus sind noch die antiken. Der Porticus gehörte zu dem Atrium des Tempels, der sich nach Osten öffnete. Er muß demnach ein Apollotempel gewesen sein, denn der griechische Ritus verlangte für die Tempel des Lichtbringers diese Orientirung, während die Tempel des Zeus und der Aphrodite nach Süden geöffnet sein mußten. Ein 19 Meter langes Mosaikfries deckt 0,60 hoch die Rückwand des Porticus. Es gehört zu den ältesten Mosaiken Italiens. Seine schwer erkennbaren Bildnisse beziehen sich auf den heil. Petrus, den Gründer der ersten Christengemeinde in Terracina, und auf den hl. Bischof Caesarion.

Treten wir in das Innere des Domes, so verschwindet der Charakter des gothischen Baustyls, den er noch von außen aufweist, unter den Umbauten aus der Zeit der Renaissance und des Barokstyls. Sie haben die zierliche Gothik, wo immer es möglich war, mit Stuck bedeckt, Pfeiler und Netzgewölbe verändert und unkenntlich gemacht. Nur

einige antiken Säulen aus Cipollin sind unverändert geblieben; den Fußboden deckt vorzügliches Mosaik, opus Alexandrinum des 13. Jahrhunderts. Derselben Zeit gehört ein großer, sorgfältig gearbeiteter, in den Windungen des Schaftes mit Mosaik verzierter Osterleuchter an. Ebenso alt ist der Obertheil der freistehenden Kanzel; sie ruht auf fünf Säulen mit romanischen Kapitälen, auf denen äußerst wunderlich verschlungene Thier- und Menschenleiber ausgehauen sind. Der byzantinisch-romanischen Kunst müssen Säulen und Baldachine zweier kleiner Altäre im Querschiff zugeschrieben werden, die ihres Gleichen in St. Marco zu Venedig haben.

Die Baugeschichte des Domes von Terracina geht bis auf Constantin zurück, der die christliche Gemeinde mit einer Kirche begabte, d. h. ihr gestattete, den Apollotempel dazu umzugestalten. Als Gründer der Gemeinde aber wird der Apostel Petrus verehrt. Er soll im Jahre des Heiles 46 in Terracina geweilt und Epafroditus, einen der 72 Jünger des Herrn, zum ersten Bischof eingesetzt haben.

Terracina rühmt sich aber auch eines Besuches des Apostels Paulus; bald nach seiner Landung in Puteoli führte ihn sein Weg nach Rom in die Stadt, die damals schon seit mehr denn 200 Jahren im Besitz der Römer war. Der Bischof von Terracina und die christliche Gemeinde gewannen durch diese Apostelbesuche großes Ansehen. Bis auf Leo X. wurde jede Papstwahl der Kirche von Terracina besonders angezeigt und ihre Bischöfe hatten, gleich dem Patriarchen von Antiochien, den Vorrang über die anderen Bischöfe der Christenheit. Sowohl Victor III. als Urban II. wurden in Terracina zum Papst gewählt.

Solcher Privilegien wegen erklärt es sich auch, daß der Dom phönixgleich nach unzähligen Zerstörungen und Plünderungen immer wieder herrlicher erstand. Alarichs Zug traf ihn verheerend zuerst; seinem verwüstenden Vorbild folgten Hunnen, Vandalen, Longobarden und Sarazenen.

Endlich, im 11. Jahrhundert, schienen die heiligen Hallen mit der gesammten Stadt dem Verfall ganz anheimgefallen, da eine furchtbare Pest Stadt und Umgegend gänzlich entvölkert hatte. — Die Päpste wurden Retter der Stadt, indem sie vornehme Römer zu Lehensträgern der ererbten Güter machten und Sorge trugen, daß ein neues Patriziat und eine wohlhabende Bürgerschaft sich bildeten. Zugleich begabten sie den Dom mit den besten Kunstschöpfungen der folgenden Zeiten. So ist er ein Spiegelbild jener Culturepochen geworden, bis zur Renaissance, ja bis in die Blüthe des Barokstyls, der nur zu viel in dem Innern des Domes verdarb. Jetzt wäre er wieder einer Restaurirung bedürftig Man hat aber in Terracina größere Vorliebe für ein neues Gotteshaus in der Unterstadt, das im sogenannten Jesuitenstyl erbaut, hell und geräumig ist. Es besitzt sogar einige bemerkenswerthe Zierden von Canova und von Fracassini Wir zogen vor, dem Sonntagsgottesdienst im altehrwürdigen Dom der Altstadt anzuwohnen, wo vor Beginn der Messe ein sehr buntes Treiben der Landleute, die ihre Waare zu Markt bringen, uns lang fesselte. Auch im Innern der Kirche gestaltete sich ein buntes Bild durch die hellen Kopfschleier der Frauen und ihre grellfarbigen Gewänder. Das Volk hielt sich würdiger und ruhiger bei der Feier der Messe, als wir es in anderen italienischen Provinzstädten erlebt haben.

Nachdem sich die Volksmenge gegen Mittag von dem weiten Platz vor der Kirche entfernt hatte, stiegen wir erst die anifen Stufen hinab, um das merkwürdige Pflaster des Platzes zu betrachten. Der Platz war zur Römer- und Volskerzeit das Forum. Sein Pflaster besteht aus großen Steinplatten von grobkörnigem Kalkstein. Tiefe Einschnitte bilden in jeder Platte eine geometrische Zeichnung, deren Linien genau zur nächsten Platte stimmen. Sie waren vermuthlich bestimmt, nicht nur die gewollte vielleicht symbolische Verzierung hervorzubringen, sondern auch den Fuß vor Ausgleiten zu schützen. Diese Pflasterung des Platzes muß auf



die Volsker zurückgeführt werden. — Diese hatten hier in mitten ihrer stark befestigten Stadt das Forum angelegt, um welches rings her Tempel, Schatzhäuser, Gerichtssäle sich befanden. Für Wohnhäuser war innerhalb der Stadtmauer kein Raum; sie umfaßte nur das verhältnißmäßig kleine Plateau eines nach drei Seiten steil abfallenden Hügels Die Bürger, die zu dieser Stadt gehörten, wohnten außerhalb der Mauern in Landhäusern, die von den zugehörigen Grundstücken, Gärten und Weinbergen umgeben waren, und bildeten ein Gemeinwesen, das oppidum genannt wurde. In den Mauern der engen Stadt bargen die Volsker nur ihre Heiligthümer (man zählte dort neun Tempel) und ihre Schätze, zur Zeit der Gefahr wohl auch sich selber, oder doch die Frauen und Kinder. Was von den vorhandenen Bauresten noch von den Volskern herrührt, zeugt von deren Macht und Reichthum und von einer Kunst, die zwar eng mit der griechischen verwandt ist, sich aber selbständig entwickelt hat. Von der etruskischen ist sie wesentlich verschieden und hat auf die Entwicklung römischer Bauart keinen Einfluß geübt. Die Römer waren damals noch zu ungebildet, als sie nach hartem Kampf (nach Beendigung des zweiten Samniterkrieges) sich der Stadt bemächtigten. Sie begnügten sich damit, reiche Beute zu machen und sie fortzuschleppen; sie vermochten noch nicht von den Unterworfenen zu lernen. Man weiß, daß sich nach Terracinas Plünderung ob der günstigen Vertheilung der Beute die Plebejer mit den Patriziern versöhnten.

Der Glanz der Volskerstadt und des ganzen Volsker-Städtebundes ging mit ihrer Unabhängigkeit unter; ihre Cultur und ihre Sprache verschwanden. Als die Römer es angemessen fanden, die niedergeworfene Stadt wieder zu erheben, zu erweitern und zu verschönern, errichteten sie zwar die meisten der alten Heiligthümer wieder, aber die alten Gottheiten mußten sich eine Umgestaltung ihrer Cultur und die „Romanisirung“ ihrer Namen gefallen lassen.

Man erkennt aus deutlichen Spuren, daß die vom Forum zum Hafen hinabführende Straße von den Römern breiter gemacht und flacher gelegt wurde. Vermuthlich versetzten sie bei dieser Gelegenheit zwei gewaltige steinerne Löwen, das Wappenthier von Alt-Tarrachium, vom Eingang des Forums an den Anfang dieses umgebauten Aufganges. Diese Löwen, die von fern an die gemüthlichreckenhaften Portalwächter und Säulenträger romanischer Bauten gemahnen, mutheten uns beim Nähertreten doch recht fremdartig an. Die Leiber sind schlanker, sind feiner modellirt; der Stein ist sorgfältiger bearbeitet. Die ausdrucksvollen Köpfe mit den streng archaisch geordneten Mähnenlocken gaben uns neuerdings ein Räthsel auf, das wir selbständig nicht zu lösen wagten, denn wir wagten es nicht die kühne Vermuthung auszusprechen, daß diese von steifen, regelmäßigen Locken umgebenen Häupter egyptische Verwandtschaft haben könnten. Bädeker wurde also abermals hervorgeholt, aber nur um zu constatiren, daß er die alten Löwen so vollständig todtgeschwiegen hat, wie die neuen Ausgrabungen in Terracina, von denen man doch in Rom schon viel sprach und nach denen unser Sinn gerichtet war. Wir haderten nun mit uns selbst, in Rom vor unserer Abreise bei den Herren vom deutschen archäologischen Institut weder Erkundigungen über diese Ausgrabungen eingezogen, noch Empfehlungen an den Leiter derselben mitgenommen zu haben. In Terracina schien wenig Verständniß und Interesse für die alten Schätze des Bodens zu sein. Niemand hatte uns bis jetzt Auskunft zu geben gewußt. Wir waren nur vom Wirth auf einen Führer vertröstet worden, der, soviel „der Wirth wußte“, vom Magistrat aus angestellt sei. Eben kam ein Mann vom Gasthof her auf die Löwen zu, die wir rathlos betrachteten. „Die Löwen“, sagte er, nach kurzer Frage, ob wir es seien, die sich nach den Ausgrabungen erkundigt hätten — „sind allerdings älter als ihre romanischen Standesgenossen. Sie sind uralt, sei es daß sie von den



Volskern aus ihrer früheren Heimath, möglicherweise eine von Egypten aus colonisirte griechische Insel, mit hierher in die neue Niederlassung gebracht wurden, sei es daß sie erst hierorts von volskischen Künstlern alten, heilig erachteten Typen nachgebildet wurden".

Hatte der Mann dies in eigenem Studium erfahren, oder es nach Führerart aus einem Buche gelernt? Er war in schlichtem Sommerkleid, präsentirte sich uns einfach als derjenige, der von uns benöthigt sei, um das kleine städtische Museum wie die Ausgrabungen zu sehen. Gute Umgangsformen sind in Italien auch dem gemeinen Manne eigen. Dieser konnte ein miethbarer Führer sein, konnte aber auch höher stehen. Die anspruchslose Art, mit der er auftrat, ließ uns glauben, er sei das erstere. Gibt es gelehrte Leiter archäologischer Ausgrabungen, welche sich ungebeten Fremden, die als einfache Reisende auftreten, deren Namen er nicht einmal kennt, so bereitwillig zur Verfügung stellen, wie dieser einfache, höfliche Mann? Wir willigten indeß stillschweigend in seine Begleitung ein und legten ihm sofort unsre Zweifel vor.

„Sollten demnach die Volsker in unbestimmbar grauer Vorzeit schon solcher Kunstarbeiten fähig gewesen sein, wie diese hier? Warum sind nicht mehr Spuren der Volskerkunst übrig geblieben?" — „Die Römer endeten und zerstörten fast Alles, was die von ihrer rohen Hand Unterworfenen bislang geschaffen hatten. Was später die Römer Großes und Herrliches in der unterjochten und durchaus römisch gewordenen Stadt schufen, knüpfte nicht mehr an das an, was vorher hier blühte. Es hatte anderen Ursprung und total verschiedenen Charakter. Sie können vergleichen, denn wir besitzen noch Reste der Kunstschöpfungen beider Nationen, wenn Sie geneigt sind, mich sofort zu den im Museum gesammelten Bruchstücken zu begleiten, sowie zu unsern Ausgrabungen."

Wir erklärten unsere Bereitwilligkeit hiezu, wünschten

nur vorher noch eine Ersteigung des Monte Sant Angelo vorzunehmen, um die merkwürdige Bogenhalle vom Castell Theodorichs zu besichtigen. Der vermeintliche Führer sagte mit halbem Lächeln: „Eben auf den Berg muß ich Sie begleiten, denn dort ist die Stätte der besagten Ausgrabungen. Sie würden allein schwerlich den besten Weg finden und vielleicht auch die wichtigsten Erkennungszeichen der volskischen Bauperiode übersehen.“

Wenige weitere Worte genügten, uns vollständig darüber aufzuklären, daß wir es keineswegs mit einem bestellten Führer sondern mit einem sehr unterrichteten, feingebildeten Kenner des Alterthums zu thun hatten, mit einem jener Gelehrten, wie sie nur in Italien in so schlichter, fast zu bescheidener Erscheinung vorkommen. Er mag sich innerlich an unserem Irrthum und sodann an unserer Verlegenheit ergötzt haben, nachdem wir durch nichts anderes als durch seine Kenntnisse gewahrt hatten, mit wem wir es eigentlich zu thun hatten. Es war Herr Pio Capponi, ein Nachkomme des mit Dante aus Florenz ausgewanderten Capponi, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten in Terracina und dem nahen San Felice fort existirt. Dieser Kunstfreund und Alterthumsforscher widmet seit lange der Geschichte seiner Vaterstadt nicht nur seine Studien, er ist auch der Entdecker der wichtigen Ruinen, die er anfangs auf eigne Kosten freilegen ließ, bis die Stadtbehörde und das Ministerium die Wichtigkeit dieser Ausgrabungen erkannten. Sie werfen ein ungeahntes Licht auf die Lage des Tempels von Jupiter Anxur und haben unwiderlegbar festgestellt, daß seine Stätte auf dem Monte Sant Angelo, der Akropolis von Alt-Tarrachium war, und somit der kenntnißreiche feinfühlige Stolberg Recht hatte, der ihn dort vermuthete, unbeirrt von allen gegentheiligen Angaben.

IV.

Der Weg auf das Cap von S. Angelo, an dessen Fuß Terracina amphitheatralisch sich aufbaut, führt zuerst auf



der gepflasterten Straße den Domberg hinan, fast bis zur Höhe des Platzes vor der Kirche, wo er südlich abbiegt. Mit leichter Steigung geht es an dem hochragenden Castell vorüber, bis zu einem anmuthig auf einem Vorsprung des Berges gelegenen gothischen Kirchlein.

Auf den Stufen des Eingangs zu diesem alterthümlichen Bau rastet jeder Wanderer gern, um im Rückblick auf die Stadt ein unvergeßlich schönes Bild zu bewundern. Es ist, als habe ein Künstler mit vorhandenen Dekorationsstücken eine wirkungsvolle Scenerie eigens nach allen Gesetzen der Aesthetik aufgebaut und mit glänzenden Farbencontrasten und Lichteffekten verherrlicht. Im Mittelgrund ragt das wunderlich geformte, schlank aufstrebende Castell mit viereckigem Thurm über Befestigungen und hohen Palostmauern empor. Zur Linken schließt eine Palmengruppe den Vordergrund ab; zwischen den Stämmen zeigen sich die tiefer liegenden Häuser und Thürme des Dombergs und die ferne tiefblaue Linie des Meeres, sowie die lichteren Contouren vom Cap Circello. Zur Rechten verhüllt ein Dickicht von Steineichen mit ihrem dunklen Laub das Gelände, das sich zur Thalsohle hinneigt, aus welcher die steile Grundlage des Burgfelsens sich erhebt. Der helle Smaragd des Grases unter den alten Eichen contrastirt mit ihrem schwärzlichen, glänzenden Grün, und dieses läßt den violetten Purpur der Bergriesen im Hintergrund um so lieblicher erglänzen.

Unser vortrefflicher Führer weidete sich an unserem Entzücken. „Von dieser Seite sind die meisten Aufnahmen der Stadt gemacht worden, als die Künstler es noch liebten zu malen, was sich zusammenbaute zu einem harmonischen Ganzen“, sagte er. „Wir stehen übrigens hier auf dreifach klassischem Boden. Das gothische, halbverwitterte Kirchlein auf dieser Plattform oder Terrasse ist im 13. Jahrhundert vom Heiligen aus Assisi selbst gegründet worden, als der begeisterte Liebhaber der Armuth hier weilte und es versuchte, dem lichterloh flammenden Parteihaß seiner Zeitgenossen und

ihrem ausschweifenden Luxus die Liebe und Entbehrungsfreudigkeit seiner ‚minderen Brüder‘ entgegenzusetzen. — Tausend Jahre vor ihm war aber gerade dieser Ort das Widerspiel von des heil. Franciscus Geiste, denn damals besaß hier der Kaiser Galba eine mit aller erdenklichen Pracht ausgestattete Villa. In diesem Prachtort erreichte den Kaiser, der in Terracina geboren war, ein gewaltsamer Tod. Im Garten der Franciskaner, der jetzt zu einem Spital gehört, trägt noch eine Steinplatte des Bodens eine Inschrift, welche die Stätte des Mordes bezeichnet. — Abermals tausend Jahre früher, oder doch nahezu so viel, erbauten die Volsker auf eben dieser Plattform einen Tempel, von dessen Substruktionsmauer diese Terrasse erst gebildet worden ist. Diese Mauer existirt noch; man hat sie erst vor einem Jahre bloßgelegt. Bis dahin hielt man das mit Agaven bewachsene Erdreich, das sie deckte, für den Abhang eines natürlich gebildeten Bergvorsprungs.“

Wir stiegen etwa zwanzig Meter tiefer und gelangten durch allerlei Gestrüpp und Schutthaufen zum Fuß einer Mauer aus gewaltigen Quadern. Herr Capponi erläuterte die Merkmale, welche den Bau als ein Werk der Volsker erkennen lassen. Während beim Quaderbau der Römer alle Seiten des Steines sorgfältig behauen sind, ließen die Volsker die Außenseite absichtlich rauh erscheinen und stellten Bauten aus Hausteinen her, welche an den rusticus des Barokstyls einigermaßen erinnern. Deutlich ersichtlich ist, welches Mauerwerk bei Restaurirung des Tempels von den Römern angebaut wurde. Mehrere Priesterzellen und ein Treppenhaus sind Backsteinbau, mit dem bekannten rautenförmigen Gefüge, eine Bauweise, die fast ausschließlich der römischen Republik angehört. Der Tempel, der ursprünglich von den Volskern der Dea Maja oder der Athene geweiht und, wie deren Tempel es sein mußte, nach Westen gerichtet war, erhielt von den Römern eine großartige Erneuerung.

Die Umwandlung in die Minerva mußte sich die ältere Gottheit freilich gefallen lassen.

Von dem Franziskanerbau ab wendet sich die Straße südöstlich den Berg in sanfter Steigung hinan. Wir betreten bald antikes Pflaster und befinden uns auf der Via consularis und zwar auf der Strecke, die eine Zeit lang ein Stück der Via Appia bildete. Wie an der Via Appia begleiten hier Grabmäler die Straße sowohl außerhalb wie innerhalb der Stadtmauer, wo letztere durch den Bezirk eines heiligen Haines zog, der sich über den obern Theil des Berges bis zur Akropolis erstreckte. Das Stadtthor in der Ostmauer ist wie diese Mauer selbst noch vollständig so erhalten, wie sie zur Römerzeit waren. Man sieht an den Außenpfeilern des Thores zwei Nischen, welche Zollwächtern zum Aufenthalt gedient haben können. Viele der Inschriften an den Grabmälern sind gut leserlich; sie gehören alle der römischen Zeit an, meistens dem 1. Jahrhundert.

Die Stadtmauer, die wir durchschritten haben, läuft an der Bergseite noch eine Strecke von etwa hundert Metern der Straße entlang in östlicher Richtung, bis sie alsdann in weitem Bogen zur Scheitelhöhe des Berges hinauf steigt, wo ein südliches Thor war, das theilweise noch vorhanden ist. Zwischen den beiden Thoren erheben sich in gleichmäßigen Entfernungen von etwa einer Steinwurfs Weite runde, zweistöckig über die Mauer ragende Thürme. Nach einem Umweg durch Gärten und Weinberge, um die Steile des Berges zu überwinden, erreichten wir die Ringmauer wieder an einer Stelle, wo eine tief herabgehende Bresche mittels eigens zurechtgelegter Trittsteine es möglich machte, hinüberzusteigen, und wieder in den auch heute noch mit Bäumen bestandenen Bezirk des einstigen heiligen Haines zu gelangen.

Die Ringmauer, die mit ihren Zinnen und Thürmen von weitem uns wie ein mittelalterliches Festungswerk erschien, wie sie auf rheinischen Bergen angelegt waren, erregte nun

durch ihre Technik unser Interesse in viel höherem Grad. Eine solche Technik hatten wir noch an keinem Gemäuer in Deutschland und Italien gesehen. Es besteht aus Steinen von der Größe einer Faust, die mit ihren natürlichen Ecken sorgfältig aneinander gepaßt und mittels eines Cements so fest aneinandergefügt sind, daß sie wie eine gegossene Masse erscheinen. Ihre gleichmäßig hellgraue Farbe und die geglättete Oberfläche der Mauer geben ihr ein Ansehen wie Email. Sie gleicht im Großen dem berühmten Email der Craquelins Vasen. Wo feine Spitzen des Cements in den Lücken faßbar waren, versuchten wir vergebens sie mit den Fingern abzubröckeln. Nirgends ist das Gemäuer verwittert. Die Zeit hat ihm im Lauf von Jahrtausenden nichts anhaben können. Weder Moos noch Gras konnten in den Ritzen Fuß fassen. Die Lücken und Beschädigungen an Mauer und Thürmen sind einzig von der Gewalt der Menschenhand und der Waffen entstanden. Wir erfahren, daß dieses Mauerwerk, das sogenannte Opus incertum, einzig und allein den Volskern zugeschrieben werden muß. Man findet es nicht an jedem ihrer Werke, da bei denselben, wie schon erwähnt, auch der Quaderbau vorkommt und bisweilen sogar das polygone Mauerwerk. An dem Thurm des Castells auf der Spitze der Altstadt sieht man polygone Mauern in den Fundamenten und über diesen erst die rauhen Quadern, wie an dem Minervatempel. Ihnen folgt ein höheres Stockwerk mit behauenen Steinen der Kaiserzeit und dann erst die in horizontalen Schichten aufgelegten ungleichen Steine des Mittelalters. Daß letzterem nicht die wunderbar fein gefügte Ringmauer der Volsker Stadt und Akropolis zugeschrieben werden darf, liegt außer allem Zweifel für den Kenner dieser so verschiedenen Bauarten. Sogar die Römer vermochten es nicht in dieser soliden Weise zu bauen, als sie sich durch einen kurzen aber gewaltigen Kampf zum Herrn der Stadt gemacht hatten. Sie entwickelten erst später die staunenswerthe Kunst, die auch ihre Werke Jahrtausende



überdauern läßt, aber nirgends wandten sie die von den Volskern geübte Technik des Opus incertum an.

Während Signor Capponi uns durch den Olivenhain auf dem Boden des einstigen heiligen Haines langsam zum Gipfel des Berges geleitete, zeigte er uns an einer Felswand eine in den Stein gehauene lateinische Inschrift. Sie enthält eine Anrufung des Gottes Silvanus. Nebenan befindet sich eine halbkreisförmige meterhohe Vertiefung, die dem Bild des Gottes als Nische gedient hat; unterhalb desselben, auf felsigem Boden war der Opferaltar in das Gestein gehauen: er ist noch fast ganz gut erhalten.

Auf der Höhe angelangt, die eine vollständige Rundsicht gestattet, weilten wir minutenlang in stummem Entzücken, wie gebannt von der Herrlichkeit des Panoramas und seiner unvergleichlichen Farbenpracht. Das Auge wird gebadet in leuchtendem Blau; Himmel und Meer strahlen es aus in voller ungebrochener Kraft; nur am Horizont umfließen blassere Tinten die Pontischen Inseln und das fernere Ischia. Bei günstiger Stunde gewahrt man hinter den azurnen Schleiern Leukotheas selbst den Vesuv und die Bergkette über Sorrento. Deutlicher treten südwärts die ausonischen Berge hervor, die mit dem bizarr gestalteten Cap von Gaëta endigen. Es bildet mit dem nördlich gelegenen Cap der Circe den weitgedehnten Rahmen um das leuchtende Meerbild, das vom tiefen Saphirblau der Ferne in allen Schattirungen bis zum Gelbgrün der Küstenwellen zu unsern Füßen reicht. Hier erblicken wir die Unterstadt von Terracina in Vogelschau. Das lichte Grün der Reben schließt sich daran; der Sandboden, der ehemals von Meer bedeckt war, nährt nämlich köstliche Weingärten, die ihren smaragdnen Mantel bis zum sattgrünen Wald der Pontinischen Niederung erstrecken.

Im Süden von unserm Standort glänzt der See von Fondi aus einem Kranze schilfiger Ufer. Nur ein schmaler Streifen festen Landes trennt den See von der

südlichen Steilwand des Berges. Auf dieser Landbrücke war Hannibal mit seiner schweren Reiterei angelangt, als die auf der Höhe verschanzten Bewohner des Berglandes gewaltige Felsblöcke in die Tiefe stießen, welche solche Unordnung in das Heer und die scheu gewordenen Elephanten brachten, daß der punische Feldherr genöthigt war, weiteres Vordringen durch das Volskerland aufzugeben. Es ist leicht, angesichts des Schauplatzes einer solchen Scene sich dieselbe lebendig vorzustellen. Unser gelehrter Führer half dazu durch seine Erläuterung der Gegend, aber durch seine Worte wurde der Zauberbann gebrochen, den die Schönheit der Natur über die Seelen geworfen hatte. Der harmonische Accord, den Homers Harfe und die klare Stimme Virgils in die Poesie der Gegend klingen ließen, verhallten leise. Wir erinnerten uns daran, daß wir auf die Höhe gekommen waren, um zu lesen, was die Geschichte mit ehernem Griffel in das Gestein geschrieben hat. Ihr gebührte heute der Vorrang und so besichtigten wir wieder eifrig die Reste einer Veste auf dem Scheitel des Berges, wo nebst römischem Mauerwerk und wenigen Ueberbleibseln des Opus incertum auch Trümmer mittelalterlichen Bauwerks vorhanden sind.

Die alten Befestigungen waren im späten Mittelalter durch den Bau eines Klosters und einer Kirche beseitigt oder überbaut worden. Der heutige Name des Berges Monte S. Angelo rührt noch von der dem Erzengel Michael geweihten Kirche her. Kirche und Kloster wurden vor dreihundert Jahren auf Befehl des strengen Papstes Sixtus V. dem Erdboden gleich gemacht, weil arge Unordnung in der Disciplin des Klosters eingerissen war und Aergerniß verursacht hatte. — Noch sind einige Fresken in einem Gewölbe vorhanden, das zur Krypta der Kirche gedient hat. Ein Altar, der bis vor kurzem bestanden hatte, ist von Schatzgräbern zerstört worden. Das Landvolk der Umgegend hält nämlich mit Zähigkeit an der Hoffnung fest, in den Ruinen des Monte S. Angelo Schätze aufzufinden; deßhalb



machen bald hier bald dort Städter und Landleute, besonders die Hirten in ihren vielen müßigen Stunden Nachgrabungen. Ein solcher Versuch, Mammon zu gewinnen, war es, der Signor Capponi auf die Funde hinwies, um derentwillen er uns heraufgeleitete. Er hatte erfahren, daß Schatzgräber beim Nachgraben auf dem Berge in einer Tiefe von etwa 10 Metern unter lockerem Erdreich auf Mosaikboden gestoßen waren. Er untersuchte den Ort selbst und ließ bald den Fußboden und die Fundamente freilegen, die zu dem lange vergeblich an andern Stätten gesuchten Jupitertempel gehören müssen. Wir verstanden nicht gleich, weßhalb wir, um zu diesen Ausgrabungen zu gelangen, noch in den Gewölben der ehemaligen Krypta vorwärts gehen sollten. Wir kamen in eine Art Hof mit einer Cisterne, bogen sodann westwärts in einen von Norden her spärlich erleuchteten gewölbten Gang. An seinen Wänden glänzte in dem matten Licht das glatte Gefüge des Opus incertum.

Nun ging es um eine scharfe Ecke, und mit lauten Ausrufen der Bewunderung blieben wir überrascht stehen. Wir standen an der Schmalseite einer langen Halle, in die durch elf große Rundbögen von der südwestlichen Seite helles Licht hereinströmte. Die glatte Rückwand der Langseite, das Tonnengewölbe und die gemauerten Pfeiler bestehen aus sorgfältig gefügtem und polirtem Opus incertum. Die ganze Halle ist 62 Meter lang, 24 breit. Eine zweite, die etwas niederer und entsprechend schmäler ist, begleitet sie ihrer Länge nach. Die Bogenöffnungen dieser äußern Halle sind es, die wir von der Unterstadt zuerst gewahrt hatten. Eine Plattform — Loggia — von drei bis vier Meter Breite läuft zwischen den Arkaden und dem Felsrande hin. Wir traten hinaus, um noch besser die Schönheit der Verhältnisse, die Großartigkeit der Anlage und die vortreffliche Technik zu überschauen, die hier noch besser wie an der Ringmauer jeglicher Beschädigung getrotzt hat.

„Sie sehen nun den Bau in der Nähe, den man Ihnen

als ein Castell Theodorichs bezeichnet hatte," sagte Signor Capponi. „Glauben Sie noch immer ein Werk des großen Ostgothenkönigs zu bewundern, wie die Tradition es will?"

„Weder eine Schöpfung dieses großen Mannes noch der byzantinisch-römischen Epoche, so groß auch die Werke sind, die von ihm und aus dieser Zeit in Italien noch fortbestehen. Wir sind nun schon vertraut genug mit den Leistungen der Volsker, um diesen grandiosen Bau ihnen zuzuerkennen. Vielleicht diente er einmal den Ostgothen unter Theodorich als Garnison, Veste oder Warte, weil die Tradition seinen Namen daran heftet. Aber wozu war er von seinen Erbauern errichtet worden?" — „Jedenfalls als Substruktionen zu dem Tempel, zu dessen Resten ich Sie jetzt emporführen werde," antwortete unser Führer auf die gestellte Frage. „Dieser Tempel, das Nationalheiligthum der Volsker, war sicher auch ihre höchste Kunstleistung. Nach dem, was hier übrig blieb, kann man es schließen. Bei einer Erneuerung, die der Tempelbau selbst durch die Römer des ersten Jahrhunderts erhielt, sind diese Substruktionen unberührt geblieben."

Wir stiegen nun auf einer, auch erst neuerdings aufgefundenen Treppe zur Terrasse empor, die von der Bogenhalle getragen wird. In abweichender Richtung von der Arkadenreihe, absichtlich genau südlich gewendet, zeigt sich dort eine viereinhalb Meter breite Freitreppe. Ihre sechs Marmorstufen führen zum Eingang eines Peristyls, dessen 17 Meter hohe, cannelirte Säulen nur noch als Trümmer aufgefunden wurden; aber ihre Basamente befinden sich noch an Ort und Stelle. Die Cella mißt 14,10 Meter in der Breite, 13,60 in der Tiefe. Ihr Boden ist zur größern Hälfte noch von dem Mosaik bedeckt, das zu den Ausgrabungen die Veranlassung gegeben hat. Es bildet eine schneeweiße Fläche ohne Zeichnung und besteht aus sehr fein bearbeiteten Kalkwürfeln. Ein dunkler, breiter Rand aus Schieferwürfelchen umgab die Fläche im ganzen Umfang

der Cella. In der Mitte der Rückwand war das Götterbild aufgestellt. Sein Postament besteht noch, aber ohne die Marmorbekleidung, die es geziert hatte. Daß es der Jupiter Anxur, der bartlose oder das Kind war, das hier gethront hatte, bezeugen außer den schon angeführten Gründen aufgefundene Münzen mit seinem Bild, Widmungen und vor Allem eine Menge kleiner Votivgeschenke, der zierlichen Spielsächlein aus Blei, die wir schon in dem diokletianischen Thermenmuseum zu Rom kennen gelernt. Sie wurden dicht neben der Cella unter einer hohen Aschenschichte aufgefunden. Nach Titus Livius (28,11) ist der hochgelegene Tempel des Donnergottes häufig vom Blitz getroffen worden. Ein Blitzstrahl veranlaßte vielleicht auch den Brand, der ihn, nach der Aschenschicht unter dem ihn so lange verbergenden Schutthügel zu urtheilen, zuletzt zerstört hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind aber die größeren Cultgegenstände, wie Statuen und dergl. schon früher, nach dem Edikt des Theodosius, gewaltsam zerschlagen und entfernt worden. Man fand von Statuen nur kleine Bruchstücke; die meisten derselben am Fuß der 200 Meter hohen Felswand. Auch Theile der korinthischen Säulen und Kapitäle fand man zertrümmert in der Tiefe. Alle diese Säulen waren aus parischem Marmor. Viele Splitter von diesem kostbaren Material liegen noch auf dem Berg herum.

Blickt man vom Eingang des Pronaos hinaus auf die unabsehbare Fläche des Meeres und vergegenwärtigt man sich die beträchtliche Höhe der Säulen und des ganzen hell schimmernden Baues, so sieht man ein, daß dieser Tempel es war, den nach Virgil die Schiffer viele Meilen weit vom Land erblickten und begrüßten. Säulen und Kapitäle lassen darauf schließen, daß die letzte durchgreifende Restaurirung des Tempels unter Augustus stattgefunden hat.

Es besteht aber noch ein Heiligthum auf der Tempelhöhe, das seine ältere Form bewahrt hat. Es ist ein

kegelförmiger Felsen von etwa fünf Fuß Höhe, wenige Schritte von der östlichen Seitenwand des Tempels und quadratisch umbaut von einer vier Fuß hohen Mauer aus Opus incertum. Auf dieser Mauereinfassung standen kleine jonische Säulen, die zum Theil noch ganz aufgefunden wurden. Sie trugen ein Dach, von dem gleichfalls noch Fragmente vorhanden sind. Die Spitze des Felsens ist tief gespalten. Die vermuthlich durch einen Blitzstrahl entstandene Oeffnung ist nach unten künstlich erweitert und mündet in eine sieben Meter tiefer liegende Zelle, zu der die fleißigen Nachforschungen schon einen Zugang aus dem Innern der Substruktionen gefunden haben.

Der kleine Bau war ein dem Donnergott geheiligter, durch den Blitzstrahl veranlaßter Bau, der den Felsen gespalten hatte. Livius spricht von einem solchen und erwähnt eines Orakels. Vermuthlich ertönte dasselbe aus dem Innern des geheiligten Felsens.

Weil der Tempel nicht auf der Scheitelhöhe des Berges erbaut war, ist durch Abgrabungen der Raum für seine Grundfläche nach der Bergseite vergrößert worden. Die entstandene Wand war bunt bemalt und mit einem Portikus aus dorischen Säulen verziert, der bis zum einzigen Eingang des Tempelhofes reichte. An der Außenseite dieses Eingangs liegen die Fundamente eines Wächterhauses. Capponi schließt aus dieser Lage, daß der Tempel Klausur besaß und von Vestalinen bedient wurde. Da seine meisten Besucher hülfeflehende Mütter waren, läßt sich dieses um so leichter annehmen. Vielleicht geben die bereits geplanten weiteren Nachgrabungen im Tempelbezirk auch Aufklärung über die Wohnung dieser Priesterinen, sowie über die Bestimmung einer zweiten kleineren Reihe von Substruktionsbögen neben dem Cisternenhof.

Man hält sie für den Unterbau eines Theaters, wo die auf den Mythus bezüglichen Vorstellungen und Spiele stattfanden. Das im 16. Jahrhundert niedergerissene Kloster



lag in ihrer Nähe und mag der einen der zwei Cisternen sich bedient haben. Dieser eben besprochene kleinere Bau ist von derselben schönen Ausführung wie die große Halle, hat aber bei dem Bau der Kirche oder des Klosters Verstümmelung erlitten.

Die italienische Regierung hat versprochen, die Kosten weiterer Ausgrabungen zu tragen, welche aber unter Leitung von Herrn Pio Capponi weitergeführt werden sollen. Von ihm werden alle Jene, die mit mehr als gewöhnlichem Touristeninteresse Terracina besuchen, so freundliche Belehrung finden, wie wir selber, zumal Deutsche, auf deren Lerneifer er große Stücke hält.

Unser Bericht muß aber nun seinen Abschluß finden. Er hat seinen Zweck erreicht, wenn er die Aufmerksamkeit der Freunde von Kunst und Natur auf die Stätte lenkt, die in so vielen Beziehungen Schönes und Sehenswerthes bietet. Wer sie besucht, wird des Interessanten noch gar Vieles finden, an Orten, die wir kaum erwähnten, wie das neuere Forum, das Amphitheater, das Museum und mehrere Kirchen Großen Genuß bieten außerdem die Ausflüge in die Umgegend, unter welchen die Besteigung des Caps Circello den ersten Rang einnimmt. Das malerische, von der Welt fast ganz abgeschnittene Städtchen S. Felice, an seiner Ostseite die Trümmer der Volskerstadt Circeum berechtigen es zu diesem Rang, mehr aber noch die Aussicht von der Höhe, wo einst ein Apollotempel stand. Von dort erblickt man sowohl den Vesuv als die Kuppel von S. Peter.

Wer sich von dem geheimnißvollen Reiz des Pontinischen Urwalds anlocken läßt, kann mittels eigens dafür zu miethender leichten Flöße, die Sandali genannt werden, auf dem Canal, den Theodorich anlegte, und der für die Entwässerung der wichtigste geblieben ist, in das Innere dringen. Des überhängenden Gezweiges wegen sind andere Fahrzeuge als die Flöße nicht anwendbar.

Das Hochgebirg sowohl wie die niedrigeren Küstenberge und die nahen, noch wenig bekannten, fruchtbaren Inseln des Archipels von Ponza seien nur genannt, um anzudeuten, welche Ziele Bergsteiger wie Segler, Jagdfreunde wie Fischer für ihre Liebhabereien in der Umgebung Terracinas finden werden. Es ist nur zu gerecht, daß die lang vernachlässigte Stadt am tyrrhenischen Meer bald wieder berücksichtigt und genannt wird als einer der sehenswerthesten Orte in dem reichen Italien.

Rom. Chr. Gmeiner.

XXXI.

Alte und neue Illusionen.

Die im April 1891 verstorbene französische Schriftstellerin Pauline Craven, geborene La Ferronnays, war in katholischen Kreisen Deutschlands keine Fremde. An ihrem vor mehr als dreißig Jahren erschienenen Récit d' une soeur haben sich auch bei uns nicht wenige erfreut und erwärmt. Mehrere ihrer Romane, wie Anne Severin und e mot de l' énigme sind in deutschen Uebersetzungen dem katholischen Publikum zugänglich gemacht, ihr letztes Werk, eine Lebensbeschreibung der Lady Fullerton, ist von der literarischen Kritik auf's günstigste besprochen worden. Eine Biographie der durch Geist und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Frau, welche zudem während ihres langen Lebens mit zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten in Italien, Frankreich und England in regem Verkehr gestanden hatte und unter mannigfachen Schicksalsschlägen ein Bild würdevoller Resignation und christlicher Ergebung gewesen war,



mußte daher vielen willkommen sein, und die Veranstaltung einer deutschen Bearbeitung des von der Herzogin Fieschi Ravaschieri, geborenen Prinzessin Filangieri, herrührenden italienischen Originals war durchaus zweckmäßig und erwünscht. Auffallend ist nur, daß die von einer vermuthlich protestantischen Verfasserin stammende Bearbeitung in einem protestantischen Berliner Verlag erschienen und von dem protestantischen Literarhistoriker Robert König mit einem Geleitswort versehen worden ist. Demgemäß mußten denn auch Kreuzzeitung und Reichsbote zu berichten — letzterer natürlich mit allen Zeichen der Beklemmung — daß das Buch mit seiner intimen Schilderung katholischen Lebens gerade in protestantischen Kreisen große Beachtung gefunden, ja geradezu Aufsehen gemacht habe.

Uns kann das natürlich nur recht sein. Wohlmeinende Protestanten mit den edlen und frommen Menschen aus der Familie La Ferronnays bekannt machen — denn naturgemäß mußte der Récit d' une soeur für die ersten Abschnitte der Biographie die vornehmste Quelle bilden — heißt, sie hinführen zu jenem lebendigen, in opferbereiter Liebe sich bethätigenden und dabei in allen seinen Regungen vom Geiste des Uebernatürlichen durchdrungenen Christenthume, welches auserlesene Glieder der katholischen Kirche zu erfüllen und weit über das Niveau des Alltagslebens hinaus zu erheben pflegt, heißt also, die Vorurtheile zerstreuen helfen, welche anerzogen, angewöhnt und nicht selten absichtlich festgehalten, einer gerechten Würdigung des Katholicismus ganz besonders in Deutschland entgegenstehen. Aber alte Erfahrung macht mißtrauisch. Um katholisches Leben pflegt man sich protestantischerseits in der Regel nur dann zu kümmern, wenn man hofft, auf seiner Folie die Ueberlegenheit des lauteren Evangeliums um so heller erstrahlen zu lassen. Davon kann hier nicht die Rede sein, das Bild, das die Herzogin Fieschi Ravaschieri von ihrer Freundin und deren Kreisen entwirft, wird ohne jede störende

Zuthat wiedergegeben. So ist man geneigt, für den ungewohnten Ausnahmefall nach besonderen Gründen zu suchen, und dies um so mehr, als glaubhaften Nachrichten zufolge das italienische Original gar nicht im Buchhandel erschienen, sondern von der Verfasserin nur an Freunde vertheilt worden ist.

Scharfsichtigen Augen werden die Fäden nicht entgehen, welche aus dem Kreise von Personen, mit denen die italienische Verfasserin uns bekannt macht, zu bestimmten Gruppirungen der neuesten Gegenwart — in Deutschland — hinüberreichen. Sollte es vielleicht in den Absichten dieser letzteren gelegen haben, die Lebensbeschreibung der Madame Craven als Vehikel zu benützen, um gewisse Gedanken des „liberalen" Katholicismus von ehedem und insbesondere eine von der „ultramontanen" sehr verschiedene Auffassung der römischen Frage zu lanciren? Wie dem auch sei, es ist jedenfalls nützlich, auf diese Seite des Buches hinzuweisen, um die alten Illusionen, von welchen sie Zeugniß ablegt, als solche kenntlich zu machen, und vor den neuen zu warnen, die sich möglicherweise da oder dort daran knüpfen könnten.

Die nähere Bekanntschaft der Verfasserin mit der bedeutend älteren Pauline datirt erst aus dem Jahre 1851. Sie nahm bald einen sehr innigen Charakter an und die fast leidenschaftliche Liebe, welche die selbst kinderlose Madame Craven zu Lina, der, wie es scheint, hoch begabten aber auch frühreifen und durch einen vorzeitigen Tod hinweggerafften Tochter der Herzogin hegte, knüpfte die Bande der Freundschaft nur um so enger. Der zweite Abschnitt der Biographie gründet sich daher auf den intimen Gedankenaustausch der Freundinen bei häufigem Zusammensein und einen regen vertraulichen Briefwechsel, und man wird hier nicht eben vieles vermissen, was das Charakterbild der auf der Höhe ihres Lebens Angelangten noch zu vervollständigen hätte. Dagegen bedarf der erste Abschnitt, welcher im Wesentlichen aus dem Récit d' une soeur geschöpft ist, in-



sofern einer Ergänzung, als wir hier über Pauline's eigene geistige Entwicklung und die Faktoren, welche die Richtung ihres Denkens und Fühlens beeinflußten, nur wenig erfahren. Eine solche bietet, wenigstens zum Theile, eine zweite Biographie, welche inzwischen in England erschienen ist und gleichfalls von der Hand einer Freundin herrührt.[1])

Der alte Graf La Ferronnays war den Mitgliedern der bourbonischen Königsfamilie persönlich enge verbunden. Er legte seine Stelle als französischer Botschafter in Rom nieder und verzichtete, trotz seinen keineswegs glänzenden Vermögensverhältnissen, auf jede weitere Verwendung im Staatsdienst, als die Revolution von 1830 Karl X. vertrieben und den Bürgerkönig auf den Thron gesetzt hatte. Aber seine politische Denkweise war keineswegs die, welche die Ultras der Restaurationsperiode erfüllte. Er war ein Freund vernünftigen Fortschritts und verfassungsmäßiger Freiheit. Seine Tochter Pauline huldigte voll Begeisterung den Ideen, welche im Avenir ihre glänzende Vertretung gefunden hatten. Der Abbé Gerbet, der sich von allen Anhängern Lamennais' am spätesten von diesem trennte, war ihr und ihrer Familie geistlicher Berather, mit Montalembert war sie von Jugend auf enge befreundet. Intensiv gesteigertes kirchlich-religiöses Leben, hohe geistige Bildung und politische Freiheit waren nach ihrer Schätzung nicht nur die werthvollsten Güter der Menschheit, sondern auch mit einander auf's engste verbunden. Eine blinde Vertheidigerin bestehender Einrichtungen und Verhältnisse ist sie sicherlich niemals gewesen, und die ihr aus vieljährigem Aufenthalte bekannten Zustände in Neapel waren nur zu sehr geeignet, das lebhafte Verlangen nach einer wie immer herbeizuführenden Aenderung hervorzurufen.

---

1) A memoir of Mrs. Augustus Craven (Pauline de La Ferronnays) with extracts from her diaries and correspondence by Maria Catherine Bishop. London, Bentley 1896. Bereits in dritter Auflage erschienen.

Dazu kam der Einfluß ihres englischen Gemahls Mr. Augustus Craven. Er war vor der Heirath katholisch geworden, was ihm eine halbe Enterbung von Seiten seines Vaters eintrug, und stimmte den religiösen Anschauungen seiner Frau vollkommen bei, ohne gerade — wie S. 74 bemerkt wird — „von dem heiligen Eifer beseelt zu sein, mit dem sie den ihr so theueren Glauben vertrat und zugleich für denselben litt.“ Wichtiger war seine politische Stellung. Zwar brachte ihm die diplomatische Carriere, welcher er sich gewidmet hatte, nur Enttäuschungen, sodaß er sie zu Anfang der fünfziger Jahre verließ, aber so lange er derselben angehörte und die Politik seiner Regierung zu vertreten hatte, mußte er, auch wenn seine eigene Neigung nicht dahin gegangen wäre, in Beziehung zu den offenen oder geheimen Gegnern der bestehenden italienischen Verhältnisse treten, welche längst in England einen Rückhalt ihrer Bestrebungen zu erblicken gewohnt waren. Stand er ja doch auch mit Lord Palmerston, dem Schürer und Förderer der italienischen Revolution, in nahem freundschaftlichen Verkehr.

Hiernach ist, was die Herzogin von Ravaschieri im vierzehnten Kapitel berichtet, nicht weiter verwunderlich:

„Das Jahr 1859 war angebrochen, — das inhaltsschwere Jahr, an dessen erstem Tage Napoleon III. in seiner Thronrede Hoffnungen erweckte, die in jedem von dem Nationalitätsgedanken beseelten Italiener begeisterten Anklang gefunden hatten. Auch in dem Craven'schen Hause, in welchem ‚die Liberalen von achtundvierzig‘ und viel lebensfrische Jugend verkehrte, fand der Ausspruch des französischen Kaisers den freudigsten Wiederhall.“ Pauline, die eifrige Dante-Verehrerin, sah in dem Manne des zweiten Dezember schon den geheimnißvollen Veltro aus dem ersten Gesange des Inferno, seine Worte wurden in ihren Räumen, „die für jede aufrichtige Kundgebung des Gedankens offen waren, lebhaft und feurig von denen besprochen, die aus ‚guten Gründen‘ zu schweigen gewohnt waren



und sich nun der Hoffnung auf ein italienisch-französisches Bündniß hingaben, welches die Befreiung Italiens von der österreichischen Fremdherrschaft und die Unabhängigkeit des Vaterlandes bezweckte."

Die Verfasserin fährt fort: „Dies war es, was die gemäßigten Liberalen, die zu Paulinens und Augustus' Freunden zählten, ersehnten, nichts Anderes. Von antidynastischen Verschwörungen, wie dies Mr. und Mrs Craven jenseits der Alpen, sogar von ihren Freunden in Frankreich, vorgeworfen wurde, ist in dem Bibliothekzimmer des Chiatamone niemals die Rede gewesen." Man wird es ihr gerne glauben, aber auch das, was übrig bleibt, bedenklich genug finden.

Am leichtesten zu begreifen ist das geringe Maß von Sympathie für die österreichische Herrschaft in Oberitalien. Auf den Ländervertheilungen des Wiener Congresses hat nicht viel Segen geruht. Uns süddeutschen Katholiken blutete freilich das Herz, als 1859 die Lombardei nach vergeblichem Ringen verloren ging, 1866 Venetien ruhmlos preisgegeben wurde. Aber ein Zweifel kann heute darüber nicht mehr bestehen, daß es ein verhängnißvoller Fehler der Metternich-schen Politik gewesen ist, Oesterreichs Stellung in Südwestdeutschland aufzugeben und dafür den unsicheren Besitz in Oberitalien einzutauschen. Unbelehrt durch die jüngste Vergangenheit, versteinert in der alten Anschauung, für welche die Ausübung der obersten Gewalt im Staate nur die vornehmste Art von Besitz und Eigenthum war, träumte man den Traum des kaiserlichen Weltreichs weiter, ohne zu bemerken, wie mächtig schon damals in den europäischen Völkern der Zug nach nationaler Geschlossenheit war, ohne zu bedenken, daß das Streben, die Verhältnisse auf der apenninischen Halbinsel zu beeinflussen, seit Jahrhunderten die Eifersucht zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg geschürt hatte.

Der Krieg in der Lombardei und die daran sich an-

schließenden politischen Ereignisse werden in dem Buche kaum erwähnt. Alsbald nach dem Einrücken Garibaldi's verließ Pauline Neapel, um sich in wichtigen Angelegenheiten nach Paris zu begeben. Im November 1860 kam sie nach Florenz. Man weiß, daß Toskana seit langem der am besten regierte unter den italienischen Staaten war und hier die begründeten Beschwerden fehlten, welche anderwärts den revolutionären Bestrebungen Vorschub leisteten. Den Sturz der rechtmäßigen Regierung und die Angliederung des Landes an das Königreich Italien hatte dies trotzdem nicht aufzuhalten vermocht. Die Art, wie die Verfasserin sich mit beiden Thatsachen abzufinden weiß, ist zu charakteristisch, als daß sie übergangen werden dürfte. „In Toskana," heißt es S. 94, „hatte sich damals schon die politische Umwälzung vollzogen. Die Freiheit, die es unter dem väterlichen Regiment seiner Fürsten genossen, der Bildungsgrad der Bevölkerung und der friedfertige Sinn derselben hatten Toskana mehr als jeden anderen Staat Italiens für seine neue Bestimmung gereift. Hier war ohne Groll und Rachegedanken, im Vollbewußtsein des guten Rechtes, die Idee der Einheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes lauterer und opferfreudiger als anderswo erwacht."

Auch bei Pauline Craven scheinen die Losungsworte von nationaler Einigung und politischer Freiheit jeden Gedanken an historisches Recht verdrängt und die Empfindung für das Meer von Treulosigkeit und Verrath abgestumpft zu haben, welches den Gang der italienischen Revolution bezeichnet. Oder richtiger vielleicht: sie gehörte zu den Leuten, denen eine selbstgeschaffene Illusion die Erkenntniß der wirklichen Welt verdeckt. Aus Florenz schrieb sie an den Grafen Montalembert:

„Die Politik beschäftigt uns nicht viel, und wenn sie einmal unter den Personen, mit denen wir verkehren, ganz verstohlen auftaucht, so geschieht das mit wenig Erregung. Ich fühle mich daher auch in diesen Tagen hier, inmitten des



Herzens von Italien, viel behaglicher als irgendwo anders. Bin ich doch auch überzeugt, daß Dank der festen Einmüthigkeit, die der nationalen Bewegung zu Grunde liegt, das neue Italien, auf welches ich hoffe, erstehen wird. Ich glaube allerdings, daß es nur dann erst wirklich lebensfähig ist, wenn es die Vergebung der Kirche und, wie Pater Ventura sagt, seine Taufe empfangen hat.

„In Frankreich besteht eine Partei, die es verstanden hat, zunächst im eigenen Lande und von dort aus in der ganzen Welt nicht allein die mögliche, sondern die nothwendige Einheit der sogenannten modernen Freiheiten mit der Religion zu verkünden. Möchte sich doch auch in Italien eine Stimme laut und kühn erheben, und zwar mit der Begeisterung tiefinnerster Ueberzeugung, die im Stande wäre, die hohe Bedeutung der Frage ganz zu erfassen.

„Es scheint fast wie ein Widerspruch — und dennoch ist es Thatsache, — daß diejenigen, die am Sturz der weltlichen Oberhoheit des Papstes mitarbeiten, trotzdem den Glauben treu und voll bewahren, mehr, als dies in Frankreich zugegeben wird, und ich bin fest überzeugt, daß wenn Gott einen Heiligen sendete, dem es gelänge, in dem Herzen eines jeden Italieners die Liebe zur katholischen Kirche wieder zu erwecken, ohne von ihm das Opfer seiner nationalen Bestrebungen zu fordern, man diesen Mann auf den Knieen anhören würde.“ (S. 95 f.)

Nach Neapel zurückgekehrt, schwankte sie zwischen Hoffen und Bangen auf und nieder. Einerseits erfreuten sie, wie die Biographin berichtet, die Vorläufer der begonnenen Reformen, „von denen man in Neapel,“ wie sie sagte, „vorher niemals auch nur einen leisen Schimmer verspürt hatte;“ andererseits bekümmerten sie die „Wahrnehmungen revolutionärer Bestrebungen.“ Man ersieht daraus nur, wie unklar sie sich über den eigentlichen Charakter der italienischen Bewegung war, indem sie das, worin von Anfang an die treibende Kraft derselben beruht hatte, für eine bedauerliche, aber auch vorübergehende Begleiterscheinung hielt. Am 1. Dezember 1860 meldet sie voll Begeisterung, der Kirche

von Neapel sei „jene volle und unbegrenzte Freiheit versprochen worden, die sie wohl früher nie gehabt hat,“ aber schon im folgenden Jahre beginnen die Klosteraufhebungen. Durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten gelingt es ihr, Ausnahmen für einzelne, durch historische Ueberlieferungen ausgezeichnete Ordensniederlassungen zu erwirken, aber das reicht nun doch nicht mehr aus, die beunruhigenden Gefühle völlig zu verscheuchen, die sich ihrer im Verkehre mit den Italianissimi bemächtigen.

Um ihrem Herzen Luft zu machen, und wohl auch in der geheimen Hoffnung, daß er ihre Haltung billigen werde, schrieb sie einen langen Brief an P. Lacordaire. Leider werden nur Bruchstücke aus demselben mitgetheilt, doch reichen diese hin, die Gedankengänge erkennen zu lassen, in denen sie sich bewegte. Das neue Italien bringt die Freiheit. Darum sollten ihm gerade die guten Katholiken anhangen, denn in der Luft der Freiheit gedeiht die Kirche Gottes am besten. Während der Restauration litt die Religion unter dem Schutze der Macht. Sie war unpopulär, ja verhaßt, daher die Verfolgung der Priester und die Entweihung der Gotteshäuser in der Revolution von 1830. Achtzehn Jahre später kam in demselben Frankreich, „welches mit einer gerechten Freiheit regiert wurde,“ dergleichen nicht mehr vor. „Vielleicht schreibt man dem Zufall die vielen Werke barmherziger Liebe zu, die in jenen achtzehn Jahren entstanden waren, und nennt es auch Zufall, daß so viele fromme und vom heiligsten Eifer beseelte Männer lebten und arbeiteten . . . Warum sollte ich nicht auch ein ähnliches Glück für Italien hoffen dürfen in der Aera der Freiheit, die sich ihm eröffnet, wenngleich nach schweren Kämpfen?“ Insbesondere erwartet sie von der neuen Ordnung der Dinge die Beseitigung von Mißständen innerhalb des süditalienischen Klerus, und es ist ihr unmöglich zu glauben, „daß die Freiheit in Italien, und sollte sie sogar bis nach Rom vordringen, der Kirche jemals so großen

Schaden zufügen würde, wie es der so lange herrschende Absolutismus gethan hat.“ (S. 105.)

In einem Briefe an die Freundin aus dem Jahre vorher hatte sie sich noch weit deutlicher ausgesprochen:

„Ich kann es Dir nicht verhehlen“, schrieb sie damals, „wie ich angesichts der nicht materiellen aber moralischen Macht der Plebiscite, die eine nach der anderen die italienischen Städte zu einem großen Reiche vereinen, die Zuversicht hege, daß auch aus Rom nach dem Verluste seiner Provinzen endlich die große Verzichtleistung (il gran rifiuto) erfolgen wird, die so sehr die geistliche Größe und Bedeutung des Papstthums erhöhen würde.“ (S. 99).

Lacordaire's Antwort ist sehr interessant. Sie zeigt in jeder Zeile den libéral inconverti, aber sie deutet doch zugleich sehr bestimmt gewisse Grenzen an, über welche die bewegliche Madame Craven hinübergeglitten war. Er hat bisher die Einheit Italiens weder für möglich, noch für wünschenswerth gehalten, „auch wenn der hl. Vater im Besitz eines Theiles des italienischen Bodens bliebe.“ Die Ausführungen des empfangenen Briefes könnten ihn veranlassen, das Gegentheil zu glauben, „jedoch immer nur insoweit, daß dem Papst ein Theil seiner Rechte auf italienischem Gebiete erhalten würde.“ Er meint, „daß das Papstthum, auch wenn es nicht seinen ganzen Besitz wieder erlangt, immerhin genug davon erhalten oder wieder gewinnen könnte, wie zu seiner Unabhängigkeit und Würde gehört.“ Durchaus unwiderleglich erscheint ihm „Italiens Recht, das fremdländische Joch abzuschütteln, seine eigene Nationalität festzustellen und sich durch eine Verfassung regieren zu lassen, die im Einklange mit den gegenwärtigen Zeitverhältnissen steht.“

„Italien konnte nicht das bleiben, zu dem es die Verträge von 1815 gestalten wollten. Rom noch weniger. Eins wie das Andere harrten der Hand, die es von dem Schmerzenslager erlösen würde, auf welches fremdländische Gewalt es ge-

fesselt hat. Diese Hand hat sich gezeigt. Ich hätte gewünscht, es wäre die Karls X., oder Ludwig Philipps, oder gar die der Republik gewesen — die Hand des mit Freiheit regierten Frankreichs. Aber sie alle lehnten diese Aufgabe ab. Ein Anderer vollzog sie. Wir Einzelnen können nichts dagegen thun und uns wahrlich nicht gegen Italien erklären, weil die Ketten im unrichtigen Zeitpunkt fielen! Ueberlassen wir Andern die Parteikämpfe und nehmen wir das Gute hin, von welcher Seite es auch kommen mag." (S. 108 ff.)

Das war im Grunde, was Pauline hören wollte. Der Brief Lacordaire's gab ihr nach ihrem eigenen Ausdruck den Frieden der Seele zurück.

In die italienische Bewegung war seit dem Anfange der sechziger Jahre ein Stillstand eingetreten, aber niemand bezweifelte, daß derselbe nicht von langer Dauer sein werde. Im Norden hatten die Annexionen vor dem österreichischen Festungsviereck Halt machen müssen, Rom und der kleine noch übrig gebliebene Theil des Kirchenstaats standen unter dem Schutze der französischen Garnison, ein Zustand der, an sich nicht erfreulich, keinerlei Garantie für die nächste Zukunft bot, und noch weniger die definitive Lösung der römischen Frage bedeuten konnte. Pauline hielt ihre Illusion einer möglichen friedlichen Lösung fest. Folgendermaßen hatte sie sich dieselbe zurechtgelegt:

„Ich sehe im Traume Rom als Hauptstadt Italiens, freilich nur als kirchlichen Mittelpunkt und dadurch Hauptstadt eines freien, einigen, starken Italiens. . . Um des geschichtlichen Rechtes willen und weil Rom der Mittelpunkt der katholischen Kirche ist, würde der Papst, wenn man ihn dort in seiner vollen oberherrlichen Macht ließe, von den Vertretern der europäischen Mächte wie bisher umgeben, imstande sein, über die großen kirchlichen Fragen zu verhandeln, die der ganzen Welt angehören. Florenz oder Neapel wäre dann die thatsächliche Hauptstadt des italienischen Hofes und der Regierung. Alle Unterthanen des bisherigen Kirchenstaates würden mit vollem Rechte italienische Bürger werden. Nur einzig und



allein für die Stadt Rom müßte eine Beschränkung der in Kraft stehenden italienischen Gesetze begehrt und auch erlangt werden, z. B. die der Freiheit des Cultus; es erheischt, däucht mir, doch nur die Schicklichkeit, daß sich nicht neben dem Sitz der katholischen Kirchengewalt auch protestantische Gotteshäuser und Synagogen erheben. Rom könnte einer städtischen Verwaltung anvertraut werden, dann hätte die Regierung der Kirche Christi nichts mehr mit eigener Polizei und fremden Soldaten zu thun; die öffentliche Sicherheit würde von dem italienischen Volke selbst vertheidigt, sowohl gegen innere Unruhe, wie gegen Angriffe von außen, das Einzige, was dann noch den Frieden der heiligen Stadt und des obersten Bischofs bedrohen könnte. Dies ist mein Traum, vielleicht ein Wahngebilde und eine Hoffnung, der sich viel Schwierigkeiten entgegenstellen. . . Und wenn Gott uns jetzt nicht diese erflehte Lösung gewährt — ach! dann müssen wir uns auf viele Leiden vorbereiten und betend das Ende der Prüfung abwarten, das Ende des grausamen Zwiespaltes, und niemals demjenigen folgen, der wider den heiligen Stuhl eine nicht von Gott gesegnete Waffe anwenden wollte; diese Waffe würde viele katholische Gewissen verwunden und dadurch das neuerwachte Leben Italiens um so mehr schwächen." (S. 115 f.)

Daß der Einfall Garibaldi's in das Patrimonium Petri sie auf's schmerzlichste berühren mußte, läßt sich nach den letzten Worten erwarten. Aber ihre Illusionen verließen sie darum doch nicht. Kurz nach dem Gefechte von Mentana, im November 1867 schrieb sie an die Freundin:

„Wie haben sich die Irrthümer Italiens in diesen Tagen in Schuld verwandelt; niemals schwand so wie jetzt der Boden unter den Füßen derer, die es hier in Frankreich vertheidigen möchten. Garibaldi, verwundet und mit seiner Armee besiegt, verletzt das katholische Gewissen durch seine Reden. Du weißt, wie wenig Sympathie ich stets für die fremdländischen Truppen gehegt habe, obgleich der Papst der einzige Landesfürst ist, dem vielleicht das Recht, deren zu haben, zustehen dürfte. Du weißt auch, wie wenig ich Einmischungen liebe, sogar solche nicht, die als unvermeidliche angesehen werden;

aber nach dem, was sich jetzt bei Mentana ereignet hat, müßten, meine ich, König Victor Emanuel und das italienische Volk den päpstlichen Zuaven sowie den französischen Truppen dankbar sein, denn sie haben verhindert, daß Garibaldi's Freischaaren das selbstmörderische und vatermörderische Werk vollführten, welches sie gegen Rom beabsichtigten. Du wirst Dir den Eindruck vorstellen können, den die letzten Begebenheiten hier in Paris hervorgerufen haben, und auch wie theuer mir meine Sympathien für Dein liebes Vaterland zu stehen kommen Aber kannst Du mir sagen, warum das katholische, gemäßigte, freisinnige, ehrliche Italien nicht jenen thörichten garibaldinischen Unternehmungen zu widerstehen vermag und nicht laut das ausspricht, was es in der Stille des Gewissens denkt? Haben mir doch Poerio, Manna, Gualterio und andere große Mitarbeiter an Italiens Einheit so oft in den ersten Tagen unserer politischen Erweckung versichert, daß Rom, von dessen geistlicher Bedeutung sie vollkommen überzeugt waren, wohl moralisch, aber niemals durch Waffengewalt von Italien erobert werden dürfe, denn es sei berechtigt, in seinem kirchenfürstlichen Oberhaupte als Hauptstadt der ganzen katholischen Welt angesehen zu werden. Und was müssen wir jetzt erleben? Daß einem aufrührerischen Parteiführer, der zugleich an der Spitze des Heeres steht, gestattet wird, laut an die sizilianische Vesper zu erinnern, indem er seine Freischaaren gegen Rom führt; während noch kurz zuvor auf den nicht fernen denkwürdigen Gefilden Tausende von Franzosen ihr Blut als Lösegeld für die nationale Befreiung geopfert hatten". S. 136 f.)

Sicherlich wird sie hiernach die Ereignisse vom 20. Sept. 1870, das fünfstündige Bombardement und den Einmarsch der Piemontesen durch die Bresche bei Porta Pia noch weit schmerzlicher empfunden haben, doch werden weder in der italienischen, noch in der englischen Biographie Aeußerungen darüber mitgetheilt. Auch von der wenige Jahre später erfolgten Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Rom, welche das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes für immer besiegeln sollte und jedenfalls die Aussicht auf eine den berechtigten Ansprüchen der Kirche entsprechende

Lösung noch weiter verringerte, ist an beiden Orten mit keinem Worte die Rede.

Pauline scheint einstweilen noch an ihren Illusionen festgehalten zu haben. Im Jahre 1874, als man, wie es scheint, in legitimistischen Kreisen große Hoffnungen auf den Erfolg der carlistischen Sache in Spanien hegte, schrieb sie an eine befreundete Dame in England: „Ich meinerseits kann mir nicht denken und ich wünsche in der That auch nicht, daß der Papst seine Unabhängigkeit und die Macht, deren er zur Regierung der katholischen Welt bedarf, durch die Intervention einer fremden Armee zurückerhalten sollte. Der Tag seiner Freiheit wird sicherlich kommen, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er auf solche Weise herbeigeführt werden könnte, und ich halte es nicht für möglich, dem Katholicismus größeres Unrecht anzuthun, als indem man ihn mit dem Carlismus identificirt." [1])

Das Letztere ist gewiß richtig, ja man kann weiter gehen und sagen, daß die Chancen einer Lösung der römischen Frage verschwindend klein würden, wollte man sie mit den Ansprüchen der vertriebenen Dynastien auf eine Stufe stellen und darum die Lösung von einer allgemeinen Rückkehr zum Legitimitätsprincip im alten Sinne erwarten. Allein von hier bis zur offenen Sympathie mit den Helden der italienischen Revolution ist doch noch ein weiter Weg. Nur mit Kopfschütteln kann man den Brief lesen, den Pauline nach dem Tode Victor Emanuels an die Herzogin Ravaschieri schrieb:

„Ich möchte recht aus vollem Herzen mich mit Dir, meine Teresa, über den großen Verlust aussprechen, der Italien betroffen. Meine tiefe innere Bewegung und die Freudenthränen, die ich vergoß, als ich erfuhr, daß dem Könige noch alle Tröstungen der Religion zu Theil geworden waren und zwar mit den herrlichen Worten des Papstes: ,Wenn ich es ge-

1) Life of Mrs. Augustus Craven p. 238.

konnt hätte, wäre ich selbst gegangen, sie ihm zu reichen', sagten mir, wie ‚italienisch' mein Herz noch fühlt.

„Armer Fürst! Die Menschen haben manche Handlungen an ihm gesehen, die sie als Katholiken bitter beklagen mußten! Gott aber erkannte die, welche er nicht gewollt hatte, und wie er den katholischen Gewissen, die doch auch das neue Italien lieb haben, Schmerzen zu ersparen wußte. Dieses wie alle die übrigen Hoffnungen kann man uns nicht nehmen, um so weniger, als er die Absolution der Kirche empfangen hat und von ihren Gebeten zu Grabe begleitet wurde. . . .

„Der Segen des Papstes ist eine neue Bestätigung (conferma) für Eure Einheit. Auch haben die einmüthigen monarchischen Kundgebungen ganz Italiens nach dem Tode Victor Emanuels und der Thronbesteigung seines Nachfolgers in mir die Hoffnung auf Aussöhnung wieder geweckt. Was Victor Emanuel nicht möglich war, wird vielleicht durch Umberto leichter vollzogen werden können. Wie denkst Du darüber? Ich frage mich, ob das, was uns heute als Unheil erscheint, nicht noch zum Heile Italiens ausfallen könnte, nachdem schon so Vieles geglückt ist." (S. 176 f.)

Die fürstliche Verfasserin sagt weder, was sie selbst darüber dachte, noch theilt sie aus den noch übrigen dreizehn Lebensjahren Paulinens irgend eine neue Aeußerung über das derselben doch wahrlich am Herzen liegende Thema mit. Aber auch aus der englischen Biographie erfahren wir nur noch, daß die letztere im Frühjahre 1878 große Hoffnungen auf den neuen Papst, Leo XIII., setzte. „Ich fühle", schrieb sie an die Herausgeberin, „daß das seinige ein Pontifikat des Friedens und geistiger Eroberung sein wird." [1]) So können wir nicht wissen, ob sie bis zu ihrem Tode ihre Illusionen auf diesem Gebiete festgehalten, oder ob sie dieselben, wie so manche andere allmälig hat schwinden sehen.

Denn Illusionen waren es, wie zu Nutz und Frommen der heutigen Generation und zugleich an die Adresse gewisser

1) A. a. O. S. 267.



Besserwisser nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden soll. Das „freisinnige Italien", von dem Pauline Craven träumte und von dem sie hoffte, daß es die Versöhnung des neuen Einheitsstaates mit der Kirche herbeiführen werde, existirte nicht. Die Geschichte der italienischen Revolution läßt drei Gruppen erkennen: die Männer der That, die durch Verschwörungen und Umtriebe, durch Verrath und Gewaltthat die neue Ordnung der Dinge in's Leben riefen, ihnen gegenüber die Anhänger des Bestehenden, eine verschwindende Minorität, die sich aus den Fürsten mit ihren wenigen treuen Anhängern und ihren ganz unzulänglichen Machtmitteln zusammensetzte, und zwischen beiden die große breite Masse der Gleichgültigen, Feigen, Unentschiedenen, von denen die einen sich der Revolution widerstandslos unterwarfen, weil sie entweder ihren Charakter nicht erkannten, oder überhaupt nicht gewöhnt waren, sich um andere Dinge, als um des Tages Nothdurft zu kümmern, die andern, im Stillen für den Einheitsgedanken gewonnen, sich einer gerne unterhaltenen Täuschung hingaben über die von der Aktionspartei angewandten Mittel und ihren von Haus aus irreligiösen und kirchenfeindlichen Charakter. Es müssen sonderbare Schwärmer und Idealisten gewesen sein, die am Sturze der weltlichen Oberhoheit des Papstes arbeiteten, trotzdem sie „den Glauben treu und voll bewahrten." Kannten sie denn ihre Mitarbeiter nicht? Wußten sie nichts von dem verbrecherischen Treiben der Massoneria, welches, wie bei der Festfeier am 20. September 1895 officiell anerkannt wurde, jenen Sturz in erster Linie herbeigeführt hat? Warum traten sie nicht mit allem Nachdrucke dafür ein, daß Florenz die Hauptstadt des neuen Königreichs blieb, warum drängten sie nicht auf ein Abkommen mit dem Oberhaupte der Kirche, in der Weise, wie Pauline es im Traume zu sehen glaubte? Und das Princip der Nichtintervention, zu dem sich die letztere so rückhaltlos bekennt, es war ja nur aufgestellt, um gegenüber dem von der Revolution unternommenen und von den

kirchenfeindlichen Elementen aller Länder bejubelten italienischen Einigungswerke die berechtigten Ansprüche der katholischen Welt auf den Schutz der Unabhängigkeit des Papstes zum Schweigen zu bringen.

Die Consequenzen für die Gegenwart sind leicht zu ziehen. Was Italien Noth thut, sind nicht fromme Katholiken, die ohne Kampf vor der Revolution kapituliren und den Männern des Umsturzes die Hand zur Versöhnung entgegenstrecken, sondern einsichtige Staatsmänner, welche den Willen und die Macht besitzen, endgültig mit den Mitteln und Tendenzen zu brechen, denen das neue Italien seine Entstehung verdankt. Es muß geradezu als kindisch bezeichnet werden, wenn Pauline Craven zu Anfang der sechziger Jahre auf die „große Verzichtleistung" in Rom hoffte, wenn sie sich einbildete, irgend ein Papst werde die tausendjährigen Rechte der Kirche und die Unterlage der Selbständigkeit und Freiheit des Kirchenregiments dem italienischen Einheitsgedanken zum Opfer bringen, dessen wichtigste Repräsentanten Mazzini und Garibaldi waren. Es ist nicht minder kindisch, wenn heute ungebetene Berather der Kirche über den unversöhnlichen Papst jammern, der im Gegensatz gegen die Anfänge seiner Regierung nunmehr völlig den Jesuiten verfallen sei, und sich — wie vor einigen Wochen aus München gemeldet wurde — in einem Conventikel zusammenfinden, um über die Wahl des künftigen, natürlich versöhnlichen Papstes Berathung zu pflegen. Möchten sie doch lieber den Einfluß, den sie zu besitzen glauben, dazu verwenden, daß man endlich einmal auf italienischer Seite mit einem ehrlich gemeinten Programm der Versöhnung hervortrete.

München, im Februar.



XXXII.

Die Verschiebung der Landbevölkerung in Preußen seit 1882.

Die Klagen unserer Bauern über Mangel an tüchtigen Arbeitskräften, die Klagen der Bürger über das erschreckende Anwachsen der Großstädte, die Klagen der Gewerbetreibenden über die wachsende Unmöglichkeit, selbständig zu werden, haben sich durch die preußische Volkszählung von 1895 leider als nicht unbegründet erwiesen.

Es läßt sich aus den Mittheilungen der „Statistischen Korrespondenz“ [1]) folgendes Bild gewinnen.

Sämmtliche Regierungsbezirke des Königreiches mit alleiniger Ausnahme der Bezirke Köslin und Sigmaringen haben von 1882--95 eine zum Theil sogar sehr starke Zunahme der Bevölkerung erfahren. Indessen ist in den drei Hauptberufsarten, in Landwirthschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr eine ganz auffällige Verschiebung eingetreten.[2]) Während nämlich im Handel nur der Reg.-Bez. Stralsund, im Gewerbe nur der Reg.-Bez. Sigmaringen einen geringfügigen Rückgang seit 1882 aufweist, ist für die Landwirthschaft in einer Reihe von Regierungsbezirken eine bedeutende Verminderung der Erwerbsthätigen nachweisbar.

---

1) Statistische Korrespondenz. Verlag des Kgl. statistischen Bureaus in Berlin S W., Lindenstraße 28.

2) Stat. Korresp. 3. Okt. 1896.

Gegen das Jahr 1882 zählte man 1895 in der Landwirthschaft weniger Erwerbsthätige in den Regierungsbezirken Königsberg 18 797, Gumbinnen 11 333, Danzig 73, Breslau 1700, Liegnitz 2073, Oppeln 9631, Münster 90 und Trier 5253.

Nun hat seit 1882 gerade in den Bezirken Breslau, Oppeln, Münster und Trier die Bevölkerung sehr stark zugenommen. Die absolute Zahl der landwirthschaftlich Thätigen hat aber abgenommen. Also ist dort die landwirthschaftliche Erwerbsthätigkeit absolut zurückgegangen. Es ist das um so sicherer, als mit Ausnahme von Trier in allen diesen Bezirken die im Nebenberuf ausgeübte Landwirthschaft der absoluten Zahl nach ebenfalls sich stark gemindert hat.

Nur in zwei Bezirken, Stralsund und Sigmaringen, hat die landwirthschaftliche Berufsabtheilung 1895 eine verhältnißmäßig größere Bedeutung als 1882, und in den Bezirken Köslin und Aurich ist ihr Gewicht beinahe unverändert geblieben.

Vielleicht ist eine nähere Ausführung erwünscht. 1882 entfielen auf die Landwirthschaft über drei Viertel der hauptsächlich Erwerbsthätigen in den Bezirken Gumbinnen und Marienwerder. 1895 war Marienwerder aus dieser Größenklasse ausgeschieden und Gumbinnen nahe an die untere Grenze herabgerückt.

1882 kamen zwei Drittel bis drei Viertel der Arbeitskräfte auf die Landwirthschaft in den Bezirken Königsberg, Köslin, Posen, Bromberg, Osnabrück und Sigmaringen, so daß im Durchschnitt 71,91 vom Hundert den land- und forstwirthschaftlichen Gewerben angehörten. 1895 betrug dieser Durchschnitt nur noch 68%.

1882 zählten noch mehr als die Hälfte bis zwei Drittel für die Landwirthschaft in 15 Regierungsbezirken. Der Durchschnitt von 56,52 v. H. des Jahres 1882 ist dort

1895 bis zu 50,69 v. H. gefallen und zwar nach folgenden Zahlen:

Danzig	1882:	59,49 % —	1895:	55,27 %
Frankfurt	„	58,45 „ —	„	53,51 „
Stettin	„	55,57 „ —	„	50,76 „
Stralsund	„	56,02 „ —	„	57,40 „
Liegnitz	„	53,18 „ —	„	49,02 „
Oppeln	„	57,41 „ —	„	48,81 „
Schleswig	„	51,40 „ —	„	45,53 „
Lüneburg	„	65,50 „ —	„	59,47 „
Stade	„	61,59 „ —	„	58,11 „
Aurich	„	58,57 „ —	„	57,38 „
Münster	„	57,07 „ —	„	46,08 „
Minden	„	57,43 „ —	„	47,61 „
Kassel	„	54,42 „ —	„	50,65 „
Koblenz	„	56,93 „ —	„	54,04 „
Trier	„	56,24 „ —	„	47,98 „

Die bis jetzt genannten 23 Regierungsbezirke waren also 1882 noch Bezirke mit überwiegend oder ganz überwiegend landwirthschaftlicher Thätigkeit. Davon hatten 1895 diesen Charakter ganz verloren Liegnitz, Oppeln, Schleswig, Münster und Trier. In den anderen herrscht zwar heute noch der landwirthschaftliche Charakter vor, hat aber doch in allen mit Ausnahme von Stralsund und Sigmaringen an Gewicht und Bedeutung eingebüßt.

Ganz zurück tritt die Landwirthschaft als Erwerbsquelle natürlicherweise in Berlin, dann auch in den Bezirken Arnsberg und Düsseldorf, in denen nur etwa ein Sechstel der Erwerbsthätigen im Hauptberufe noch Land- und Gartenbau treibt. Es zeigt sich aber bei diesem Rückgang noch ein anderer merkwürdiger Wandel der Dinge seit 1882.

Es haben nämlich in der Landwirthschaft die selbstständigen Landwirthe zu-, die Gehilfen aber abgenommen. Daraus folgt, daß der landwirthschaftliche Kleinbetrieb im Zunehmen, der Großbetrieb im Abnehmen begriffen ist. Das Erstere ist bestimmt richtig, Letzteres allerdings mit der Einschränkung, daß im landwirthschaftlichen Großbetrieb

für lebendige Menschenkraft Ersatz in mechanischen Hilfskräften geschaffen worden ist.[1]) Die Zahl der in der Land- und Forstwirthschaft, im Weinbau und in der Gärtnerei feststehenden und beweglichen Dampfmaschinen betrug

1879 : 2731 mit 24310 Pferdekräften,
1895 : 11605 mit 111181 Pferdekräften.[2])

Die Entwicklung der Landwirthschaft von 1882—95 läßt sich nach der socialen Stellung so darlegen. Im gesammten preußischen Staat wurden ermittelt:

	1882	1895	Unterschied (1895 mehr +, weniger — als 1882)
Selbständige und Betriebsleiter	1 235 167	1 361 284	+ 126 117
Verwaltungs-, Aufsichts-, Rechnungspersonal	41 666	60 555	+ 18 889
Familienangehörige, in der Wirthschaft des Haushaltungsvorstandes thätig	849 037	954 662	+ 105 625
landwirthschaftliche Knechte, Mägde	849 432	894 221	+ 44 789
landwirthschaftliche Tagelöhner	1 613 217	1 362 333	— 250 884

Es ist ein geradezu überraschendes Bild, welches diese wenige Zahlen entrollen. Es werden hierdurch die vielgehörten Klagen über den Arbeitermangel in der Landwirthschaft belegt, aber auch der erfreulichen Züge, die man noch nebenbei gerne herauslesen möchte, sind es leider wenige.

Im gesammten preußischen Staat wurden für die reine Landwirthschaft 1882 4 588 519, 1895 aber 4 663 055 hauptberuflich Erwerbsthätige ermittelt. Die Zahl derselben hat sich also um 74 536 vermehrt. Diese Zunahme ist zunächst geringfügig im Vergleich mit dem Anwachsen der Bevölkerung und der Erwerbsthätigkeit in den übrigen sogenannten materiellen Berufen. Sie ist aber, wie aus der Tabelle ersichtlich, lediglich durch eine starke Verminderung der land-

1) Stat. Korresp. 25. Juli und 1. August 1896.

2) Stat. Korresp. 1. Februar 1896.



wirthschaftlichen Tagelöhner zu Stande gekommen, denn in den übrigen socialen Stellungen der Landwirthschaft ist überall eine Zunahme ermittelt worden. Es ist also wahr, daß der Landwirthschaft in Preußen jetzt eine Viertelmillion landwirthschaftlicher Tagelöhner weniger zur Verfügung stehen als 1882, und daß deren Antheil an der landwirthschaftlichen Erwerbsthätigkeit um 5,76% zurückgegangen ist. Ja der Rückgang würde noch stärker erscheinen, wenn nur die inländischen Tagelöhner in Rechnung gezogen werden könnten. Der geringe Zuwachs an Knechten und Mägden vermag diesen Ausfall um so weniger auszugleichen, als gerade in größeren Landwirthschaftsbetrieben bei der erweiterten Milchwirthschaft z. B. die Melkmägde heute viel zahlreicher als früher gebraucht werden. Hauptsächlich dieser Ausfall fremder Arbeitskräfte begründet das Eintreten der Familienangehörigen in die Arbeit. Ihre Zahl hat um 105 625 zugenommen und wird von der Stat. Korrespondenz als ein hervorragend günstiges Merkmal socialer Gesundung betrachtet. Nach ihr ist das wirthschaftliche und technische Interesse am Betriebe bei den eigenen Familienangehörigen größer als bei bezahlten Arbeitern, und da bei der Landwirthschaft weit mehr persönliche Theilnahme des Arbeiters an der Arbeit und ihrem Erfolge verlangt wird als bei der Industrie, wird dadurch ein besseres Gedeihen des ganzen Unternehmens gesichert. Außerdem steigert die Beschäftigung von Familienangehörigen deren Neigung für die Landwirthschaft und die Möglichkeit, in ihr den Lebensberuf zu finden. In jedem Falle trägt sie dazu bei, der ländlichen Arbeiterfrage wenigstens etwas von ihrer Schärfe und ihren Nachtheilen zu benehmen. Indessen dürfte es nicht zu schwierig sein, diesen Zahlen auch eine Deutung zu geben, nach welcher es der Familie eines Kleinbauern elend genug erscheinen muß, an einen Stand gekettet zu sein, an welchem jeder, der kann, sich eilends vorbeidrückt. Es ist möglich, daß die Familienangehörigen ihre heimatliche Scholle auch dann

noch gerne weiter bebauen, wenn dieselbe die jährliche Geld- und Blutsteuer kaum mehr decken will. Aber es ist sicher, daß sie sich bald als verlassene Proletarier erkennen und von der ihnen zugemutheten rührenden Selbstverleugnung nicht viel werden wissen wollen.

Neben dem starken Rückgang landwirthschaftlicher Taglöhner fällt als bemerkenswerthe Erscheinung die Vermehrung des landwirthschaftlichen Verwaltungs-, Aufsichts-, Bureau- und Rechnungspersonals auf. Diese Zunahme hat ihren Grund zum Theil in der neueren socialpolitischen und steuerlichen Gesetzgebung, die für den Großbetrieb ein vermehrtes Schreibwesen mit sich gebracht hat. Zum Theil aber bedingt auch der intensivere, man möchte sagen mehr wissenschaftliche Betrieb und die wirthschaftlich immer mehr nöthig gewordene Pflege von Specialitäten in der Landwirthschaft eine Vermehrung dieser Art des Personals. Als Gebiete des landwirthschaftlichen Großbetriebes kennzeichnen sich Bezirke wie z. B. Stralsund durch einen verhältnißmäßig niedrigen Antheil der Selbständigen und der im Betriebe beschäftigten Angehörigen, dagegen durch einen hohen Antheil der Betriebsbeamten. Das ist auf der einen Seite ein Opfer, das die Landwirthschaft ebenso wie Industrie, Handel und Verkehr dem Gemeinwohle bringt, auf der anderen Seite eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, die der Rentabilität des Betriebes zugute kommt. Aber sowohl dieses Opfer wie diese Rentabilität macht die ländliche Arbeiterfrage nur noch schwieriger.

Zwei Seiten hat auch der „erfreuliche" Zug unseres statistischen Bildes, welches 1895 126 117 selbständige Landwirthschaftsbetriebe mehr ausweist als 1882. Gegen diese merkwürdige Thatsache haben sich erst Bedenken gezeigt. Die statistische Korrespondenz weist nun allerdings die Behauptung, daß bei der Berufszählung vom 14. Juni 1895 eine statistisch schärfere Heranziehung der Landwirthschaft Platz gegriffen habe, als irrig sehr entschieden zurück. Ja

nach ihrer Erläuterung dienen die Rentengutsbildung, die Parzellirung größerer Betriebe, die Ansetzung von Ansiedlern und ähnliches der socialen Gesundung unserer Landbevölkerung und damit der socialen Gesundung des Gemeinwesens. Sie geben dem landwirthschaftlichen Arbeiter wieder die Hoffnung, in die höhere sociale und wirthschaftliche Stufe der selbstständigen Landwirthe aufzurücken, und legen eine Brücke über die Kluft. die sich seit der Stein-Hardenbergischen Agrarreform bei allem Segen, den sie sonst gebracht, allmählich zwischen dem landwirthschaftlichen Unternehmer und seinen bezahlten Arbeitern gebildet hat. Das ist sehr schön. Aber die Gefahr von Zwergbildungen landwirthschaftlicher Betriebe die bald elend untergehen, wie solches in Süddeutschland zu sehen ist, wird man deshalb nicht als eine weniger geringe erkennen dürfen. Sie ist vorhanden bei folgenden überwiegend westelbischen Bezirken von Sigmaringen, Trier, Koblenz, Wiesbaden, Aachen, Osnabrück, Minden, Köln, Münster, Kassel, Hannover, Erfurt, Stade, Düsseldorf, Arnsberg, Lüneburg, Oppeln, Liegnitz und Frankfurt. Dort besteht entweder mehr als die Hälfte, oder nahezu die Hälfte aller landwirthschaftlich Hauptberufsthätigen aus den Betriebsunternehmern und ihren Angehörigen und diese Form des Wirthschaftsbetriebes hat hier von 1882—1895 eine starke Ausdehnung erfahren.

Anlaß zu Erwägungen geben auch die Vermögensverhältnisse der Landbewohner. Ebenso wichtig als strittig ist immer die Frage nach dem Umfange der „besitzenden Klassen", d. h. derjenigen Schichten gewesen, die mehr besitzen als einen bloßen „Nothpfennig" für schlechte Zeiten. Einen werthvollen Beitrag zur Klärung dieser Frage liefern in Preußen die Ergebnisse der Ergänzungssteuer, welche bekanntlich von allen Personen mit mehr als 6000 Mark Vermögen erhoben wird.[1])

1) Statistische Korrespondenz 8. Februar 1896.

Vergleichen wir nun Stadt und Land, so ergibt sich, daß die zur Ergänzungssteuer herangezogene Bevölkerung in den Städten 1 717 908, auf dem Lande 2 629 967 Köpfe beträgt.

Dabei umfaßte

	in den Städten	auf dem Lande
das gesammte steuerpflichtige Vermögen	38,35 Milliard. M.	25,57 Milliard M.
dasjenige der Censiten mit mehr als 3000 M Einkommen	30,88 " "	11,72 " "
das durchschnittlich auf einen Censiten entfallende Vermögen	73723 Mark	40446 Mark
die Zahl der mit einem Einkommen von mehr als 100000 M veranlagten Censiten der Ergänzungssteuer	1279	300

Die Städte enthalten also, obgleich ihre Einwohnerzahl nur starke zwei Drittel von derjenigen des platten Landes erreicht, mehr als viermal soviel Besitzer großer Vermögen als dieses. Ebenso ist das Durchschnittsvermögen der Censiten und die Summe des steuerbaren Vermögens namentlich in den oberen Stufen in den Städten weit größer als auf dem Lande. Dafür sind die kleinen und mittleren Vermögen bis zu 6000 Mark herunter auf dem Lande häufiger.

Auch die Einkommensteuer gibt einiges Licht. Zu einem Einkommen von mehr als 3000 Mark waren in den Städten 6,45, auf dem Lande nur 1,61 % der Bevölkerung veranlagt.[1]) Ueber 9 500 Mark Einkommen hatten in den Städten nur noch 1,11, auf dem Lande 0,17 %.

Wie die sehr großen Vermögen, so sind auch die sehr großen Einkommen ganz überwiegend in den Städten zu Hause. Die rheinischen Städte allein besitzen ihrer mehr als das platte Land des ganzen Staates, Berlin sogar fast 1½ mal soviel. Westpreußen, Posen und Schlesien sind die

1) Statistische Korrespondenz 15. Februar 1896.



einzigen Provinzen, welche solche Einkommen häufiger auf dem Lande als in den Städten nachweisen.

Aus der Statistik der Einkommen- und Ergänzungssteuer erhalten wir aber auch für die Schätzung des Vermögens und der Verschuldung der Grundbesitzer einen beachtenswerthen Anhalt. [1]) Dieselbe wies im Jahre 1895/96 auf dem platten Lande 77 977 Censiten mit einem Einkommen von über 3000 Mark nach. Wenn sich darunter auch eine Anzahl Pfarrer, Villenbesitzer, Förster und andere Nichtlandwirthe befindet, so besteht wohl die Mehrheit aus Gutsbesitzern und größeren Bauern. Ihr Grundvermögen wurde einschließlich des Betriebskapitals auf 9,76 Milliarden Mark, ihr Kapitalvermögen auf 4,18 Milliarden Mark eingeschätzt, denen aber Schulden mit einem Kapitalwerthe von 3,41 Milliarden Mark entgegenstanden. Dabei weichen nun die Verhältnisse der einzelnen Landestheile weit voneinander ab. Es betrug nämlich

	die Zahl der Censiten	ihr Kapitalvermögen	der Kapitalwerth ihrer Schulden
		(in Millionen	Mark)
in Ostpreußen . . .	3261	118,76	269,00
„ Westpreußen . .	2682	101,10	232,38
„ Brandenburg . .	11083	718,20	589,05
„ Pommern . . .	3148	203,23	367,80
„ Posen	2089	140,71	336,18
„ Schlesien	9053	730,89	606,66
„ Sachsen	9723	505,23	365,80
„ Schleswig-Holstein	5809	251,68	169,63
„ Hannover . . .	8661	330,86	154,89
„ Westfalen . . .	7832	319,37	125,38
„ Hessen-Nassau . .	3083	151,90	36,83
im Rheinlande . . .	11553	603,89	159,83

Die hier betrachtete wohlhabendste Schicht der Landbewohner hatte also in Ostpreußen, Westpreußen und Posen

1) Statistische Korrespondenz 28. März 1896.

doch weit über doppelt soviel, in Pommern etwa anderthalbmal soviel Schulden als Kapitalvermögen. In Brandenburg und Schlesien, mehr noch in Sachsen und Schleswig-Holstein war das Kapitalvermögen bereits größer als die Schulden; in Hannover und Westfalen übertraf es dieselben um das Doppelte, in Hessen-Nassau und Rheinland etwa um das Vierfache. Die drei so mannigfach verschiedenen Landgebiete des preußischen Staates, der rein ackerbautreibende Nordosten, die bereits vielfach mit städtischem und gewerblichem Wesen durchsetzte Mitte und der hochindustrielle Südwesten, der außerdem im Weinbau noch besondere Erwerbsquellen hat, scheiden sich also in Hinsicht der Vermögens- und Verschuldungsverhältnisse sehr scharf voneinander.

Leider ergibt sich aber aus diesen Ziffern kein zu günstiges Bild der ländlichen Verhältnisse. Es betrug ja thatsächlich bei jenen 77 977 Landbewohnern im Jahre 1895/96 das Grundvermögen 9,76 Milliarden, das Einkommen aus Grundvermögen 330,85 Millionen Mark oder 4242,87 Mark für jeden unter diesen „wohlhabendsten" Censiten. Das ist nicht mehr als etwa das Diensteinkommen vieler älteren Subalternbeamten.[1])

Das Einkommen aus Grundvermögen im Sinne der Steuereinschätzung enthält aber bei den Landwirthen das gesammte Einkommen aus dem Betrieb einschließlich desjenigen Theiles, welcher volkswirthschaftlich als Verzinsung des Betriebskapitals und Vergütung für die Wirthschaftsleitung, also als Zins- und Arbeitseinkommen anzusehen ist. Die Wirthschaftsleitung eines größeren Bauerngutes oder Rittergutes ist mit 1000 bis 3000 Mark für das Jahr wohl sicher nicht zu hoch berechnet. Zieht man nun in Betracht, daß jene 77 977 Censiten der großen Mehrheit nach eben selbstwirthschaftende Landwirthe sein werden, so ergibt sich, daß der volkswirthschaftlich als Grundrente anzusprechende

1) Statistische Korrespondenz, 4. April 1896.




Theil ihres Einkommens aus Grundvermögen noch viel weniger als 330,85 Millionen Mark betragen muß, zumal da in dieser Summe auch noch manches Einkommen von Nichtlandwirthen steckt.

Es beiben allerdings noch die 177,94 Millonen Mark Einkommen aus dem Kapitalvermögen unserer 77 977 „Landbewohner." Aber gerade dabei können die Einwohner unserer großstädtischen Vororte besonders stark betheiligt sein. Außerdem steht aber jenem Einkommen aus Kapitalvermögen ein Betrag von 133,52 Millionen an Schuldenzinsen und Renten gegenüber. Allein abgesehen von diesen Schuldenzinsen würde das obige Durchschnittseinkommen noch kein sehr günstiges werden, wenn man bedenkt, daß es sich hier eben um die wohlhabendste, bei weitem noch nicht einmal hunderttausend umfassende Schicht der Landbewohner handelt. Es ist wahr, daß vollkommen sichere Nachrichten über die ländlichen Vermögens- und Einkommensverhältnisse noch nicht erlangt sind. Aber die Ergebnisse der sehr sorgfältigen Steuereinschätzung liefern doch beachtenswerthe Anhalte.

Aus den bisherigen Erwägungen ergibt sich, daß Arbeitskräfte und Kapital das flache Land wenig bevorzugen, daß ferner der landwirthschaftliche Großbetrieb im Abnehmen, der Kleinbetrieb im Zunehmen begriffen ist.

Ganz im Gegensatz dazu zeigt sich in der Industrie, im Handel und Verkehr eine auf den Großbetrieb oder besser auf die Vergrößerung der Betriebe gerichtete Entwicklung.[1]) Die Zahl der Selbständigen hat verloren, die der Gehilfen hat — und zwar beträchtlich — gewonnen. Die Gehilfen d. h. das Bureau-, kaufmännische und Rechnungspersonal haben gegen 1882 an der Industrie von 1895 einen doppelt so hohen Antheil. Wüßte man es also auch nicht aus anderen Einzelbeobachtungen, so würden unsere berufsstatistischen

---

1) Statistische Korrespondenz 25 Juli und 1. August 1896.

Zahlen unzweifelhaft die Richtung von Industrie, Handel und Verkehr auf den Großbetrieb hin erweisen. Sie bekunden aber auch, daß im Großen und Ganzen für einen gewerblichen oder Handlungsgehilfen die Möglichkeit, sich selbständig zu machen, heute verhältnißmäßig geringer ist als früher.

In das Loos der männlichen theilen sich auch die weiblichen Arbeitskräfte, welche seit 1882 ebenfalls eine bedeutende Verschiebung erfahren haben: sehr starke Abnahme der Selbständigen in der Industrie, im Handel und Verkehr und Zunahme der Gehilfinen. Und zwar ist diese Verschiebung bei den weiblichen Personen sehr viel stärker als bei den männlichen.

Betrachten wir noch die Hausindustrie, so ergibt sich, daß die Zahl der selbständigen Hausindustriellen von 1882 bis 1895 — wohl gegen die Erwartung mancher — nicht zu- sondern um eine Kleinigkeit abgenommen hat. Sie betrug 1882 152 474, 1895 nur 151 872. Die hausindustrielle Gehilfenschaft hat dagegen erheblich abgenommen. Sie zählte 1882 27 804, 1895 hingegen 23 214 Personen. Man darf annehmen, daß die Hausindustrie im preußischen Staate an Boden verloren hat.

Daraus ergibt sich wieder der Zug zur Industrie, Handel und Gewerbe im Großen.[1])

Wenn man die preußischen Regierungsbezirke vom Standpunkt der gewerblichen Thätigkeit aus betrachtet und hier den Antheilsatz der hauptberuflich Thätigen als Maßstab nimmt, so entfallen im ganzen Staate von hundert Erwerbsthätigen in Landwirthschaft, Industrie und Handel 1882: 39,45, 1895: 43,66 auf die Industrie. Besonders große Zunahme findet sich im Bezirke Düsseldorf (um 145 477), Arnsberg (um 104 475), Potsdam (um 100 135), Oppeln (63 336), Köln (um 53 869), Breslau (um 47 382), Wiesbaden (um 40 912).

1) Statistische Korrespondenz 3. Oktober 1896.

Es sind gewaltige Menschenmassen, mit denen die Industrie in unseren gewerbereichsten Bezirken auftritt. Allen voran geht der Bezirk Düsseldorf mit 514 683 gewerblich Erwerbsthätigen (1882: 369 206).

Es folgen

Berlin	1895	: 404481	1882	: 288292
Arnsberg	„	: 342161	„	: 237686
Breslau	„	: 278146	„	: 230764
Potsdam	„	: 261942	„	: 161807
Oppeln	„	: 247800	„	: 184464
Liegnitz	„	: 180394	„	: 159536
Merseburg	„	: 173395	„	: 146228
Magdeburg	„	: 173308	„	: 140687

Noch deutlicher sprechen die Verhältnißzahlen. Mehr als zwei Drittel der genannten Erwerbsthätigen entfallen 1895 auf die gewerblichen Berufsarten in Berlin (68,59%), sowie in den Bezirken Arnsberg (70,65%) und Düsseldorf (69,52%). Es entfällt im Bezirk Arnsberg und Düsseldorf ein größerer Prozentsatz auf die Industrie als in der ausgesprochenen Industriestadt Berlin.

Die Hälfte bis zu zwei Dritteln aller Erwerbsthätigen kommen auf die Industrie in den Bezirken von Aachen 52,48% (1882: 52,22) und Köln 52,40% (1882: 46,26). Vier Zehntel bis zur Hälfte aller Erwerbsthätigen finden wir von der Industrie beansprucht in den Bezirken:

Potsdam	1895	mit	47,17 %	1882	: 41,00
Breslau	„	„	43,98 „	„	: 40,75
Liegnitz	„	„	42,05 „	„	: 39,95
Oppeln	„	„	43,45 „	„	: 36,77
Magdeburg	„	„	42,94 „	„	: 41,45
Merseburg	„	„	45,12 „	„	: 44,37
Erfurt	„	„	49,81 „	„	: 48,96
Hannover	„	„	46,93 „	„	: 40,56
Hildesheim	„	„	45,37 „	„	: 44,15
Münster	„	„	45,63 „	„	: 36,56
Minden	„	„	43,38 „	„	: 35,30
Wiesbaden	„	„	46,66 „	„	: 43,58
Trier	„	„	48,94 „	„	: 37,87

Im Zusammenhang mit der steigenden gewerblichen Entwicklung in den Bezirken des preußischen Staates steht die verhältnißmäßig noch stärkere Entwicklung von Handel und Verkehr. Handel und Verkehr haben in allen Regierungsbezirken an Schwergewicht in der Berufsthätigkeit der Bevölkerung zugenommen, mit Ausnahme von Aurich, wo der schon 1882 hohe Prozentsatz sich nicht geändert hat, und von Stralsund, wo er etwas zurückgegangen, aber immer noch hoch ist. In Berlin waren 1882: 27,46%, 1895: 30,68% der Erwerbsthätigen im Handel und Verkehr beschäftigt.

Daraus erhellt die große Verschiebung der Bevölkerung vom platten Lande in die Großstädte.

In den jetzigen Gebietsgrenzen der Städte betrug die Zunahme von 1890—1895[1]):

	Personen	aufs Tausend
in den Städten	1 092 226	+ 92,1
auf dem Lande	800 202	+ 44,2

Die Volkszunahme ist also in den Städten mehr als doppelt so stark wie in den ländlichen Gemeinden gewesen. Es hat sich seit der Entwicklung des deutschen Reiches in Preußen die Zahl der Städte von mehr als 10 000 Einwohner um 87 vermehrt, obgleich mehrere dieser Größenklasse angehörige Städte (Bockenheim, Ehrenfeld, Deutz, Dorp, Ottensen, Neustadt-Magdeburg, Buckau) inzwischen ihre Selbständigkeit verloren haben und mit anderen Städten vereinigt worden sind.[2])

Von 1885—90 hat sich Berlin um 263 507 und von 1890—95 um 98 557 Köpfe vermehrt. Das Weichbild der Stadt ist, soweit es nicht für Straßen, öffentliche Plätze und Parkanlagen bestimmt ist, nunmehr fast vollständig mit Gebäuden besetzt, so daß neue Unterkunftsräume für zu-

1) Statistische Korresp. 4. Juli 1896.

2) Statistische Korresp. 17. Februar 1896.





ziehende Personen nicht beschafft werden können. Dieselben sind daher darauf angewiesen, außerhalb der Stadt zu wohnen. Im Innern Berlins vollzieht sich schon seit geraumer Zeit die sogenannte Citybildung, d. h. die älteren meist dicht bewohnten Häuser werden durch Neubauten ersetzt, deren Räume selbst in den Hintergebäuden zu Kaufläden, Werkstätten und sonstigen Geschäftszwecken bestimmt sind. Die wenigen ausschließlich oder doch überwiegend als Wohnstätten benutzten Häuser der inneren Stadt enthalten fast nur größere Wohnungen und deßhalb verhältnismäßig weniger Bewohner als die alten Häuser, die vorher an ihrer Stelle gestanden hatten. Deßhalb ist namentlich in den Berliner Vororten auch im abgelaufenen Jahrfünfte die Volkszunahme eine außerordentliche gewesen.

Es ist also nach allem nicht zu leugnen, daß Preußen weniger ein landwirthschaftlicher und mehr ein Industrie und Handelsstaat ist, und daß die Hälfte bis zwei Drittel seiner Bürger in den Wettbewerb des großen Weltmarktes eingetreten sind, in welchem für weitaus die Mehrzahl das Ringen um die tägliche Existenz zur eisernen Nothwendigkeit wird.

J. Sch.

XXXIII.

Zeitläufe.

Die Duell-Frage in Preußen mit einschlägigen Verhältnissen. II.

Den 24. Februar 1897.

Als vor vier Jahren der Fall des Generals a. D. Kirchhoff im Reichstag zur Sprache kam, sagte der damalige Kriegsminister: „Die Verrohungsstatistik weist von 1880 bis 1890 in der Civilbevölkerung ein Aufsteigen auf; mit diesen procentualen Zahlen müssen wir auch bei dem alljährlichen Zuwachs der Armee rechnen".[1] Seitdem ist ein Stillstand in der „Verrohung" offenbar nicht eingetreten. Ein Beweis dafür und für das Hinschwinden des Autoritätsgefühls liegt auch in der erschreckenden Zunahme der Processe wegen Majestätsbeleidigung. Man kann kaum eine Nummer des Berliner „Vorwärts" zur Hand nehmen, ohne von neuen, in der Regel hochgegriffenen, Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung zu lesen. Und das trifft keineswegs bloß die „Genossen". Sie sind von der Parteileitung eindringlich gewarnt, auch jetzt wieder bei den bevorstehenden Jubiläumsfesten, wo die Hochs auf den Kaiser ihnen schwere strafrechtliche Folgen zuziehen könnten. Aber die unausgesetzt von oben genährte Unruhe hat eben alle Schichten der Be-

---

1) Bericht der Münchener „Allg. Zeitung" vom 6. März 1894.



völkerung aufgeregt. Schon vor Jahr und Tag schrieb ein Prediger in dem Leipziger Bismarckblatt: „Ich könnte Ihnen eine ganze Reihe der achtbarsten und angesehensten Männer nennen, die, wenn man ihre Privatäußerungen veröffentlichen wollte, ohne weiters der Majestätsbeleidigung für schuldig befunden werden müßten".[1])

Im Herbst vorigen Jahres machte der Fall eines Polizei-Sergeanten in Pommern, der einen Unschuldigen halb todtprügelte, deßhalb zur Zuchthausstrafe verurtheilt, aber nach acht Tagen begnadigt wurde, viel Aufsehen, umsomehr da fortwährend neue Nachrichten über Begnadigung bei Duell-Verbrechen und zugleich von vollzogenen Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung auftauchten. „Merkwürdig, daß man wohl immer wieder von Verurtheilungen wegen Majestäts-Beleidigung, aber nie von Begnadigungen in den Zeitungen liest. Warum man gerade immer Duellanten oder zu schwerer Strafe verurtheilte Polizeibeamte der Gnade würdig finden kann, ist uns unbegreiflich".[2]) Das Berliner social-demokratische Blatt, welches gerade an diesem Tage von drei neuen Processen wegen Majestätsbeleidigung zu melden hatte, fand dieß bei der Lage der Dinge in Preußen ganz begreiflich:

„Wenn die Presse sich nicht beruhigt, so geschieht es, weil die jüngste Zeit eine Reihe Begnadigungsakte gebracht hat, für die in weiten Volkskreisen das Verständniß fehlt. In erster Reihe sind es die fast zur Regel gewordenen Begnadigungen in Duellvergehen und dann die Begnadigung von Beamten wegen Amtsmißbrauchs, in welchen die freisinnige Kritik eine Indemnität für Amtsüberschreitungen befürchten zu müssen glaubt. So lange das Duell eine geheiligte

---

1) Aus den Leipziger „N. Nachrichten" s. Berliner „Vorwärts" vom 15. September 1895.

2) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" s. Berliner „Vorwärts" vom 2. Oktober 1896.



Institution unseres Militärstaates ist, so lange erscheint es auch gerechtfertigt, daß die Anhänger derselben straffrei bleiben, zumal die geringe Strafe, die das Gesetz auf das Duell setzt, dieses eher zu sanktioniren, als dasselbe zu verdammen scheint. Es wäre ungerecht, wenn ein Duellant irgend eine Strafe zu verbüßen hätte, weil er sich den Duellvorschriften, deren Nichtachtung er mit der gesellschaftlichen, bürgerlichen und militärischen Aechtung büßen müßte, widersetzte. Die Strafe, die der Officier oder der Referendar erfährt, wenn er das Gesetz nicht respektirt, ist so gering im Vergleich zu der Strafe, die ihn zuversichtlich trifft, wenn er das Gesetz beobachtet, daß ihm die Wahl nicht schwer sein kann. Daß der oberste Kriegsherr, bei der Beurtheilung des Duells in unseren maßgebenden Kreisen, gegen die Duellanten sein Begnadigungsrecht walten läßt, erscheint unter diesen Umständen nicht mehr als billig. Daß der Kriegsminister nun gar es ablehnen sollte, die Gegenzeichnung eines solchen Gnadenaktes zu verweigern, hieße das Unmöglichste voraussetzen. Wer nicht den Muth hat, das System zu beseitigen, der muß sich auch die Consequenzen gefallen lassen."

Bezüglich des Falls Kirchhoff, welcher wegen einer Nachricht über seine Tochter in einem Berliner Blatt im Redaktionslokal auf den Herausgeber, ohne ihn zu treffen, die Pistole abgefeuert hatte, zu Gefängniß verurtheilt und sofort begnadigt wurde, hatte der Kriegsminister geäußert: „Das Recht der Begnadigung und der Verleihung von Decorationen ist ein souveränes Recht des Königs von Preußen, über das hier im hohen Hause keine Controle geübt werden darf". Als der bekannte Eisen-Baron von Stumm wegen seiner Duellforderung gegen Professor Wagner gerichtlich verurtheilt, aber sofort begnadigt wurde, und ein Blatt an der Saar auf das Beispiel Englands hinwies, da erklärte er das als einen Angriff gegen „Se. Majestät den Kaiser selbst und unsere monarchischen Institutionen". [1]) Einige

1) Berliner „Germania" vom 12. August 1896.



Zeit darauf ereignete sich der vielbesprochene Börsengarten-Fall in Königsberg. Ein Mitglied der Linken sagte im Reichstag: „Seit wir zum letzten Male vom Duell gesprochen haben, sind sechs Fälle der Begnadigung bekannt geworden. Bei der Börsengarten-Affaire wurde der sich schneidig benehmende Regierungsbeamte, ehe er die Strafe noch antreten konnte, zu Stubenarrest begnadigt. Der Verurtheilte wird nicht behandelt als solcher, der ein Verbrechen begangen, sondern als solcher, der eine ruhmvolle That begangen". Uebrigens faßte eine Versammlung freisinniger Königsberger Bürger den Beschluß:

„Das Bürgerthum soll unter das kaudinische Joch gezwungen werden, das der Militarismus im Bunde mit dem Assessorismus vor ihm errichtet. Und dabei erleben wir das seltene Schauspiel, daß diejenigen Kreise, die sich für die berufensten Hüter des Gesetzes halten, es mißbilligen, daß ein Bürger seiner Ueberzeugung und seiner Pflicht gemäß der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet hat von einer schweren Uebertretung des Gesetzes. Unser Bürgerthum lehnt es einmüthig ab, sich vor dem verbündeten Assessorismus und Militarismus in die Knie zwingen zu lassen." [1])

Bald darauf wurden auf einmal vierzehn wegen Zweikampfs zu dreimonatlicher Festungsstrafe verurtheilte Studenten der Aachener technischen Hochschule und der Universität zu Bonn zu achttägiger Haft begnadigt, und ebenso in Wiesbaden drei zu erheblichen Gefängnißstrafen wegen Mißhandlung von Gefangenen verurtheilte Schutzleute. Das halbamtliche Regierungsblatt hatte neuerdings behauptet: die Gegenzeichnung des Ministers zu solchen Begnadigungs-Akten bedeute nichts Anderes als die Beglaubigung der königlichen Unterschrift. Nun aber machte ein Jurist in Halle (Dr. Löning) darauf aufmerksam, daß es bei solcher

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 6. Sept. 1896.

Art der Begnadigungen, die bei bestimmten Kategorien strafbarer Handlungen regelmäßig der gerichtlichen Verurtheilung auf dem Fuße folgen, sich doch anders verhalte. „Dadurch würde die Gefahr entstehen, daß durch die Ausübung des Begnadigungsrechtes das Ansehen des Gesetzes und der Gerichte geschädigt und das Rechtsbewußtseyn des Volkes verwirrt wird. Auf diese Gefahr hinzuweisen, und so viel wie möglich dieser Gefahr entgegenzutreten, ist das Recht des Landtags. Der Minister, der bei einer solchen Ausübung des Begnadigungsrechts mitwirkt, trägt für den Schaden, der daraus erwächst, die Verantwortung sowohl gegenüber dem Könige, wie gegenüber dem Landtage, gegenüber dem Volke, wie gegenüber der Geschichte". Der Berichterstatter fügt hinzu: „Bei den nahezu systematischen Begnadigungen der Duellanten und Polizeibeamten, die wohl in der Absicht erfolgen, den militärischen Geist der Armee und das Ansehen der Staatsgewalt zu stärken, liegt nach der Ueberzeugung weitester Volkskreise dieser Fall vor". [1]) Auch das Bennigsen'sche Blatt in Hannover hob hervor, daß es bei der Anwendung der neuen Kabinetsordre wesentlich darauf ankommen werde, „ob mit dem System der Begnadigungen der Duellanten gebrochen wird, das auch die ernsthaftesten Maßnahmen unwirksam machen würde". [2])

Was übrigens die Ehrengerichte gegenüber Beamten, die zugleich Reserveofficiere sind, anrichten können, ist in aller Welt beispiellos. „Ein Amtsrichter hatte zu urtheilen über drei Angeklagte, welche des Ueberfalls und der Mißhandlung schuldig waren. Er bezeichnete das als nicht ‚gentlemanlike', ohne daran zu denken, daß unter den Angeklagten ein Reserveofficier war. Dieser forderte den Amtsrichter, und als derselbe das Duell verweigerte, wurde er mit schlichtem Abschied entlassen, d. h. als Reserveofficier,

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. November 1896.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 2. Jan. d. Js.



denn zum Amtsrichter ist er immer noch gut genug." [1]) In einem anderen Fall hatte der Bürgermeister der pommerischen Stadt Kolberg den Saal eines unter städtischer Verwaltung stehenden Gebäudes den dortigen Socialdemokraten zu einer Versammlung eingeräumt. Dafür erhielt er von der vorgesetzten Civilbehörde einen Verweis, aber auch das militärische Ehrengericht bemächtigte sich der Sache und sprach ihm das Recht zum Tragen der Landwehr-Officiersuniform ab. Ein vertrauter Kenner der Verhältnisse äußerte sich darüber:

„Es wäre denkbar, daß Kummer den Socialdemokraten den Saal überlassen hätte, um deren Stimmen bei einer städtischen Angelegenheit, etwa seiner Wiederwahl, für sein persönliches Interesse zu benutzen; dann hätte er unehrenhaft gehandelt. Aber es ist bisher nicht bestritten, daß sein Beweggrund ein völlig anderer gewesen ist, nämlich die Auffassung, daß, nachdem der Saal anderen politischen Parteien eingeräumt war, es die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit erfordere, ihn auch der Socialdemokratie nicht vorzuenthalten. Das ist ganz zweifellos ein edles Motiv, das selbst dann noch edel bleibt, wenn man die zu Grunde liegende Auffassung, nach der die Socialdemokratie mit anderen politischen Parteien gleichzustellen ist, als unrichtig anzusehen hätte. Es ist deshalb nicht darüber wegzukommen: der einzige Gesichtspunkt, unter welchem das Eingreifen der Militärbehörde in die nicht militärische Thätigkeit des Bürgermeisters Kummer sich vertheidigen ließe, die Hereinziehung des Ehrenpunktes, versagt, und es bleibt ein Uebergriff, den man nur verurtheilen kann. Solche Uebergriffe sind ja leider bei uns etwas ganz Alltägliches. Wie oft wurde der Apparat des militärischen ehrengerichtlichen Verfahrens in Bewegung gesetzt gegen Anhänger der freisinnigen Partei! Ja, ich könnte Fälle namhaft machen, wo selbst wohlgesinnte Nationalliberale, die aber die im Jahre 1893

---

1) Der obengedachte Abg. Dr. Munckel im Reichstag s. Berliner „Vorwärts" vom 18. November 1896.

eingebrachten Militärforderungen für zu weit gehend erklärten, eine ernste Verwarnung erhielten, mit der Androhung, im Wiederholungsfalle strengere Maßregeln erwarten zu müssen. Da bleibt doch nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: Entweder die Militärbehörde stellt sich auf den Standpunkt des beschränkten Unterthanenverstandes und nimmt für sich die Fähigkeit in Anspruch, alle Dinge mit einer dem bürgerlichen Verstande weit überlegenen Weisheit zu beurtheilen; dann steht allerdings nichts mehr im Wege, die Militäranwärter als Schullehrer zu verwenden und pensionirten Officieren die erledigten Richterstellen zu übertragen. Oder man vertritt den Grundsatz der brutalen Gewalt: ‚Wir haben die Macht, deshalb gebrauchen wir sie'. Daß der Eine Weg so wenig wie der andere geeignet ist, die Volksthümlichkeit unserer militärischen Einrichtungen zu fördern, daß im Gegentheil auch überzeugte Vertreter der Nothwendigkeit eines starken Heeres unter solchen Umständen sich den Klagen über den ‚Militarismus' nicht verschließen können, der die Culturentwicklung unseres Volkes ernsthaft bedrohe, das sollte man eigentlich an maßgebender Stelle begreifen." [1]

„Assessorismus und Militarismus" sind in Preußen bereits sprüchwörtlich geworden. Die Namen der beamteten „Reserveofficiere", die in so bedauerlicher Weise in Afrika und neuestens zu Opalenitza in Polen sich hervorgethan haben, sollen hier nicht genannt werden. Aber bezeichnend ist doch auch die Thatsache, daß Major von Wißmann, als er vor zwei Jahren, vom königlichen Colonialamt zum Gouverneur von Ostafrika ernannt, an seinem Bestimmungsort eintraf, von den Marine- und Militärbehörden nicht empfangen wurde, weil er als Civil-Angestellter ihnen nichts zu sagen habe. „Wißmann hat mit dem Verwaltungsprogramm, das er in seinem Antrittserlaß mittheilte, allgemeine Zustimmung bei allen Freunden einer culturellen

---

1) Dr. Kulemann in Braunschweig in Harden's „Zukunft". Berlin 12. Dezember 1896. S. 489 f.

Hebung der Colonie gefunden, da er an Stelle des bisherigen Bureaukratismus und Militarismus die wirthschaftliche Erschließung der Colonie für das Mutterland und die culturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung als Inhalt seiner Verwaltungsthätigkeit bezeichnete. Umsomehr wäre es zu bedauern, wenn er durch militärische Anfeindungen gehindert würde, dies Programm, das allein Aussichten für eine gesunde coloniale Entwicklung bieten kann, in die That umzusetzen." [1])

Das trübste Zeichen der Zeit offenbart sich in der Weise, wie die neu aufgetretene Art von militärischem Geist auf die studirende Jugend eingewirkt hat. Im Elsaß beklagen sich selbst die Protestanten, daß man bei ihnen die sogenannten „Mensuren" früher gar nicht gekannt habe und dieselben erst aus Deutschland eingeführt worden seien. Am 6. Mai v. Js. sah sich das Rektorat der technischen Hochschule in Karlsruhe bereits veranlaßt, zu folgender Bekanntmachung am „schwarzen Brett" unter Hinweisung auf die Verhandlungen im Reichstag zu greifen: „Da die Unsitte des Duells auch in studentischen Kreisen verbreitet ist, so halten wir eine Mahnung für angezeigt, die Verhandlungen der deutschen Volksvertretung zu beherzigen. Den Studenten kommt keine Sonderstellung in der Nation zu, sondern vielmehr ein Platz an der Spitze der guten Sitte und der wahren Cultur. Der Senat erinnert zugleich an die in unserer Hochschule bestehenden Disciplinarstrafen und wird gegen Zweikämpfe, welche zu seiner Kenntniß gelangen, namentlich gegen solche mit tödtlichen Waffen, sowie gegen die ehrenkränkenden Handlungen, welche Veranlassung dazu geben, in Zukunft besonders scharf einschreiten." Bald darauf folgten die berüchtigten Skandale auf dem Feldberg, und noch vor ein paar Wochen hatte das socialdemokratische Hauptblatt in

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 25. Sept. 1895.



Berlin das Vergnügen, eine lange Rede des Vorsitzenden im Gerichtssaal des Amtsgerichts München I über die haarsträubende Aufführung dortiger Studirenden wiederzugeben. [1]) An eine solche Entwicklung konnte der junge Kaiser freilich nicht glauben, als er am 6. Mai 1890 auf dem Commers des Seniorenconvents in Bonn folgende begeisternde Ansprache hielt:

„Es ist meine feste Ueberzeugung, daß jeder junge Mann, der in ein Corps eintritt, durch den Geist, welcher in demselben herrscht, und mit diesem Geist seine wahre Richtung für's Leben erhält, denn es ist die beste Erziehung, die ein junger Mann für sein späteres Leben bekommt. Und wer über die deutschen Corps spottet, der kennt ihre wahre Tendenz nicht. Ich hoffe, daß, so lange es deutsche Corpsstudenten gibt, der Geist, wie er im Corps gepflegt wird und durch den Muth und die Kraft gestählt wird, erhalten bleibt, und daß Sie zu allen Zeiten freudig den Schläger führen werden. Unsere Mensuren werden im Publikum vielfach nicht verstanden. Das soll uns aber nicht irre machen. Wir, die wir Corpsstudenten gewesen sind wie ich, wir wissen das besser. Wie im Mittelalter durch die Turniere der Muth und die Kraft des Mannes gestählt wurden, so wird auch durch den Geist und das Leben im Corps der Grad von Festigkeit erworben, der später im großen Leben nöthig ist und der bestehen wird, so lange es deutsche Universitäten gibt."

Woher soll nun die Rettung kommen? Am 20. Okt. v. Js. war die Pommer'sche Provinzialsynade versammelt, um über die Duellfrage zu berathen. Sie beschloß mit großer Mehrheit: „Das einstimmige Zeugniß wider das Duell sei unabweisbare Pflicht und unantastbares Recht des geistlichen Amtes; denn das Duell sei Sünde, die unter dem Zwange gesellschaftlicher Ueberlieferung als Ehrenpflicht gerechtfertigt werde, sei somit privilegirte Sünde und gerade darum eine

1) Berliner „Vorwärts" vom 28. Januar ds. Jrs.

besonders schwere Gefährdung des sittlichen Bewußtseyns unseres Volkes, der wie die Obrigkeit und die Gesellschaft, so auch die Kirche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln des Zeugnisses und der Zucht entgegen wirken müsse." Gegen den Beschluß stimmten 21 Mitglieder der Synode, darunter, als Führer, der frühere Staatssekretär v. Maltzahn, langjähriger Abgeordnete der conservativen Partei, zwei Regierungspräsidenten, ein Landrath, ein Commercienrath und ein Assessor a. D., bekannt als Führer der agrarischen Partei. Der Oberpräsident und frühere Minister von Puttkamer wohnte vorsichtiger Weise der Sitzung nicht bei. [1])

Nach dem Erscheinen der Kabinetsordre vom 1. Januar erschien eine Erklärung „verabschiedeter und zur Disposition gestellter Officiere", welche darauf aufmerksam machte, daß nach II. 3 der Ordre es den Betheiligten vor dem Ehrengericht „mindestens" überlassen sei, ob sie den Streitfall als vollständig erledigt betrachten wollen, oder nicht. „Trete Letzteres ein, so werde es eben zum Zweikampfe wie bisher kommen, wobei militärischerseits schwerlich eine andere Strafe werde eintreten können, wenn alle Formalien nach der neuen Verordnung erschöpft sind, als die durch das deutsche Strafgesetzbuch vorgesehene Ahndung des Zweikampfes. Dies ergebe sich auch schon daraus, daß die Verordnung den Zweikampf keineswegs abschaffen wolle." [2])

Die neue Verordnung schafft offenbar auch die bekannte Bestimmung nicht ab, daß katholische Officiere, welche grundsätzlich das Duell verweigern, aus dem Officiersstand ausgeschlossen werden. Es gibt aber in Preußen auch noch eine andere Bestimmung, welche gleichfalls mit den Regeln bezüglich von Angehörigkeit zum Officiersstand verwandt ist, obgleich sie mit der Duellfrage nichts zu thun hat. Im

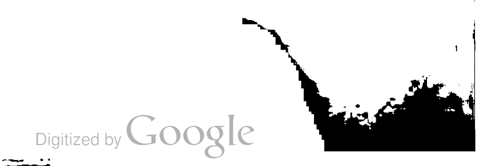
---

1) Aus dem Berliner „Vorwärts" vom 23. Oktober 1896.

2) Aus dem „Berliner N. Nachrichten" s. Wiener „Vaterland" vom 14. Januar ds. Js.

Anfange der Fünfziger Jahre hat nämlich König Friedrich Wilhelm IV. eine Kabinetsordre erlassen, wonach Officiere aus dem Armeeverbande entlassen werden müssen, die bei gemischten Ehen, um die katholische Einsegnung zu erhalten, die katholische Erziehung der Kinder angeloben. Es ist in der neuesten Zeit von diesem Umstande sehr stille geworden, vielleicht weil die Fälle nicht mehr vorkommen, und reiche katholische Bräute mit den zur Begründung eines Hausstandes für den Officier benöthigten Mitteln überhaupt selten für protestantische Officiere zu haben sind. Aber noch vor vier Jahren erregten die betreffenden Vorkommnisse das höchste Befremden, und am 13. Februar 1894 entwickelte sich in der Budgetcommission des Reichstags beim Militäretat eine sehr interessante Verhandlung über die vorliegenden Thatsachen:

„Der Centrumsabgeordnete Dr. Lingens wies darauf hin, daß diese Ordre seit drei Jahren sehr strenge gehandhabt und sogar auf Militärärzte, Gendarmeriemannschaften u. s. w. ausgedehnt werde, und betonte, das sei ein Eingriff in die Gewissensfreiheit. Der Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff erklärte es dagegen für unwürdig, wenn ein evangelischer Officier, um die Ehe mit einem katholischen Mädchen eingehen zu können, das Gelöbniß katholischer Kindererziehung ablegen müsse, von dem er noch gar nicht wisse, ob er es werde halten können. Nach den ‚Informationen‘ des Ministers wird auch von der katholischen Kirche ‚nicht richtig vorgegangen‘. Er schien damit eben die Forderung des Versprechens der katholischen Kindererziehung zu meinen, und als der Abgeordnete Dr. von Jazdzewski bemerkte, die Kirche werde von ihrem Princip nicht abgehen können, meinte er, da sei die Frage noch heikler, als er ursprünglich geglaubt habe; wenn die katholische Kirche nicht nachgeben wolle, dann käme die Frage der Lösung nicht näher. ... Und wie steht es in Wirklichkeit mit der gerühmten „Nachgiebigkeit“ der evangelischen Kirche, wenn sie das Versprechen der evangelischen Kindererziehung nicht verlangt, warum mischt sich denn die Militärverwaltung hinein



und geberdet sich kirchlicher als diese Kirche? In Wahrheit handelt es sich hier um eines der vielen Mittel und Mittelchen, mit denen der Protestantismus von oben herab gefördert wird Hat man je etwas davon gehört, daß ein katholischer Officier aus der Armee entfernt worden sei, der sich evangelisch trauen und seine Kinder evangelisch erziehen ließ? Ein Protestant soll ‚unwürdig' sein, wenn er ein Versprechen macht, welches seine Kirche nicht verbietet; ein Katholik aber bleibt würdig, wenn er gegen das strenge Verbot seiner Kirche handelt! Hier wird doch offenbar die Ehre und Würdigkeit mit zweierlei Maß gemessen. Herr Dr. Hammacher sagte in der Commission: was würden die katholischen Officiere zu einem Kameraden sagen, der die evangelische Kindererziehung verspreche? Ebenso verlange er für die evangelischen Officiere das Recht, einen Kameraden nicht aufzunehmen, der das Gelöbniß katholischer Kindererziehung leiste. Auf das, was die Kameraden sagen, gibt die Militärverwaltung aber nur dann etwas, wenn das Gelöbniß der katholischen Kirche zu Gute kommt, denn, wie bemerkt, einem katholischen Officier, der evangelische Kindererziehung verspricht, geschieht nichts, mögen die katholischen Kameraden sagen, was sie wollen. Auf die Bemerkung von Kardorff's, ein Officier, der ein reiches katholisches Mädchen heirathe, unter der Bedingung, daß er seine Kinder katholisch werden lasse, verdiene keine Achtung, hat der Abgeordnete Dr. Lingens zutreffend erwidert, bei den Officieren werde immer nach Geld geheirathet. Das Geld eines katholischen Mädchens heirathen, verstößt offenbar nicht gegen die Achtung, wohl aber das Geld unter Bedingungen nehmen, die dem reichen Mädchen, das man mit in Kauf nehmen muß, die Ehe nach den Vorschriften seiner Kirche möglich machen Der Geist der Kabinetsordre ist der Geist des Culturkampfes, der die Rechte und Gesetze der katholischen Kirche nicht anerkennt, sondern die katholische Kirche nach dem Gefallen der Protestanten modeln und beschränken will. Herr von Staudy bezeichnete es als wünschenswerth, daß die Officiere, die nicht kirchlich getraut würden, nicht mehr der Armee angehören sollten. Thatsächlich gibt es auch keinen blos standesamtlich getrauten Officier, weil solche nie geduldet worden sind. Will man aber nur kirchlich getraute Officiere, so verlange man

auch, daß jeder Officier nach den Vorschriften seiner Kirche getraut werde; man lasse nicht katholische Officiere zu, die die Bedingungen einer katholischen Trauung nicht erfüllen! Läßt man sie doch zu, so erfordert es Recht und Billigkeit, daß man auch den evangelischen Officieren keinen Zwang auferlegt, der ihre katholischen Bräute in Gewissensnoth und Ungehorsam gegen ihre Kirche bringt, während die evangelische Kirche diesen Zwang gar nicht verlangt." [1])

Wenn durch neue Ordre den katholischen Officieren die Verwerfung des Duells nachgesehen und protestantischen Officieren die Wahl einer Braut, die nur katholische Kinder haben will, verziehen werden würde, so würde das Preußenthum von ein paar Absonderheiten des protestantisirenden Militarismus, mit denen es vor der Welt dasteht, frei werden.

XXXIV.

Aesthetische Fragen.

Die Schönheit gehört gewiß zu den anziehendsten Dingen, die Kunst ist etwas Volksthümliches. Wo der praktische oder auch der theoretische Materialismus sich nicht höher erschwingt, bleibt immer noch ein gewisser Sinn für's Schöne. Für viele Kreise ist die Kunst das einzige Gebiet, worin sie sich noch etwas Idealismus retten. Für wen der reine Gedanke zu hoch, das Gefühl zu unfaßbar und der reine Wille zu erhaben ist, dem bringt die Kunst das näher. Die Kunst ist eine Versinnlichung, gewissermaßen Verleiblichung, Fleischwerdung des Gedankens, des Gefühls, der Strebungen; das Schöne ist einer bekannten Definition zufolge der Schein der Ideen, nur daß

1) Berliner „Germania" vom 15. Februar 1894.

es sich bei ihm nicht blos um Ideen, sondern auch um Gefühle und Strebungen handelt. Das Innere wird versinnlicht in Formen und Bildern, in Farben und Tönen.

Auch die Natur ist eine große Versichtbarung und Versinnlichung eines inneren Gehaltes. Dieser innere Gehalt sind die Ideen der Dinge, das Leben in seiner Stufenfolge und in seinen aufsteigenden Graden. Das Leben mit seinen Gesetzen und Zwecken, das ist es, was man mit dem oft unerklärten und dunklen Begriffe Ideen meint. Diese Ideen nachzubilden, ist die Aufgabe der Kunst. Die Kunst ist daher, wie Aristoteles richtig sagt, Naturnachahmung; seine realistische Definition steht gar nicht im Widerspruch mit der idealistischen Auffassung der Kunst, wie sie Plato nahe legte. Die Gedanken des schaffenden Naturgeistes, richtiger gesagt, die Ideen des höchsten Künstlers und Bildners, des Weltschöpfers nachzudenken, ihren Ausdruck nachzuahmen, ist das höchste Ziel der Kunst. Und es ist das höchste Lob des Künstlers, er sei ein schöpferischer Geist. Der Künstler bedarf daher des inneren geistigen Lebens; wenn er blos die Technik beherrscht, ist er ein Handwerker. Was Aristoteles von der Seele sagt, daß sie gewissermaßen alles werde, das gilt in erhöhtem Grade vom Künstler, er muß das Leben und Lebensgefühl aller Wesen in sich vergegenwärtigen, in sich erzeugen, er muß das Lebensgefühl in allen seinen Schattirungen, alle Formen der Stimmung kennen, innerlich und dann auch äußerlich darstellen. Denn das zweite wesentliche Erforderniß des Künstlers ist, daß er das innerlich Gefühlte und Geschaute auch äußerlich mit sinnlichen Mitteln, in Formen, Farben und Tönen darzustellen vermag. Mit dem innerlichen Empfinden allein ist es nicht gethan. Die, welche blos immer von Empfindung sprechen, es aber zu nichts bringen, wurden kürzlich in einem Münchener Blatte köstlich verspottet unter der Aufschrift „Keiner"-Ausstellung (mit Anspielung auf die beliebten „Einer"-Ausstellungen). Die Besucher werden in einen geheimnißvoll verdunkelten Saal geführt und ein priesterlich gekleideter Kunstjünger entwickelt in schwungvollen Worten, was er malen würde, wenn er überhaupt malen würde, ein Bild, das man nicht zu sehen bekommt. In dieses Extrem schlug der moderne Idealismus

und Sensualismus um, der nur noch Farben, den Farbeneindruck der Dinge und den Augenreiz wiedergibt.

Zu einem richtigen Kunstwerk gehört Inneres und Aeußeres, Form und Gehalt. Die Formästhetik ist eben so einseitig wie die bloße Gehaltästhetik. Mit Recht betont daher Kirstein in seinem „Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst", der uns eben vorliegt, daß Inneres und Aeußeres, Geistiges und Sinnliches zusammengehören. Zu den äußeren Voraussetzungen der Schönheit rechnet er die Vollkommenheit, die angemessene Größe, angemessenen Krafteindruck, Einheit in der Manigfaltigkeit und einen gewissen Glanz; nur hat er diese Formmomente philosophisch nicht genügend vertieft, nicht logisch untereinander vermittelt und ziemlich kunterbunt die inneren Momente des Gehalts, der Gutheit und Wahrheit dazwischen gestellt. Sodann hat er das Moment der Klarheit und Uebersichtlichkeit nicht genügend berücksichtigt. Ein Gedicht, ein Gemälde, bei dem man sich lange besinnen muß, was es eigentlich bedeutet, verdient nicht den Preis der Schönheit, wenn die Unklarheit nicht aus der Tiefe des Gedankens, sondern aus der Schwerfälligkeit der Form hervorgeht.

Im Uebrigen ist das Buch von Kirstein sehr verdienstvoll, es eignet sich vorzüglich zur Einführung in die Aesthetik und es wird ihm an eifrigen Lesern auch nicht fehlen. Schon äußere Umstände und Gründe empfehlen es: das Anziehende des Stoffes und die schöne Ausstattung. Dazu kommt, daß er die schönsten Aussprüche und Ausführungen hervorragender Aesthetiker sammelt. Seine Darstellung gleitet oft an solchen Aussprüchen weiter, nur sind seine eigenen Ausführungen nicht immer organisch damit verbunden und macht sich eine gewisse Disharmonie insofern geltend, als jene durchaus modernes Gepräge tragen, diese Ausführungen aber an schwierige scholastische Schulung erinnern und manchmal etwas hart sind. Der Verfasser scheint das selbst gefühlt zu haben, da er in der Vorrede verspricht, seine Skizzen in vollen Farben ausführen zu wollen, wenn sie Beifall fänden. Daß er dazu wohl im Stande gewesen wäre, geht aus manchem Kapitel hervor, z. B. aus einer Schilderung der männlichen und weiblichen Gestalt als erster Naturschönheit. Gerade hier zeigt es sich, daß der

Verfasser sehr maßvoll ist, er tritt der Auffassung Jungmanns entgegen, der das „schöne“ Geschlecht unter das „starke“ in seiner ästhetischen Bedeutung herabdrückte. Auch sonst erklärt er sich gegen die eigenthümlichen Anschauungen Jungmanns, der im Schönen etwas rein Geistiges sah, die Schönheit auf der Gutheit beruhen ließ und die Aesthetik und Ethik nicht genügend unterschied. Natürlich rechnet er auch nicht, wie Jungmann, das Drama zur Plastik, sondern zur Dichtkunst. Er hat aus nichtkatholischen Autoren viel gelernt und ist daher weitherzig und vorurtheilslos genug, ihnen auch oft das Wort zu ertheilen. Nach meinem Gefühl geht das manchmal sogar etwas zu weit und ist des Guten zu viel geschehen. Ich sehe davon ab, daß bei diesen Aussprüchen Fr. Th. Vischers, Lemckes, Carrieres u. a. doch manchmal der pantheistische Hintergrund ihrer Weltanschauung etwas zu deutlich hervortritt, aber manches hätte er sicherlich mit eignen Worten wiedergeben können, ohne daß er deßwegen den Vorwurf des Plagiats hätte fürchten brauchen und es wäre jedenfalls nicht nothwendig gewesen, alle Augenblicke das „Treffliche“ und „Richtige“ dieser Aussprüche hervorzuheben. So sind z. B. die Ausführungen Carrieres über die Vortheile der Kleidung für plastische Werke gewiß sehr „trefflich“ und „richtig“, aber es muthet einen doch etwas eigenthümlich an, jemand unter den Zeugen gegen das Nackte zu finden, von dem man weiß, daß er sonst mit faunischem Behagen die Reize des Nackten anpries. Dagegen wurde dem Verf. in diesen Blättern vorgeworfen, daß er Deutinger nicht kenne. Das ist nun nicht ganz richtig, er führt ihn einmal an S. 112, aber den Satz, den er dort wiedergibt, hat er nicht direkt aus Deutinger geschöpft, sondern aus A. Schmids Erkenntnißlehre übernommen. Auch kommt bei Deutinger nicht blos seine philosophische Aesthetik in Betracht, sondern auch die belehrenden „Bilder des Geistes aus Kunst und Natur“ (1846 und 1850) vermehrt durch Kastner 1866 (sowie das Buch „Verhältniß der Poesie zur Religion“ 1861). Der Verfasser kennt also Deutinger wohl, aber er dürfte ihn doch nicht genügend berücksichtigt haben. Auch die Arbeiten des eifrigen Mitgliedes der Leogesellschaft in Wien, Richard Kralik, besonders dessen „Weltschönheit“ (Aesthetik), hätten gewiß manche Anregung geboten.

Einen sehr rühmlichen und unerschrockenen Kampf führt Kirstein gegen das Nackte in der Plastik und Malerei. Er wird zwar vermuthlich auch das Urtheil zu hören bekommen, das einst Lemcke gegen Jungmann erhob, sein Gesichtskreis reiche nicht über die Wände des Seminars hinaus, aber das kann ihn nicht beirren. Auch ist ein Ruf gegen das Nackte heute nicht mehr so erfolglos, wie zur Zeit Jungmanns. Mag der Centrumsantrag gegen unsittliche Darstellungen und Vorstellungen noch bedeutend modificirt werden, vergeblich werden diese Anregungen nicht sein.

Der Hauptgrund, den Kirstein gegen das Nackte in's Feld führt, ist der sittliche und die sittliche Aufgabe der Kunst. Diesen Grund möchte ich nur in einer Richtung weiter ergänzen. Der nackte Körper rückt das Animalische, Thierische in den Vordergrund und erinnert an die Verwandtschaft des Menschen mit dem Thiere. Ohne Verschönerungskünste wirkt er daher auch eher abstoßend, als anziehend. Ein naturalistisch gemalter Körper hat durchaus nichts Verführerisches und die Frage, ob ein nackter Körper überhaupt schön sei, wurde schon oft verneint, so von den Minnesängern. Mit verschwindenden Ausnahmen ist die ganze so beliebte Nuditätenmalerei durch und durch verlogen. Trotz aller Achtung des Idealismus in der heutigen Kunst huldigt sie allein auf diesem Gebiete der allerunwahrsten Idealisirung und legt einen lichten Verklärungsschein um die Körper und gibt ihnen Formen und Farben, die sie gar nicht haben. Ich kann darüber freilich nicht nach direkten Beobachtungen urtheilen, es gibt aber ziemlich sichere Anhaltspunkte und Andeutungen, die keinen Zweifel lassen (vgl. z. B. R. v. Larisch „Der Schönheitsfehler des Weibes“ und die Besprechung R. Kraliks im österreichischen Literaturblatt 1896 S. 689). Als Adam und Eva erkannten, daß sie nackt seien und sich nach Feigenblättern umsahen, sahen sie offenbar nichts Reizendes in ihrer Blöße und waren frei von jeder ästhetischen Begeisterung. Und doch müssen wir diese beiden, die aus Gottes Hand unmittelbar hervorgingen, uns als ideale Gestalten denken, wenigstens hat sie Milton in eingehender Schilderung als Meisterwerk der Schönheit gepriesen. Fleisch ist nun einmal Fleisch und Bein ist Bein; die Scham, die

das verhüllt, hat gewiß ihren Grund. Die Nuditätenmaler sind eben Fleischmaler und unterscheiden sich nicht viel von den Malern von Stillleben mit Kalbsköpfen und Schweinshaxen. Der Geist geht dabei verloren und der Sinn für tiefere psychische Probleme wird abgestumpft.

Die Aesthetik setzt das Wesen des Schönen, soweit es subjektiv in Betracht kommt, im Unterschied von dem Angenehmen in ein uninteressirtes Wohlgefallen. Solches Wohlgefallen ist aber gar nicht möglich da, wo die Gelüste des Menschen entfesselt werden. Auf diese Gelüste haben es aber die meisten Nuditätenmaler abgesehen weil sie sonst doch für ihre Werke keine Aufmerksamkeit erregen könnten. Wirkliche und wahrhaftige Fleischmaler, wie z. B. Rubens einer nach allgemeinem Urtheile war, wirken nicht verführerisch, sie können den Sinnenkitzel entbehren. Noch viel weniger gilt dies von Michelangelos männlicher Kunst. Michelangelos Gestalten, auf die sich alle Nuditätenmaler berufen, bezaubern höchstens durch ihre gewaltige Muskulatur und kühne Verrenkungen, aber jeder wollüstige Reiz bleibt vollständig ferne. Dagegen wiegt Tizian durch seine venetianischen Lichteffekte die Sinne in eine weiche Zauberstimmung, die für eine Traumwelt, nicht aber für die rauhe Wirklichkeit gelten mag. Ein Makart aber lügt und verfälscht einfach, er hilft der Natur nach, wie die Theaterdamen mit Hilfe der Schminke und anderer Mittel, begünstigt vom intensiven Bühnenlichte der Natur nachhelfen.

Die Plastik, von der Kirstein merkwürdigerweise meint, sie wirke weniger verführerisch, als die Malerei, hat die Malerei selbst verführt und ungünstig beeinflußt. Bei ihr wirkt schon das Material, der Marmor, idealisirend und diese Idealisirung wurde auch für die Malerei maßgebend. Die Plastik glaubt sich noch mehr auf das Nakte angewiesen als die Malerei, sie glaubt es vielweniger entbehren zu können. Bekanntlich legen die Bildhauer auch ihren bekleideten Figuren unbekleidete Modelle zu Grunde. Das Nackte brach zuerst ein in die Kunst, als die Bildhauer begannen die Göttin Venus unbekleidet darzustellen. Sie stießen im Anfang auf den Widerstand der allgemeinen Meinung, da es etwas bis dahin Unerhörtes war. Aber das leichte sinnliche Griechenvölklein fand

sich rasch damit ab. Es war ohnedies den Anblick nackter Gestalten gewohnt und die gewandlose Anadyomene war eine Kleinigkeit gegenüber jenen scheußlichen Darstellungen, wie man sie z. B. bei den pompejanischen Ausgrabungen zu Tage förderte. Man darf daher die griechische Plastik in dieser Hinsicht nicht zu strenge beurtheilen, aber freilich auch nicht zu sehr entschuldigen. Jedenfalls halte ich den auch von katholischen Aesthetikern wiederholten Satz eines französischen Abbé für verfehlt, der die mehr geistreiche als wahre Antithese aufstellte: die Griechen hätten den Geist über das Fleisch ausgegossen, die Modernen aber gießen das Fleisch über den Geist aus. Kirstein ist geneigt die Griechen mehr zu entschuldigen, der bekannte Mitarbeiter dieser Zeitschrift, der verstorbene, allerdings zu Extremen geneigte Dr. Haas aus Gloggnitz hätte gewiß den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen.

Ueberhaupt zeigt sich Kirstein in der Beurtheilung des klassischen „Heidenthums“ sehr maßvoll, er würdigt die Schönheiten des griechischen Epos und Dramas in vollem Umfange. Leider hat er die gelungenen ästhetischen Ausführungen Riefs über Homer, die freilich erst durch das vorzügliche Referat des Dekan Dr. Jos. Schmid in diesen Blättern einem weiteren Leserkreis erschlossen wurden, nicht berücksichtigt. Für die ästhetische Beurtheilung wird das homerische Epos immer die erste Stelle einnehmen, der Culturhistoriker wird freilich manche Einschränkung machen müssen und auf die Schranken und Schwächen des Griechenthums, auch des homerischen Griechenthums hinweisen. Diese Schranken der griechischen Welt- und Lebensauffassung treten allerdings erst im Verlauf der Literatur deutlicher hervor, sie zeigen sich schon deutlich in der griechischen Tragödie, die in ihrer Art als vollkommenes Ideal ernster Dramatik verehrt wird. Gerade hier nun hat Kirstein der Leitung P. Albert Weiß' folgend einen ganz richtigen Standpunkt eingenommen, er weist darauf hin, daß die Tragik erst durch das Christenthum einen vollen Inhalt gewonnen hat. Erst durch das Christenthum wurde es klar, warum das Gute unterliegt, erst das Christenthum überhebt uns der bangen Frage und dem peinlichen Suchen nach einer tragischen Schuld, die oft zu künstlichen Deutungen führt. In

der alten Tragödie überwältigt das Schicksal mitleidslos den Menschen, der Begriff des Schicksals aber, mag man noch so viel in ihn hinein geheimnissen, ist überwunden durch das Christenthum und veraltet, mochte ihn auch Schiller praktisch in seiner Braut von Messina und Hegel theoretisch in seinem System, das allen Sinn und Unsinn vereinigt, wieder zu beleben versuchen.

Mit einem gut gelungenen Abschnitt über die Musik schließt Kirstein seine Aesthetik. Der Schwerpunkt seines Werkes liegt selbstverständlich auf dem Kunstschönen, es ist aber auch das Naturschöne, welches der Titel als gleichberechtigt neben das Kunstschöne stellte, nicht vernachlässigt worden. Ueber das Naturschöne liegt uns nun aber eine eigene, sehr hübsche Arbeit vor von dem Augsburger Gymnasialprofessor und Religionslehrer Bisle. Sein Buch, erschienen bei Seitz in Augsburg in prächtiger Ausstattung, führt den Titel: „Zeugnisse aus der Natur. Betrachtungen über die Schönheit, Zweckmäßigkeit und Sinnbildlichkeit der Natur." Die Darstellung ist ungemein schwungvoll und poetisch, verräth aber auch eine tüchtige Kenntniß der Natur. Die Resultate der neueren Wissenschaft sind überall verwerthet. Die Lektüre des Buches gestaltet sich daher zu einer ebenso belehrenden wie anziehenden. Besonders für die studierende Jugend wird diese Lektüre von großem Nutzen sein, da das Buch nicht blos die Anschauungen und das Wissen bereichert, sondern auch die Beobachtung schärft und den ästhetischen Sinn und das Stilgefühl zu bilden geeignet ist. Die Tendenz ist überall eine durch und durch christliche und es wird das Sinnbildliche der Naturerscheinungen gut erläutert. Der Verfasser folgt hier dem Muster Karl Bertholds, an den seine Ausführungen auch sonst erinnern. Unter den aufgeführten Naturschilderungen von Dichtern begegnet uns öfters Brockes, der auch von Berthold reichlich verwerthet wurde.

Gp.



XXXV.

Die Vereinsgabe der Gesellschaft für christliche Kunst.[1]

Die im raschen Aufblühen begriffene deutsche Gesellschaft für christliche Kunst sendet bereits die vierte Mappe an ihre Mitglieder. In zwölf Vollbildern und zwanzig Abbildungen im Texte treten uns aus den drei Kategorien der Architektur, der Plastik und der Malerei ganz hervorragende Leistungen namhafter Künstler entgegen, deren Namen uns bereits in früheren Kunstmappen begegnet sind, theils hier zu erstenmal sich finden.

Auf dem Umschlage sehen wir als Medaillon die den Besuchern des deutschen Katholikentages in München 1895 wohlbekannte „Ecclesia" des zweiten Präsidenten der Gesellschaft Herrn Georg Busch Majestätisch und würdevoll ist der Ausdruck dieser allegorischen Figur. Nach einigen energischen einleitenden Worten, deren Zweck Wiederbelebung und Förderung der christlichen Kunst ist, beginnen die Charakteristiken und Biologien jener Künstler, deren Werke und Entwürfe in der vorliegenden Mappe theils im Texte, theils in Vollblättern gebildet sind. Zwei Entwürfe des Architekten Theodor Laur in Sigmaringen nebst einer kurzen Lebensskizze machen den Anfang. Darauf folgt eine etwas eingehende Schilderung der von dem Professor an der Kunstgewerbeschule, Leonhard Romeis erbauten St. Bennokirche in München. Dem Leser wird ein recht anschauliches Bild der schönen Kirche selbst, deren Aeußeres sowohl als deren Einrichtungen geboten. Nicht vergessen sind die plastischen Arbeiten eines Heinrich Waderé,

1) Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst. Jahres-Ausgabe 1896. Mit 12 Foliotafeln in Kupferdruck und Phototypie und 20 Abbildungen im Texte, ausgewählt durch die Juroren Prof G. Hauberrisser, Prof. Gabriel Seidl, Balth. Schmitt, H. M. Waderé, M. Feuerstein, Gebh. Fugel und Univ.-Prof. Dr. Bach und Pfarrer Detzel. Nebst erläuterndem Text von Franz Festing, Pfarrer in Niederroth. Verlag der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Commissionsverlag der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg i. B. Druck von J. B. Obernetter, photographische Kunstanstalt in München.



dessen streng statuarische Heiligenfiguren im romanischen Styl. Das Crucifix ist ebenfalls von Waderé, ausgeführt von Rudolf Harrach. Ganz hervorragend wirkt die im strengen Stil gehaltene Madonna von Balthasar Schmitt. Dem Bildhauer Albertshofer gehören die in Carraramarmor ausgeführten Hochreliefbilder (Text S. 11) an. — Tafel V bietet den Aufriß der neuen Klosterkirche der Töchter vom heil. Erlöser in Würzburg, welche von dem Architekten Josef Schmitz von Nürnberg stammen. Es folgt dann eine gelungene Abbildung des schlank gebauten gothischen Altars von dem Bildhauer Theodor Schnell junior zu Ravensburg. Dann folgen zwei plastische Figuren des Plastikers Jakob Bradl in München. Ein Vollbild, Tafel VI, bietet die interessante Composition des aus der Knabl-Schule hervorgegangenen Bildhauers Jakob Buscher, dessen Werke theilweise in Amerika sind. Josef Altheimer ist (S 14) durch eine Pieta, welche sowohl eine durchgebildete Technik als eine tiefe Empfindung, eine wahre Innerlichkeit des Miterlebens bekundet. Sodann folgt ein Bild des heil. Vincenz von Paul von dem Schweizer Maler Al. Balmer, welches in seinem Barockstil für die St. Antoniuskirche in Luzern entworfen ist. Balmer hat seine Studien theilweise in Paris gemacht.

Ganz realistisch und gleichwohl historisch wirkt Tafel VII das Bild von Louis Feldmann. Ganz hervorragend aber wirken die für die Pfarrkirche in Murnau gefertigten Bilder von Waldemar Kolmsperger, welcher sich bereits durch seine Bilder im Rathhaussaale in Landshut, namentlich aber durch die unter Hauschild's Leitung gefertigten Bilder in Hohenschwangau hervorgethan hat. Entsprechend dem Zopfstil der Pfarrkirche in Murnau schuf Kolmsperger ein in diesem Stil entworfenes Deckengemälde, das letzte Gericht, welches die höchsten Anforderungen, sowohl was Zeichnung, Verkürzung, Perspektive als auch was Malerei anbelangt, erfüllt. Und gerade hier hat der Künstler gezeigt, was er vermag, daß er streng historische Entwürfe in „modernen" Formen ebenso zu bewältigen vermag wie in den strengeren Stilarten. Ueber die vielseitige Thätigkeit des Meisters bietet der Text erwünschte Aufschlüsse. Erwähnt mag hier werden, daß Kolmsperger zur

Jahreswende von Sr. k. Hoheit dem Prinzregenten durch Verleihung des Titels Professor geehrt wurde.

Auf Tafel X ist eine der Schöpfungen des Malers Heinrich Nüttgens, eines der bedeutendsten Schüler des E. von Gebhard, aus der Düsseldorfer Schule. Der Text macht uns mit einigen der namhaftesten Schöpfungen des Malers bekannt. Auch Leo Samberger, über welchen in der vorigjährigen Mappe berichtet wurde, ist durch seine Propheten vertreten. Bekanntlich neigt Samberger etwas den „Modernen" zu, der Faltenwurf, die Gewandung der Figuren weichen von der strengen historischen Schule ab; aber die Gestaltung und Durchbildung der Gesichter zeugt von einem tiefen religiösen Ernst, von einer Macht der Ueberzeugung, welche die volle Anerkennung verdient. Durch eine Madonna von Raffael Schuster-Woldan werden wir daran erinnert, wie sich das Jetzt des Figürlichen mit dem Einst seiner Meister, der alten Italiener, harmonisch verbindet.

Auf Tafel XII wird uns Josef Mathias Trenkwald mit dessen Cartons zu Wandgemälden in der Votivkirche zu Wien vorgeführt, dessen reiches Schaffen der Text (S. 21) uns vor Augen führt. Unwillkürlich gemahnen uns die vorgeführten Bilder an Führich und Schwind. Dann folgt (S. 22) Emanuel Walch's großes Deckengemälde, die Geburt Christi. Adrian Walker ist der Preisträger in einer von der „deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" ausgeschriebenen Concurrenz: Eines der Flügelbilder für die Pfarrkirche zu Großeislingen in Württemberg, das mit dem Preise gekrönt wurde, ist hier geboten.

So sehr es angezeigt wäre, an die trockene Aufzählung der Namen und Werke sachgemäße Erörterungen zu knüpfen, so möge gleichwohl auf den die Bilder erklärenden Text, welchen dieses Jahr der kunstverständige Pfarrer Festing geliefert hat, einfach verwiesen werden.

Wer den gegenwärtigen Zug der Zeit etwas näher kennen gelernt hat, wer weiß, daß auf der einen Seite die drohende Uebermacht des Großkapitals, auf der anderen das rapide Wachsthum des antichristlichen Geistes unter der Masse der Enterbten gleich gefährliche Feinde der idealen Bestrebungen sind, wie sie hier vertreten sind: der wird den Künstlern und Kunstjüngern volle Achtung entgegenbringen, welche trotz großer Versuchungen und bitterer Enttäuschungen noch den Muth sich bewahrt haben, die Bahnen eines Raffael und Albrecht Dürer zu wandeln, welche ihre ganze Kraft daran setzen, die berechtigten Forderungen der fortschreitenden Technik mit den ewig alten und ewig neuen Idealen des christlichen Geistes zu verbinden.

XXXVI.

Albertus Bohemus.

(Schluß.)

8. Bischof Berthold.

Die Regierung des Bischofs Berthold in Passau war kurz (vier Jahre) und immer mit äußeren Kämpfen ausgefüllt. Bald nach seiner Wahl zum Bischofe (16. Juni 1250) erhielt er die päpstliche Bestätigung (1. Oktober 1250). Noch am Tage der Bestätigung richtete Papst Innocenz IV. ein Ermahnungsschreiben [1]) an das Kapitel, an die Ministerialen des Bisthums, sowie an die Bürger der Stadt Passau, ferner an sämmtliche Geistliche und Laien der Diöcesen Passau, Salzburg und Regensburg, sie möchten dem neuen Bischofe Berthold huldigen und ihn thatsächlich unterstützen gegen den Anhang des ehemaligen Kaisers Friedrich und gegen die Räuber, Plünderer und Verwüster des Kirchengutes. Thatsächlich fand Bischof Berthold nur schwachen Widerstand und konnte bald ungehindert von seinem Bischofssitze Besitz ergreifen. Aber die Kämpfe gegen Herzog Otto, welcher für den abgesetzten Bischof Rudiger Partei nahm, dauerten bis zum Jahre 1253 fort.

---

1) Vgl. Bestätigungsurkunde und Ermahnungssch eiben Mon. G epistolae pontif. rom. saec. XIII. III, 9: contra raptores, invasores et prac 'ones bonorum ipsius ecclesiae nec non fautores Friderici quondam imperatoris . . . efficaciter assistatis.

Bischof Berthold war der Sohn einer Schwester des Heinrich von Neiffen. Eine Tochter des Letzteren verheirathete er mit Konrad von Schaumberg, dessen Geschlecht mit Hilfe und im Dienste des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich auf der bischöflich passauischen Veste Obernberg im Jahre 1244 sich festsetzte und von dort aus das Gebiet des Bisthums Passau gegen Bischof Rudiger und das bayrische Land gegen Herzog Otto beunruhigte, plünderte und brandschatzte. Aus dem Kirchengute des Bisthums Passau stattete Bischof Berthold die Frau des Schaumbergers mit 500 Mark Silber aus, was ihm den Vorwurf eintrug, daß er mit Kirchengut seine Verwandten bereichere.[1]) Dies wurde ihm vom Klerus übel vermerkt. Es ist darum nicht zu verwundern, daß im Jahre 1254, nach der nur vierjährigen Regierung Bertholds, der Rudiger'sche Anhang im Domkapitel die Oberhand erlangte und den Archidiakon Otto von Lonstorf, Rudigers nahen Verwandten, durch Wahl auf den Bischofsstuhl erhob.

9. Heinrich von Neiffen.

Heinrich von Neiffen ist in den Jahren 1219 und 1220 in der nächsten Umgebung des Kaisers Friedrich II bezeugt.[2]) Als der Kaiser Deutschland verließ, übertrug er die Sorge für seinen Sohn Heinrich und die Regierung Schwabens dem Heinrich von Neiffen. Da Heinrich von Neiffen die Theilnahme am Kreuzzuge versprochen hatte, stellte Kaiser Friedrich an Papst Honorius die Bitte, denselben mit Rücksicht auf die ihm übertragene Aufgabe im Dienste seines Sohnes Heinrich von der übernommenen Verpflichtung

1) Schreitwein: nepotes suos et neptes stipendiis ecclesiae, occasione matrimoniorum quasi in ecclesiae auxilium visus est exaltare.

2) Vgl. Böhmer, Kaiserregesten, S. 101 ff. Er ist z. B. zu Hagenau 17. August und 11. September, ferner in dem Schreiben an Papst Honorius im September 1219 genannt



loszusprechen. Papst Honorius III. kam dieser Bitte entgegen in einem Schreiben vom 21. August 1220.[1]) Zum letzten Male erscheint in dieser Zeit Heinrich von Neiffen als Vertrauter des Kaisers. Von nun an ist er in allen Lagern zu finden, welche dem Kaiser feindselig waren. Im offenen Conflikte mit dem Kaiser zeigte er sich 1233 und 1234, als er im Namen des Königs Heinrich den Herzog von Bayern befehdete, den Markgrafen von Baden und die Herren von Hohenlohe mit Krieg überzog. Wie Herzog Otto von Bayern, so mußte auch der Markgraf Hermann IV. seinen Sohn dem Könige Heinrich als Geisel übergeben. Die Burgen der Brüder Hohenlohe (Konrad und Gottfried) wurden zerstört. Der Kaiser zwang seinen Sohn, die Burgen wieder aufbauen, die Geiseln zurückgeben zu lassen. Im folgenden Jahre wurde König Heinrich entsetzt.

Als im Jahre 1239 Kaiser Friedrich exkommunicirt wurde, tauchte Heinrich von Neiffen im päpstlichen Lager auf. Er ist der Vertraute des Albertus Bohemus. Dieser berichtet an den Papst,[2]) daß er den Heinrich von Neiffen für die Sache des Papstes in eidliche Pflicht genommen habe. Er empfiehlt ihn als Heerführer und Staatsmann, sei es daß der Papst ihn als Statthalter in der Lombardei und Tuscien aufstellen oder ihn aus eigener päpstlicher Machtvollkommenheit, ohne Wahl der Fürsten, als König in Deutschland bestellen wolle.

---

1) Epistolae pontif. roman. I, 97: ad preces carissimi in Christo filii nostri Friderici, qui filium suum et totam Sueviam tuae curae commisit

2) Höfler, S. 22: si per vos tantum, sine electione principum et tantum de bona voluntate ipsorum novum cupitis regem creare aut etiam capitaneum facere Lombardiae et Tusciae, virum videlicet strenuum, potentem in armis et militibus, domino Argentinensi episcopo injungatis, ut nobis nobilem virum Heinricum de Neifen transmittere non omittat. Is Henricus de Nympha de potentioribus et nobilioribus unus est, grammaticam novit et gallicum satis bene

Dieser Brief ist nicht blos wegen der Persönlichkeit des Heinrich von Neiffen merkwürdig, sondern interessant wegen der Anschauung, daß der Papst ohne Wahl der Fürsten nach seinem Belieben einen König aufstellen (creare) könne.

Neiffen war kriegsgeübter Mann, kannte die Grammatik, war des Französischen zur Noth kundig und gehörte zu den mächtigern und vornehmern Familien. Was damals noch durch Wahl der Fürsten nicht möglich schien, daß nämlich ein einfacher Adeliger die Königswürde erlange, wurde wenige Jahrzehnte später zur Thatsache durch die Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg. Auch Neiffen war der Sprößling einer Grafenfamilie und war aus einem der mächtigern Geschlechter (de potentioribus et nobilioribus). Wie Alfons Huber in seiner Abhandlung[1]: „Die Entstehung der weltlichen Territorien der Hochstifte Trient und Brixen, nebst Untersuchungen über die ältesten Glieder der Grafen von Eppan und Tirol" nachweist, stammten die Neiffen aus dem Geschlechte der Grafen von Eschenlohe, nördlich von Partenkirchen. Im Umfange des Besitzes der Grafen von Eschenlohe waren die wichtigen Päße beim Gebirgsübergange in der Richtung sowohl nach Innsbruck wie nach Landeck. Die Grafschaftsrechte im Unterinnthal waren damals mit dem Schlosse Härtenberg (bei Pfaffenhofen gegenüber von Telfs) verbunden. Schenkungsurkunden aus den Jahren 1282 und 1286, welche Hormayr[2]) aus dem Archive von Stams veröffentlichte, geben über die Abstammung der Neiffen aus dem Geschlechte der Grafen von Eschenlohe klare Auskunft.

In der Urkunde von 1282 heißt es: Nos Heinricus comes de Hörtenberg et Heinricus filius noster, dictus de Neiffen . . . judicium, quod apud monasterium in

1) Archiv für österr. Geschichte 63 Bd., S. 653.

2) Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter, II, 165 ff.



Stambs, ratione comitatus nostri, habuimus ab antiquo, et teloneum aliudque jus, quod vulgariter Urvar dicitur.

In der Urkunde vom 3. Juni 1286 beurkundet Graf Berthold von Eschenlohe den Verkauf von Härtenberg um 700 Mark Silber an Herzog Mainhard von Kärnthen. Es heißt: Nos Bertholdus, comes de Eschenloh, in praesentia comitis Henrici fratris nostri nec non comitis Henrici de Neifen patruelis nostri.

Die Familie der Grafen von Eschenloh hatte die Grafschaftsrechte zu Härtenberg im Unterinnthal ab antiquo, und ging die Grafschaft von den Markgrafen von Burgau zu Lehen. Oberlehensherr von Härtenberg war der Herzog von Bayern. Letzterer genehmigte 1291 den erwähnten Verkauf an Herzog Mainhard von Kärnthen durch Uebertragung des jus proprietatis seu dominii, quod nobis in praedicto castro Härtenberg a progenitoribus nostris tanquam domnis feudi usque ad haec tempora competebat et quod iidem comites de Eschenloh a nobis tenuerunt in feudum.

10 Propst Konrad von St. Guido in Speyer.

Albert Bohemus hatte im Jahre 1249 den Schlesier Konrad, Neffen des Böhmenkönigs, als Bischof in Passau in Aussicht genommen. An der päpstlichen Curie wurde aber durch den rheinischen Episkopat zu Gunsten des Propstes Konrad zu St. Guido in Speyer gewirkt. Letzterer mußte auch am päpstlichen Hofe selbst mächtige Gönner haben, da ihn Innocenz IV. in einer Bulle vom 5. Februar 1249 dem Erzbischofe von Mainz für den nächsten in Erledigung kommenden Bischofssitz in Deutschland empfahl.[1])

---

1) Höfler, S. 179, Nr. 352: mandamus quatenus eum (Conradum ecclesiae S. Guidonis Spirensis praepositum) alicui ecclesiae de regno Alamanniae, quam primum ad hoc se facultas obtulerit, in episcopum autoritate nostra praeficias et pastorem.



Da unmittelbar darauf (15. Februar 1249) Papst Innocenz die Aebte von St. Emeram und Walderbach beauftragte, den Bischof Rudiger von Passau zur Resignation auf den Bischofsstuhl zu veranlassen,[1]) so liegt klar am Tage, daß der Papst den Speyerer Propst für Passau, das nächste sich erledigende Bisthum, in Aussicht hatte. Noch im selben Jahre, am 1. November 1249, schickte der Erzbischof von Köln, welcher nach dem Tode des Erzbischofs von Mainz (9. März 1249) die Würde eines päpstlichen Legaten für Deutschland erlangt hatte, den Speyerer Propst Konrad in die Diöcese Passau, um die Angelegenheiten im österreichischen Antheile des Bisthums zu ordnen und mit der Vollmacht eines Stellvertreters des päpstlichen Legaten zu befehlen.[2]) Trotzdem erlangte Propst Konrad den Passauer Bischofssitz nicht, ein Beweis, welch' großen Einfluß Albert Bohemus am päpstlichen Stuhle besaß. Zwar drang auch Albert mit dem jungen schlesischen Herzogssohne Konrad nicht durch, aber er gewann Papst Innocenz IV. für Berthold, Bruder des Bischofs Albert von Regensburg, Schwestersohn des Heinrich von Neiffen. Der Propst von St. Guido kam nicht mehr in Betracht troß des päpstlichen Schreibens vom 5. Februar 1249. Im entscheidenden Momente wußte Albert zu erreichen, daß dem Erzbischofe von Köln die Legation abgenommen und daß Bischof Peter von Albano als päpstlicher Legat für Deutschland aufgestellt wurde.

Damit erlosch auch die Mission für Propst Guido in Oesterreich. Rasch ließ Albert vor dem neuen Cardinallegaten in Lüttich die Wahl Bertholds vollziehen (15. Juni 1250) durch eine Delegation des Kapitels von Passau (Meingot von Waldeck und Werner von Morspach), welche

1) ibid. p. 180, Nr. 370.

2) Vgl. Dr. Cardauns in den „Forschungen zur deutschen Geschichte," XIV, 377 ff.

er sich beigesellt hatte,[1]) um sodann mit großer Heftigkeit gegen Propst Konrad vorzugehen. Auf der Rückreise von der Bischofswahl aus Lüttich schickte er am 25. Juli 1250 von Donaustauf aus durch Abt Gerhoh von Vornbach den Befehl an den Schottenabt in Wien, daß dieser die Mission des Speyerer Propstes Konrad für erloschen (revocet et infirmet legationem) erkläre, die Sammlungen desselben an sich nehme und ihn im Weigerungsfalle dem weltlichen Arme ausliefere,[2]) um ihn verhaften zu lassen. Albert drohte also dem Propste von Speyer kurzer Hand die Einkerkerung an, welche er acht Jahre später durch Bischof Otto selbst erfuhr.

Schirrmacher[3]) schreibt: „Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, das Geringste über des Legaten weitere Geschicke aufzufinden." Ich bemerke, daß Propst Konrad von St. Guido im Jahre 1253 neuerdings als päpstlicher Legat in Oesterreich bezeugt ist.[4]) Er gewährte damals im Namen des Papstes den Minoriten werthvolle Privilegien. Sie erhielten die Vollmacht, in bischöflichen Reservatfällen zu absolviren, in allen Kirchen zu predigen und Beicht zu hören; sie erlangten ferner das Recht, daß Jedermann in ihren Kirchen sich seine Begräbnißstätte wählen dürfe, wovon die Adelsgeschlechter ausgiebigsten Gebrauch machten.

11. Graf Konrad von Wasserburg.

Albert Bohemus hatte sich im Jahre 1247, als ihm Bischof Rudiger den Eintritt in Passau verwehrte, nach Wasserburg geflüchtet. Es muß Alberts Versuch, mit den Nuntien des Bischofs Rudiger nach Passau zurückzukehren

---

1) Mon. B. 29b, 373.

2) Höfler, S. 137: mandantes districte, ut et bona ipsius capiat quae extorsit, et si praepedierit, brachio saeculari carceri deputetur.

3) Albert von Possemünster, S. 160 Anm. 3.

4) Nachweis bei Frieß, Geschichte der österreichischen Minoritenprovinz im „Archiv für österr. Geschichte", 62 Bd. S. 187.

und von seiner Würde als Dekan des Domkapitels Besitz zu ergreifen, schon in das Frühjahr 1247 verlegt werden. Die Belagerung Wasserburgs begann am Johannistage (25. Juni) und endete mit Eroberung der Burg am Martinsfeste 11. November. Noch vor Beginn der Belagerung muß Albert in Wasserburg geweilt haben, da er zur Zeit seines Wasserburger Aufenthaltes die Erhebung von fünf Pfund Goldes aus seinem Depot in Niederaltach notirte.[1]) Diese Erhebung mußte vor der Einschließung Wasserburgs durch die Belagerungstruppen am 25. Juni 1247 erfolgt sein.

Albert und dem Grafen von Wasserburg gelang es, aus Wasserburg zu entweichen und nach Lyon zu gelangen. Dort erlangten sie die päpstliche Hilfe. Innocenz IV. beauftragte am 1. April 1248 die Bischöfe von Freising, Passau, Regensburg und den Erwählten von Salzburg die Theilnehmer an der Eroberung Wasserburgs zu exkommuniciren, wenn sie an Konrad von Wasserburg dessen Besitz nicht wieder herausgeben.[2]) In Folge der Weigerung wurde Bayern durch den Papst mit Bann und Interdikt belegt.[3])

Graf Konrad von Wasserburg ist mit Beginn des Jahres 1249 bei dem Erwählten von Salzburg,[4]) kurze Zeit darauf, am 21. März, bei dem Könige Wilhelm in Neuß,[5]) am 5. Februar 1250 in der Umgebung der österreichischen Erbin Gerdrud,[6]) Gemahlin Hermanns von Baden, welcher Papst Innocenz IV. die Nachfolge in Oesterreich

1) Höfler, S. 152: habuimus apud abbatem Altahensem in deposito 20 Mk. Goldes. Ex his recepimus apud Wasserburch V.

2) Böhmer, Regesten, S. 359.

3) annal. Schäftl: tota terra Bavariae a papa Innocentio ponitur sub interdicto.

4) Mon. B. 4, 451.

5) Vgl. Schirrmacher l. c. S. 151.

6) Mon. B. 29b, 299.

sichern wollte, im Jahre 1252 in der Begleitung des Königs von Böhmen[1]) bezeugt. Im folgenden Jahre (1253) war Graf Konrad zugleich mit Dekan Albert Bohemus Zeuge der Verleihung[2]) der in Oesterreich gelegenen Lehen der Kirche Passau an den Böhmenkönig Ottokar II.

Wie ich schon im 84. Bande dieser Bl. (S. 655) bemerkte, hat Graf Konrad von Wasserburg wahrscheinlich nach Herzogs Otto Tode (29. November 1253) die Grafschaft bis zu seinem Ableben wieder übernommen. Er starb bekanntlich kinderlos. Für die Annahme, daß er in seiner Grafschaft wieder restituirt wurde, spricht eine urkundliche Bezeugung als Salman (executor) einer Schenkung,[3]) welche Otto von Steinhart im Jahre 1255 an das Kloster Rott machte. Am Ende desselben Jahres 1255 ist durch Nicolaus von Jamsilla des Grafen Konrad von Wasserburg Anwesenheit in Rom bezeugt.[4]) Er warnte die Gesandten des Königs Manfred vor Anschlägen der Markgrafen von Hohenburg.

Wie Heinrich von Neiffen, so war auch Graf Konrad von Wasserburg immer auf Seite der päpstlichen Partei gestanden. Besondere Freundschaft verband ihn mit Albert Bohemus. In allen wichtigen Fragen ging er Hand in Hand mit ihm. Graf Konrad von Wasserburg war ein heftiger Gegner des Bischofs Gebhard von Passau, dessen Absetzung Albert betrieb. Der Graf wurde damals (1229) exkommunicirt.[5]) Mit Bischof Rudiger lag er fortwährend im Kriege. Daß Albert Bohemus zwei Mal in Wasserburg Zuflucht suchte und fand, wurde bereits ausführlich erörtert.

1) Ried, dipl. Ratisp. I, 432.

2) Mon. B. 29b, 414.

3) Ried, I, 431: per manum comitis Chunradi de Wazzerburch, qui donationis hujus fuit executor.

4) Muratori, rer. italic. VIII, 577.

5) Urkunde bei Erben, I, 355.

13. Ein W. von Stennaugen.

Unter den Aventin'schen Excerpten finden sich folgende Auszüge aus einem Briefe des Kaisers Friedrich II. an das Kapitel in Passau und aus einem Schreiben des Kapitels an W. von Stennaugen: IX cal. aug. MCCXI: pataviense capitulum, decanus W. de Stennaugen spiritum consilii sanioris. Mittunt litteras imperatoris: Fridericus dei gratia romanorum imperator Augustus, Jerosolymae et Siciliae rex, praeposito, decano, capitulo passaviensi: ait, se audisse Albertum Bohemum quondam confratrem et concanonicum eorum in archiepiscopum Salzburgensem, Passaviensem et Frisingensem episcopos insurrexisse. Mandat, excludant. Monent et rogant, ne ille sequatur eum et recipiat.

Das Excerpt ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. Einmal zeigt es, daß Albert nicht durch einen Landtag in Straubing, wie Hund angibt, sondern auf speziellen Befehl des Kaisers seiner Stellung als Canonikus beraubt wurde, sodann erscheint er hier wieder ausdrücklich als Bohemus, als Abkömmling einer Familie Böhaim.

Wer ist aber obiger Stennaugen? Schirrmacher[1]) sieht darin fälschlich Wilhelm von Schönanger, der seinen Blutsverwandten an seine Feinde um Gold zu verkaufen suchte. Es handelt sich vielmehr um ein mehrfach bezeugtes Geschlecht von Stennaugen-Steveningen. Ein Geschlecht der Stefeningen war ansässig im bayerischen Walde, im Regenthale bei Nittenau in der Oberpfalz, jetzt Stefling. Es ist nicht unmöglich, daß in der Abgeschiedenheit dieser Gegend, in der Nähe der böhmischen Grenze Albert während der Verfolgungsjahre Aufnahme suchte. Wahrscheinlich ist dies jedoch nicht, weßhalb eine andere Annahme sich empfiehlt. Ein weiteres Geschlecht der Stefening ist nämlich im Salzachthale beurkundet. Unter Erzbischof Eberhard II, vor 1244, schenken zwei Brüder Ortolf und During von Stevening der Propstei

1) S. 98, Anmerkung.

Berchtesgaden eine Waldberechtigung[1]) durch Grafen Bertold von Plain. Diese Burg Stevening sucht Meiller in den heutigen Ortschaften Ober- und Unter-Stefling, Amtsgerichtes Laufen. Es ist wahrscheinlich, daß Albert von Anfang an nach Wasserburg zu kommen trachtete und durch einen Umweg über Böhmen und Oesterreich den Inn zu erreichen suchte. Diese Annahme dürfte sich um so mehr empfehlen, als die Burg Stefling bei Nittenau nach dem Aussterben der älteren Linie der Grafen von Stefening (1196) an den Herzog von Bayern übergegangen ist, von diesem aber als Afterlehen an das Geschlecht der Leuchtenberg vergeben wurde.[2]) Der Aufenthalt auf herzoglichen Burgen war aber Albert bei der Vertreibung von Landshut ausdrücklich verweigert und verboten worden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Albert bei der Vertreibung von Landshut zuerst in Wasserburg Schutz suchte. Hielt er sich dort nicht in gehöriger Sicherheit, so mochte er in Stefening, nächst der österreichischen Grenze, festen Fuß fassen, um den Herzog Friedrich den Babenberger wieder zu gewinnen. Die Aufforderung an W. von Stefening konnte Veranlassung sein, auf den Burgen der Verwandten des bayrischen Waldes Versteck zu suchen.

14. Der Alte vom Berge.

Albert Bohemus hat in dem Briefe[3]) an Herzog Otto II. aus dem Jahre 1246 von Lyon aus die bestimmte Behauptung ausgesprochen, Kaiser Friedrich II. sei der

1) Meiller, Salzb. Regesten S. 251, Nr. 368: jus foreste, in nemore Niedernheim scilicet tertiam arborem. Derselbe Ortolf von Stefening erscheint 1233 zugleich mit Meingot von Waldeck in einer Schankungsurkunde des Erzbischofs Eberhard von Salzburg zu Gunsten des Klosters Vornbach. M. B. IV, 150.

2) Vgl. Riezler, Geschichte von Bayern II. 28; Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg II, 216.

3) Höfler, S. 118: qui parricida vester existens.

Mörder des Herzogs Ludwig des Kelheimer gewesen. Da Albert in diesem Briefe als compater sich einführte, da er von seinem langjährigen Aufenthalte am herzoglichen Hofe zu Landshut die dort herrschenden Ansichten genau kennen mußte, so ist klar, daß Albert nur aussprach, was man am herzoglichen Hofe wirklich glaubte. Hätte diese Ansicht nicht in den zunächst betheiligten Kreisen bestanden, so würden die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. es wohl nicht gewagt haben, in officiellen Aktenstücken dieselbe Anklage öffentlich zu erheben. Die Päpste erwähnten den „Alten vom Berge," dessen Sendlinge dem Kaiser den Dienst geleistet hätten, den Herzog auf der Kelheimer Brücke zu erdolchen. Ein Beweis für die Thatsächlichkeit eines solchen Verbrechens ist selbstverständlich damit nicht erbracht, daß die Behauptung mehrmals offen ausgesprochen und am herzoglichen Hofe selbst geglaubt wurde. Mit solchen Anklagen von schweren Verbrechen war man damals rasch zur Hand. Verdacht des Mordes wurde in päpstlichen Aktenstücken den Bischöfen Konrad von Freising und Rudiger von Passau zur Last gelegt, aber die Untersuchung muß alsbald die Unschuld ergeben haben, da der päpstliche Stuhl mit diesen Bischöfen alsbald wieder in freundschaftliche Verbindung trat. Bischof Gebhard von Passau resignirte unter dem Verdachte der Theilnahme an der Ermordung des Canonikus Eberhard von Jahenstorf das Bisthum.

Am allermerkwürdigsten ist aber der Umstand, daß Kaiser Friedrich II. den letzten Babenberger Herzog Friedrich II. von Oesterreich genau desselben Verbrechens bezichtigte, dessen er selbst beschuldigt wurde. Der Kaiser schrieb in dem Manifeste, in welchem er die Absetzung des Herzogs begründete, wörtlich folgendes: „Er schickte Boten zu dem Alten vom Berge, dem Assassinen, ihm ungeheure Summen versprechend, wenn er uns tödten lasse."

Zu dieser Stelle bemerkt der Biograph des Herzogs Friedrich, Adolf Ficker (S. 51): „Zur Beseitigung ver-



haßter Personen Meuchelmörder ausgeschickt zu haben, unter welchen die Unterthanen des Alten vom Berge, die Assassinen,[1]) eine besondere Bevorzugung genossen, ist eine in jenen Zeiten so vielfach wiederkehrende und dabei stets so unerweisliche Beschuldigung, daß man auf dieselbe ein größeres Gewicht nicht legen darf." Die Anschuldigung, durch Assassinen die Ermordung fürstlicher Personen angestiftet zu haben, war damals so gebräuchlich, wie später die Vergiftung durch „Jesuiten," eine Behauptung, welche sich gleichfalls, so oft sie auch erhoben wurde, jedes Mal als unerweislich herausstellte.

15. Bruschius und Hund. Die Passauer Annalen und Lorcher Fälschungen.

Schirrmacher legte großes Gewicht in seinen Forschungen über Albert auf die Passauer Annalen, denen er alle Nachrichten bei Hund zuschrieb. Nun hat Hund gerade in den Berichten über die Passauer Bisthumsgeschichte des 13. Jahrhunderts verbotenus Bruschius ausgeschrieben Bei den Bischöfen Poppo, Manegold, Ulrich II, Gebhard, Rudiger, Konrad, Berthold hat Hund die gesammte Darstellung von Bruschius entlehnt, nur hat er einige Kürzungen vorgenommen. Bei Bischof Rudiger entnahm Hund noch ein paar unrichtige Notizen aus Aventin, darunter die Erzählung, Albert sei bei lebendigen Leibe geschunden worden.

Man könnte nun allerdings zu der Ansicht kommen, Bruschius und Hund hätten eine gleiche Quelle benützt. Diese Möglichkeit hat aber Hund selbst ausgeschlossen, indem er ab und zu eine stylistische Aenderung vornahm, welche beweist, daß er einfach Bruschius ausschrieb. Wenn z. B. Bruschius sagt: nihil aliud invenimus, so übernimmt Hund auch diese Wendung, aber mit der passiven Form: nihil

1) Als am 28. April 1192 Markgraf Konrad von Montferrat von zwei Assassinen in den Straßen von Tyrus getödtet worden war, wurde König Richard von England allgemein, wenn auch gewiß mit Unrecht, als Urheber des Mordes angesehen. (Ficker.)

aliud invenitur. Bequemer hat es sich ein Plagiator sehr gemacht.

Was nun die „Passauer Annalen" betrifft, so haben in jüngster Zeit sowohl Dr. Karl Lang in Graz, als Dr. J. Wiedemann in München im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft (Bd. XVII) darüber eingehende Untersuchungen angestellt. Beide Autoren kommen zu dem übereinstimmenden Resultate, daß die Salzburger Annalen als Vorlage dienten. Die Namen der Bischöfe und die Urkunden wurden eingefügt und sehr wenige selbständige Notizen, welche sich hauptsächlich auf Albert Böheim bezogen haben, beigegeben. Bezüglich dieser Notizen kommen Lang und Wiedemann zu entgegengesetzten Resultaten.

Mehr Licht fällt heute auf die Lorcher Fälschungen. Bruschius (und wörtlich nach ihm Hund) erzählt über den angeblichen Erzbischof Eucherius der Lorcher Fälschungen, daß das Erzbisthum von Wien nach Lorch (und unter Vivilo nach Passau) verlegt worden sei. Diese Gestalt der Lorcher Fälschungen ist bisher entweder ganz übersehen oder in ihrer Tragweite nicht gewürdigt worden. Die Lorcher Fälschungen gingen wohl von Bischof Wiching aus zur Verwerthung des „pannonischen" Erzbisthums für Passau, aber später hängen sie enge zusammen mit den Versuchen der Babenberger, in Wien ein Bisthum zu gründen und für Oesterreich eine selbständige kirchliche Hierarchie zu errichten. In einem Kloster, nicht in Passau, ist die Benützung zuerst nachweisbar. Magnus von Reichersberg ist der erste Chronist, welcher die Lorcher Fälschungen benützte. In einer vor Magnus geschriebenen, bis zum Jahre 1167 reichenden Reichersberger Chronik[1]) sind die falschen Bullen noch nicht erwähnt. Erst bei Magnus tritt die erstmalige Kenntniß derselben zu Tage. Magnus starb 1195.[2]) Ein Jahrzehnt später tritt auch schon

1) Mon G. XVII., 439.

2) Damit stimmt auch Dümmler's Angabe überein, daß die Lorcher Fälschungen von einer Hand des XII. Jahrhunderts geschrieben sind.



die praktische Verwerthung der falschen Bullen zu Tage. Herzog Leopold von Oesterreich berief sich mit seiner Bitte um Errichtung eines Bischofssitzes in Wien darauf, daß schon ursprünglich Wien ein Bischofssitz gewesen sei. In der entgegenkommenden Antwort des Papstes Innocenz III. ist dieser Umstand ausdrücklich betont.

Während man in Oestereich die Lorcher Fälschungen praktisch auszunützen bestrebt war, wurden in Passau noch lange hinaus die falschen päpstlichen Bullen zurückgewiesen. Mit Ausnahme der Bulle des Symmachus hat Bischof Otto von Lonsdorf noch (1254—64) die gefälschten Papstbullen aus seiner Urkundensammlung ausgeschlossen. Ebenso hat Abt Hermann in Niederaltach die Mittheilung der von Magnus in Reichersberg schon mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor benützten falschen Bullen abgelehnt. In Passau selbst und im bayerischen Antheile der Passauer Diöcese also verhielt man sich noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ablehnend, während die falschen Bullen im österreichischen Antheile schon zu Ende des 12. Jahrhunderts bekannt waren und zu Anfang des 13. Jahrhunderts behufs Gründung eines Wiener Bisthums amtlich verwerthet wurden. Damit fällt ein neues Licht auf Entstehung und Zweck der falschen Papstbullen. Die Ansicht Dümmler's, daß diese falschen Papstbullen, welche erst in verhältnißmäßig später Zeit in Passau Eingang fanden, einen offiziell passauischen Ursprung und in Bischof Piligrim ihren Urheber gehabt hätten, ist in der bisherigen Begründung unhaltbar geworden.[1])

Die Zeit der Fälschung ist durch die Handschrift und durch die erste Benützung bei Magnus von Reichersberg genau bestimmt. Es war um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Bischof Piligrim hatte mit diesen Fälschungen nichts weiter zu thun, als daß sein bekannter und berühmter Name von einem Fälscher des 12. Jahrhunderts mißbraucht wurde.

---

1) Vgl. Ratzinger: Lorch und Passau in der Zeitschrift „Katholik" 1872 (I. Bd. 5 Heft) und 1896 (I, 167 ff.;



XXXVII.

Der „Evangelische Bund" in Hessen und die katholischen Krankenschwestern.

In der Zeit der Vorbereitung zur „Jahresversammlung des deutschen evangelischen Bundes," welche Anfangs Oktober vorigen Jahres in Darmstadt stattfand, wurde, vermuthlich in allen hessischen Städten, Städtchen und Dorfschaften, verbreitet nachfolgender

Aufruf
zur Förderung der Evangelischen Krankenpflege im Großherzogthum Hessen.

Sehr geehrter Herr!

„Gewiß werden auch Ihre Erfahrungen bestätigen, daß die Krankenpflege als eine der praktisch nothwendigen und vornehmsten Aufgaben unseres evangelischen Volkes einer weiteren Entwicklung bedarf.

Wir dürfen in dieser wichtigen Sache nicht länger in dem bisherigen Maße auf die Hilfe der barmherzigen Schwestern und anderer katholischen Ordensangehörigen uns stützen und hiedurch zu ihrer weiteren Ausbreitung beitragen. So werthvoll dieselbe zwar in manchen Krankheitsfällen war, wofür wir dankbar sind, so zeigt es sich aber doch, daß diese Hilfe nicht frei von dem Bestreben ist, in den evangelischen Familien Anhang für die römische Kirche zu gewinnen. Die Würde der evangelischen Kirche und das protestantische Bewußtsein unseres Volkes verlangen aber unsere Unabhängigkeit von Rom, besonders auch in der Krankenpflege."

Im folgenden wird dann den Diaconissenanstalten und dem Aliceverein Lob gespendet. Aber „vor allem handelt es



sich darum, eine größere Anzahl tüchtiger Krankenpflegerinen im Geiste der evangelischen Kirche heranzubilden, welche über das Großherzogthum verbreitet, bereit sind, Hilfe zu bieten, wo es Noth thut. Theils wird es darauf ankommen, den bestehenden Einrichtungen, Krankenhäusern, dem Aliceftift usw. geeignete Kräfte in größerer Anzahl als bisher zuzuführen, theils ist aber auch dafür zu sorgen, daß tüchtige Töchter evangelischer Familien etwa nach der Art der Herborner Diaconie eine praktische Ausbildung erhalten, nach deren erfolgreicher Beendigung sie in ihre engere Heimath zurückkehren oder an anderen Orten sich niederlassen, wo ihre Hilfe noth thut, ohne sie dabei zu verpflichten, sich für alle Zeiten ausschließlich dem Berufe der Krankenpflege zu widmen.

Freudig werden sich zahlreiche Töchter guter Familien einer Aufgabe widmen, welche ihnen gestattet, ihre Kraft und Tugend als treue Glieder unserer evangelischen Kirche auszuüben. Aber auch junge Männer sind willkommen, ja nothwendig, da weibliche Hilfe nicht überall ausreicht.

Der Vorstand des evangelischen Bundes ist der Ueberzeugung, daß es nur des Anrufes der in der evangelischen Bevölkerung lebenden Anhänglichkeit für unsere deutsche evangelische Kirche und ihrer freudigen Bereitwilligkeit für die Mitarbeit an Werken der christlichen Nächstenliebe bedarf, um uns im Gebiete der Krankenpflege von der schwierigen Lage zu befreien, solche in vielen Fällen entbehren zu müssen oder auf katholische Hilfe angewiesen zu sein."

Zu diesem Behufe ist ein Fragebogen beigelegt, welcher eine Uebersicht geben soll über die in den einzelnen Gemeinden vorhandenen Pflegekräfte und die hiefür etwa verfügbaren Geldmittel. Auf Grund der einlaufenden Antworten soll auf der Ende September in Darmstadt tagenden Jahresversammlung des deutschen evangelischen Bundes in einer eigenen Sitzung berathen werden. Antwort zu richten an Pfarrer Kleberger in Groß-Umstadt.

Gezeichnet: Für den Vorstand des evangel. Bundes in Hessen der Vorsitzende:

C. Küchler, Landgerichtsrath, Darmstadt.

Eine der Fragen lautet: „Wurden Diaconissen, Diaconen, Alice-Schwestern, Rothe-Kreuz-Schwestern oder Privatkrankenpfleger zugezogen? Wurden katholische Schwestern bei Evangelischen zugezogen? Aus welchem Grunde?"

Wie wir vernehmen, wurde ähnliche Recherche, vielleicht mit demselben Wortlaut, auch in andern Gegenden Deutschlands angestellt. Vermuthlich handelte es sich um eine ganz Deutschland umfassende Statistik.

Zu diesem interessanten Schriftstück wollen wir uns einige Bemerkungen erlauben. Den Beweis für die Behauptung, daß die Hilfe von Seite katholischer Krankenschwestern „nicht frei von dem Bestreben ist, in den evangelischen Familien Anhang für die römische Kirche zu gewinnen," daß sie also gelegentlich der Krankenpflege Propaganda machen, wird der „Vorstand des evangelischen Bundes in Hessen" erst noch bringen müssen, aber nicht bringen können. Dagegen wollen wir gar nicht in Abrede stellen, daß das Wirken katholischer Schwestern in protestantischen Familien viele Vorurtheile zerstreut, welche dieselben gegen die katholische Kirche im Allgemeinen, und gegen das Ordensleben im Besonderen bisher gehegt; daß diese opferwillige Nächstenliebe, diese unzerstörbare Geduld, diese sich immer gleich bleibende Freundlichkeit, diese taktvolle Bescheidenheit, welche eine tüchtige Klosterfrau haben muß, Protestanten mit Achtung gegen die Kirche erfüllen, welche durch ihre Lehren und Gnadenmittel so viele junge Mädchen, auch aus den besten Familien, ermuthigt, solch opferwilliges Wirken sich als Lebensberuf zu wählen. Es ist sogar möglich, daß manche Protestanten dadurch zum Nachdenken und zum Forschen über die katholische Kirche und schließlich zur Conversion geführt worden sind. Aber das lag nicht im „Streben" der Schwestern, sondern das war die sieghafte Kraft der christlichen Nächstenliebe, welche in den krankenpflegenden Orden sich so glänzend manifestirt, die Consequenz des Wortes des göttlichen Heilands: „Laßt



euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und eueren Vater preisen, der im Himmel ist."

Warum wollen doch die protestantischen Pastoren dieses Licht der katholischen Nächstenliebe von ihren Glaubensgenossen so ängstlich ferne halten? Fürchten sie, das Wirken der Diaconissen oder auch der Pflegerinen aus confessionell gemischten Anstalten würde den Vergleich mit dem der katholischen Schwestern nicht aushalten? Thatsache ist, daß Israeliten, wenn ihnen eine Wahl möglich ist, durchgehends die Pflege der katholischen Schwestern in Anspruch nehmen.

Nebenbei bemerkt, finden wir in dem Schriftstück die Bestätigung der in neuester Zeit auffälligen Thatsache, daß die Protestanten consequent statt „katholische": „römische Kirche" sagen.[1] Wir begreifen, daß die Bezeichnung „allgemeine Kirche", deren circa 220 Millionen Bekenner eins sind im Glauben, in den Gnadenmitteln, im Oberhaupt, ihnen ein unangenehmes Gefühl verursacht gegenüber ihren Landeskirchen und ihren zahllosen Sekten, welche nichts zusammenhält, als das „Protestiren" gegen die katholische d. i. die allgemeine Kirche. Aber die römische ist und bleibt die katholische Kirche, auch wenn es den Gegnern beliebt, sie nur die römische oder die Papstkirche zu nennen. Auch darin finden wir nur den Ausdruck schwächlicher Eifersucht.

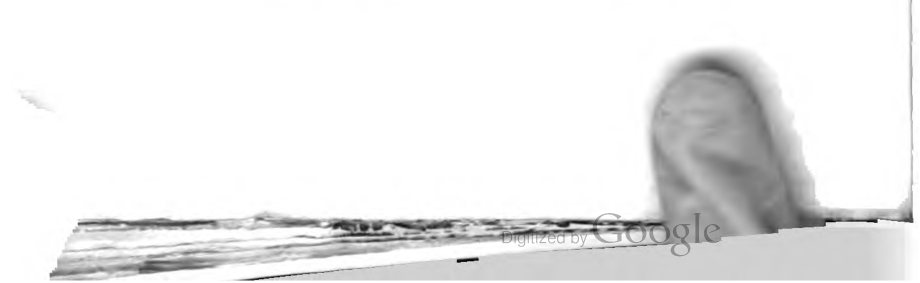
Daß „das protestantische Bewußtsein unseres Volkes unsere Unabhängigkeit von Rom besonders auch in der Krankenpflege fordert," widerlegt sich einfach durch die Thatsache, daß, selbst dort wo Diaconissen zur Verfügung stehen, katholische Schwestern oft sogar in rein protestantische Familien gerufen werden, wenn nicht, wie das in neuerer Zeit bisweilen geschieht, Aerzte, welche sich in den Dienst des evangelischen Bundes gestellt, dem entgegenarbeiten.

Was dann die Aufforderung betrifft, den bestehenden

1) Vgl. Histor.-pol. Bl. Band 106. S. 42 ff.

Anstalten eine größere Anzahl protestantischer Krankenpflegerinen zuzuführen, und die „Ueberzeugung, daß es nur des Anrufes der in der evangelischen Bevölkerung lebenden Anhänglichkeit für unsere deutsche evangelische Kirche" bedarf, um das erwähnte und beklagte Deficit zu heben, so muthet uns das eigenthümlich an. Wir haben noch nie gelesen, daß katholische krankenpflegende weibliche Orden zum Beitritt einladen und auffordern; wohl aber wissen wir, daß bei denselben durchgehends viele Postulantinen entweder überhaupt gar nicht angenommen oder nach kürzerer oder längerer Probezeit wieder entlassen werden, weil sie den Anforderungen nicht entsprechen, welche der Orden nach der ihm zugemessenen Aufgabe an sie stellen muß.

„Die freudige Bereitwilligkeit für die Mitarbeit an Werken der christlichen Nächstenliebe im Gebiete der Krankenpflege" zeigt sich also auch ohne Einladung bei katholischen Jungfrauen weit häufiger und größer, als ihre Kraft und Befähigung. Dagegen sind uns Klagen aus protestantischen Kreisen über spärliche Anmeldungen für den Dienst der Charitas nicht neu. „Von Freunden der Diaconissensache wird sehr darüber geklagt, daß gerade Pastorentöchter, die doch in erster Linie zum Diaconissenamte berufen seien, sich nur in ganz verschwindend kleiner Zahl dem Diaconissenberufe widmen." (Statistische Angaben hierüber bei Schäfer, Die weibliche Diaconie, 3 Bde., Hamburg 1872—83, I, 232; vergl. den Artikel „Diaconissen" im Freiburger Kirchenlexikon 2. Aufl. III, 1689.) Vor einigen Jahren schrieb eine Dame über das Diaconissenwesen und wünschte ebenfalls insbesondere, daß protestantische Pastorentöchter sich eifriger diesem Berufe zuwenden möchten. Nach Obigem scheint der Erfolg dieser Einladung kein glänzender gewesen zu sein. In dem protestantischen „Lexikon für Theologie und Kirchenwesen" von Holtzmann und Zöpffel, Leipzig 1882, S. 164 ist bemerkt: „Uebrigens gibt es im überwiegend protestantischen Preußen mehr katholische barmherzige Schwestern, als in der ganzen



protestantischen Kirche Diaconissen; die Arbeitsfelder der ersteren allein in Preußen sind zahlreicher, als die der Diaconissen in der ganzen Welt zusammen genommen." Dieses Zeugniß aus protestantischer Feder ist gewiß beweiskräftig und für die katholische Kirche ehrenvoll. — Wenn wir die Hinweisung auf die Herborner Diaconie, deren Einrichtung uns unbekannt ist, recht verstehen, so scheint damit gemeint zu sein, „daß tüchtige Töchter evangelischer Familien eine praktische Ausbildung erhalten, nach deren erfolgreicher Beendigung sie in ihre engere Heimath zurückkehren," also in ihre Familie, und von dort aus Krankenpflege üben sollen. Der Umfang der so zu leistenden Pflege scheint uns aber ein sehr eng begrenzter zu sein. Man denke sich, eine in der Familie lebende Krankenpflegerin soll auswärtige Diphterie-, Typhus-, Cholera-, Blatternkranke pflegen: wird die Familie sich der Gefahr aussetzen wollen, daß die Infektion ihr in's Haus getragen werde?

Charakteristisch ist die Bemerkung, daß „sie sich nicht zu verpflichten brauchen, für alle Zeiten ausschließlich dem Berufe der Krankenpflege sich zu widmen". Darin liegt die Schwäche auch des eigentlichen Diaconissenwesens, daß hier der Dienst der Charitas als definitiv bindender Lebensberuf gar nicht aufgefaßt werden kann. Wir haben alle Achtung vor dem opferwilligen Wirken der Diaconissen und wir müssen dasselbe umsomehr anerkennen, als ihnen nicht die reiche übernatürliche Gnadenhilfe durch die sacramentale Beichte, die heilige Communion, Anbetung, gemeinsame Exercitien, Vorbild der Heiligen, das feste Band der Gelübde ꝛc. zur Seite steht, wie den katholischen Schwestern. — Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die meisten Diaconissenanstalten, ob sie es zugestehen oder nicht, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht, in ihren Einrichtungen, Gebräuchen, Gebetsweisen ꝛc. sehr viel vom katholischen Ordensleben herübergenommen haben. — Wir nehmen sogar gerne an, daß alle Candidatinen in den Diaconissenstand mit der Absicht treten,

lebenslänglich in demselben zu verbleiben. Aber die Leichtigkeit des Austritts bringt auch die Gefahr, jeder Versuchung zum Austritt nachzugeben. Wir lassen statistische Zahlen sprechen:

„Von den 160 Schwestern, welche innerhalb der Jahre 1837—1862 in dem Elisabethen-Krankenhaus in Berlin thätig waren, haben innerhalb dieser 25 Jahre ungefähr 120 den Diaconissenberuf wieder aufgegeben. Von den 586 Schwestern, welche innerhalb der Jahre 1847—1872 in Bethanien in Berlin eingetreten sind, sind während dieser 25 Jahre 337 wieder ausgetreten. Von den 1054 Schwestern, welche innerhalb der Jahre 1836—1881 in Kaiserswerth die Einsegnung zum Diaconissenamt empfangen haben, sind während dieser 45 Jahre 110 als Diaconissen gestorben, 460 dagegen in die Ehe getreten, zu pflegebedürftigen Eltern zurückgekehrt oder in andere Lebensverhältnisse übergegangen." (Vergl. den erwähnten Artikel „Diaconissen" im Kirchenlexikon, nach den protestantischen Autoren Schäfer und Disselhoff.) Schäfer klagt über die „Verkehrtheiten, die bei Heirathen von Diaconissen oft eine nur allzu große Rolle spielen." — Die Zahl der katholischen Schwestern, welche vor Ablegung der ewigen Gelübde wieder in die Welt zurückgetreten sind, wird den obengenannten gegenüber eine verschwindend kleine sein.

Interessant ist auch, daß der Vorstand des evangelischen Vereins auffordert, dem Alice-Stift eine größere Zahl von geeigneten Kräften zuzuführen. Der Alicen-Verein in Hessen ist wesentlich dasselbe, wie jener der Louisen-Schwestern in Baden, der Olga-Schwestern in Württemberg, und der Rothe-Kreuz-Schwestern in Bayern: katholische und protestantische Pflegerinnen durcheinander, also eine Mischanstalt nach dem Muster confessionell gemischter Schulen oder der Reichswaisenhäuser mit all den gleichen Nachtheilen. In München ist die „Oberin" protestantisch, die „Oberschwester", welche vor einigen Jahren durch Zeitungsausschreiben gesucht wurde, sollte katholisch sein. Ob eine solche wirklich gefunden



und angestellt wurde, wissen wir nicht. In Hessen, Württemberg und Baden wird wohl ebenfalls die ganze Oberleitung protestantisch sein. Aber da überall auch katholische Pflegerinen aufgenommen und da alle diese Anstalten als interconfessionell gelten, so muß man annehmen, daß der Geist, welcher nach dem Princip das Ganze durchdringen soll, wohl nur ein allgemein humanitärer sein soll. Ganz consequent trägt deshalb das Grabdenkmal der im Jahre 1870/71 im Lazareth zu Bamberg verstorbenen deutschen Soldaten auf dem dortigen Kirchhof das bekannte Genfer Kreuz und die Inschrift: „Unter dem Zeichen des Genfer Kreuzes liegen in dieser Scholle Erde vereint 26 brave Vertheidiger des Vaterlandes" ꝛc. Das Genfer Kreuz ist aber wahrhaftig nicht das Zeichen der Erlösung, sondern das Wappenzeichen der Stadt Genf, wo im Jahre 1864 die bekannte Genfer Convention geschlossen wurde. Wir hoffen, daß die armen Soldaten unter dem Segen des Kreuzes Christi gestorben sind; das wird ihnen in der Ewigkeit bessere Hilfe geboten haben, als der Schutz des Genfer Kreuzes.

Auch den Mitgliedern dieser weltlichen Pflegegesellschaften wollen wir durchaus nicht absprechen, daß sie treu, eifrig und hingebend ihres Amtes walten; aber sie thun das dann nicht kraft des Geistes, der bei der Gründung dieser Genossenschaften waltete, sondern trotz desselben; sie thun es, geleitet von ihrem christlichen Gewissen, welches sich emancipiren oder sich frei erhalten muß von den vagen Grundsätzen allgemeiner Humanität, auf welche diese Anstalten gebaut sind.

In der Praxis gestaltet sich das allerdings anders. Trotz des Princips der Interconfessionalität wird immer eine Confession in den Vordergrund treten; und daß das niemals die katholische ist, dafür sorgt die durchgehende protestantische Oberleitung. Es ist nun ja wahrscheinlich, daß nirgends, auch in Bayern und Baden nicht, die Mehrzahl der Rothe-Kreuz-Schwestern katholisch ist. Denn katholische Mädchen, welche aus übernatürlichen Beweggründen als

Lebensaufgabe die Krankenpflege wählen, werden, wenn sie Aufnahme finden, Klosterfrauen. Aber ebenso sind wir überzeugt, daß die sogenannte Interconfessionalität nirgends eine ehrliche Parität ist. Nach allem, was uns von München mitgetheilt wird, ist der im dortigen Rothe-Kreuz-Spital herrschende Geist vorwiegend ein protestantischer.

Der Vorstand des Evangelischen Bundes in Darmstadt empfiehlt den Alicen-Verein als Gegengewicht gegen die katholischen Schwestern, darum wird der dort herrschende Geist ebenfalls der protestantische sein.

In Baden sollen, wie uns mitgetheilt wurde, wenigstens neun Zehntel der als Ehrengabe beim 70. Geburtstag des Großherzogs gesammelten Summe für die weitere Ausgestaltung des Louisen-Vereins verwendet werden und dieser hat doch sicher den Zweck, die dort zahlreichen katholischen Schwestern in den Hintergrund zu drängen.

Soll die Krankenpflege eine gedeihliche sein, so darf sie nicht geübt werden von Personen, welche durch dieselbe lediglich ihren Lebensunterhalt suchen; das würde die Gefahr der Ausartung bringen und leicht zu den traurigen Erfahrungen führen, wie sie in den von Laien bedienten Spitälern in Paris 2c. gemacht werden. Sie muß vielmehr ein Ausfluß der christlichen Nächstenliebe sein, eine Bethätigung des Wortes des göttlichen Heilandes: „Was ihr einem aus diesen meiner geringsten Brüder gethan, das habt ihr mir gethan“, ein lebenslängliches Selbstopfer, welches seinen vollen Lohn erst im Jenseits erwartet; also eine der herrlichsten Früchte der Religion. Religion ist aber nicht möglich ohne Bekenntniß derselben, also ohne Confession. Deßhalb müssen wir von unserem katholischen Standpunkt aus das von mancher Seite hervortretende Streben, diese interconfessionellen Pflegegesellschaften an die Stelle der katholischen Krankenschwestern zu bringen, verurtheilen. Wenn V. von Strantz (Das internationale Rothe Kreuz, Berlin o. J. S. 14) schreibt: „Der Gedanke absoluter Neutralität in nationaler,



politischer und religiöser Beziehung, den Dunant (der Gründer des ersten Vereins) unentwegt festhielt, verschaffte hauptsächlich seinem Werke so leichten Eingang bei den Angehörigen aller Völker, Parteien und Confessionen", so stimmen wir dem nur mit Einschränkung zu. Im Kriegsfall muß alles, was ein barmherziges Herz und geschickte Hände hat, zugreifen bei allen, die der Hilfe bedürftig sind. Aber im Frieden, bei geordneten Verhältnissen, wollen wir die Krankenpflege geübt wissen von unseren erprobten religiösen Genossenschaften, wie wir ja auch die Unterstützung der Armen und Kranken üben durch religiöse Vereine, den Vincenz- und St. Elisabethenverein.

Aber wir wiederholen: wir wollen nicht in Abrede stellen, daß viele dieser weltlichen Pflegerinen recht verdienstlich arbeiten; sie wirken eben im Geist des in ihnen lebenden Christenthums. Die Basis ihres Instituts aber ist principiell die confessions- und eben deßhalb religionslose Humanität.

Ganz merkwürdiger Weise macht sich ein Dr. A. Trepte, (protestantischer) Divisionspfarrer in Rendsburg, in seinem Buche „Die freiwillige Krankenpflege im Kriege" Berlin 1895 zum Vertheidiger dieses confessionellen Mischmasches. Er schreibt (S. 95): „Besonders wird oft den Mutterhäusern der Schwestern vom Rothen Kreuz ihre Interconfessionalität vorgeworfen. Aber ist denn interconfessionell dasselbe wie inconfessionell oder gar irreligiös?" — In vorliegendem Falle: ja! Betreffs der dort eingehaltenen Praxis lassen sich mehrere Fälle denken. Erstens: die „Schwestern" der verschiedenen Confessionen sind bei ihren religiösen Uebungen streng geschieden und machen dieselben genau nach dem Gebrauch ihrer Confession. Thatsächlich wird sich das nirgends finden; man müßte sogar die Speisesäle nach Confessionen trennen: denn das katholische Kreuzzeichen beim Tischgebet könnte ja bei den Protestantinen Anstoß erregen. Oder zweitens: die Andachtsübungen wären gemeinsam; dann müßte alles der Confession Eigenthümliche wegbleiben, und

das ginge wieder auf Kosten der Katholiken, welche die Verehrung der heiligen Jungfrau und der übrigen Heiligen, das Gebet für die Verstorbenen ꝛc., was wir ja gerne mit dem Abendgebet verbinden, entbehren müßten. Es wäre ja sogar der Fall denkbar, daß auch Jüdinen Pflegeschwestern werden; dann müßten die Uebungen angestellt werden nach der Melodie: Wir glauben alle an einen Gott: Christ, Jud und Hottentott. Oder drittens: es würden alle gemeinsamen religiösen Uebungen unterlassen; dann wäre das Institut als solches religionslos.

Dr. Trepte macht weiter einen merkwürdigen Schluß: „Ist es nicht selbstverständlich, daß die vaterländischen Frauenvereine ebenso interconfessionell sein müssen wie die vaterländische Armee?" Wir finden es selbstverständlich, daß die Frauen aller Confessionen thätig sind, die Mittel zur Verpflegung der Kranken und Verwundeten zu beschaffen und nach Möglichkeit an der Pflege sich persönlich zu betheiligen. Aber das finden wir nicht selbstverständlich, daß Mädchen verschiedener Confessionen in einem „interconfessionellen" Institut für die Krankenpflege herangebildet werden und in hoffentlich langen Jahren des Friedens abhängig sind von diesem „interconfessionellen" Institut, welches doch nur für den Kriegsfall bestimmt ist. Im Krieg sind thätig katholische barmherzige Schwestern und protestantische Diaconissen, katholische Malteser und Georgenritter und protestantische Johanniter. Warum kann man nicht auch Institute katholischer und protestantischer Rothe-Kreuz-Schwestern schaffen?

Doch wir haben es nicht eigentlich mit Dr. Trepte zu thun, welcher sich nirgends unfreundlich über die katholischen Orden ausspricht. Für ihn ist es nur „ganz ausgeschlossen, daß in einem zukünftigen Kriege die Pflegekräfte genügen werden, welche die evangelischen Diaconissenhäuser und die katholischen Schwesternanstalten stellen;" und darum fordert



er, daß die deutschen Vereine vom Rothen Kreuz weitere Hilfskräfte bereitstellen.

Er berichtet, daß im Jahre 1893 der „preußische Vaterländische Frauenverein allein 396 solcher Berufskrankenpflegerinen sein eigen nennen konnte." Wir vermuthen aber, daß nur ein kleiner Theil derselben im Kriegsfall wirklich zur Verfügung stehen wird. Sie sind nach Trepte zum Theil angestellt in den verschiedenen „Arbeitsfeldern der inneren Mission: in Kinderbewahranstalten, Jugendhorten, Näh- und Strickschulen, Dienstbotenanstalten, Volksküchen 2c." Diese Anstalten können im Kriegsfall nicht alle ihrer Leiterinen beraubt und ganz suspendirt werden Aber weiter: „Immer mehr Kliniken, Krankenhäuser, Siechenanstalten 2c., immer mehr Kirchengemeinden, Staats- und Kommunalbehörden begehren jährlich die Dienste dieser Schwestern." Da aber diese Anstalten selbstverständlich nur das nothwendige Pflegepersonal unterhalten, und dieses überdies durch Vertrag gebunden ist, so werden dieselben für den Felddienst nur wenige Pflegekräfte zur Verfügung stellen können. Man wird also neben den katholischen Ordensfrauen, den protestantischen Diaconissen und den interconfessionellen Rothe-Kreuz-Schwestern immer noch auf die sogenannten „Helferinen" angewiesen sein, Jungfrauen, welche einen Cursus über Krankenpflege durchmachen und im Felde den Berufspflegerinen Beihilfe leisten. Wenn solche Curse in kürzeren Zwischenräumen abgehalten werden, so wird eine große Zahl von Pflegerinen, so weit sie in der Familie entbehrlich sind, zur Verfügung stehen, und das würden wir den „interconfessionellen Anstalten" weit vorziehen.

Doch wir wiederholen, wir haben es nicht mit der Krankenpflege im Kriege, sondern mit dem „evangelischen Bund in Hessen" zu thun, welcher ganz davon absieht, daß das „rothe Kreuz" nur für den Kriegsfall bestimmt ist, sondern mitten im Frieden einen frisch-fröhlichen Krieg gegen die katholischen Schwestern proclamirt, und zu dem-

selben Diaconissen, Alice-Schwestern, Rothe-Kreuz-Schwestern aufruft, welche doch im Kriegsfall mit den katholischen Schwestern Seite an Seite wirken sollen.

Zum Schluß fügen wir noch nach dem Mainzer Journal (Nr. 226, erstes Blatt vom 26. September 1896) ein Urtheil aus protestantischer Feder über den „Evangelischen Bund" und sein Circular an. Ein protestantischer Pfarrer Wahl zu Langen (wohl der Ort dieses Namens in der hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach) hatte aus Veranlassung der Tagung des „evangelischen Bundes" an den Vorstand desselben ein „offenes Wort" gerichtet und diesem noch eine Replik folgen lassen, worin er bei der evangelischen Kirche einen Mangel an Geschlossenheit beklagt. Aber als noch schlimmer bezeichnet er den „unwahren Schein einer Einmüthigkeit und Geschlossenheit" der Evangelischen, welchen der evangelische Bund darzustellen streben möchte. Diese Qualität spricht Pfarrer Wahl dem Bunde vollständig ab. Das „Mainzer Journal" referirt weiter:

„Pfarrer Wahl, der offenbar der positiven Richtung angehört, gibt noch seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß der evangelischen Krankenpflege nicht gedient sei, wenn es dem evangelischen Bund gelingen sollte, eine Anzahl weiblicher Hilfskräfte zu gewinnen, welche, wie die Rothe-Kreuz-Schwestern, einen *religiös-farblosen, confessionslosen Charakter* haben, und die Krankenpflege vom rein humanitären Standpunkt auffassen. Gerade das habe in jenem Aufruf sein und Anderer Befremden erregt, *daß der evangelische Bund jeder Form von nicht spezifisch katholischer Krankenpflege seine Sympathien bezeuge.* Das sei eine Vielseitigkeit, welche bedenklich erscheint."

Ganz einverstanden! Zu welchen Resultaten die in dem Circular angekündigte Sitzung bei der zu Darmstadt abgehaltenen „Jahresversammlung des deutschen evangelischen Bundes" geführt hat, wissen wir allerdings nicht. Jeden-



falls fürchten wir nicht, daß dadurch die „weitere Ausbreitung" der katholischen Krankenpflegeorden eingeschränkt werde. Uebrigens scheint es uns, daß der evangelische Bund in Hessen weniger Ursache habe, gegen diese ihn aufregende Gefahr anzukämpfen, als vielmehr gegen die Glaubenslosigkeit im eigenen Lager. Das Adreßbuch von Darmstadt gibt statistische Nachrichten über die „kirchlichen Verhältnisse" im Jahre 1894.[1]) Laut derselben wurden von 313 rein evangelischen Ehen nur 290, also nur 92,6 pCt. kirchlich eingesegnet; von 958 Kindern aus rein evangelischen Ehen nur 819, also nur 85,5 pCt. getauft. Also 7,4 pCt. rein protestantische Eheleute leben in Civilehe und 14,5 pCt. der Kinder, deren Eltern der protestantischen Confession angehören, sind Heiden — und das alles nach der Statistik eines Jahres, in einer einzigen Stadt!

Aber das entzieht sich der Aufmerksamkeit des „evangelischen Bundes"; er muß kämpfen gegen „Rom", wenn auch seine eigenen Mitglieder dem Unglauben und Heidenthum verfallen. H. W.

---

1) Berliner „Katholische Volkszeitung" Nr. 17 vom 22. Januar 1896.

XXXVIII.

Die wohlthätigen Leihanstalten (montes pietatis) des Mittelalters.

Einer der größten Schäden im Volksleben des ausgehenden Mittelalters war der überhand nehmende Wucher. Die Predigten jener Zeit sind voll von Anklagen gegen die Habsucht und die Auswucherung der Armen. Die Bußprediger ließen es aber bei den heftigen Anklagen nicht bewenden, sondern legten auch Hand an, um die kleinen Leute, namentlich die Gewerbetreibenden in den Städten, den Händen der Wucherer zu entreißen. Dies geschah besonders durch Errichtung von wohlthätigen Leihanstalten, montes pietatis oder Berge der Barmherzigkeit genannt, bei welchen reichere Leute Geld oder Getreide anhäuften, um es den Armen gegen Pfand unentgeltlich oder gegen geringe Vergütung in der Noth auf kurze Zeit zu überlassen.

Es ist das Verdienst der Franziskaner, die Errichtung von wohlthätigen Leihanstalten dieser Art zuerst angeregt zu haben. Namentlich der große Bußprediger aus dem Franziskanerorden, der hl. Bernardin von Feltre, war in dieser Hinsicht unermüdlich thätig. Seine sich über fast ganz Italien erstreckende Thätigkeit ist überall begleitet von der Errichtung oder Befestigung von wohlthätigen Leihanstalten.

Die ersten Wohlthätigkeitsanstalten dieser Art wurden im Kirchenstaate errichtet und von den Päpsten bestätigt.

Im Jahre 1463 bestätigte Pius II. das erste Leihhaus zu Orvieto, 1464 Paul II. das zu Perugia. Sixtus IV. bestätigte 1471 das Leihhaus in Viterbo und errichtete 1479 ein solches in seiner Vaterstadt Savona. Die Zahl der Leihhäuser nahm vorzüglich in Italien rasch zu, so daß bald fast alle kleineren Städte ein solches besaßen. Es wurden solche mit der Zeit errichtet in Assisi, Mantua, Pavia, Ravenna, Verona, Alessandria, Ferrara, Parma, Rimini, Cesena, Montagnana, Chieti, Rieti, Nervi, Gubbio, Monselice, Brescia, Lucca, Aquila u. s. w. (vgl. Pastor, Geschichte der Päpste III. 81). Das Leihhaus in Rom errichtete 1539 Papst Paul III. Die schnelle Verbreitung dieser Anstalten ist aber der beste Beweis dafür, wie sehr dieselben einem vorhandenen Bedürfnisse entsprachen. Nicht weniger spricht dafür der heftige Widerstand der Wucherer, namentlich der Juden gegen dieselben, da diese einen förmlichen Krieg gegen die wohlthätigen Leihhäuser eröffneten (vgl. Pastor, Geschichte der Päpste III. 81 f.).

Anfangs wurden die Darlehen bei den frommen Leihhäusern ganz unentgeltlich gegen Pfand gegeben. Mit der steigenden Inanspruchnahme derselben wuchsen jedoch die Kosten der Verwaltung. Man sah sich deshalb genöthigt eine Vergütung für die Betriebskosten einzuführen. Hiergegen machten die strengeren Dominikaner geltend, daß damit das kanonistische Zinsverbot verletzt werde. Jedoch wurde diese Praxis der Leih- und Pfandhäuser durch einen Erlaß Leo's X. Inter multiplices vom 4. Mai 1515 auf der fünften Lateransynode gegen jede Anfechtung sicher gestellt und dieselben empfohlen. Auch das Concil von Trient sess. XXII. de ref. c. 8 und 9 zählt dieselben zu den frommen Instituten und beauftragte die Bischöfe mit der Beaufsichtigung derselben. Wie wohlthätig dieselben wirkten, mag man auch daraus ersehen, daß das Sinken des Zinsfußes im 16. Jahrhundert zum Theil mit der Blüthe der Leihhäuser zusammenfällt.

Außerhalb Italiens, namentlich in Deutschland, haben die wohlthätigen Leihanstalten weniger Verbreitung gefunden. Die erste in Deutschland wurde 1498 in Nürnberg eröffnet. Daß aber der Nutzen dieser Anstalten auch in Deutschland gewürdigt und ihr Mangel bitter empfunden wurde, bezeugen mehrere Stimmen aus jener Zeit, welche Janssen (Geschichte des deutschen Volkes I. 408) vorführt. „Die berge der mildigkeit fehlen bey uns dem armen und dem handwerksmann", sagt ‚Ein christlich Ermanung', „und weren doch sehr not, und ist die oberkeit gar lessig darin; darumb ist der wucher groß." Ebenso klagte Kuppener in seiner Schrift über den Wucher im Jahre 1508: „Wolle got der almechtige, das die loblichen fursten, stete und communiteten, die solchs vermochten in deutschen landen, gemeinen armen leuten deutscher nacion auch zu gute und zu trost irer narung, auch zu vertilgen den teuflischen wucher, der leider in deutscher und pollanischer nacion unter cristen und heiden gemein ist und die selen dem teufel überantwurt, ein solchen bergk der mildigkeit aufrichten und anheben wurden."

Wie schon diese Stimmen andeuten, ging die Verwaltung der wohlthätigen Leihhäuser, welche ursprünglich rein kirchlich-charitative Anstalten waren, allmälig vielfach in die Hände des Staates oder der Städte über. Dadurch verloren sie noch mehr von ihrem ursprünglich idealen Charakter. Das Betriebskapital wurde nicht mehr unentgeltlich hergegeben, sondern es wurde den Gläubigern der Anstalten, welche den Fonds gebildet hatten, nach Maßgabe ihrer Einlage (loca montium) als Gesellschaftern ein Theil des Gewinnes der Anstalt, bis zur 5% der Einlage, ausbezahlt. Dieser Gewinn trat aber doch zurück gegenüber der Wohlthat, welche die armen Leute aus dem Bestande eines Leihhauses zogen. Sie konnten daselbst gegen Erlag eines Faustpfandes entweder völlig kostenlos oder gegen nicht zu hohe Zinsen, meist ein Procent im Monat, zur Befriedigung dringender Bedürfnisse kleinere oder mittelgroße Summen Geldes oder Getreide ge-

liehen bekommen, unter der Clausel, daß bei Nichteinhaltung der wohl auch erstreckbaren, nicht über ein Jahr gestellten Rückzahlungsfrist das gegebene Pfand verfalle und veräußert werde. Ein dabei erzielter Ueberschuß kam ganz oder doch theilweise dem sich meldenden Schuldner zu gut (vgl. Kirchen-Lexikon 2. Auflage VII. 1690). In keiner Weise ist nach dem Gesagten das geringschätzige Urtheil berechtigt, welches Uhlhorn (Die christliche Liebesthätigkeit II. 446) über die montes pietatis gefällt hat, wenn er schreibt:

„Welch kläglichen Verlauf nahm die Gründung von Leihhäusern, mit denen man das Volk gegen den Wucher zu schützen dachte. Der erste Mons pietatis (so hießen sie) ist der 1463 von Pius IV.[1]) bestätigte in Orvieto. Das treibende Motiv war gewiß ursprünglich das Mitleid und die Barmherzigkeit. Man brachte einen Fonds (mons = Anhäufung von Geld) zusammen, um daraus Nothleidenden, die auf kurze Zeit Geld brauchten, gegen Faustpfand zu leihen, ließ sich dafür aber, um die Kosten zu decken, eine Vergütung zahlen, die etwa einer Verzinsung mit 10% gleichkam. Das galt nicht als Wucher, weil es nur als Ersatz der aufgewandten Kosten angesehen wurde. Man nahm auch, um Kapital zu haben, Geldeinlagen an, die man mit 5% verzinste. Auch das wußte man zu rechtfertigen, es sollte kein Zins- sondern nur ein Societätsgeschäft sein. Nun errichtete man aber auch Montes zu weltlichen Zwecken, die im Grunde schon unsere heutigen Banken sind, ja Fürsten, Städte, nachher selbst der Papst, nahmen einen mons (ein Kapital) zu irgend einem Zwecke, Schuldentilgung u. dgl., auf kurze Zeit auf. Damit ist dann das alte Zinsverbot völlig durchbrochen. Die Montes pietatis mögen im Einzelnen manchem, der in Noth war, gedient und ihn vor Wucherhänden bewahrt haben, den Lauf der Entwicklung, der auf Beseitigung des Zinsverbotes drängte, haben sie eher gefördert als aufgehalten, und den Wucher haben sie nicht, wenigstens nicht irgend erheblich, beschränkt."

1) Irrthümlich schreibt Uhlhorn Pius IV. statt Pius II.

Man sieht es diesem verklauserirten Urtheil deutlich an, daß auch Uhlhorn dem Institut der montes pietatis Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Die Einwendungen dagegen beruhen auf Mißverständnissen. Wenn Uhlhorn an den 10 oder 12% Betriebskosten Anstoß nimmt, so wollen wir nicht auf die immensen Wucherzinsen jener Zeit, wo den Juden gesetzlich selbst 20% gestattet waren, hinweisen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß es sich bei den montes pietatis nur um kleinere Anleihen für kurze Zeit, auf Monate, höchstens auf ein Jahr handelte, daß ferner der häufige Umsatz auch die Betriebskosten beträchtlich mehrte. Wenn man das bedenkt, so wird man schwerlich mehr an den 10—12% Anstoß nehmen. Eine Auswucherung der kleinen Leute war durch die ganze Einrichtung dieser Leihanstalten ausgeschlossen. Was aber die angezogenen Montes zu weltlichen Zwecken betrifft, so haben dieselben mit den montes pietatis nichts zu thun. Es waren profane Leihanstalten, welche schon früh in Oberitalien entstanden, die sog. Lombard-Banken, welche gegen Depot von Edelmetall oder Werthpapieren Darlehen gewährten. (Vgl. Kirchenlexikon 2. Aufl. VII. 1691.)

Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, daß die monti di pietà auch heute noch in manchen Städten Italiens bestehen zur Vermittlung des Credits für kleinere Gewerbtreibende. Noch der gegenwärtige Papst Leo XIII. hat als Erzbischof eine solche Leihanstalt in Perugia ins Leben gerufen. Auf dem Lande, wo im Mittelalter der Credit durch den von Papst Martin V. genehmigten Rentenkauf erleichtert wurde, finden heute die Raiffeisen'schen Darlehenskassen immer mehr Verbreitung, um deren Einführung und Organisation der Veneter Priester Cerruti sich die größten Verdienste erworben hat. Ende Juli 1895 betrugen die katholischen Darlehenskassen 270, welche in Venetien und der Lombardei bereits zu berufsgenossenschaftlichen Generalunionen verbunden sind (vgl. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 1896. III. 439 ff.).

Dr. Andr. Brüll.



XXXIX.

Leo's XIII. Bulle über die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen.

Die mit den Worten „Apostolicae curae“ anhebende Bulle vom 13. September 1896[1]), in welcher der heilige Vater erklärt, daß die nach dem anglikanischen Ordinal vollzogenen Weihen null und nichtig seien, hat in allen Schichten der englischen Gesellschaft eine nachhaltige Erregung der Geister hervorgerufen. Bis heute (2. März 1897) ist dieselbe sowenig zum Stillstand gelangt, daß sie im Gegentheil täglich weitere Kreise zieht. Wenn daher diese Zeitschrift von dem hochwichtigen päpstlichen Aktenstücke bisher noch keine Beachtung genommen, so lag der Grund dieser Thatsache lediglich in dem Wunsche, mit der Würdigung der genannten Bulle auch eine Darstellung der Stimmung der Geister zu verbinden, wie sich dieselbe unter dem Eindrucke des Dokuments herausgebildet hat.

Vor allen Dingen ist an die Thatsache zu erinnern, daß die Bulle über die anglikanischen Weihen ein Glied in der Kette jener edlen Bemühungen bildet, welche Papst Leo XIII. der Wiedervereinigung der getrennten Brüder mit der römischen Mutterkirche, dem Mittelpunkte der kirchlichen

1) Abdruck der Bulle im Archiv für katholisches Kirchenrecht 77 (1897) 99–108.

Einheit, gewidmet hat. Es sei an den herrlichen Br „Amantissimae voluntatis“ vom Ostersonntag, 14. April 18 erinnert, welchem wir in dieser Zeitschrift eine eingehen Betrachtung gewidmet haben (Bd. 115. S. 893 ff.). Im Laufe der Zeit erschienen nicht wenige heilsbegierige Angli kaner im Vatikan und trugen dem hl. Vater eben mit Bezug auf die Zurückführung Englands zum Apostolischen Stu den Wunsch nach Anerkennung der Gültigkeit der angli kanischen Weihen vor. Eine von der höchsten kirchlichen Stelle ausgehende Bestätigung dieses Besitzstandes, auf welchen die innerhalb der englischen Staatskirche dem hl. Stuhl überaus wohlgesinnte anglo-katholische Partei aus nehmend großen Werth lege, sei im höchsten Grade geeignet, das Werk der Reunion zu fördern. In seinem bewährten väterlichen Wohlwollen nahm der Papst diese Bitte freundlich auf. Zur Erfüllung derselben ließ er sich um so schneller herbei, als ihm auch von katholischer Seite vorgestellt wurde, die Prüfung und Genehmigung der anglikanischen Weihen bilde ein Hauptmittel zur Vereinigung der Anglikaner mit Rom.

Anglikaner-freundliche Franzosen waren es, welche in dieser Richtung sich thätig erwiesen. Vor allem ist der berühmte Herausgeber des Papstbuches (Liber pontificalis) in der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannte, auch durch die Mitgliedschaft der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften in München ausgezeichnete, gegenwärtige Vorsteher der École française de Rome, Abbé Louis Duchesne, zu nennen. Seine archäologischen Studien hatten in ihm die Ansicht befestigt, der hl. Stuhl hätte lediglich wegen mangelnder geschichtlicher und archäologischer Untersuchungen die Weihen der Anglikaner verworfen. Damit hätten die römischen Behörden im Zeitalter der Reformation äußere Rücksichten auf die tief gebeugten englischen Katholiken verbunden, deren Lage man durch Anerkennung der Weihen der staatskirchlichen Geistlichkeit nicht habe verschlimmern



wollen.[1]) Als nun Leo XIII. in einer Duchesne gewährten Audienz demselben eine goldene Medaille zum Geschenk machte, wurde dieses Ereigniß in anglikanischen Kreisen in dem Sinne einer päpstlichen Bestätigung der Ansicht des gelehrten Franzosen aufgefaßt. Selbstverständlich galt das herrliche Geschenk dem seltenen Talent und den erfolgreichen Untersuchungen Duchesne's auf dem Gebiete der älteren Kirchengeschichte. Mit seinen Kundgebungen für die Anerkennung der anglikanischen Weihen hat dasselbe auch nicht das mindeste zu thun.[2])

Neben Duchesne trat für die anglikanischen Weihen auf der Lazarist und ehemalige Professor der Theologie im Seminar zu Cahors, Abbé Portal. Auf der Insel Madeira zum Curgebrauch weilend und dort mit Viscount Halifax bekannt geworden, ging er in die Reunionsideen dieses wohlgesinnten, gläubigen, aber in seinen theologischen Anschauungen höchst unklaren Mannes ein. Im Gegensatz zu dem in der Natur der Sache gelegenen und von allen katholischen Theologen befürworteten System der Vereinigung der Einzelpersonen mit der Kirche, hat Portal das System corporativer Vereinigung (Corporate Reunion) mit einer Zähigkeit und Heftigkeit verfochten, die einer edleren Sache würdig gewesen. Sobald man fragt, wie denn diese Art der Vereinigung zur Ausführung gelangen soll, sieht man sich vor unlösbare Schwierigkeiten gestellt. Soll etwa der Papst auf seinen Primat verzichten, soll der einzelne Anglikaner zwangsweise einer anderen Kirche zugeführt werden, können einzelne Bischöfe der Staatskirche, ohne von der Krone, dem Schlußstein des anglikanischen Kirchengebäudes,

---

1) Eine Kritik der Anschauungen gab ich im „Katholik" II. (1894) 507–509.

2) Sydney Smith, S. J., Reasons for rejecting Anglican Orders (London 1895) 2. Vgl. über diese hervorragende Schrift meine Besprechung im Literar. Handweiser Nr. 629.

ermächtigt zu sein, solche Schritte thun, und wie der sich Portal in dem von ihm erträumten Kirchenwesen die Stellung der anglikanischen Bischöfe, welche in der Staatskirche eine christliche Wahrheit nach der andern preisgegeben haben?[1])

Als literarisches Organ diente der unklaren Theologie der Partei Halifax-Portal die in Paris erscheinende Revue Anglo-Romaine. Mit Recht hat die katholische Presse Englands die Schwierigkeiten betont, welche diese in allen Farben schillernde Zeitschrift den katholischen Bischöfen Englands gemacht.[2]) In den Spalten derselben durften Anglikaner ihre crassesten Irrthümer vortragen. Nur einer derselben werde hier namhaft gemacht: die angebliche Lehre der katholischen Theologen des ausgehenden Mittelalters, als sei Christus am Kreuze nur für die Erbsünde gestorben, während das heilige Meßopfer unsere persönlichen Uebertretungen vollzogen. Welche Masse von Entstellungen und Ungerechtigkeiten wider die scholastischen Theologen in diesen Lehren sich verbirgt, das hat Dr. Nikolaus Paulus in München mit umfassender Gelehrsamkeit und scharfer geschichtlicher Kritik in den von ihm vollkommen beherrschten beiden Idiomen, dem deutschen und französischen, aufgedeckt.[3]) Heute befinden wir uns in der glücklichen Lage, die Thatsache mitzutheilen, daß die Revue Anglo-Romaine Ende des Jahres 1896 eines frühen Todes sanft verblichen ist.

Aus den vorstehenden Bemerkungen ist ersichtlich, daß

1) Tablet 88 (1896) 241. The Abbé Portal and Corporate Reunion. pag. 321, Corporate Reunion and the Marian Reconciliation (unter Königin Maria).

2) Tablet 88 (1896) 281: The Revue Anglo-Romaine mit strenger Kritik der Zeitschrift.

3) Revue Anglo-Romaine Nr. 23. Seite 252—261: Nicolaus Paulus, Une prétendue „doctrine monstrueuse" sur l'Eucharistie, und desselben gelehrten Artikel im „Katholik" II. (1896) 229: Ueber die Lehre, daß Christus nur für die Erbsünde gestorben.



sich dem heiligen Vater zur Anbahnung der Reunion ein doppelter Weg eröffnete. Auf den principiell-dogmatischen Standpunkt sich stellend, konnte er die Kriterien der wahren Kirche Christi betonen und die Anglikaner zur Prüfung derselben und zur Unterwerfung unter diese wahre Kirche Christi, den Katholicismus, einladen. Wer diese Unterwerfung vorgenommen, für den sind alle Einzelfragen, also auch diejenige über die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen zum voraus gelöst. „Die Frage der Wiedervereinigung", bemerkte Cardinal Vaughan in seiner Rede auf dem Congreß der englischen Katholiken zu Bristol am 9. September 1885, „liegt also in einer Nußschale. Sie besteht nicht in der Prüfung und Annahme einer langen Reihe katholischer Lehren. Sie ist einfach die Frage nach der fundamentalen und wesentlichen Verfassung der Kirche. Hat der göttliche Stifter seiner Kirche auf Erden ein sichtbares Haupt gegeben mit dem Auftrag zu lehren, zu definiren, Streitfragen zu erledigen und zu regieren?" [1])

Der andere Weg zur Herbeiführung der Reunion, den Leo XIII. beschreiten konnte, war ihm von Anglikanern und Franzosen angedeutet worden — Prüfung der Gültigkeit der anglikanischen Weihen. Gewiß waren die Freunde der Anglikaner nicht geneigt, die principielle Bedeutung des vom Cardinal Vaughan vorgeschlagenen Verfahrens in Abrede zu stellen. Aber für den vorliegenden Fall glaubten sie für die Weihefrage den Vorrang beanspruchen zu dürfen. Damit hätte aber eine untergeordnete Frage einen in der Apologetik ihr niemals zugestandenen Vorrang empfangen. Denn dem Besitz der wahren Weihen kann nie die Bedeutung eines Merkmals (Kriteriums) der wahren Kirche zugestanden werden. Zwar besitzt die wahre Kirche Christi auch die richtigen Weihen, aber falsch ist der Schluß, daß ein Bekenntniß deß-

1) The Way to the Reunion of Christendom. By Cardinal Vaughan. (London 1895). S. 8.

halb, weil es die wahren Weihen hat, auch die echte Kirche sei. Um aber kein Mittel zur Bewirkung der Union unversucht zu lassen, beschloß Leo XIII., jeden der beiden angedeuteten Wege zu beschreiten. Seinem principiellen Standpunkt verlieh er Ausdruck in dem Lehrschreiben „Satis cognitum" vom 29. Juni 1896 über die Einheit der Kirche.[1] Aber auch die von den Anglikanern angeregte Frage zweiter Ordnung wollte er eingehend untersuchen. Das Ergebniß der in Rom angestellten Prüfung liegt vor in der Bulle „Apostolicae Curae" vom 13. September 1896 über die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen.

Auf Grund des alten bewährten Verfahrens der römischen Congregationen wurde die Frage zuerst einer Commission von Theologen zur Prüfung übergeben. Präsident war der mit englischen und nordamerikanischen Verhältnissen vertraute Cardinal Camillo Mazzella. Zu Mitgliedern berief der Papst 1. den Domherrn Moyes von Westminster, 2. den englischen Benediktiner F. A. Gasquet, 3. den englischen Franziskaner David Fleming, 4. den in Rom residirenden spanischen Kapuziner Josef Calasanz Llevaneras, 5. den Msgr. Pietro Gasparri, Professor am Institut catholique supérieur in Paris, 6. den Direktor des französischen archäologischen Instituts in Rom, Abbé Louis Duchesne, 7. den P. Emilio de Augustinis S. J., Professor an der gregorianischen Universität in Rom und 8. den englischen Pfarrer Thomas Scannell.[2])

Wenigstens drei aus der Zahl dieser Theologen waren als Gönner der Gültigkeit der Weihen bekannt. Gleich Ein-

1) Eine vorzügliche Erklärung desselben unter Widerlegung der Entstellungen des Lehrschreibens durch den anglikanischen Weihbischof Dr. Browne von London lieferte: S. Smith, S. J., in: Companion to the Encyclical „Satis cognitum" London 1896.

2) Dieses genaue Verzeichniß nach der Civiltà cattolica 17. Oktober 1896 S. 227.



gangs der Bulle betont daher auch der Papst, daß er **Männer** zu Consultoren berufen, deren Anschauungen über **die** zur Berathung stehende Frage auseinandergingen.[1])

Eine Reihe von Artikeln im Londoner Tablet in den Monaten Februar und März 1897, welche ohne Zweifel der Feder eines Mitgliedes der Commission entstammen, lassen einen Blick in das loyale Verfahren der letzteren thun. Anfangs März eröffnet und in dem vom Papst im Vatikan ihr zugewiesenen Saale tagend, hat die Commission bis Anfang Mai gearbeitet. Bei Eröffnung der Berathungen forderte Cardinal Mazzella die Mitglieder auf, lediglich Gott vor Augen zu haben, jedem persönlichen Gefühle zu entsagen und allseitig und gründlich die Weihefrage zu prüfen. Jeder Consultor hatte seine Ansicht in Druck vorzulegen und den übrigen Collegen ein Exemplar derselben einzuhändigen. Eifersüchtig wachte der Cardinal, welcher lediglich die Erörterungen leitete, über die Freiheit der Rede, die keinem Mitgliede verkürzt wurde. Nur wenn die Debatten gewisse Höhepunkte oder Abschnitte erreicht hatten, gab er eine Zusammenfassung der bis dahin gewonnenen Ergebnisse. Auf Befehl des Papstes wurden sämmtliche einschlagende Akten des S. Uffizio und des vatikanischen Geheimarchivs den Consultoren zur Verfügung gestellt. Diese Akten, wie auch die neuere gedruckte katholische und anglikanische Literatur lagerten auf verschiedenen Tischen im Berathungssaale.[2])

Während die Theologen in dieser Weise ihre Thätigkeit im sog. Quartiere del s. Uffizio im Vatikan entfalteten, blieben die A n g l i k a n e r nicht lässig. Die Geistlichen Lacey und Puller, von welchen der erstere im Verein mit Denny die letzte officielle Vertheidigung der anglikanischen Weihen

1) Leo XIII: Viris doctrina et eruditione praestantibus, quorum compertae erant dissimiles in ipsa causa opiniones.

2) Tablet 89 (1897) 283.

in der Schrift De hierarchia anglicana geliefert,[1]) unterhielten in Rom innige Beziehungen und ausführliche Unterredungen mit ihren Freunden innerhalb und außerhalb der Commission der Theologen. Den Cardinälen und Prälaten, die berufsmäßig zu der Weihefrage in Beziehung standen, ließen sie die zuletzt genannte Schrift überreichen. Als nach Beendigung der Sitzungen der Theologen-Commission das Gerücht, es stehe ungünstig um die Weihen, an Gewicht zunahm, verfaßten Lacey und Puller ihre für die Cardinäle bestimmte Denkschrift „De re anglicana".[2]) Auf diese erwiderten Moyes und Gasquet am 8. Juni 1896 durch ihre „Risposta", welche die genannte Vertheidigung des Anglo-Katholicismus nach allen Richtungen widerlegte.[3]) Beide Denkschriften sind im Londoner „Tablet" zur Veröffentlichung gelangt und müssen den geistvollsten Kundgebungen beigezählt werden, welche die Vertheidiger der beiden schnurstracks sich widersprechenden Standpunkte jemals geliefert haben.

Unterdessen gelangten die Akten der Theologen-Commission an die Cardinäle des S. Uffizio und an den Präsidenten dieser Suprema, Se. Heiligkeit den Papst. Von der hohen Wichtigkeit der Streitfrage erfüllt, hat Leo XIII. die betreffenden Cardinäle für die Zeit der Berathungen von allen übrigen Verpflichtungen in den Congregationen, denen sie zugewiesen, entbunden. Und der hl. Vater selbst hat sich das Studium der Akten nicht verdrießen lassen und außerdem die Theologen einzeln und in Gruppen zu sich beschieden und um ihre Ansicht befragt.[4]) In der ent-

1) v. Hackelberg-Landau, Die anglikanischen Weihen und ihre neueste Apologie. Graz 1897. Vgl. auch meine Besprechung der Schrift von Denny und Lacey im Katholik II (1895) 272—75.

2) Tablet 88 (1896) 744.

3) Tablet l. c. pag. 768. 825.

4) Tablet 89 (1897) 284: He (the Pope) admitted each of them



scheidenden Sitzung, welche nicht, wie üblich, im gewöhnlichen Geschäftsgange feria quarta, sondern in Anwesenheit Leo's XIII. feria quinta am 16. Juli 1896 stattfand, haben alle Cardinäle die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen ausgesprochen, welches Urtheil der Papst sofort bestätigte. Nur über die Frage, ob und in welcher Form diese Entscheidung der Oeffentlichkeit zu übergeben sei, behielt er sich die Entscheidung. Nach fleißigem Gebete entschied er sich für die Veröffentlichung des Spruches, und zwar in der denkbar feierlichsten Form, derjenigen einer Bulle. Mit den Worten „Apostolicae curae“ anhebend, ist sie am 13. Sept. 1896 erschienen.

Das große Aktenstück, von den Curialbeamten entworfen, von Leo XIII. persönlich bis zum letzten Worte durchgesehen, und mit der ultima lima in eine klassische Form gebracht, enthält der Natur der Sache entsprechend zwei Theile. Der erste ist den Thatsachen der Geschichte gewidmet, im zweiten gelangen die Dogmen aus dem Gebiete der Sakramentenlehre zur Anwendung auf die Frage nach der Gültigkeit der anglikanischen Weihen. Die ebenso zahlreichen und bedeutungsvollen, wie zarten und feinen Nüancen der Bull ermag nur derjenige vollkommen zu würdigen, welcher dene seit 1895 sowohl in den englischen Zeitschriften und Tagesblättern, wie in besonderen Broschüren geführten Erörterungen gefolgt ist. Hierorts gestattet der uns zugebilligte Raum nur die eine Bemerkung, daß es kaum eine einzige wirklich beachtenswerthe Ansicht über die anglikanischen Weihen gibt, welche der hl. Vater nicht stillschweigend, und ohne Namen von Personen zu nennen, in der Bulle gewürdigt hätte.

Mit einer Wolke von Zeugnissen erbringt Leo XIII. im ersten Theil den Beweis, daß die Praxis des apostoli-

---

individually or in groups into his presence and enabled them to say to him freely all that they have wished upon the subject.



schen Stuhles, den anglikanischen Weihen ihre Gültigkeit zu bestreiten, unentwegt von 1553, wo die Frage zum ersten Male eine Entscheidung forderte, bis zum heutigen Tage dieselbe geblieben. Zu den schon bekannten Urkunden Julius III. von 1553 kamen die wichtigen Funde, welche der Benediktiner Gasquet 1895 im vatikanischen Archiv machte, nämlich die Bulle Paul's IV. Praeclara carissimi vom 21. Juni 1555 und dessen Breve Regimini vom 30. Oktober 1555.[1])

In diesen beiden hochwichtigen Urkunden unterscheidet der Papst bezüglich der Wiederaussöhnung englischer Geistlichen mit der katholischen Kirche durch den Cardinallegaten Reginald Pole zwischen solchen, die rite ac recte, und solchen, die ungültig ordinirt worden. Jene dürfen nach übernommener Buße die empfangenen Weihen ausüben und zu höheren Weihen aufsteigen, diese aber, weil ungültig geweiht, haben von einem katholischen Bischof die Weihen erst zu empfangen. Damals kannte man in England aber nur zwei Weiheriten: erstens das römische Pontifikale, welches selbst während des Schisma 1534—1549 im Gebrauch blieb, und dann das Ordinal Eduards VI., welches 1549 erlassen und 1552 in zweiter, aber verschlimmerter Auflage ausgegeben wurde. Demnach bestimmte Paul IV.: Wer im Schisma nach dem römischen Pontifikale geweiht ist, darf nach übernommener Buße seine Weihe ausüben, wer dagegen nach dem eduardinischen Ordinal, also ungültig, geweiht wurde, hat die Weihen von einem katholischen Bischof zu empfangen. Kurzum: Die nach dem anglikanischen Ordinal ertheilten Weihen hat Paul IV. als null und nichtig verworfen, und zwar in der feierlichen Form einer an die ganze Kirche gerichteten Bulle.[2])

---

1) Die Bulle Praeclara in der Civiltà catt. 1. Giugno 1895, S. 562. Das Breve Regimini habe ich abdrucken lassen im Katholik II (1895) 275.

2) B. Tepe, Institut. theol. IV (Paris. 1896) 601: Verba Pauli IV. saltem mediate et virtualiter diriguntur ad totam ecclesiam.



Genau in diesem Sinne wurde die Bulle aufgefaßt und zur Anwendung gebracht durch Königin Maria, den Cardinal Pole, sowie durch dessen Stellvertreter, den Bischof von Norwich. Im Jahre 1896 hat Dr. Browne, Weihbischof des anglikanischen Bischofs von London, in den Registern des Bisthums London eine Reihe von Fällen entdeckt und der Oeffentlichkeit übergeben, welche durch den Stellvertreter des Cardinallegaten Pole, den Bischof Bonner von London entschieden, d. h. in denen vollständige Reordinationen vorgenommen wurden.[1])

In den Jahren 1895 und 1896 hatte man die Behauptung gewagt, Paul IV. sei ungenügend mit englischen Verhältnissen vertraut gewesen und nur aus solcher Unkenntniß hätten die tief einschneidenden Bestimmungen seiner genannten Bulle Praeclara carissimi entspringen können. Auf Grund der Akten des Vatikanischen Archivs bezeugt Leo XIII. das gerade Gegentheil. In der Bulle Apostolicae curae führt er aus, daß Königin Maria im Februar 1555 eine Gesandtschaft unter der Leitung des Bischofs Thirlby von Ely nach Rom entbot, daß dieselbe um Bestätigung aller in Sachen der Reunion von Cardinal Pole erlassenen Verfügungen bat und daß sie auch das eduardinische Ordinal dem Papst vorlegte, welcher dasselbe von einer besonders gebildeten Commission von Cardinälen prüfen ließ. Die Antwort Paul's IV., auf Grund des Gutachtens der Cardinäle abgefaßt, wurde in der Bulle Praeclara carissimi niedergelegt.

Ein zweiter Irrthum, welchem der heilige Vater entgegentritt, bezieht sich auf die principielle Bedeutung der Bulle Pauls IV. Mit nicht passend angebrachter Dialektik hatte ein Mitglied der Theologen-Commission, Thomas Scannell, 1895 in längeren Zuschriften an das Londoner Tablet den Satz zu begründen gesucht, der Papst habe lediglich Vorschriften über die wesentlichen Bestandtheile des

---

1) S. Times 1. Mai 1896.

katholischen Weiheritus in seiner Bulle ertheilen wollen. Weit entfernt davon, bemerkt Leo XIII., abstrakte Regeln aufstellen zu wollen, was gegenüber einem Manne von der theologischen Gelehrsamkeit des Cardinals Pole überflüssig gewesen, hat Paul IV. ganz concrete, von den englischen Verhältnissen geforderte Anordnungen ertheilt, d. h. die Frage entschieden, ob die nach dem eduardinischen Ordinal gespendeten Weihen als gültig, oder ungültig zu erachten seien.

Die Praxis des Apostolischen Stuhles weiterführend, gedenkt Leo XIII. der in den Jahren 1684 und 1704 beim S. Uffizio in Rom verhandelten Fälle. Insbesondere lehrreich ist der letztere, welcher den nach dem eduardinischen Ordinal von 1551 geweihten schottischen Bischof Clemens Gordon betraf. Nach dem auf die neueste Prüfung der Akten des S. Uffizio sich stützenden Zeugnisse des heiligen Vaters hat man vor Entscheidung des Falles Gutachten von den theologischen Facultäten der Sorbonne und der Hochschule in Douai eingeholt, und auch die morgenländischen Riten der Spendung der Weihe geprüft. In einer Feria-quinta-Sitzung des S. Uffizio, an welcher Clemens XI. theilnahm, wurde die Ungültigkeit der Weihen Gordons ausgesprochen und absolute Reordination desselben angeordnet. Gegenüber der kühnen Behauptung eines französischen Theologen, in Rom habe man in früheren Jahrhunderten der erst im Mittelalter in den Weihenritus eingeführten, durch die englischen Reformatoren 1551 aus demselben wieder entfernten Uebergabe der heiligen Gefäße übermäßige Bedeutung zugeschrieben, bezeugt Leo XIII., daß der wichtige Spruch Clemens' XI. der genannten Uebergabe kein einziges Beweismoment entlehnt habe. Und außerdem betont der Papst die principielle Bedeutung der von Clemens XI. getroffenen Entscheidung, die für alle ähnlichen Fälle maßgebend war und schon damals das Urtheil begründen mußte Die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen ist über allen



Zweifel erhaben. Willkommene Ergänzungen in Detailfragen zu den beiden Fällen der Jahre 1684 und 1704 spendet der römische Jesuitenpater Brandi in einer vom Papst belobten Arbeit, über deren Bedeutung meine Besprechung im Literarischen Handweiser Nr. 660 des näheren orientirt.[1])

In anglikanischen Kreisen, war bis 1875 der falsche Glaube verbreitet, der hl. Stuhl habe 1704 eine Entscheidung erlassen, nach welcher solche Weihen, die gemäß dem abyssinischen Ritus unter bloßer Verwendung der Formel „Accipe Spiritum sanctum“ gespendet seien, Gültigkeit besäßen. Damit glaubte man anglikanerseits eine Rettung der eigenen Weihen, die von 1559 bis 1662 mit denselben Worten, von da aber mit dem Zusatz „in officium et opus episcopi (presbyteri) in ecclesia Dei“ gespendet worden, entdeckt zu haben. Am 21. April 1875 erwiderte das S. Uffizio durch seinen Sekretär, Cardinal Patrizi, dem Cardinal Manning: 1. die bloße Formel Accipe Spiritum s. ist ungenügend zur Spendung der Weihen, 2. sie bildet nicht die vollständige koptische Weiheformel, 3. die von den Anglikanern vorausgesetzte Entscheidung ist nie ergangen.[2]) Im Jahre 1896 hat sich nun aus den Akten der Inquisition ergeben, daß das, was die Anglikaner „Entscheidung“ nannten, lediglich das Gutachten eines Consultors des S. Uffizio gewesen ist.[3])

Im zweiten oder dogmatischen Theil würdigt Leo XIII. die Ungültigkeit der anglikanischen Weihen vom Standpunkte der Materie und Form, und der Bedeutung und der Zwecke des Priesterthums aus. Nach katholischer Auffassung muß die Materie durch die Form ihre scharf umgrenzte Bestimmung empfangen, wenn das Sakrament, d. h. ein sinnenfälliges Zeichen zustande kommen soll,

1) Salvatore M. Brandi, S. J.: La condanna delle ordinazioni anglicane. 2. Ediz. Roma 1897. pag. 37—39.

2) A. Bellesheim, H. E. Manning (Mainz 1892) 140.

3) Tablet 88 (1896) 805. Brandi 57.

welches die betreffende Gnade nicht blos andeutet, sondern auch enthält. Dieser Forderung genügt der anglikanische Weiheritus durchaus nicht. Denn seine Weiheform „Empfange den hl. Geist" enthält auch nicht den leisesten Hinweis auf die dem Priester eigenthümliche Funktion der Consecration des Leibes und Blutes Christi. Wenn die Anglikaner 1662, also mehr als hundert Jahre nach dem Entstehen ihres Ordinals, den Passus beifügten „zum Amt und Werk eines Priesters (Bischofs)," so bezeugt das ihre eigene Verlegenheit, kann aber die einmal unterbrochene Succession nicht heilen. Die nämliche Bemerkung gilt hinsichtlich der anglikanischen Bischofsweihe. In die Streitfrage, ob der Episkopat die Vollendung des Priesterthums, oder vielmehr eine eigene Weihe sei, und ob die Spendung der Bischofsweihe per saltum, d. h mit Ueberschlagung der Priesterweihe, Gültigkeit beanspruchen könne, wünscht der Papst nicht einzutreten. Dagegen betont er die althergebrachte katholische Lehre, daß der Episkopat nach der Anordnung Christi zum Priesterthum gehört, ja die priesterliche Würde im höchsten Sinne des Wortes darstellt. Da nun der anglikanische Ritus das Sacerdotium ausschließt, so kann dasselbe mithin auch nicht bei der Bischofsweihe übertragen werden. Die letztere, nach anglikanischem Ritus gespendet, entbehrt der erforderlichen Gültigkeit.

In seiner schonenden Milde rechnet Leo XIII. noch mit der Möglichkeit, ob die anglikanischen Weiheformulare, im Lichte der Theologen des Reformationszeitalters aufgefaßt, eine der katholischen Lehre sich nähernde Auffassung gestatteten. Diese letzte Planke hatte der Anglikaner Puller ergriffen. Hier reden aber die Zeugnisse derart laut, ja überwältigend, daß jedwede Rettung des anglikanischen Ordinals von dieser Seite unmöglich ist.[1]) Nur im all-

1) Es sei verwiesen auf die gelehrten Ausführungen des englischen Redemptoristen Livius (eines Convertiten) gegen Puller im Tablet 88 (1897) 655. 728. 780.



gemeinen konnte und durfte der Papst der Thatsache gedenken, daß jeder Hinweis auf das Meßopfer und die Priesterwürde aus dem Ordinal mit zielbewußter Absicht ferngehalten worden, sowie, daß dieses Verfahren sich in vollkommener Uebereinstimmung mit der Theologie der englischen Reformatoren befinde. Diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist beizufügen, daß die von P. Livius im Tablet gespendeten Auszüge aus Cranmers Werken mit ihren Ausfällen, um nicht zu sagen Blasphemien gegen die heilige Messe, dieses Urtheil des Papstes durchaus rechtfertigen. Sidney Smith hat im Tablet den Nachweis erbracht, daß das anglikanische Ordinal von den Schriften Bucers, eines der eifrigsten Parteigänger des Erzbischofs Cranmer, des Verfassers des Ordinals beeinflußt ist.[1]) Endlich ist die erst in jüngster Zeit wieder bekannt gewordene Thatsache hier in Erinnerung zu bringen, daß der nicht consecrirte Staatsbischof Barlow, welcher am 17. Dezember 1559 dem Vater der ganzen anglikanischen Hierarchie, Mathias Parker, in London nach dem eduardinischen Ordinal die sogenannte anglikanische Consecration ertheilte, während der Regierung der Königin Maria (1553—1558) in Emden als protestantischer Prediger weilte und hier ein Buch gegen das heilige Meßopfer unter dem Titel „Burial of the Mass" verfaßte.[2])

Der heilige Vater erinnert auch an die Veränderungen, welche das uralte Weihegebet des römischen Pontifikals „Omnipotens Deus, bonorum omnium largitor" im anglikanischen Ordinal unter der Hand Cranmers erhoben hat. In diesem bedeutungsvollen Gebete, verbunden mit der Handauflegung, erblicken die Liturgiker insgemein die Form und Materie des Sakramentes der Weihe. Cranmer hat dieses Gebet von seiner alten Stelle entfernt, die Handauflegung von demselben getrennt, dasselbe herabgedrückt

1) Tablet 87 (1896) 51.
2) Tablet 87 (1896) 657.

auf die Form einer bloßen Anrede und endlich jeglichen Hinweis auf die wirkliche Gegenwart Christi im Altarsakrament und auf das Meßopfer sorgfältig in ihm unterdrückt. Und diese bis zur Unkenntlichkeit entstellte Form sollte hinreichen zur Spendung der Weihe im Sinne der katholischen Kirche? Wer sich einer solchen, unter Verachtung der feierlichen Vorschriften der Kirche und gegen deren ausdrücklichen Willen eingeführten Form bei der Weihe bedient, der gibt damit deutlich zu erkennen, daß er eine der Intention der katholischen Kirche zuwiderlaufende Absicht hegt und in seinen äußeren Handlungen auch zum Ausdruck bringen will.

Im Schlußtheil der Bulle läßt der heilige Vater nochmals seine Stimme an die Bekenner des Anglikanismus ergehen mit der Bitte, auf den guten Hirten, dessen Stellvertreter er sei, zu hören und sich der allein wahren Kirche anzuschließen. Daß der anglikanische Laie durch seine Conversion große Opfer auch mit Bezug auf seine gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse bringe, soll nicht in Abrede gezogen werden. Der anglikanische Geistliche dagegen verliert durch seinen Anschluß an die katholische Kirche regelmäßig seine ganze Lebensstellung. Der Wille Leo's XIII. ist, daß die englischen Katholiken auch ihrerseits diesen Opfersinn würdigen möchten. Aus diesem Grunde richtete der heilige Vater am 26. August 1896, noch vor Veröffentlichung der Bulle, ein tiefempfundenes Schreiben an den Cardinal-Erzbischof Vaughan, in dem er mit begeisternden Worten den hochherzigen Entschlüssen convertirender anglikanischer Geistlichen seine Anerkennung zollt und den englischen Episkopat auffordert, in Verbindung mit angesehenen Laien eine Kasse zur Unterstützung solcher Männer zu gründen. Diesen Wunsch des heiligen Vaters hat das katholische England sofort zur Ausführung gebracht.[1])

---

1) Civiltà cattolica 17. Ottobre 1896 pag. 227.



Wird schließlich nach der dogmatischen Bedeutung der Bulle „Apostolicae Curae" gefragt, so ist zu antworten, daß sie zwar kein Dogma, wohl aber eine dogmatische Thatsache entscheidet. Unter einer solchen ist jene Thatsache zu verstehen, welche mit einem Dogma der Kirche in einem derart engen Zusammenhange steht, „daß ohne eine unfehlbar richtige Erkenntniß dieser Thatsache das Glaubensdepositum selbst nicht unverfälscht bewahrt und wirksam vertheidigt werden kann."[1])

Jede Würdigung der Bulle „Apostolicae curae" wäre unvollkommen ohne einen Blick auf die Wirkungen, welche sie in den verschiedenen Kreisen der englischen Gesellschaft hervorgebracht. Was die Tagespresse betrifft, so hat sich dieselbe zustimmend verhalten. God bless the Pope — das ist der Grundton, der ihre Kundgebungen durchzieht. Denn der Papst hat das Luftreich, in welchem die Geister athmen, gereinigt, er hat die Maske des vorgeblichen „Sacerdotalismus" vom Antlitze der Ritualisten entfernt und die Staatskirche in ihrem protestantischen Wesen durchaus richtig aufgefaßt. Die Times spendet einen Ueberblick über die Entwicklung des Streites, erwähnt das unsichere Umhertasten der sogenannten Anglo-Katholiken, vergleicht damit die sichere, folgerichtige Haltung des Papstes und freut sich, daß die Bulle und die von Cardinal Vaughan auf dem Congreß der Katholiken in Hanley gegebene Erklärung derselben dem in Sachen der Reunion zu Tage geförderten „Nonsens" ein Ende bereitet.[2]) „Mit dem Papste", schrieb der Rock, „befinden wir uns in dieser Frage in voller Uebereinstimmung."[3]) „Vollkommen Recht hat der Papst", schrieb die Methodist Times, „mit seiner Behauptung, daß man aus dem revidirten anglikanischen Ordinal (1662) jeden Hinweis auf die priesterlichen Ansprüche

1) J. B. Heinrich, Dogmatische Theologie II, 585.

2) Tablet 88 (1896) 543. 3) Tablet l. c.

Roms ‚mit berechneter Absicht entfernt und ausgemerzt‘ hat.“ Indem das Verfahren einer gewissen Abtheilung anglikanischer Geistlichen, in das Ordinal hineinzuzerren, was man ehedem aus ihm entfernte, die Bezeichnung „unehrlich“ empfängt, werden diese Männer von der Methodist Times ersucht, sich dem Papste zu unterwerfen.[1]) „Wir glauben nicht“, schrieb der einflußreiche Spectator, „daß die päpstliche Bulle über die anglikanischen Weihen britische Conversionen verhindern wird. Für solche, die beabsichtigen zu convertiren, besitzt die Unbeugsamkeit des Papstthums in sich selbst einen Reiz“.[2]) „Wenn je ein stahlfester Protestant“, bemerkte die Review of Reviews, „in seinem Leben Neigung verspürte, in die Worte auszubrechen“, ‚Gott segne den Papst‘, dann muß das der Fall gewesen sein beim Lesen der Bulle über die anglikanischen Weihen.“[3])

Was die anglikanischen Bischöfe betrifft, so haben dieselben sich durchgehends in den schärfsten Ausdrücken wider die Bulle erklärt. Wir nennen den Erzbischof Maclagan von York und die Bischöfe von Manchester, Liverpool und Salisbury. Aber sonderbar — in dem nämlichen Athemzuge rechtfertigen sie das Schreiben des Papstes, weil sie jede Spur des katholischen Priesterthums für die anglikanische Kirche in Abrede stellen.[4]) Nur der verstorbene Erzbischof Benson von Canterbury hatte die Kühnheit, den Satz aufzustellen, die katholischen Geistlichen besäßen nicht mehr Weihegewalten als die anglikanischen. An Benson's Stelle hat die Königin den Dr. Temple, seitherigen Bischof von London, berufen. Die Geistesrichtung dieses Mannes ist durch den Hinweis auf die Thatsachen gewürdigt, daß er zu den Verfassern der berüchtigten Essays and Reviews gehört, welche Anfangs der sechziger Jahre die deutsche ungläubige Bibel-

1) Tablet l. c. 543. 2) Tablet l. c. 623. 3) Tablet l. c. 655.
4) Tablet l. c. 730.

kritik in England einführten, und daß der Erzbischof Magee von York mit Bezug auf Temple zu Weihnachten 1869 schrieb: „Ich muß es ablehnen, einen Mann zu consecriren, welcher der Häresie angeklagt und unfähig ist, sich gesetzmäßig zu vertheidigen.“ [1])

Hiemit schließen wir unseren Bericht über die Bulle Apostolicae Curae. Wie jenes Breve, durch welches Pius IX. am 29. September 1850 die katholische Hierarchie in England wieder herstellte, so bildet auch sie einen Markstein in der Entwicklung der katholischen Kirche im vereinigten Inselreiche. Bestrebungen ablenkend, welche die Stellung des Anglikanismus zur katholischen Kirche lediglich zu trüben geeignet waren, hat sie die leuchtende Gestalt der römischen Mutterkirche den getrennten Brüdern gerade auf jenem Gebiete vorgeführt, auf dem das persönliche Heil der Seelen zum Abschluß gelangt. Möchte dem Mahnruf des Papstes nur in reichlichem Maße entsprochen werden.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XL.

Zeitläufe.

Von dem „russisch-deutschen Ultimatum“ bis zur türkisch-griechischen Kriegsdrohung.

Den 12. März 1897.

Was man auch einwenden mag: jedenfalls ist es das Verdienst des kleinen Griechenland, daß es den modrigen Sumpf aufgerührt hat, welchen man als „europäischen Frieden“ zu betiteln sich gewöhnt hat. Nachdem der deutsche Kaiser mit Recht gesagt hatte: durch die kürzlich vorgegangenen Erscheinungen im Orient „habe sich Europa gründlich lächer-

---

1) Tablet 88 (1896) 681. 707.

lich gemacht", schienen die Kanonen aller großmächtlichen Schiffe in den Häfen Kreta's sagen zu wollen, daß es wieder ein „einmüthiges Europa" gebe. Das konnte sich freilich wieder ändern von jedem Tage zum andern. Fest steht nur Eines: Griechenland führte Krieg gegen den Sultan auf dessen Gebiet, die Mächte bestimmten, daß der rechtmäßige Beherrscher der Insel Kreta sein Eigenthum weiter nicht vertheidigen dürfe, und jetzt bangt die Welt doch vor dem türkisch-griechischen Krieg.

Unter dem 25. Februar wurde das an Griechenland zu richtende russisch-deutsche Ultimatum von Petersburg aus — wie man glaubt, auf deutsche Bestellung — telegraphisch den Völkern kundgegeben. Gleich in der Einleitung ist ausdrücklich erklärt, das Vorgehen erfolge „in der Erkenntniß von der Richtigkeit der Stellungnahme in Deutschland," und nach der Bedrohung Griechenlands „mit den stärksten Repressalien", als deren erste die bereits vollzogene Blockade der kretensischen Häfen anzusehen sei, fährt die Erklärung fort: „In dem Bewußtsein von der Einigkeit mit Frankreich und dem absoluten Einverständniß mit Deutschland und auch Oesterreich-Ungarn wird Rußland, selbst wenn einzelne Mächte sich seinen Schritten widersetzen sollten, in der Lage seyn, den Frieden Europa's durch die Vorgänge auf Kreta jedenfalls nicht gefährden zu lassen. Mit den übrigen Mächten ist Rußland der Ansicht, daß die Annexion Kreta's durch Griechenland außer Betracht zu bleiben habe, und daß vor dem Eintreten in Verhandlungen über die zukünftige Gestaltung Kreta's der völkerrechtswidrigen Aktion Griechenlands ein Ende zu machen sei. Dementsprechend hat sich Rußland mit den Mächten dahin verständigt, nach der Räumung Kreta's durch die griechische Militärmacht zunächst die Ruhe und Ordnung auf der Insel herzustellen und auf dieser sodann unter dem Schutz der Großmächte und der Suzeränität des Sultans eine Autonomie einzuführen."



Von Berlin aus wird bestätigt, daß den von Rußland aufgestellten Vorschlägen Oesterreich erst an dritter Stelle, darauf Frankreich und auch England sich angeschlossen haben, das deutsche Reich dagegen insbesondere die Androhung von Gewaltmaßregeln zur Bedingung seiner sofortigen Zustimmung gemacht habe. Vielleicht war es eine Concession an die anderen drei Mächte, daß in der darauf gefolgten Collektivnote der Mächte an die griechische Regierung der Satz erscheinen durfte: Kreta dürfe „unter den gegenwärtigen Umständen" nicht an Griechenland fallen.[1]) Italien wird in dem Ultimatum gar nicht genannt; ein solches entschiedenes Vorgehen kam in Rom, wie berichtet wurde, „völlig unerwartet".

Aber auch in Wien war man auf eine solche „Sonderaktion" nicht vorbereitet. „Man faßt das eigenmächtige Vorgehen Rußlands sehr ernst auf, und erblickt besonders in seiner Drohung, eventuell ohne Rücksicht auf einzelne Mächte handeln zu wollen, eine Ankündigung, daß es nöthigenfalls gemeinsam mit den ihm befreundeten Mächten aus dem europäischen Concert herauszutreten beabsichtige."[2]) Das heißt: mit dem deutschen Reich in dem russisch-französischen Zweibund! Aus Anlaß des Berliner Besuches des neuen russischen Ministers hatte bereits ein französisches Blatt geschrieben: „Während England, Italien und Oesterreich in der orientalischen Frage ihre ehrgeizigen Pläne bloßgelegt hätten, verdiene es Anerkennung, daß die deutsche Diplomatie jederzeit in Constantinopel, wie früher im äußersten Osten, das gemeinsame Vorgehen Rußlands und Frankreichs unterstützt habe. Das vergesse man in St. Petersburg nicht."[3])

1) Correspondenzen der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 26. Februar und 1. März d. Js.

2) Correspondenzen der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 27. Februar d. Js.

3) Aus der Pariser „France" s. „Allgem. Zeitung" vom 28. Januar d. J.

In der That war der Kaiser Wilhelm unerwartet dessen müde geworden, dem sich vorbereitenden Weltumschwung im Orient immer noch thatenlos zuzuschauen. In aller Eile wurde der Kreuzer „Kaiserin Augusta“ nach Kreta abgesandt, wo er am 21. Februar landete und auch gleich auf die aufständigen Banden zu schießen hatte. Damit verband der junge Monarch den Vorschlag bei den Mächten, über den Hafen von Athen selbst, den Piräus, die Blockade zu verhängen, um die Griechen zur Räumung Kreta's zu zwingen. Der Vorschlag fand aber keinen Anklang. Der Antrag, die Häfen Kreta's zu blockiren, welcher im vorigen Jahre von Wien ausgegangen war, scheiterte vor Allem an dem Einspruch Englands, welches mit Recht einwendete: bevor man zu solchen Zwangsmaßregeln greife, müsse man vor Allem wissen, was denn aus Kreta unter der türkischen Herrschaft werden solle.

Aber auch im Lande selbst wurde der neue Schritt des Kaisers mehr als kalt aufgenommen. Der Bismarck'sche Spruch, daß „wir im Orient kein Interesse haben“, hat sich zu tief eingelebt. Am 22. Februar kam der Fall im Reichstag zur Sprache; das von Furcht und Sorge erfüllte Ergebniß war, daß die auswärtige Politik ermahnt wurde, die deutsche Wehrkraft weder für fremde Interessen, noch für abstrakte Ideale zu engagiren. Der Staatssekretär hatte insbesondere gewarnt, „nicht aus mißverstandener Humanität gegenüber den Christen des Orients das Elend eines Krieges über die gesammte christliche und muhamedanische Welt heraufzubeschwören“.[1])

Nun ist es kein Geheimniß, daß die auswärtige Politik im Reich von dem Kaiser allein gemacht wird ohne Reichskanzler und Staatssekretär. Am ärgerlichsten hat sich über einen solchen Thatendrang der Fürst Bismarck in seinem Leibblatt ausgesprochen. Er gibt zu verstehen, daß Deutsch-

1) Bericht der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 23. Februar ds. Js.



land die in Kreta am wenigsten betheiligte Macht sei, und andererseits „seine Politik doch nicht auf die Herstellung einer deutschen prépondérance légitime nach napoleonischem Muster gerichtet seyn könne“; er glaubte nicht annehmen zu sollen, daß man sich ohne ausreichenden Anlaß entschlossen habe, „bloß um auf Prestige“ (Großthuerei) „hin zu wirthschaften;“ man habe das Fiasko des Blockade-Vorschlags riskirt, „während die Primolocisten in der Orientfrage an sich hielten.“ [1]) Allerdings, sagte der Exkanzler, würde er ein Einverständniß, bei dem Rußland in Frage käme, durchaus billigen, und da konnte er nun mit dem Schlußergebniß der kaiserlichen Bemühung vollauf zufrieden seyn. Unmittelbar vor der Ultimatums-Depesche kam eine andere aus Petersburg nach München:

„Das Verdienst, die Anregung zu der so schnellen gemeinsamen Aktion der Mächte gegeben zu haben, wird auch heute wieder von der Presse in erster Linie dem Deutschen Kaiser beigemessen. Man ist erfreut, daß Deutschland endlich aus seiner Reserve herausgetreten ist, und findet dabei, daß es sich für die Gestaltung der Dinge in der Türkei mehr zu interessiren scheine, als man bisher allgemein annehmen zu dürfen glaubte. Man sagt sich: nun Deutschland einmal den ersten Schritt gethan, werde es auch bald den zweiten thun müssen und sich zu entscheiden haben, auf wessen Seite es bei der weiteren Entwicklung der Dinge zu treten entschlossen ist. Dabei hoffen alle hiesigen Franzosenfreunde, daß es sich in allen Orientfragen auch fernerhin stets zu Rußland und Frankreich halten werde, wodurch dann der erste Keil in die deutsch-österreichische Solidarität getrieben würde. Andere, die ihrer Stellung nach besser unterrichtet sein dürften, vertreten die Ansicht, daß bezüglich der Beilegung der türkischen Frage zwischen Rußland, Deutschland und Oesterreich volles Einvernehmen bestehe, aus welchem sich möglicherweise in ab-

1) Au den „H[illegible]urger Nachrichten“ s. Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 25. Februar ds. Js.

sehbarer Zeit eine andere Gruppirung der Mächte herausgestalten könne." [1])

Schon zwei Mal war die Leitung der Reichspolitik aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten: in Ostasien für Rußland gegen Japan und in Südafrika gegen England wegen Transvaal. Aber da kostete es nichts, als etwa ein Achselzucken über die nervöse Hast. Bezüglich des nahen Orients dagegen war bis dahin streng an dem Gebot Bismarck's festgehalten worden, welches er auch jetzt wieder verkündigte: „Es ist nicht einzusehen, weshalb die Knochen der fremden Marinesoldaten auf's Spiel gesetzt werden müssen, wenn türkische Soldaten dazu verwendet werden können. Allerdings würde die Sache dann wahrscheinlich nicht ganz unblutig verlaufen, aber dieser Einwand verliert seine Bedeutung. Wenn die Türken bei der Pacifikation nach orientalischen Gebräuchen und Traditionen verfahren, so könnte uns das ebenfalls ziemlich kalt lassen." [2]) In Friedrichsruh hat man sich die Kälte nicht eisiger wünschen können, mit der man in Berlin den armenischen Metzeleien in Kleinasien und in Constantinopel selbst seinerzeit zugeschaut hatte, während Rußland mit warmem Interesse beobachtete, wie der Sultan an seinem eigenen Grabe schaufelte. Jede Störung in seiner Arbeit zu verhüten, war die Absicht Rußlands, denn es habe jetzt Anderes zu thun und könne und müsse warten. Die „Jungtürken" in ihrem Pariser Blatt erzählen darüber:

„Bereits im Monat August 1895 habe Fürst Lobanow die Mitwirkung Rußlands zur thatsächlichen Durchführung der durch das bekannte Memorandum der Botschafter angeregten Reformen abgelehnt. Darum seien alle diese schönen Pläne in's Wasser gefallen. Im September 1895 seien einige hundert Personen in Constantinopel selbst niedergemetzelt worden und

---

1) S. Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Februar ds. Js.

2) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Berliner „Germania" vom 27. Februar d. Js.

einen Monat darauf, im Oktober, habe die Conferenz der Botschafter einen neuen Versuch gemacht, den Absolutismus des Sultans einzuschränken. Es sollte ein verantwortliches Ministerium geschaffen werden. Rußland habe abermals Einspruch erhoben, und nun habe Abdul Hamid sich mehr als jemals gesichert geglaubt. Es folgten die schrecklichen Metzeleien in Kleinasien. Unter dem Vorwand, man müsse die Unabhängigkeit der Türkei respektiren, habe Fürst Lobanow jede Intervention der europäischen Mächte abgelehnt und den Wunsch ausgesprochen, daß man den Sultan in voller Freiheit selbst die Reformen ausführen lassen solle, während doch derselbe Fürst Lobanow früher erklärt hatte, daß der Türke sich niemals ändere und daß demgemäß jede Reform unmöglich sei! Aus Alledem sei zu ersehen, daß Rußland eine furchtbare Verantwortlichkeit für die Entwickelung der Dinge in der Türkei trage. Rußland hoffe, daß die durch Abdul Hamid heruntergebrachte Türkei bald eine ‚quantité négligeable‘ werden, und dann eine leichte Beute bilden werde, der man sich in einem günstigen Augenblicke bemächtigen könne."

Vor Kurzem ist dem französischen Parlament ein sogenanntes Gelbbuch mit diplomatischen Berichten über die Dinge im Orient vorgelegt worden. Selbstverständlich hat die Regierung ihre Auswahl getroffen, aber es ist doch erstaunlich, was der Botschafter Cambon in Constantinopel da alles zu erzählen hat. Vor Allem könnte seine Beurtheilung des Sultans nicht schärfer lauten: Die Mächte würden von ihm fortwährend hintergangen und betrogen, was immer er verspreche, halte er nicht. Man kann daraus abnehmen, wie Frankreich auftreten würde, wenn es nicht an das Leitseil Rußlands gefesselt wäre, dem eben ein solcher Sultan zu seinen Zwecken dienlich ist. Im Uebrigen berichtet ein Pariser Correspondent über die, auch in diesen Blättern seit 1894 besprochenen, Vorgänge in Armenien aus der Vorlage:

„Das Gelbbuch könnte diesmal eher als Blutbuch bezeichnet werden. Es bestätigt die zahlreichen Christenmetzeleien in Armenien, welche seit 1894 die ganze Welt mit Entsetzen erfüllt

haben. Besonders aber auch die Thatsache, daß die Mördereien durch türkische Truppen auf Befehl des Sultans stattgefunden haben. Daß die Mächte dafür in Constantinopel ein ernstes Wort eingelegt, ist nicht aus diesen diplomatischen Berichten ersichtlich. Also auch die Großmächte — oder doch die zur Zeit in Constantinopel maßgebende Macht — waren mit den Schaudertbaten einverstanden oder ließen sie wenigstens geschehen. Die Schuld der Großmächte ist umso wahrscheinlicher, als der diesseitige Botschafter Cambon am 20. Februar 1894 berichtet: ‚Vor zwei Jahren sagte mir ein höherer türkischer Beamter: Es gibt keine armenische Frage, aber wir werden dieselbe schaffen. Diese Voraussage hat sich erfüllt.‘ Aber doch nur, weil die Großmächte die Augen zugedrückt haben und alles geschehen ließen! 300,000 Armenier sind von den entmenschten Türken und Kurden abgeschlachtet und aufgespießt worden. Mädchen und Frauen wurden vorher entehrt, ihnen dann der Leib aufgeschnitten, oder sie wurden als Sclavinen verkauft, um im Harem eingesperrt zu werden. Die Türken wissen, was sie thun; von 1,500,000 Armeniern haben sie 300,000 ermordet, 300,000 sind im Elende umgekommen. Damit ist die armenische Frage aus der Welt geschafft. Und die bis an die Zähne bewaffneten Mächte sahen zu!" [1])

Am 2. September v. Js. war das neue Grundgesetz für Kreta fertig, „wenigstens auf dem Papier", und wurde in Canea veröffentlicht. Es enthielt sehr weitgehende Zugeständnisse, so daß man damals schon von einer vollkommenen „Autonomie" sprechen konnte, ähnlich wie dereinst in Ostrumelien. Namentlich sollte der Sultan verpflichtet seyn, einen christlichen Gouverneur zu ernennen, und zwar mit Zustimmung der Mächte, dem auch der Commandant der Truppen zu unterstehen hätte. Eine weitere Bestimmung besagte: „Die Mächte würden sich Gewißheit verschaffen, daß alle diese Zugeständnisse an Kreta durchgeführt würden." Am Anfang des nächsten Jahres aber breitete sich schon

1) Wiener „Vaterland" vom 21. Februar ds. Js.



wieder der Aufruhr in Kreta aus. „Seit dem 1. Septbr. 1896 harrt das aus 14 Artikeln bestehende Reglement, welches die Consuln Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Frankreichs und Italiens vereinbarten und auf das Andringen der Mächte sowohl der Sultan wie die Aufständischen acceptirten, der Verwirklichung; es steht auf dem Papier, weil die Pforte nichts gethan hat, um es durchzuführen. Nicht einmal die Vorbereitungen zur Wahl der National-Versammlung, welche bis Anfangs März vollzogen sein sollte, sind getroffen." [1]) Der christliche Generalgouverneur war inzwischen zwar ernannt, in der Person des Griechen Berowitsch Pascha, früheren Fürsten von Samos; aber bald nach dem Landen der blockirenden Schiffe dankte er ab und floh nach Corfu, wo er über seine Erlebnisse im Amt merkwürdige Enthüllungen machte:

„Er sagt, daß er seit längerer Zeit vom Palast Befehle erhielt, die nicht bloß seine Gefühle als Christ, sondern als Mensch mit Abscheu erfüllten. So habe er z. B. die Weisung erhalten, eine Bande von Muselmännern mit reichen Geldmitteln zu dingen, um die Häuser der Christen in Brand zu stecken, besonders aber um die Häupter der Epitropie ermorden zu lassen. Derartige Weisungen empfing er alle Augenblicke, und er mußte Anstrengungen machen, um nicht persönlich Antheil an derartigen Schandthaten nehmen zu müssen. Er war nicht einmal in der Lage, die Bedrohten zu warnen, geschweige denn sie zu retten. Er hatte schon lange geplant, zu fliehen, war aber so scharf bewacht, daß er es nicht wagte. Die beständige Angst, daß man ihn vergiften werde, ließ ihn kaum noch Speise und Trank genießen und machte ihn zuletzt nervenkrank. Das Maß zum Ueberlaufen machte jedoch der nach dem letzten Massacre eingelaufene Befehl, er solle den Consuln erklären, daß sie die Schuldigen seien, indem sie durch ihr passives Verhalten die Häupter der Insurgenten ermuthigt hätten. Berowitsch konnte einem solchen Befehl um so weniger

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 9. Februar d. Js.

nachkommen, als er ganz genau wußte, daß die Consuln gerade alles aufgeboten hatten, die durch die vorhergegangenen Metzeleien empörten Gemüther zu beschwichtigen. Er flüchtete in das griechische Consulat, da er befürchtete, die übrigen Consuln würden die Verantwortung nicht übernehmen. Berowitsch schloß mit den Worten: ‚Ich kann es bezeugen, daß nicht Griechenland nach Kreta, sondern Kreta nach Griechenland verlangt hat‘." [1])

In die Amtssprache aller Mächte ist der Satz übergegangen: die Erhaltung des Status quo in der Türkei sei die Bürgschaft für die Fortdauer des „europäischen Friedens." Damit rechtfertigte sich auch die noch nicht vorgekommene Thatsache der von allen Großmächten vollzogenen Occupation eines fremden Gebietes, wie es das türkische Kreta ist. Der österreichische Minister des Aeußern hatte wirklich vorgeschlagen: es wäre der Sultan aufzufordern, „den Mächten die Regelung der kretischen Verhältnisse zu überlassen, so daß sie als Mandatare des Sultans mit ihrem Schritte an Griechenland heranzutreten hätten." [2]) Damit war aber Rußland nicht einverstanden, und das russisch-preußische Ultimatum zeigte der Pforte einfach an, wozu die Mächte in der Collektivnote Griechenland wegen der von ihnen besetzten Insel auffordern würden. In England verstand man sehr wohl das Loch, welches dadurch in das Princip vom Status quo gemacht wurde. Aus Anlaß eines „Times"-Artikels äußerte ein Londoner Correspondent:

„Das Blatt tritt für eine Autonomie Kreta's nach dem Muster ein, wie es durch den Berliner Vertrag für Ostrumelien geschaffen wurde. Darauf fährt der Artikel außerordentlich bezeichnend fort. ‚Die Großmächte halten am status quo fest; allein sie geben diesem Ausdrucke status quo schon dadurch eine etwas veränderte Bedeutung, daß sie weder der Türkei, noch Griechenland ein thätliches Einschreiten in Kreta

1) Berliner „Germania" vom 25 Februar ds. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. Februar ds. Js.

gestatten wollen.' In der That wären hiemit die völkerrechtlichen Bedenken gegen die bisherige Politik der Großmächte in der kretischen Angelegenheit deutlich und scharf hervorgehoben: durch den Druck auf die Türkei, Kreta gegen das Eindringen griechischer Truppen unvertheidigt zu lassen, erscheint der bisherige status quo faktisch aufgehoben. Allein es ist nicht außer Acht zu lassen, daß sich die Großmächte durch die eingeholte formelle Zustimmung der türkischen Regierung den Rücken gedeckt haben." [1])

Die „formelle Zustimmung" bedeutete aber keineswegs ein förmliches Mandat des Sultanats. Aus Anlaß der vorjährigen Anregung des deutschen Kaisers wegen der Piräus-Blockade erfuhr man bereits aus Berliner Blättern:

„Der Stillstand, der in der kretischen Frage seit dem Aufgeben des Blockadegedankens anscheinend eingetreten war, kann als ein mehr äußerlicher bezeichnet werden, wenigstens so weit die Bemühungen der Diplomatie hierbei in Betracht kommen, die nunmehr zu der immerhin überraschenden Wendung geführt haben, daß die Pforte den Botschaftern mittheilte, sie wünsche eine direkte Intervention der Großmächte zur Beruhigung Kreta's. Diese Mission wurde von den Mächten angenommen, und die Lösung der kretischen Frage wird nunmehr gewissermaßen auf eigene Hand von ihnen betrieben werden, nachdem die Türkei in obiger Mittheilung das Einständniß eigener Ohnmacht abgelegt hat." [2])

Warum könnten also nicht die Mächte, wenn sie einig wären, auf „eigene Hand" der Türkei auch jedes kriegerische Vorgehen gegen Griechenland verbieten? Sie sammelt jetzt ihre zerlumpte Armee in Macedonien und, so viel von ihren verlotterten Schiffen noch fahrbar sind, im aegäischen Meer. Aber eine Lustbarkeit könnte es auch für den Sultan nicht seyn, den eigentlichen Hexenkessel der Balkanstaaten anzu-

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 23. Februar ds. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. August 1896.

stechen. Auch die Griechen werden sich vorderhand hüten, den gefürchteten Brand in Macedonien anzufachen. Sollte es aber doch so kommen, dann wäre wieder das Wort in Kraft, das aus dem Centrum in Berlin über die Geschichte des russisch-deutschen Ultimatums gesprochen wurde:

„Es bleibt vollkommen zu Recht bestehen die Auffassung vieler und gerade auch katholischer Kreise, daß die Diplomatie sich bisher eine nicht genug zu verurtheilende Zurückhaltung gegenüber den Christen-Verfolgungen auferlegt hat. Wären die Mächte diesen Gräuelthaten, der Abschlachtung von hunderttausend Christen, nur halb so energisch entgegengetreten, wie jetzt den Griechen, die allerdings den Frieden Europas bedrohen, so hätten die Mächte jetzt entschieden mehr Sympathien im Volke, ja möglicherweise wäre es zu den neuen Unruhen in Kreta gar nicht gekommen. Ganz richtig schreibt man uns: ‚Wenn eine Macht wie Deutschland damals erklärt hätte: Eben weil ich nichts mithaben will von der Türkei, so verbitte ich mir um so entschiedener im Namen des Christenthums solche Greuel, solche Beleidigungen des Namens Christi, so war dies Wort mächtiger als das Schwert Gottfrieds von Bouillon, und es hätte mehr begeisterte Zustimmung der ganzen Welt gefunden, wie der voreilige schneidige Blockade-Vorschlag gegen Griechenland.‘“ [1])

---

1) Berliner „Germania“ vom 26. Februar d. Js.



XLI.

Zur Volkswirthschaftslehre.

Auf dem vielumstrittenen Gebiete der Volkswirthschaft allgemein geltende Grundsätze aufzustellen und darauf ein System der Volkswirthschaftslehre zu begründen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Gegenwart und wohl auch noch einer ferneren Zukunft Zwar die „klassische" Nationalökonomie hatte es sich sehr bequem gemacht. Sie nahm die Zustände einiger fortgeschrittener Länder als normale Verhältnisse und leitete daraus abstrakte Sätze ab und stellte dieselben als wirthschaftliche Gesetze hin. So entstand die Wissenschaft der Nationalökonomie in England und verbreitete sich seit Adam Smith über Frankreich, Deutschland und die übrigen civilisirten Länder. In Deutschland wurden die „Gesetze" mit einigen geschichtlichen Thatsachen verbrämt, welche mehr oder minder in ein System sich zwingen lassen mußten. Das nannte man dann die historische Schule. Die socialistische Kritik hat allerdings mit einem Theile dieser Gesetze unbarmherzig aufgeräumt. Ein anderer Theil freilich, welcher für ein socialistisches System sich verwerthen ließ, wurde gläubig angenommen und wird noch immer als wissenschaftliche Errungenschaft gepriesen. Auf diesem Wege gelangte der Socialismus in eine dogmatische Richtung hinein, ganz wie die vielverhöhnte Bourgeoisökonomie. Nur bewegt sich die socialistische Dogmatik in der Richtung der Proletarierökonomie. Aber es sind unbewiesene Sätze hier wie dort. Dies zeigte sich so recht bei den Verhandlungen des letzten Socialistentages in London, als die Anarchisten an die Thür

klopften und von der socialistischen Wissenschaft nichts mehr gelten lassen wollten. Die Socialisten sperrten sich den Anarchisten gegenüber ebenso ab, wie es ihnen gegenüber seiner Zeit die Bourgeois gemacht hatten.

Auf der anderen Seite erinnerten sich die gläubigen Christen wieder der Grundwahrheiten des Christenthums und fanden in den Lehren des Weltheilandes eine unverrückbare Form für die Beurtheilung. Angebliche ökonomische Gesetze, welche den Wahrheiten des Christenthums widersprachen, aber lange als wissenschaftliche Errungenschaften gefeiert wurden, erwiesen sich bei eingehender Kritik als Seifenblasen Von den vielen ökonomischen Gesetzen blieb schließlich fast nichts übrig. Man vergleiche in dieser Beziehung die ersten Auflagen Roschers mit seinen letzten Bearbeitungen! Immerhin suchte Roscher noch einen Stock von ökonomischen Gesetzen als Grundlage einer Wissenschaft der Nationalökonomie zu retten. Auf diesem Standpunkte steht auch eine interessante volkswirthschaftliche Studie von Charles S. Devas, Professor der politischen Oekonomie an der kgl. Universität von Irland. Dr. Walter Kämpfe in Salzburg hat das Buch[1]) ins Deutsche übersetzt und mit zahlreichen Zusätzen bereichert, welche das Werk hauptsächlich durch die Benützung der deutschen und österreichischen, französischen und nordamerikanischen Literatur wesentlich ergänzten. Dr. Kämpfe zählt ja selbst zu den unterrichtetsten Socialpolitikern katholischer Richtung in Deutschland und Oesterreich. Seine außerordentliche Belesenheit in der französischen Literatur trug ihm die Mitgliedschaft der Société internationale d'économie sociale in Paris ein Durch die Bearbeitung des großen Werkes von Cl. Jannet: „Die Vereinigten Staaten von Amerika in der Gegenwart" aber beherrscht Kämpfe das umfassende, lehrreiche Gebiet der staatlichen, wirthschaftlichen und socialen Entwicklung der „Vereinigten Staaten" so vollständig, daß ihm kaum irgend eine Erscheinung, welche

---

1) Grundsätze der Volkswirthschaftslehre Von Charles S. Devas. Uebersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Kämpfe. Freiburg, Herder 1896. 521 S. 8°.

für die ökonomische Entwicklung von theoretischer oder praktischer Bedeutung ist, entgeht. Durch die deutsche Herausgabe des Jannet'schen Werkes gewann Dr. Kämpfe eine unschätzbare Schulung für die Bearbeitung des Buches von Ch. S. Devas.

Devas steht im Allgemeinen auf dem Standpunkte der klassischen Nationalökonomie, deren Gesetze er fast ausschließlich acceptirt und sie an der Hand der Postulate der christlichen Sittenlehre zu rechtfertigen sucht. Kämpfe neigt dieser Richtung zu, obwohl er in seinen Zusätzen im Text und in den Anmerkungen die abweichenden Ansichten der neuesten Forschungen und literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete mit Gewissenhaftigkeit registrirt und die Berechtigung entgegengesetzter Auffassungen anerkennt. Bei den allgemeinen Begriffen, welche Devas festzustellen sucht, wie Gut, Werth und Preis, Kosten, Einkommen und Kapital, schließt er sich eng an Roscher an, doch mißt er dieser Begriffsspielerei selbst wenig Bedeutung bei. Er schreibt (S. 14): „Obgleich es von Wichtigkeit ist, klare und bestimmte Begriffe und Definitionen zu geben und an den einmal gegebenen festzuhalten, so darf man immerhin den Begriffsbestimmungen und technischen Ausdrücken nicht allzu großen Werth beimessen. Es handelt sich vor allem um die Verhältnisse und um die Gegenstände selbst und dann erst um Worte und Benennungen. Darauf kommt es an, ob wir die Volkswirthschaftslehre zu den ethischen Wissenschaften rechnen oder nicht. Wenn wir dies thun, handelt es sich vornehmlich um die zu befolgenden Grundsätze, und zwar viel mehr als um die Definitionen der Begriffe."

Sodann behandelt Devas im ersten Buche die produktiven Eigenschaften der Erde und des Menschen, Arbeitsorganisation und Fortschritt in der Produktionsmethode, den Schauplatz und die Ausdehnung der Güterproduktion. Daran reiht er die Erörterungen der ethischen Faktoren des Völkerlebens: Familie und Familienleben, Aufschwung und Verfall der Nationen, endlich die wirthschaftliche Art der Güterconsumtion im Allgemeinen und der verschiedenen Zweige derselben. Das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Güteraustausche, mit Preisbildung und Marktpreisen im lokalen,

nationalen und internationalen Verkehre, mit Geld, Münzeichen und Credit. Das dritte Buch ist der Vertheilung der Güter gewidmet, wobei Unternehmergewinn, Zins und Arbeitslöhne ihre Besprechung finden. Im Zusammenhange damit werden Reichthum und Armuth, namentlich die Berechtigung des Reichthums erörtert. Daran schließen sich Abhandlungen über die fünf hauptsächlichsten socialen Organisationsformen der Culturvölker, welche der Verfasser als die feudale, die auf persönlicher Unfreiheit beruhende, die genossenschaftliche, die ungeregelte, endlich die durch staatliches Eingreifen geregelte Form des menschlichen Zusammenlebens bezeichnet und eingehend in der geschichtlichen Entwicklung und in den Erscheinungen der Gegenwart schildert.

Das vierte abschließende Buch behandelt die wichtigsten in die Finanzwissenschaft einschlägigen Themate: Besteuerung, öffentliche Einkünfte und öffentliche Schulden. Die zwei Schlußkapitel sind der Methode und Aufgabe der politischen Oekonomie, sowie der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft gewidmet. Beide Kapitel sind mit großem Verständnisse und hoher Sachkenntniß geschrieben und bringen eine objektive und gewissenhafte Beurtheilung. Namentlich ist lobend hervorzuheben der von Dr. Kämpfe gegebene Ueberblick über die neuzeitliche Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft. Zunächst hat Kämpfe die verschiedenen socialistischen Lehrsysteme einer Darstellung und Kritik unterworfen, sodann hat er die Theorien der historischen Schule, ferner die Meinungen und Anschauungen der entschieden auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes stehenden Gruppen von Oekonomisten und Socialpolitikern katholischer und protestantischer Confession lichtvoll behandelt. Es war Herrn Dr. Kämpfe weniger darum zu thun, die Namen erschöpfend zu geben, als vielmehr darum, einen Ueberblick über die Entwicklung der Ideen zu bieten. Und diese Aufgabe hat er mit Geschick gelöst.

Wie Kämpfe im Vorworte selbst ausführt, hat das Devas'sche Buch, welches einen Band des bei Longmans, Green u. Comp. in London erscheinenden Sammelwerkes: „Handbücher der katholischen Philosophie" bildet, große Vorzüge technischer



Natur. Es zeichnet sich durch Kürze und Bündigkeit aus. Es bildet für Jene, welche sich über die wichtigen, unsere Zeit so mächtig bewegenden Probleme nicht aus Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, sondern auf Grund eines umfassenden und tieferen Einblicks in diese verwickelten Fragen ein reifes Urtheil gewinnen wollen, einen trefflichen Führer. Einen weiteren Vorzug bildet die entschiedene Betonung der Volkswirthschaftslehre als Zubehör der ethischen Wissenschaft, als eines Zweiges der Moralphilosophie.

Die Schattenseiten des Buches bestehen in dem zu engen Anschlusse an die Theorien und Gesetze der historischen Schule, deren Resultate vielfach als ökonomische Wahrheiten dargestellt werden, während sie nur bestehenden Zuständen Ausdruck geben. Namentlich jene Fragen, welche Markt und Börse und das wichtige Gebiet der Werthbildung und Preisbestimmung betreffen, sind ganz im Sinne des herrschenden Doktrinarismus behandelt und bieten zahlreiche Angriffspunkte. Sie bilden die schwächste Seite des Devas-Kämpfe'schen Werkes.

Devas hat fast das ganze zweite Buch seines Werkes dem Bemühen gewidmet, nachzuweisen, daß der thatsächlich freie Markt die wohlthätigsten Wirkungen habe. Auf dem freien Markte würden die Preise durch ein unbehindertes Mitwerben geregelt, namentlich weil dadurch die untüchtigen Producenten beseitigt würden und die einsichtslose Consumtion aufhöre. Gegen solch allgemeine Behauptungen anzukämpfen, ist zwecklos. Deßhalb geben wir solche Sätze in ihrer Universalität sehr gerne zu. Aber darin irrt Devas gewaltig, daß der heutige Weltmarkt ein thatsächlich freier sei Er ist ungeregelt, aber nicht frei. Und er ist nicht frei, weil er gerade ungeregelt ist. Dadurch gewann das Kapital, welches dem Austausche der Güter dient, eine Monopolstellung, welche von Angebot und Nachfrage absehen kann und nur den augenblicklichen Profit eines kleinen Interessenkreises als Ziel der Produktion und Consumtion zu bestimmen vermag. Niemand hat dies so klar nachgewiesen, wie Offermann in seinen Ausführungen über die Wirkungen des fiktiven Kapitals.

Das Kapital, welches dem bloßen Spiele an den Fonds-

börsen dient, nimmt der Produktion die Mittel zu weiterer Ausdehnung im Interesse der Gesammtheit; dasselbe gibt der Consumtion eine einseitige Richtung, so daß sie nicht den Massen zu Nutzen kommt, sondern einem kleinen Kreise von Spekulanten dienen muß. Hierin liegt der Grund, daß die Bauern einerseits für ihr Getreide keinen Absatz haben, während andererseits die Arbeiter über das theure Brod klagen, daß die Kleiderlager auf der einen Seite überfüllt sind, auf der anderen Seite Millionen sich in Lumpen kleiden müssen. Produktion und Consumtion sind heute nicht der Ausdruck eines thatsächlich freien Marktes, sondern der Monopolmacht des Kapitals. Deßhalb sehen wir auf der einen Seite Ueberproduktion, auf der anderen Seite Mangel, so daß das Verhältniß von Produktion und Consumtion ein unnatürliches ist. Krisen und Krach sind der Ausdruck dieses unnatürlichen Verhältnisses.

Noch klarer zeigen sich diese Mißstände bei dem Spiele der Produktenbörsen. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage bei der Preisbildung existirt für dieselben nicht. Es sind kleine Kreise, mächtige Matadoren, welche die Preise bestimmen ohne Rücksicht auf die Ausdehnung der Produktion und auf die Bedürfnisse der Consumtion. Ja so verkehrt sind die Preisverhältnisse der Produktenbörse, daß ein Spekulant gewinnen kann, wenn er Produkte billiger verkauft, als er eingekauft hat. Der thatsächliche Handel in Produkten (Getreide, Zucker, Wolle u. s. w.) ist nämlich verschwindend klein gegenüber den Summen in der Spekulation und im Spiele. Die Differenz zwischen Einkauf und Verkauf einiger Schiffsladungen von Getreide kommt verhältnißmäßig wenig in Betracht gegenüber den gewaltigen Gewinnsten, welche bei dem Differenzspiele möglich sind. Wenn ein Spekulant ausnahmsweise nicht blos spielt, sondern thatsächlich Einiges kauft, zu gleicher Zeit aber auf Baisse spielt, so ladet er das gesammte Risiko auf die Mitspieler ab. Der wirkliche Produktenhandel tritt vollständig in den Hintergrund gegenüber dem Spiele auf den Preisunterschied der Produkte.

Einer der bedeutendsten und intelligentesten Getreide-



händler in Antwerpen, Hammesahr[1]) hat jüngst eine volkswirthschaftliche Studie über den Getreidehandel an den Produktenbörsen veröffentlicht. Er kommt zu dem Resultate, daß der Arbitrageur, als allgemeine Regel, das Getreide theurer kauft, als verkauft. Der Getreidehändler muß umgekehrt theurer verkaufen, als einkaufen. An der Produktenbörse haben sich also die Preisverhältnisse zur vollständigen Unnatur gestaltet. In Folge dessen fällt der Niedergang des Getreidehandels überall mit dem Aufschwunge der Getreideterminbörse zusammen. Der Getreidehändler steht der Concurrenz der Terminbörse um so wehrloser gegenüber, als letzterer weder auf derselben Grundlage, noch mit denselben Principien den Kampf führt. Der Arbitrageur an der Börse findet den Nutzen anderswo, als im höheren Verkaufspreise des Getreides. Waarenkenntniß braucht er nicht, er kauft „fair average quality" und verkauft „Termin" oder umgekehrt. Die Bedürfnisse des Consummarktes, die Gesetze von Angebot und Nachfrage sind ihm gleichgiltig. Seine kaufmännische Vorsicht erstreckt sich nicht auf die Größe seiner Engagements. Das Schlagwort: Quantitäten spielen keine Rolle, ist ein Princip der modernen Getreidebörsenspekulation. Es ist unmöglich, daß der Getreidehändler auf die Dauer diese Concurrenz aushalte, denn während seine ganze Thätigkeit darin bestehen muß, billig einzukaufen und theurer abzugeben, ist es dem Börsenarbitrageur erlaubt, am theuersten einzukaufen und am billigsten zu verkaufen.

Diese Unnatur hat die heutigen Getreidepreise herbeigeführt, unter welchen die Landwirthschaft aller Länder dem Untergange geweiht ist. Hausse, wie Baisse an den Börsen drücken nämlich in gleicher Weise auf die effektiven Getreidepreise. Eine künstliche Hausse geschieht durch Terminkäufe in größerem Umfange. Die Hausse bemächtigt sich der vorhandenen Terminwaare zu dem Zwecke, den Baissiers die Lieferung unmöglich zu machen und sie zu zwingen, ihre Engagements zu Haussepreisen zu decken (Corner). Um dieser Even-

1) Der Getreideterminhandel. Antwerpen. Verlag von Laporte, 1896.

tualität zu entgehen und den Corner zu brechen, machen die Baissiers, selbst mit bedeutenden Opfern, die größten Anstrengungen, so viel Waare als möglich herbei zu schaffen. Aber auch bei der Baisse geschieht das Werfen der Preise durch Terminverkäufe in großem Umfange und dadurch, daß man Waaren heranzieht und andient zu dem Zwecke, die Curse zu drücken.

Wir stehen also vor der gewiß merkwürdigen Thatsache, daß nicht blos die Haussebewegung, einerlei ob sie gelingt oder nicht, Waare in großen Mengen heranzieht, sondern daß auch die Baissebewegung, gleichfalls ob sie gelingt oder nicht, Waare in Massen anzieht, für welche in beiden Fällen ein wirklicher Bedarf nicht vorhanden ist.

Und die Folgen? In beiden Fällen werden die Preise des wirklichen Handels gedrückt. Auf die künstliche Hausse folgt das Sinken um so stärker, je höher die Preise getrieben und je größer die Mengen an Waare angewachsen waren. Auf die künstliche Baisse aber folgt zwar auch eine Reaktion, aber nur für den kleinen Kreis der Börseninteressenten, aber kaum bemerkenswerth für die effektiven Getreidepreise, weil die großen angesammelten Mengen die Aufwärtsbewegung hemmen. Alle künstlichen Treibereien sowohl à la Hausse, wie à la Baisse bringen demnach unter allen Umständen einen Druck auf die Preise hervor. Der Nutzen kommt aber weder den Producenten, noch Consumenten zu gute, sondern ausschließlich dem kleinen Kreise der Spekulanten.

Wir wollten hier, am Getreidepreise, an einem praktischen Beispiele zeigen, daß der heutige ungeregelte Weltmarkt keineswegs der thatsächlich freie Markt ist, womit ihn Devas verwechselt. In dieser Beziehung bedarf das Devas'sche Werk einer eingehenden Correktur. Dr. Kämpfe hat zwar auf die Mißbräuche der Cartelle und Trusts in Nordamerika hingewiesen. Es wäre aber besser gewesen, das gesammte zweite Buch des Devas'schen Werkes umzuarbeiten, womit allerdings auch die übrigen Resultate der Devas'schen Doktrin einen starken Stoß erlitten hätten. Das Streben der Producenten, an der Preisbestimmung ihrer Produkte theilnehmen zu können,

ist eine der berechtigtsten Erscheinungen auf dem wirthschaftlichen und socialen Gebiete der Gegenwart. Nur dadurch wird es möglich werden, auch die Lohnverhältnisse einer Besserung zuzuführen und für das gesammte Wirthschaftsleben der Gegenwart eine höhere Stufe zu erreichen. Nicht das Bestehende zu rechtfertigen, sondern den Weg zu reinerer sittlicher Auffassung und zu einer höheren wirthschaftlichen Gestaltung und besserer socialer Ordnung zu weisen, ist die Aufgabe katholischer Socialpolitik.

Indem wir die Schattenseiten des Devas'schen Werkes hervorgehoben haben, wollen wir den Gesammtwerth desselben in keiner Weise beeinträchtigen. Im Gegentheil sprechen wir Herrn Dr. W. Kämpfe unseren Dank aus, daß er das Buch dem deutschen Leserkreise zugänglich gemacht hat. Es wird durch den Ernst der Auffassung und durch die Fülle belehrenden Materials viel Gutes stiften. Gegenüber den zahllosen Büchern auf wissenschaftlichem und socialem Gebiete, welche blos den Zweck verfolgen, niederzureißen, können nicht genug jene wenigen Werke begrüßt werden, welche nicht zerstören, sondern aufbauen und das Gute, welches noch vorhanden ist, fortbilden wollen.

München. Dr. G. Ratzinger.

XLII.

Das Bullarium Trajectense.

Mehrjährige Studien im vatikanischen Geheimarchiv, den römischen Bibliotheken, den belgischen und holländischen Archiven und der Pariser Nationalbibliothek[1]) haben Gisbert Brom das Material geliefert, um sein vor Kurzem abgeschlossenes Bullarium Trajectense herausgeben zu können. Im Gegensatze zu anderen modernen Urkundensammlungen hält Brom sich an die alten Grenzen des Bisthums Utrecht, ohne die heutige politische und kirchliche Abgrenzung irgendwie zu berücksichtigen Ein solches Vorgehen erleichtert nicht nur die Arbeit, sondern läßt das Ganze auch als aus einem Gusse erscheinen. Die Hervorhebung dieser Thatsache ist deswegen bedeutsam, weil hie und da die Herausgeber von ihren Auftraggebern oder Protektoren des Werkes gezwungen werden, andere Grundsätze zu befolgen, sehr zum Schaden der Veröffentlichungen.

Die von Brom dargebotenen beiden Bände[2]) stellen eine

1) Die in Köln und Düsseldorf beruhenden Originale hat der Herausgeber allerdings nicht eingesehen, sondern sich mit den Einträgen in die vatikanischen Register begnügt.

2) Bullarium Trajectense. Romanorum Pontificum Diplomata quotquot olim usque ad Urbanum Papam VI. (An. 1378) in veterem episcopatum Trajectensem destinata reperiuntur collegit et auspiciis Societatis Historicae Rheno-Trajectinae edidit —. Haga-Comitis. Martinus Nijhof. Volumen primum 1891. LXXX u. 480 S. Volumen secundum 1896. 426 S. gr. 4°. 25 fl.



umsichtige und gelehrte Leistung dar. Die Urkunden beginnen mit dem Jahre 751 und endigen mit dem Jahre 1378. Im Ganzen sind 2292 Nummern vorhanden, davon sind in extenso abgedruckt 461 Stücke, die übrigen 1831 sind in Regestenform wiedergegeben. Im ersten Bande ist eine umfangreiche lateinische Einleitung vorausgeschickt und am Schlusse finden sich zahlreiche Indices, die den Gebrauch des Werkes außerordentlich erleichtern.

Nach den bewährtesten Vorlagen und den allgemein angenommenen Grundsätzen einer gesunden Urkundenedition sind die Texte, Regesten und Anmerkungen gestaltet worden, so daß nach dieser Seite hin die Arbeit geradezu vorbildlich genannt werden kann. Großen Fleiß hat der Herausgeber auf die Tilgung der Druckfehler verwendet. Daß bei nahezu 1000 Seiten Druck immerhin noch eine Anzahl stehen geblieben ist, darf aber nicht weiter Wunder nehmen. Erhebliche Irrthümer sind dem Referenten jedoch nicht aufgefallen.

Da vermuthlich der Herausgeber nicht allein zu bestimmen hatte, welche Urkunden ganz und welche Urkunden nur im Regest vorzulegen seien, — die im Titel genannte historische Gesellschaft wird sich wohl eine gewisse Einflußnahme vorbehalten haben — so ist es nicht angezeigt, darüber zu rechten, ob man sich mit dem Herausgeber bezüglich dieses Vorgehens stets einverstanden erklären kann. Anerkannt muß jedoch werden, daß das Bullarium nicht durch zu viele unbedeutende Texte überladen ist. Was den allgemein historischen Werth des Werkes angeht, so ist die Zahl der einschlägigen Urkunden nicht eben groß. Der allermeiste stellt sich als Beiträge zur Bisthums geschichte von Utrecht dar. Rechnet man hinzu, daß die wichtigsten Stücke schon anderweitig gedruckt waren, so kann man begreifen, daß das Bullarium nur in wenigen Fällen den Darstellern der allgemeinen Kirchen- oder Reichsgeschichte neue Aufschlüsse bietet. Um so wichtiger und nicht hoch genug zu veranschlagen ist der Werth der Urkunden für das Bisthum Utrecht im Besonderen und die holländische Kirchengeschichte im Allgemeinen. Selbst wenn man sich auf den ersten Blick von einer Zusammenstellung von Papsturkunden über Johann XXII. hinaus abschrecken lassen sollte wegen der schier endlosen Zahl

der Beneficialurkunden, der Dispensen u. s. w., so darf man doch nicht vergessen, daß in diesen, textlich nicht viel unterschiedenen Urkunden wichtige Bausteine für die Culturgeschichte zu erblicken sind. Und aus diesem Grunde beanspruchen derartige Urkundensammlungen ein unvermindertes Interesse auch dann, wenn sie sich der trostlosen Zeit des abendländischen Schismas nähern.

Für die Kenntniß der Kanzlei- und Cameralgebräuche des 14. Jahrhunderts werden durch derartige Bullarien, soweit Originale als Vorlagen benutzt wurden, Bausteine bereitgestellt, die in vereinzeltem Vorkommen keine sichere Unterlage für richtige Schlüsse bieten, dagegen in größeren Gruppen für den Diplomatiker von großer Wichtigkeit sind. Brom hat Gewicht darauf gelegt, daß die von ihm eingesehenen Originale in einer für die Diplomatik brauchbaren Weise beschrieben wurden. Auch hat er eine dankenswerthe Liste der Procuratoren (Einleitung LXXV) aufgestellt. Von einer solchen für die Schreiber der Urkunden hat er absehen zu müssen geglaubt, überhaupt die diplomatischen Eigenthümlichkeiten der Originale nicht im Zusammenhange untersucht.

Wie schon erwähnt, ist das ganze Werk in lateinischer Sprache gehalten. Die Gewandtheit des Ausdruckes, die volle abgerundete Diktion, die vorzügliche Uebersichtlichkeit der gesammten Anordnungen und Ausführungen lassen den Herausgeber als einen außerordentlich befähigten Gelehrten erscheinen, von dem noch Großes zu erwarten ist. P. M. B.

XLIII.

Zum fünfzehnten Centenarium des hl. Ambrosius.

Die fünfzehnhundertjährige Wiederkehr des Todestages des Kirchenlehrers Ambrosius, des großen Patrons der Mailänder Kirche († 4. April 397), weckt die Erinnerung an eine der glänzendsten Gestalten der Welt- und Kirchengeschichte, an einen Mann, der im einfachen Gewande des christlichen Bischofs unstreitig der Mittelpunkt der damaligen Römerwelt, der Berather und Beherrscher der Kaiser war. Die Bedeutung des Ambrosius liegt am wenigsten in seinen Schriften; sie füllen in der Migne'schen Ausgabe vier Bände und sind der Mehrzahl nach Erklärungen des alten Testamentes; aber seine Hinneigung zur Allegorie entspricht nicht dem Geschmacke unserer Zeit und rief schon bei Zeitgenossen, wie bei Hieronymus, Widerspruch hervor,[1]) während Augustinus

1) Schon die Art, in der Hieronymus in der Schrift De viris illustribus c. 124 von Ambrosius spricht, läßt einen Gegensatz der beiden Männer ahnen; er sagt: „Da Ambrosius noch lebt, halte ich mit meinem Urtheil über ihn zurück, damit mich nicht der Vorwurf der Schmeichelei trifft oder die Wahrheit nicht gefällt." Dazu kommt aber ein anderes. Hieronymus motivirt seine Uebersetzung der 39 Homilien des Origenes über das Lukasevangelium in der Vorrede auch damit, daß von links her ein Rabe krächze und sich über die Farbe aller Vögel lustig mache, während er selbst ganz schwarz sei. Rufinus behauptet (Apol. II 23), daß damit der Lukascommentar des Ambrosius gemeint sei, und sagt, in

in dieser „geistigen Auffassung" der hl. Schrift eine Waffe gegen die geringschätzenden Bemerkungen der Manichäer über das alte Testament gefunden zu haben glaubte.[1]) Das Beste unter den schriftstellerischen Erzeugnissen des Ambrosius sind, abgesehen von seinen Hymnen, mit denen er einen neuen Weg der kirchlichen Literatur anbahnte,[2]) seine Briefe, in welchen er selbst uns ein Bild seiner großen Persönlichkeit gezeichnet hat und die zudem unsere beste Quelle der Geschichte der Zeit Theodosius des Großen sind.

Mehr schon wie diesen Schriften verdankte Ambrosius seine dominirende Stellung in der Welt seinen Reden. Beweis dafür ist die Bekehrung des hl. Augustinus, die ganz das Verdienst des hl. Ambrosius war; obschon selbst Lehrer der Beredsamkeit in Mailand, ging Augustinus in die Vorträge des Ambrosius, um ihre Form zu bewundern; er wurde aber auf diese Weise mit dem Inhalte des Christenthums bekannt und schließlich für dasselbe gewonnen. Beweis dafür ist ferner eine Aeußerung des Paulinus, des Freundes und Biographen des Ambrosius, der sagt, man habe, wenn er sprach, nicht einen Menschen, sondern einen Engel zu hören geglaubt.[3]) Zeuge dafür ist endlich auch der hl. Hieronymus, der bemerkt, nach der Aufstellung des Ambrosius zum Bischof

---

dieser Auffassung stimmten alle überein und er besitze einen Brief des Hieronymus, in welchem die Beziehung dieser Worte auf andere abgewiesen, auf Ambrosius aber der Verdacht hingelenkt werde. Keinen Werth lege ich darauf, daß Rufinus öfters davon spricht, „wie unwürdig und häßlich" Hieronymus den Ambrosius „zerfleischt" habe (Apol. II 22 23. 43); bei der großen Feindschaft, die später den Rufinus von Hieronymus trennte, sind solche allgemeine Aussprüche mit Vorsicht aufzunehmen

1) Conf. V, 14.

2) Nur vier Hymnen sind unbestritten echt, nämlich: Aeterne rerum conditor, Deus creator omnium, Jam surgit hora tertia und Veni redemptor gentium; vgl. Ihm, Studia Ambrosiana, Leipzig 1889, 60–61.

3) Vita s. Ambrosii nr. 17.



von Mailand sei ganz Italien vom Arianismus zur katholischen Religion zurückgekehrt.[1])

Aber die eigentliche Bedeutung des Mannes liegt nicht in der Gewalt seiner Rede, auch nicht in der Makellosigkeit seines Wandels, sie liegt vielmehr in der Macht seiner ganzen Persönlichkeit, die auf Hoch und Niedrig einen unwiderstehlichen Eindruck machte, in der Größe seines Geistes und in der Unbeugsamkeit und vollkommenen Selbstlosigkeit seines Charakters. Ambrosius war eine Herrschernatur, ein Hierarch im eigentlichen Sinne des Wortes, dem selbst die Kaiser sich beugten; aber sie fügten sich gerne dieser Herrschaft, weil sie seine geistige Ueberlegenheit nicht ableugnen konnten und weil sie wußten, daß er nicht das Seinige suchte, sondern die Sache Christi. „Ambrosius, sagt Baunard,[2]) vereinigte in sich das politische Wissen des ehemaligen Beamten mit der christlichen Liebe des Prälaten. Die Erhabenheit des Charakters, die hervorragende Heiligkeit, die Güte des Herzens und die Größe des Genies bildeten in diesem Manne ein harmonisches Ganzes, wie man es noch nie gesehen. Mit der alten römischen Gesellschaft hing er zusammen durch die Lebhaftigkeit seines Patriotismus; der neuen Welt gehörte er durch den christlichen Glauben und die priesterliche Würde an."

Ambrosius entstammte einer römischen Senatorenfamilie und war geboren zu Trier, wahrscheinlich im Jahre 333.[3]) Sein Vater war als praefectus praetorio Galliarum nach Trier gekommen; er hatte drei Kinder: Satyrus, Ambrosius und Marcellina. Der älteste Sohn Satyrus starb im Jahre 375 gleich nach seiner Rückkehr aus Afrika, wo er in politischer Mission verweilt hatte; Marcellina nahm zu Rom, wohin

1) Chronica, ad annum Abr. 2392.

2) Geschichte des hl. Ambrosius. Freiburg 1873, 94.

3) G. Rauschen, Jahrbücher der christlichen Kirche unter Kaiser Theodosius dem Großen. Freiburg 1897, 273 Anm. 7.

die Mutter nach dem Tode ihres Gemahls den Wohnsitz verlegt hatte, aus den Händen des Papstes Liberius[1]) den Schleier der gottgeweihten Jungfrauen. Ambrosius aber das jüngste der drei Kinder, studirte zu Rom Rhetorik und Rechtswissenschaft; er hatte zu Gönnern die zwei mächtigsten Männer des damaligen Roms, den heidnischen Redner Qu. Aurelius Symmachus, von dem Briefe an ihn erhalten sind,[2]) mit dem er allerdings später wegen des Altars der Victoria hart in Fehde kam, und den christlichen Staatsmann Sextus Petronius Probus; durch des letzteren Vermittlung erhielt er im Jahre 373 die Stellung eines Statthalters über die Provinz Liguria et Aemilia und nahm als solcher seinen Wohnsitz in Mailand. Diese Stadt, die zweite Hauptstadt Italiens und seit Konstantin die gewöhnliche Residenz der römischen Kaiser im Westreiche, stand damals unter dem arianischen Bischof Auxentius. Als dieser im Jahre 374 starb, machte die Neuwahl keine geringe Schwierigkeit, weil die Katholiken und die Arianer sich an Stärke in der Stadt fast gleich standen; die Parteien stritten sich in der Kirche so laut, daß schließlich der Statthalter eintrat, um ihnen die Heiligkeit des Ortes und den Zweck ihres Zusammenseins in Erinnerung zu bringen. Da mag der Gedanke, den Statthalter selbst zu wählen, als eine Art Erlösung erschienen sein; in den Ruf „Ambrosium episcopum“, den zuerst ein Kind ausgestoßen haben soll,[3]) stimmte das ganze Volk begeistert ein; wir erkennen daraus, daß er es

---

1) Usener (Religionsgeschichtliche Untersuchungen I, Bonn 1889, 274) nimmt das Jahr 353 an; vgl. aber dagegen meine Jahrbücher S. 564, bes. Anm. 6.

2) Daß die Briefe des Symmachus III 30—37 an den Kirchenlehrer Ambrosius gerichtet sind, siehe bei de Rossi in Bullettino di archeologia cristiana II p. 76 und bei O. Seeck, Prolegomena zur Ausgabe des Symmachus (Mon. Germ. ant. VI), Berlin 1883, 128.

3) Paulinus, Vita s. Ambrosii c. 6.

verstanden hatte, in seiner kurzen Amtszeit sich das Vertrauen und die Hochachtung aller Parteien zu erwerben. Alles Sträuben, ja wiederholte Flucht halfen nichts, zumal auch Kaiser Valentinian I. die Weihe des Gewählten empfahl; dieser wurde — denn er war erst Katechumene — am 30. November 374 getauft, und acht Tage später empfing er die Bischofsweihe.

Ambrosius war ein ganzer Mann; das zeigte sich sofort, als er sein bischöfliches Amt angetreten hatte. Denn all sein Gold und Silber vertheilte er an die Kirche und an die Armen und selbst seine vielen Liegenschaften verschenkte er nach dem baldigen Tode seines Bruders Satyrus, indem er nur seiner Schwester den Nießbrauch derselben vorbehielt.[1]) Sein Leben gehörte jetzt ganz der Arbeit für die Gemeinde; täglich war er von Hülfesuchenden umlagert und jeder konnte zu jeder Stunde des Tages zu ihm eintreten, ohne sich anmelden zu lassen; die wenige Zeit aber, welche die Berufsgeschäfte ihm ließen, widmete er der Lektüre.[2]) Dabei fastete er täglich, außer an hohen Festtagen.[3]) Die Sitte, an den Gräbern der Verstorbenen Mahlzeiten zu halten, schaffte er schon in der ersten Zeit seines Episkopates ab, weil sie zu Saufgelagen ausgeartet waren.[4]) Seiner Begeisterung für die Ehelosigkeit hat er in einer ganzen Anzahl von Schriften, die er zum Lobe der Jungfräulichkeit schrieb, Ausdruck gegeben. Bei aller Leutseligkeit aber und Herzlichkeit bewahrte er eine vornehme Haltung; „man darf, schreibt er, im Priester nichts Gemeines, nichts Plebejisches, nichts sehen, was auf Gewohnheiten und Lebensart der ungebildeten Menge schließen

---

1) A. a. O. 38.
2) Augustinus, Conf. VI, 3.
3) Paulinus a. a. O. 38.
4) Augustinus, Conf. VI, 2; Ambrosius, De Elia et ieiunio 17, 62. Siehe über diesen Gebrauch und seine Abstellung in Afrika meine Jahrbücher S 348.

läßt. Denn wie kann der vom Volke geehrt werden, der nichts hat, was ihn vom Volke unterscheidet?" [1]) Stets blieb er, wie einst der Apostel Paulus, seines früheren Weltlebens und seiner Verirrungen eingedenk: „Ich gestehe es," schreibt er, „ich bin dir, o Gott, mehr zum Danke verpflichtet als ein anderer, weil du mich aus dem Lärme der Gerichtsverhandlungen und aus der Aufregung der Staatsverwaltung zu deinem Priesterthum berufen hast; darum fürchte ich undankbar zu sein, wenn ich dich nicht genug liebe, da mir doch mehr vergeben worden ist, und so oft ich von der Verschuldung eines anderen höre, will ich ihn nicht mit Verachtung schelten, sondern mit ihm weinen" [2])

Es kam dem Ambrosius zu statten, daß Kaiser Valentinian I. schon im Jahre nach seiner bischöflichen Weihe starb. Denn sein Nachfolger Gratian war beim Tode des Vaters erst sechszehn Jahre alt, hatte also noch eine Leitung nothwendig und diese suchte und fand er bei Ambrosius. Oft brachte der junge Kaiser den Winter bei diesem in Mailand zu und regte ihn zur Abfassung dogmatischer Schriften zu seiner eigenen Belehrung an; so entstanden die fünf Bücher De fide und die drei De spiritu sancto. Und der Einfluß des glaubenseifrigen Bischofs war in der Gesetzgebung bald bemerkbar. Gratian brach mit dem Princip der allgemeinen Religionsfreiheit, welches seit Konstantin dem Großen im römischen Reiche in Geltung war; schon gleich nach seinem Regierungsantritt [3]) wies er Gewand und Titel des pontifex maximus der heidnischen Religion zurück, die bis dahin die christlichen Kaiser getragen hatten; später, im Jahre 382, folgte ein zweiter Schritt, der viel Widerspruch hervorgerufen

1) Ep. 28, 2.

2) De paen. II, 8, 67 u. 75.

3) Nicht im Jahre 382, wie Richter (das weströmische Reich, Berlin 1865, 353—354) und auch Förster (Ambrosius, Bischof von Mailand, Halle 1884, 33) annehmen; siehe Jahrbücher S. 120



hat, nämlich die Entfernung des Altars der Victoria aus dem Sitzungssaale des römischen Senates und die Einziehung der Einkünfte der Priestercollegien. Noch tödtlicher wurden die Sekten getroffen, namentlich der Arianismus, der im Ostreiche schon ein halbes Jahrhundert die Herrschaft geführt hatte, im Westreiche aber, namentlich in Illyrien, weit verbreitet und unter Valentinian I. unbehelligt geblieben war. Gratian verbot schon im Beginn seiner Regierung alle häretischen Zusammenkünfte und hat dieses Gesetz in den Jahren 378 und 379 erneuert, das letztere Mal zu Mailand unter den Augen des Ambrosius. Die Ereignisse der äußeren Politik kamen diesen Bestrebungen zu Hilfe; denn die unglückliche Schlacht bei Adrianopel und der Tod des Kaisers Valens, des Verfolgers der orthodoxen Bischöfe, erschienen der Welt als ein Gottesgericht über den Arianismus. Auf dem Concil, das im Jahre 381 auf Berufung Gratians zu Aquileja gegen zwei arianische Priester, Palladius und Secundianus, stattfand, führte Bischof Valerius von Aquileja den Vorsitz, aber die Seele der Verhandlungen war Ambrosius, und seine Hand ist in den drei Schreiben des Concils an den Kaiser deutlich zu erkennen.

Kaiser Gratian fiel schon im Jahre 383 durch Meuchelmord; aber er hatte dafür gesorgt, daß die Richtung seiner Politik nicht mit ihm unterging, indem er im Jahre 379 den Spanier Theodosius zum Augustus des Orients machte. Theodosius der Große hat den Vernichtungskampf gegen das Heidenthum und den Arianismus weitergeführt, ja man kann mit allem Rechte sagen, er hat ihn beendigt; denn als er im Jahre 395 starb, waren beide Religionsrichtungen so ohnmächtig geworden, daß sie es auch unter seinen schwachen Söhnen nicht mehr zu einer Reaktion bringen konnten. Dem Ambrosius stand der Kaiser in den ersten Jahren seiner Regierung fern; er gerieth sogar mit ihm und den abendländischen Bischöfen wegen der Wahl des Nektarios zum Bischof von Constantinopel und in der Angelegenheit des

meletianischen Schismas zu Antiochien vorübergehend in Conflikt.[1]) Aber Theodosius, der die Sekten durch eine Fluth von Gesetzen eindämmte und zuletzt auch das Heidenthum durch das gänzliche Verbot der Opfer aus dem öffentlichen Leben verbannte, war ganz der Mann nach dem Herzen des Mailänder Bischofs; schon im Jahre 382 schrieb ihm dieser: „Dein auf dem ganzen Erdboden bekannter Glaube hat die innigste Zuneigung unseres Herzens gewonnen“[2]; So konnte es nicht ausbleiben, daß die beiden Männer, sobald der Kaiser im Jahre 388 nach Italien und in persönliche Berührung mit dem Bischof kam, in die engsten Beziehungen zu einander traten. Welch ungeheuren Einfluß aber der Bischof hierbei über das Herz des großen Kaisers erlangt hat, haben vor allem zwei Ereignisse aller Welt kund gethan.

Das erste ist der Zwischenfall wegen der Synagoge zu Kallinikon am Euphrat gegen Ende des Jahres 388. In dieser reichen Handelsstadt des Orients hatte der christliche Bischof eine jüdische Synagoge in Brand gesteckt, und ebenso hatten Mönche ein Heiligthum der gnostischen Valentinianer eingeäschert. Auf den Bericht des dortigen Militärcommandanten verfügte Kaiser Theodosius, der damals nach Besiegung des Maximus in Mailand weilte, daß der Bischof zum Wiederaufbau der Synagoge angehalten und daß gegen die Mönche mit Strafen eingeschritten werden solle. Aber sofort richtete Ambrosius ein Schreiben an den Kaiser und forderte die Zurücknahme dieser Verfügung;[3]) er billigt die Zerstörung der Synagoge und hält es für den schönsten Martyrtod, wenn der Bischof wegen dieser That den Tod fände; auf den Einwand, warum er denn selbst die Synagoge in Mailand nicht verbrenne, entgegnete er: „Die ist schon durch

1) Ambrosius, Ep. 13.
2) A. a. O. Ep. 14, 1.
3) Ep. 40.

Gottes Fügung in Flammen aufgegangen, mein Zuthun war unnöthig." Er fragt dann den Kaiser: „Wie wird uns Christus helfen können, wenn wir für die Juden gegen ihn kämpfen? wenn wir uns schicken lassen zur Hülfeleistung für die Juden?" Er schließt mit einer Drohung: „Ich habe gethan, wie ich es für deine Stellung am rücksichtsvollsten thun konnte, damit du mich im Palaste anhörest und es mir erspart bleibe, mir in der Kirche Gehör zu verschaffen." [1]) Der Kaiser zog daraufhin die Sentenz gegen den Bischof von Kallinikon zurück, hielt aber die Bestrafung der Mönche aufrecht. Ambrosius aber gab sich damit nicht zufrieden; als der Kaiser in die Kirche kam, hielt er eine Ansprache über die Sünderin im Evangelium und machte Anspielungen auf das Ereigniß von Kallinikon; nach Beendigung des Gottesdienstes hatte er dann eine Unterredung mit dem Kaiser in einem Nebengebäude der Kirche und brachte ihn nach längerem Widerstande zu dem Versprechen, auch die Untersuchung gegen die Mönche fallen zu lassen.

In weit größerem Lichte zeigte sich die Macht des Ambrosius zwei Jahre später nach dem Blutbade von Thessalonich. Wegen einer kleinen Revolte in dieser Stadt, welcher der kaiserliche Commandant Botherich zum Opfer gefallen war, hatte der Kaiser in der Aufregung ein Gemetzel im Cirkus angeordnet, bei welchem wenigstens 7000 Menschen, Schuldige und Unschuldige, hingeschlachtet wurden. Der Kaiser war damals nicht in Mailand; deßhalb richtete Ambrosius

1) Uns frappirt die Intoleranz, welche Ambrosius hier gegen die Juden bekundet. An einer anderen Stelle dieses Briefes (nr. 8) scheint er den Satz zu vertreten: der Zweck heiligt die Mittel; er fingirt hier nämlich, der Bischof von Kallinikon schiebe alle Schuld für das Geschehene auf sich, um die anderen zu entlasten, selbst aber den Martyrtod zu finden, und urtheilt darüber also: O beatum mendacium, quo adquiritur sibi aliorum absolutio, sui gratia!



ein Schreiben an ihn.[1]) Hier zeichnet er ihm freimüthig sein eigenes Bild; er lobt seine Frömmigkeit und Milde, tadelt aber seine aufbrausende Heftigkeit, die, wenn sie von anderen gestachelt werde, keine Grenzen kenne: darauf vergleicht er sich mit dem Propheten Nathan, der vor David trat und sagte: der Mann bist du; er fordert das Bekenntniß Davids: Ich habe dem Herrn gesündigt; er warnt den Kaiser, ungesühnt dem Gottesdienste beizuwohnen: „Füge nicht zu der einen Sünde die andere, indem du dir etwas anmaßest, was vielen geschadet hat; ich wage nicht, das Opfer in deiner Gegenwart darzubringen; oder ist es erlaubt, nach der Hinschlachtung vieler das zu thun, was das ungerecht vergossene Blut eines einzelnen verbietet? Ich habe die Aufgabe des Propheten erfüllt; an dir ist es nun, dem Beispiele der Heiligen zu folgen.“ Ich glaube nicht, daß Theodoret glaubwürdig ist, wenn er berichtet, der Kaiser sei dennoch zur Kirche gekommen und habe sich vor dem Bischof, der seinen Purpur anfaßte und ihm den Eintritt wehrte, auf David berufen, worauf dieser entgegnet habe: Wenn du mit David gesündigt hast, so folge ihm auch in der Buße.[2]) Thatsache aber ist, daß der Kaiser sich der Forderung des Ambrosius gefügt und öffentlich in der Kirche Buße gethan hat, denn Ambrosius selbst berichtet in der Leichenrede, die er später auf Theodosius gehalten hat:[3]) „Er warf sich in seinem kaiserlichen Schmuck auf die Erde und beweinte in der Kirche öffentlich die Sünde, in die er durch die Arglist anderer gefallen war; unter Seufzen und Weinen bat er um Verzeihung. Wovor Unterthanen erröthen, davor erröthete der Kaiser nicht, öffentlich Buße zu thun, und es verging später kein Tag, an dem er nicht sein Versehen bedauerte.“ Auch erließ der Kaiser das Gesetz,

1) Ep. 51.
2) Siehe Jahrbücher S. 319–20.
3) De obitu Theodosii c. 34.

das Ambrosius verlangte, daß man kaiserliche Blutbefehle, die als ein Ausfluß augenblicklicher Aufwallung erscheinen, dreißig Tage liegen lassen und ihm dann wieder zur Bestätigung vorlegen solle. Und weit entfernt davon, daß dieses bittere Vorkommniß das Verhältniß des Kaisers zu dem Bischof von Mailand getrübt hätte, es wurde dieses vielmehr von da ab das denkbar herzlichste; der Kaiser hat später geäußert: „Ich kenne nur Einen, der des Namens eines Bischofs würdig ist, und der heißt Ambrosius.“ [1])

Kaiser Valentinian II., der im Jahre 383 zwölf Jahre alt die Regierung des Westreiches antrat, hat in seinem Verhalten zu Ambrosius geschwankt zwischen erbittertster Feindschaft und hingebendster Freundschaft. Der junge Kaiser, der ganz unter der Leitung seiner arianischen Mutter Justina stand, war bis zu deren Tod im Jahre 388 dem Ambrosius im Herzen entgegen; trotzdem konnte er seiner Dienste nicht entbehren und benutzte ihn zweimal in den Jahre 383—385 zu einer wichtigen Sendung an den Hof des Maximus nach Trier; [2]) auch stellte er sich im Jahre 384, als der römische Senat unter Führung des Symmachus für die Wiederherstellung der ara Victoriae Sturm lief, auf die Seite des Ambrosius, der ihm eine Gegenschrift gegen die Relatio des Symmachus überreichen ließ, und wies die Petition des Senates ab. Dann kam es in den Jahren 385 und 386 zu erbitterten Kämpfen in den Kirchen Mailands zwischen dem arianischen Hofe und dem katholischen Bischof; der Kaiser setzte einen arianischen Gegenbischof ein und verlangte, daß diesem eine Kirche der Stadt ausgeliefert werde. Als das verweigert wurde, hielt er den Ambrosius mit dem Volke in der Kirche gefangen, das eine Mal von Palmsonntag bis Charfreitag, das andere Mal um dieselbe Zeit

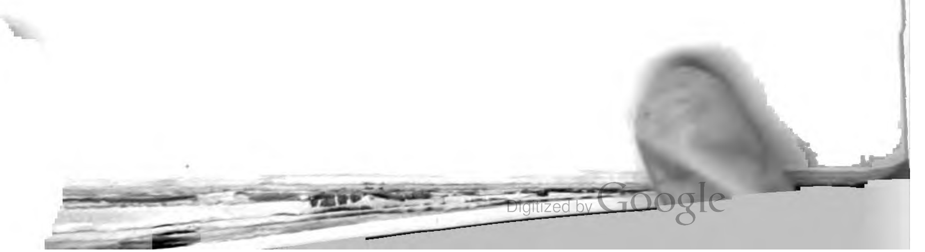
---

1) Theodoret, Hist. eccl. V, 17 g. Ende.

2) Die zweite Gesandtschaft war im Winter 384—85, nicht 386 - 87, wie man allgemein annimmt; siehe meine Jahrbücher S. 487.

mehrere Wochen lang; aber das Volk hielt treu bei Ambrosius aus, der damals den allgemeinen Psalmen- und Hymnengesang eingeführt hat, und die Soldaten erwiesen sich unzuverlässig in der Bewachung der Kirche, so daß der Kaiser es vorzog nachzugeben. Er hat sich in den letzten Jahren seines Lebens unter dem Zureden des Theodosius mit Ambrosius versöhnt und ihn darnach so lieb gewonnen, daß er seinen einzigen Freund in ihm sah. Als der Kaiser im Jahre 392 im Palaste zu Vienne von dem General Arbogastes bedrängt wurde, war Ambrosius seine letzte Hoffnung; er schickte einen Eilboten zum Bischof nach Mailand, damit er komme, um zu vermitteln und auch, um ihm die Taufe zu spenden, die er nur aus der Hand des Ambrosius empfangen wollte; aber ehe Ambrosius ankam, war der Kaiser schon ermordet, er hatte die Taufe noch nicht empfangen. Ambrosius aber sagte in der Leichenrede, die er dem Unglücklichen zwei Monate später zu Mailand hielt, wo er beerdigt wurde: „Ich trauere über dich, meinen Sohn Valentinian, deine Liebe war auf mich gerichtet wie die eines Kindes; du liebtest mich wie einen Vater, ja wie deinen Erlöser und sprachest vor deinem Tode: Glaubt ihr, daß ich den Vater noch sehen werde?"

Die Erbschaft Valentinians in der Regierung des Westens trat Eugenius, ein früherer römischer Grammatiker, an als eine Creatur des Arbogastes. Eugenius suchte seine Stütze in den Heiden und gab den Vestalinnen und den anderen Priestercollegien ihre Einkünfte zurück; aber auch er glaubte nicht regieren zu können ohne den Mailänder Bischof und schrieb deshalb schon im ersten Jahre seiner Regierung mehrere Briefe an ihn. Aber Ambrosius würdigte ihn keiner Antwort und entwich im nächsten Jahre (393), als der Kaiser seine Residenz nach Mailand verlegte, nach Florenz, nachdem er Anweisung gegeben hatte, daß die Opfergaben des Kaisers in der Kirche zurückgewiesen werden sollten. Ein ganzes Jahr blieb er damals in Florenz, und der



Kaiser fand nicht den Muth, gegen ihn vorzugehen; nur drohten er und sein Hausminister Flavianus bei ihrem Auszuge zum Kriege gegen Theodosius im Sommer 394, sie würden, wenn sie siegten, die Kirche von Mailand zum Stalle machen und die Cleriker zum Waffendienste zwingen. Bei der Drohung ist es geblieben; denn beide fielen in der Schlacht am Frigidus, und ihre Anhänger, die in der Kirche Schutz suchten, hatten es der Fürsprache des Ambrosius zu danken, daß sie von Theodosius begnadigt und später in ihre Aemter und Ehren wieder eingesetzt wurden. „Ich wünsche, schrieb er an den Kaiser,[1]) daß deine Güte, wie sie den Unschuldigen Ruhe verschafft hat, so auch die Kirche durch die Begnadigung der Schuldigen erfreue; verzeihe besonders denen, die vorher sich nicht vergangen haben!"

Im Jahre 395 starb Kaiser Theodosius der Große in den Armen seines bischöflichen Freundes zu Mailand; dieser hielt ihm auch die Leichenrede. „Ich habe, sagte er hier, den Mann geliebt, der den Tadel der Schmeichelei vorzog und den man eines Tages sehen konnte, wie er öffentlich in der Kirche seine Sünde bekannte; ich habe den Mann geliebt, der am Tage nach seinem glänzenden Siege sich freiwillig der Communion enthielt, weil er das Blut seiner Feinde in der Schlacht vergossen hatte; ich habe diesen Mann geliebt, der bei seinem letzten Röcheln nach mir fragte und der in seinem Todeskampfe mehr um die Lage der Kirche als um seinen eigenen Schmerz bekümmert war."

Zwei Jahre später folgte Ambrosius dem großen Kaiser im Tode. Er hatte die Erklärung des 43. Psalmes bis zum drittletzten Verse diktirt und darin auch diese Worte: „Wer zweifelt, daß wir hier am Orte der Trübsal sind, da uns doch im Leibe selbst der Schatten des Todes deckt?" Da versagten ihm die Kräfte und er mußte sich legen. Er starb am Charsamstag 397, und der alte Priester Simplicianus,

1) Ep. 62.

der ihn einst getauft und den er wie einen Vater verehrt hatte,[1]) wurde sein Nachfolger als Bischof von Mailand.

Welches Ansehen Ambrosius in der Welt genoß und wie sehr man allgemein seinen Verlust beklagte, das zeigt uns am besten ein Ausspruch, den der allmächtige Minister Stilicho bei seinem Tode gethan hat;[2]) Stilicho sagte, daß das Hinscheiden eines solchen Mannes den Untergang Italiens bedeute. Die hl. Monika, die Mutter des Augustinus, liebte den Ambrosius wie einen Engel Gottes;[3]) Augustinus selbst aber hielt ihn auch zur Zeit seiner eigenen Verirrungen für einen glücklichen Menschen, an dem ihm nur die Ehelosigkeit mißfiel; er hat ihm später in seinen Bekenntnissen ein herrliches Denkmal gesetzt.[4]) Im Jahre 390 kamen zwei vornehme Perser nach Italien; sie hatten keine andere Absicht, als den Ambrosius zu Mailand und den Probus zu Rom kennen zu lernen.[5]) Und von einem anderen Ende des Reiches schickte Fritigil, die Königin der Markomannen, eine vornehme Gesandtschaft mit Geschenken an Ambrosius ab. Dieser richtete eine lange Belehrung an sie und empfahl ihr ein Bündniß mit Rom; als dieses eben abgeschlossen war, kam sie selbst nach Italien, fand aber den großen Bischof, den sie besuchen wollte, nicht mehr unter den Lebenden.[6])

Bonn. **Dr. Rauschen.**

1) Augustinus, Conf. VIII, 2.
2) Paulinus, Vita s. Ambr. nr. 45.
3) Augustinus, Conf. VI, 1.
4) A. a. O. V, 13 ff.
5) Paulinus a. a. O. nr. 25.
6) A. a. O. nr. 36.

XLIV.

Die verdienstvolle Thätigkeit des seligen Petrus Canisius auf dem Gebiet des Unterrichts- und Erziehungswesens.

Auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Aachen im Jahre 1879 fand Freiherr Felix von Loë begeisterten Beifall, als er sich in beredten Worten als Verfechter der katholischen Schulprincipien kundgab. „Gott hatte," so lauteten seine Worte, „unserem Vaterlande einen Mann gegeben, der nicht blos in seinem Leben wirksam und mächtig in die Bewegung eingriff, sondern der auch heute noch uns Hilfe gewähren kann und Hilfe zu gewähren berufen ist, den wir auch heute noch als einen Führer uns wählen können, um unsere Anstrengungen unter seinem Schutze zu vereinigen zur Rettung der Jugend aus den Gefahren, mit denen Liberalismus und Unglaube sie bedrohen. Und dieser Mann ist kein Staatsmann, es ist kein Feldherr, es ist auch kein Fürst, es ist nur ein einfacher Priester im schlichten Gewande der Söhne des heiligen Ignatius von Loyola: es ist der selige Petrus Canisius." Fürwahr, dieser Ordensmann verdient den Titel eines Apostels Deutschlands, so gut wie ein heiliger Bonifatius und dessen Zeitgenossen. Haben wir den letzteren die Einführung des Christenthums zu verdanken, so ist dessen Erhaltung vorzüglich das Verdienst des ersteren.

Es war eine Riesenaufgabe, vor die Canisius gestellt wurde. Doch er hat sie glücklich gelöst. Er sollte dem

um sich greifenden Verderben der Häresie einen Damm entgegenstellen, um die katholische Lehre zu retten. Dies erreichte Canisius durch die Einrichtung von Schulen in katholischem Geiste.

Von Anfang an gingen die Häretiker darauf aus, das Schulwesen, namentlich die hohen Schulen, in ihre Hand zu bekommen. Hatten sie einmal diese in ihrer Gewalt, dann war es ein Leichtes, Anhänger und Vertheidiger für ihre Lehre zu bekommen. Das war der wunde Punkt, wo Canisius einsetzen mußte: die Reorganisation der Universitäten.

Auf den hohen Schulen nahm eine unglaubliche Sittenlosigkeit überhand. Die zeitgenössischen Berichte enthüllen schauderhafte Bilder über das damalige Universitätsleben. Die Studenten achteten kein göttliches und menschliches Gebot. Für ihr sittenloses Leben beriefen sie sich auf das „Evangelium", so hatte der Abfall von der Sitte auch den Abfall vom Glauben im Gefolge, da er so Verlockendes bot.

Die Reformation hat die Universitäten, vordem eine Zierde der Länder, zu Grunde gerichtet.

Auf seiner Reise zum Wormser Reichstag verweilte Luther einige Zeit in Erfurt. Von den dortigen Humanisten wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet. „Frohlocke, erhabenes Erfurt," rief der Humanist Erbanus Hessus aus, „denn siehe, er kommt, der dich befreien will aus der Schmach, welche dich leider schon zu lange gedrückt hat." Die Freude über ihren „Befreier Elias" dauerte nicht lange. Zwei Jahre später, 1523, erging aus dem Munde desselben Humanisten der Klageruf: „Unsere Schule ist ganz verödet, wir sind verachtet. So tief sind wir gesunken, daß uns nur noch die Erinnerung an unser früheres Glück geblieben ist; die Hoffnung, es wieder zu erneuern, ist völlig verschwunden." — Ebenso äußerte sich Erasmus. Vor dem Ausbruch der kirchlichen Revolution jubelte er, es stehe ein goldenes Zeitalter vor der Thüre und zwölf Jahre später



ekannte er: „Wo immer das Lutherthum herrscht, sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge suchen sie, eine Stelle und ein Weib, dazu gibt ihnen das Evangelium die Freiheit, nach ihrer Lust zu leben.“

Professor Torites Rhätus klagt zu Tübingen: „es gebe dermalen keine Schule, die nicht voller Laster sei, allenthalben stünden die Protestanten bei den Papisten im schlimmen Rufe, daß sie eine nichts weniger als christliche Jugend erzögen, und dieses sei auch klarer als der helle Tag.“ Ein charakteristisches Bild entwirft Jacob Andreä, Propst zu Tübingen und Kanzler der Universität: Heftig klagt er über das unter den Protestanten herrschend gewordene „wüst, epikurisch, viehisch Leben mit Fressen und Saufen.“ „Damit alle Welt sehen möge, daß sie nicht päpstisch seien, noch sich auf gute Werke verlassen wollen, so thun sie auch keins. Anstatt des Fastens fressen und saufen sie Tag und Nacht; anstatt der Almosen schinden sie die armen Leute; anstatt des Betens fluchen, lästern und schänden sie den Namen Gottes so jämmerlich, dergleichen Lästerungen Christus von den Türken überhoben ist. Das Alles muß evangelisch heißen und bereden sich diese arme Leute noch dazu: sie haben einen guten Glauben zu Gott und seien besser, denn die abgöttischen Päpstler.“ Unter den katholischen Voreltern sei es viel besser mit der Erziehung gestanden, obwohl ihnen, wie Andreä meinte, „das Licht des Evangeliums so hell nicht geleuchtet hat wie uns.“

Derartige Culturbilder lassen sich über jede damalige Universität ausmalen, die in die Hände der Protestanten gerieth. In Königsberg lagen die Professoren in solchem Streit miteinander, daß z. B. der Theologe Osiander auf Kanzel und Katheder seine Waffen mitnahm. In Frankfurt an der Oder bombardirten die Studenten einen der Professoren mit Steinen, stürmten sein Haus und zerschlugen alles, was sie fanden. „Man hat die Burschen so roh gemacht,“ schrieb dieser, Andreas Musculus, „daß

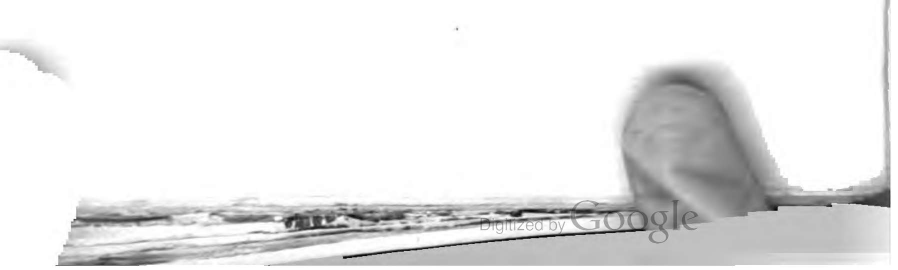
Professoren und Bürgerschaft ihres Leibes und Lebens nicht sicher sind und lieber im Böhmerwalde sitzen möchten. Einmal war die Bürgerschaft gegen die revoltirenden Studenten so aufgebracht, daß sie gegen dieselben Kanonen auf-führten.

Tiefbetrübt sah Luther auf das Gebahren seiner Jünger und deren Treiben entlockte ihm den Schmerzensruf: „die hohen Schulen wären werth, daß man sie alle zu Pulver machet," da „auch der Teufel von Anbeginn der Welt zur Unterdrückung des Glaubens und Evangelii in aller Welt nichts Kräftigeres hätte erdenken können, denn die hohen Schulen."

Ein solches Verderben drohte auch an den bisher katholisch gebliebenen Universitäten einzureißen. Von den süddeutschen, katholischen Universitäten war besonders Ingolstadt stark gefährdet. Dort hatte die Theologie nur noch einen einzigen Vertreter aufzuweisen, als 1543 Dr. Eck mit Tod abging. Auf den Schultern dieses einzigen Professors ruhte die Vertretung der katholischen Sache an der Universität. Als im selben Jahre zwei Candidaten sich zur Doctorpromotion meldeten, mußte man den päpstlichen Nuntius von München beiziehen, da der einzige Theologe und Vicekanzler in Ingolstadt die Promotion allein nicht wohl vornehmen konnte.

Diese Noth ging dem Landesfürsten zu Herzen. Herzog Wilhelm von Bayern wandte sich an den heiligen Ignatius mit der Bitte um einige tüchtige Professoren für die verfallende Hochschule in Ingolstadt. Unter den zur Hilfe gesandten drei Patres war auch Petrus Canisius. Im November 1549 trafen die Jesuiten in Ingolstadt ein und begannen alsbald ihre Vorlesungen.

Große Schwierigkeiten waren zu überwinden. Die Studenten waren den Besuch der Vorlesungen nicht gewöhnt. Weniger der Drang nach Wissenschaft war es gewesen, der



sie an der Hochschule zog, als vielmehr das Privileg eines ausgelassenen Lebens, das die Studenten beanspruchten. Die Vorlesungen waren Nebensache. „In Nürnberg," berichtet Erasmus vom Jahre 1530, „hätten die Schulen fast keine Zuhörer mehr. Die Professoren seien nachgerade ebenso faul zum Lehren, als die Schüler zum Lernen und es thue beinahe Noth, auch den letzteren eine Besoldung auszuwerfen." In Wittenberg ließen sich die Professoren nur dann herbei, eine Vorlesung zu halten, wenn ihnen Melanchthon das Thema für die Vorlesungen notirte: „Es hatten aber dazumal der Mehrtheil der Professoren," schrieb Ratzeberg zum Jahre 1536, „diesen Brauch, daß keiner einige Lection im Collegio hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus vorgeschrieben und aufs Papier disponirt materiam, welche er lesen sollte. Auf solche Philippi Gutwilligkeit verließen sich viele Magistri und Professores, denen es sonsten nicht so sauer ward, als wenn sie selbsten hätten auf ihre Lectiones müssen studieren." In Basel verordnete der Rath, die Professoren müßten sich pünktlich im Auditorium einfinden und etwa eine halbe Stunde warten, ob jemand komme.

Außer den öffentlichen Vorlesungen gab Canisius auch private Vorbereitungsstunden, um die Lücken eines mangelhaften Vorstudiums zu beseitigen. Viele Theologen entbehrten der nothwendigsten Vorkenntnisse. So wurde z. B. der spätere Stiftsdechant von Spalt, Wolfgang Agricola, zum Priester geweiht, ohne Theologie gehört zu haben. Später holte er es dafür um so gründlicher nach.

Um seinen Studenten die Menschenfurcht in Bekenntniß des Glaubens zu benehmen, hielt P. Canisius mit ihnen öffentliche Vespern und Litaneien. Auch suchte er sie zu öfterem regelmäßigen Empfang der heiligen Sacramente zu bewegen. Aus Haß gegen diese wohlthätigen marianischen Verbindungen der Jesuiten gründeten die Studenten später eine Verbindung, deren Zweck ein möglichst ausgelassenes

Leben sein sollte. An einem Abend vertilgten die zehn Mitglieder des Verbandes 126, ein andersmal 135 Maß Wein. Mit Fackelbränden zogen sie von der Wohnung des einen zum andern und erzwangen die Bewirthung unter der Drohung, andernfalls das Haus in Brand stecken zu wollen. Sie nannten sich „die Brenner."

Als Canisius im zweiten Jahre das Rektorat erhielt, benützte er diese Gewalt, um gegen den Verkauf von häretischen Büchern vorzugehen. Strenge Verbote ergingen gegen die Störer des Gottesdienstes. Besonders in der Fastnachtszeit machte sich der wohlthätige Einfluß des Rektors geltend, indem die Studenten sich außergewöhnlicher Weise ordentlich benahmen.

Mitten in seiner Wirksamkeit wurde Canisius abberufen. Ignatius hatte ihn nach Ingolstadt gesandt in der Hoffnung auf baldige Gründung eines Collegs. Das wurde nun in weitere Ferne gerückt und so wies er dem Seligen auf Wunsch des Königs Ferdinand ein Arbeitsfeld in Wien an; es war im März 1552.

Auch dort hatte er zunächst für Reform der Hochschule und des Klerus thätig zu sein. Seit 1529 gab es in Wien nur noch zwei Professoren der Theologie; seit zwei Jahrzehnten hatte Wien keinen Candidaten mehr für das Priesterthum gestellt. Draußen im Lande standen gegen dreihundert Pfarreien ohne Seelenhirten. So hatte die Häresie leichtes Spiel, einzudringen, da sie keinen Widerstand fand und im Klerus leicht einige Mitglieder gewinnen konnte. Zudem war die Universität dem neuen Glauben sehr geneigt. Canisius rieth dem Könige, zunächst für Heranbildung eines tüchtigen Klerus Sorge zu tragen. Ebenso rieth er, für adelige Studenten, die infolge des Mangels an guten Bildungsanstalten häufig andersgläubige Schulen besuchten, wo sie dann immer Glauben und Sitten in Gefahr brachten, in Wien ein Convikt zu gründen, das



unter Leitung gelehrter und frommer Priester zur Heranbildung eines eifrigen Klerus dienen sollte.

Auf den Wunsch des Königs verfaßte Canisius in Wien seinen weltbekannten **Katechismus**, um dem christlichen Volke die Wahrheiten der Religion in kurzen, klaren Worten darzubieten, damit es sich durch die Wortgefechte der Neuerer nicht verwirren lasse. Es war, als hätte er damit in ein Wespennest gestochen, so fielen die Gegner über ihn her, ihn mit Aufbietung all ihres Hasses zu schmähen.

Die schönsten Stücklein an Tapferkeit lieferte der Magdeburger Superintendent Johannes Wigand. Die Jesuiten, sagt er, „sind die allerärgsten und abgefeimtesten Verräther und Verfolger des Herrn Christi, heißen aber Jesuiter, gleichwie man vor Zeiten die römischen Herren hieß, den einen Germanicum, den andern Asiaticum, den dritten Africanum, nicht daß sie denselben Völkern viel Gutes, sondern nur viel Böses gethan, sie geplündert und beraubt. Mit Listen und Sophistereien wollen diese Mönche die armen Christen betrügen und zu dem ewigen höllischen Feuer verführen. Wer nun Lust dazu hat, mag ihnen folgen; wer aber gern wollt selig werden, der mag solche Teufelsstricke, Netze und Jäger fliehen.“ Und weiter: „Der gestümpelte Katechismus weiß und lehrt nur von dem Gesetze, von dem Evangelio aber weiß und lehrt er nicht einen Pfifferstiel. Und wenn man noch den Namen Christus aus dem Buche thäte, womit doch nur ein ledig Spiegelfechten getrieben wird, so ist er nicht viel besser, denn der Heiden Aristotelis oder Ciceronis Bücher von guten Tugenden. Dieser Katechismus führet die armen Seelen stracks Wegs zur Höllen zu.“

Dieses winzige Büchlein war der Popanz, der den Häretikern soviel Schrecken einjagte, daß sie überall davor warnen zu müssen glaubten. „Allhie,“ schließt Tilmann Heßhusius, ein eifriger Kämpe, seine Streitschrift, „hab ich

nur die Jugend und Einfältigen vor dem heillosen, lügenhaften und gotteslästerlichen Katechismum des Jesuiten Canisii warnen wollen."

Trotz dieser Anfeindungen drang der Katechismus in alle Länder und bildete die beste Grundlage für Erhaltung der katholischen Religion.

Im Mai 1555 reiste der Selige nach **Prag**, um auch dort für Hebung der katholischen Religion zu wirken. Kaum der dreißigste Theil der Bevölkerung war im Glauben treu geblieben. Der erzbischöfliche Stuhl war seit 130 Jahren verwaist. Der letzte Inhaber war zur Häresie abgefallen und vom Papste Martin V. abgesetzt worden. Die Universität war seit mehr denn einem Jahrhundert in den Händen der Häretiker.

Langsam ging Canisius mit seinen Reformen vor. Erst suchte er, wie in Ingolstadt und Wien, durch seine Predigten Sympathie zu finden, um für seine Unternehmungen sicheren Boden zu gewinnen. Bereits nach einem Jahre zogen 12 Jesuiten in Prag ein. Ihre Schulen, namentlich die Gymnasialklassen, fanden bald starken Besuch aus allen Theilen des Landes. Um für einen tüchtigen Klerus zu sorgen, ging Canisius daran, ein Seminar für arme Studenten der Theologie zu gründen. Er verfaßte zu diesem Zwecke eine eigene Denkschrift, die beim Volke guten Anklang fand. Seine Predigten thaten das Uebrige, die katholische Sache wieder zu Ehren zu bringen.

So wurde durch diesen eifrigen Ordensmann die Möglichkeit geschaffen, Böhmen und Mähren wieder zur Kirche zurückzuführen, was später unter Kaiser Ferdinand II. geschah. Allerdings war die Thätigkeit des Petrus Canisius in der von Fanatikern erregten Hauptstadt keine leichte gewesen. Viele Beschimpfungen und Schmähungen mußten sie sich dort gefallen lassen. Canisius wurde einmal am Altare mit Steinen beworfen, P. Cornelius, ein Ordensgenosse, bei der heiligen Messe von einem Böhmen insultirt,



als verführe er das Volk durch seinen Götzendienst. Der Einzug der Jesuiten hatte die Gemüther aufs höchste erregt, man hielt sie für Spione und sprach allenthalben von spanischen Jesuitenheeren, die gen Prag heranmarschirten. Durch sein kluges, vorsichtiges Benehmen gelang es Canisius, doch wenigstens bei den Gutgesinnten die Befürchtungen zu zerstreuen. An die Stelle des Mißtrauens trat bald Sympathie für die Jesuiten.

Unterdessen ließ Canisius seinen Plan nicht ruhen, auch in Ingolstadt ein Collegium zu gründen. Schweres Hinderniß legten ihm allerdings die herzoglichen Räthe am Hofe Herzog Albrechts in den Weg, doch seine Energie überwand alle Schwierigkeiten. „Durch Baiern und Oestreich, so schrieb er am 17. Mai 1556 seinem hl. Vater Ignatius, gewinnt die Häresie immer größeren Zuwachs, ich hoffe, bald wird es eine herrliche Gelegenheit geben, für Christus das Blut zu vergießen. Diese drohenden Stürme treiben mich nicht wenig an, das Collegium zu Ingolstadt zu fördern; mein Wunsch, das Anliegen zum Ausgang geführt zu sehen, ist um so glühender, je schwierigere Hemmnisse sich unseren Bemühungen entgegenstellen, und je heftiger sich der Feind des Menschengeschlechts widersetzt; aber er wird, so Gott will, mit so vielen Fallstricken, die er uns überall legt, nichts anderes erreichen, als daß wir mit um so größerer Freude auf die reiche Ernte in diesem Weinberge blicken, je mehr Arbeit und Schweiß uns dieselbe durch seine Verwilderung gekostet hat."

Im Juli 1556 kamen 14 Jesuiten aus Rom, als endlich das Collegium erstanden war. Nun begann ein reges Leben: zwei gaben tägliche Vorlesungen in der Theologie; ebenso wurde täglich griechisch und hebräisch vorgetragen. Jede Woche fand im Colleg zur Einübung der Studierenden eine private Disputation statt, jeden Monat eine öffentliche. Das Wort Gottes wurde in deutscher und lateinischer Sprache gepredigt. Fünf Lehrer unterrichteten

in den untern Gymnasialfächern, täglich etwa drei Stunden. So konnte es nicht fehlen, daß das Colleg florirte.

Herzog Albrecht war mit den Leistungen in Ingolstadt so zufrieden, daß er den Plan faßte, noch mehrere solche Collegien zu gründen, und zwar in München und Landshut. Wieder war es Canisius, der die schwierige Rolle eines Leiters der Verhandlungen übernahm und mit Erfolg durchführte.

Bald finden wir den Seligen im Elsaß beschäftigt. Er sollte in Straßburg ein Collegium gründen als Bollwerk gegen die immer mehr sich hervordrängende Häresie. Leider fand Canisius an dem alten gebrechlichen, eingeschüchterten Bischofe von Straßburg keine Stütze, so daß es beim frommen Wunsche verblieb.

Im Jahre 1559 wurde Canisius auf Betreiben seines Gönners Cardinal Otto, Bischofs von Augsburg, zum Domprediger in Augsburg ernannt. Hier fand sein Seeleneifer ein weites Feld, wenn man bedenkt, daß zur Zeit des Reichstags, da Canisius zu predigen begann, in der großen Domkirche kaum 50 Personen sich einfanden, und die Fronleichnamsprozession des Jahres 1559 kaum 20 Theilnehmer zählte.

Neben seiner eifrigen Seelsorge ließ Canisius das Schulwesen nicht aus den Augen. Im Mai 1562 ließ er das zu Innsbruck neu errichtete Colleg für die Aufnahme der Väter in Stand setzen, das am 24. Juni desselben Jahres feierlich eröffnet wurde.

Auch in Augsburg zeigte sich der Wunsch, ein Collegium der Jesuiten zu besitzen, doch scheiterten die Bemühungen. Dagegen erfolgte eine bedeutsame Gründung in Dillingen. Dort gelang es, die ganze Uebergabe der Akademie in die Hände der Väter der Gesellschaft Jesu durchzusetzen, man hatte also, im Gegensatz zu Ingolstadt, ein erstes treues Abbild des römischen Collegs.

Ungemein rasch blühte das neue Colleg auf, bald



zählte es gegen 200 Schüler aus allen Ständen, Adelige und Religiosen aus verschiedenen vornehmen Geschlechtern und eine Reihe Candidaten des geistlichen Standes. Papst Pius IV. war voll des Lobes über die Anstalt, wie auch Herzog Albrecht des öftern seine Anerkennung kundgab „Ich verspreche mir, schrieb er am 2. Februar 1567 an Papst Pius V., sowohl im öffentlichen Interesse der Kirche, als privatim in meinem eigenen von dieser Pflanzschule der Geistlichkeit, vo n dieser durchaus reinen Erziehung und Unterweisung adeliger und freier Jünglinge so viel, als von den Schulen aller andern Bischöfe Deutschlands zusammen, da daraus nicht nur unterrichtete, sondern auch mit lautersten Sitten ausgestattete Männer zu erwarten sind."

Nach dem Tode des P. Lainez finden wir Canisius zur Wahl des dritten Ordensgenerals in Rom. Dort erhielt er vom Papste Pius IV den Auftrag, in Deutschland für die Verkündigung des Trienter Concils zu wirken. So reiste er denn nach Dillingen, Würzburg, Köln, Jülich-Cleve, Mainz und Trier, überall für Säuberung des Schulwesens von häretischem Eindringen thätig.

Bald verlangte man in Würzburg Gründung eines Collegs, wo Canisius im Jahre 1567 die Fastenpredigten hielt und mit dem Klerus Conferenzen pflog, um Begeisterung für das Unterrichtswesen zu schaffen. Im Erziehungswesen sah er den Hauptfaktor für die Besserung der herrschenden Zustände. „Eine der hauptsächlichen Ursachen dieser Uebel, schreibt er am 23. Juli 1567 seinem General, liegt nach meiner Ueberzeugung darin, daß der deutsche Adel, aus dem allein die Canoniker und später die Bischöfe entnommen werden, fast durchgängig schlecht katholische Eltern und eine schlechte Erziehung hat." Dieselbe Sorge um die deutsche Jugend ließ ihn einen Brief an den Erzbischof von Salzburg richten, worin er ihn auf den Uebelstand aufmerksam macht, daß manche Adelige ihre Söhne in Begleitung unzuverlässiger Hofmeister, die oft aus der

Umgebung Luthers stammten, in Italien herumziehen lasse. Er bittet dann den hohen Kirchenfürsten, er möge doch dafür sorgen, daß die adelige Jugend nur gut katholischen Lehrern zum Unterricht und zur Erziehung anvertraut werde.

Nachdem Canisius fast 14 Jahre lang das Amt eines Provinzials der deutschen Ordensprovinz innegehabt, legte er es nieder, um sich in der Zurückgezogenheit nach dem Befehle des Papstes schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Die Sorge um die Schulen und die Hebung des katholischen Unterrichts ließ er sich auch bei dieser Beschäftigung nicht nehmen. „Nichts ist ihm so erwünscht und angenehm, als alle Zeit, die er seinem Studium entziehen kann, sowohl privatim als auch öffentlich auf den Unterricht der Kinder und Ungebildeten zu verwenden", so heißt es in einem der jährlichen Berichte des Collegs zu Dillingen, wo sich Canisius zumeist aufhielt. Diese Christenlehren für das ungebildete Volk und die Kinder waren für Canisius eine Lieblingsbeschäftigung. Das gewann ihm auch überall die Sympathie des Volkes, so namentlich in Tirol, wo man zum Andenken an den Kinderlehrer dessen Bild häufig an den Häusern anbrachte.

Im Jahre 1580 machte sich der 60jährige Greis auf, um in Freiburg in der Schweiz ein Colleg zu gründen. Hier bedrängten die Calvinisten und Zwinglianer die der katholischen Religion treu Gebliebenen gar sehr, nachdem sie den Bischof vertrieben hatten.

Abermals benützte Canisius den Volksunterricht, um die Bahn zu ebnen für das künftige Schaffen seiner Ordensbrüder. Wie könnte man noch den Jesuiten vorwerfen, sie hätten sich um das Volk nicht gekümmert! Ging auch in erster Linie ihr Zweck auf Gründung von hohen Schulen, so wollten sie dadurch tüchtige Lehrer für das Volk schaffen, indem sie einen brauchbaren Klerus heranbildeten.

Wenige Jahre nach Ankunft des seligen Canisius in Freiburg konnten die Jesuiten ihre Schulen daselbst eröffnen



und so der katholischen Sache wieder aufhelfen. Indem die Jugend bisher gezwungen war, an den protestantischen Schulen zu Lausanne und Genf ihre Wissenschaft zu holen, sogen sie auch den häretischen Geist mit dem Wissen ein.

Um den religiösen Sinn zu heben, richtete Canisius für Studenten, Jünglinge und Männer marianische Congregationen ein, deren Zweck öfterer Empfang der heiligen Sacramente war.

Konnte der eifrige Greis bald nicht mehr in eigener Person thätig sein, so ließ er es sich doch nicht nehmen, wenigstens auf dem Wege des Briefwechsels sich um den Zustand der von ihm gegründeten Collegien zu kümmern.

In einem Alter von über 76 Jahren gab der Apostel Deutschlands im Jahre 1597 seine unermüdliche Seele seinem Herrn und Meister zurück, nachdem er alle Kräfte seines Lebens im Dienste der deutschen Jugend verbraucht hatte.

Drei Jahrhunderte schon besteht das Werk dieses Ordensmannes: die Erhaltung des katholischen Glaubens im südlichen Deutschland. Ist es nicht Ehrenpflicht für uns, dem Fortbestand dieses Werkes auch unsere Kräfte zu weihen? Ein fester Sturm wird gegen das Werk des seligen Canisius geführt, in dem die moderne Pädagogik den Kindern ihr höchstes Gut, den katholischen Glauben, zu rauben versucht. Es ist aber in diesem Kampf von der Vorsehung Gottes uns ein großes Vorbild gegeben: die Arbeit des sel. Petrus Canisius zum Heile der christlichen Jugend. Dieses edle Bild stärkt alle, die sich mühen um das Wohl der Kinder, da es ihnen freundlich ermunternd zuruft: Macht euch würdig eurer Ahnen!

Josef Leute.

XLIV.

Der Gemäldefund von Burgfelden in Württemberg.

Wer Einmal die württembergische Bahnlinie Tübingen-Sigmaringen befahren, ist gewiß um einige landschaftliche Eindrücke reicher geworden, welche seine Erinnerung nicht ungern wieder wachruft. Die stark ansteigende Bahn rückt von Station zu Station der schwäbischen Alb näher, welche nach und nach die ganze lange Kette ihrer Höhenzüge am Auge vorüberführt, mit allen ihren eigenthümlichen, auf der Grenze der Lieblichkeit und Großartigkeit, des Wildgewaltigen und Mildanmuthigen sich bewegenden Schönheiten — ihren kräftigen Contouren, den in beständigem Coulissenwechsel sich gegen und in einander verschiebenden, waldbesetzten Bergmassen, der stillen Poesie der eingebuchteten Thäler, der breiten vorgelagerten Hochebene mit ihren Ortschaften und den an den Berghalden anwogenden Kornfeldern. Bei Hechingen tritt stolz und achtunggebietend der Hohernzollern vor die Front der Hügelkolonne, an Höhe von den andern überragt, aber doch ihr König, denn sein Burghaupt trägt eine Königskrone, welche im Glanze des deutschen Kaiserthums leuchtet. Dann biegt die Bahn in das engere Eyachthal ein, welches zu beiden Seiten mächtige, bis zur Höhe von tausend Meter über dem Meer steil aufragende Felskolosse gleich Schildwachen der Urwelt besetzt halten. Bei der Station Laufen zieht einer von ihnen



unser Auge besonders auf sich — er führt den Namen Schalksburg, — ein riesiger, jetzt oben bewaldeter Felsklotz, der auf drei Seiten jäh ins Thal abstürzt und bloß auf der vierten durch einen langen, außerordentlich schmalen Grat mit einem Hochplateau verbunden ist. Auf dieser weltentrückten, 910 Meter über dem Meer gelegenen Hochebene liegt in einiger Entfernung von der Schalksburg ein kleines Dörfchen, das heute 230 Seelen zählt, — Burgfelden, urkundlich seit 1064 bekannt.

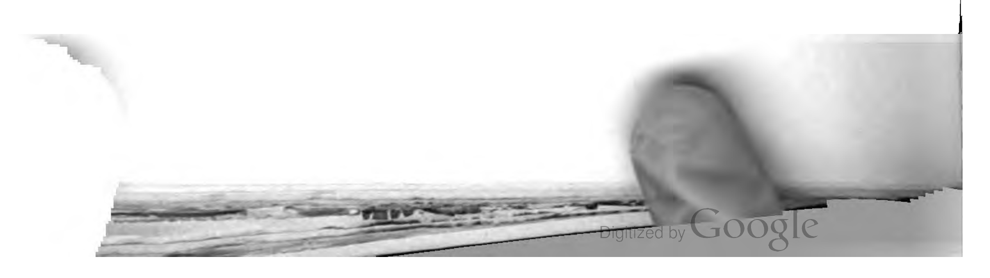
Dorthin möchte ich den Leser führen, nicht um die gewaltigen Trümmer der einstigen Bergveste Schalksburg in Augenschein zu nehmen, von deren Vergangenheit zahlreiche ausgegrabene Steinwaffen und keltische Reste als stumme Zeugen erzählen, auch nicht um die schwierige Frage zu verhandeln, ob etwa die Schalksburg im elften Jahrhundert Stammburg der Zollern gewesen,[1]) sondern um in dem kleinen, ruinösen Kirchlein von Burgfelden einem Kunstgenuß seltenster Art sich hinzugeben.

Ein stattlicher Cyklus von Wandmalereien aus dem elften Jahrhundert, — wer hätte das auf dieser weltverlorenen Höhe, in diesem kleinen Dörflein und Kirchlein je gesucht? Wohl hatte das letztere, ein einfaches Rechteck ohne Chor, im Licht nicht ganz 17 m lang, 8 m breit, 6 m hoch, mit östlich vorgebautem quadratischen Thurm, wegen seines gediegenen, 1 m starken und äußerst kunstgerecht ausgeführten Mauerwerks schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; aber daß sein Inneres einen so kostbaren

1) Siehe die vortreffliche Monographie: Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb. Ein Baustein zu einer Geschichte der deutschen Wandmalerei im frühen Mittelalter, zugleich ein Beitrag zur ältesten Geschichte der zollerischen Stammlande. Mit Unterstützung S. K. H. des Fürsten Leopold von Hohenzollern, herausg. von Dr. Paul Weber. Mit drei Doppeltafeln und vielen Textbildern. Darmstadt, Bergsträßer, 1896.

Schatz berge, ahnte niemand. Der alte Bau hatte se
Geheimniß treu gehütet; er offenbarte es erst in äußerste
Noth, als es ihm ans Leben ging. Das war im Frühja
1892. Jahrhunderte lang hatte er dem furchtbaren Dru
eines in der gothischen Zeit ihm aufgeladenen, für seine u
verstrebten Mauern viel zu schweren Dachstuhls ritterli
Stand gehalten; nun war er am Erliegen und wich nac
allen Seiten auseinander. Er war baupolizeilich zum To
verurtheilt und sollte einem Neubau Platz machen. Schon
war das Dach abgetragen, schon sollte zur Niederlegung de
Wände geschritten werden — da schimmerten durch ab-
gesprungene Theile der Tünche die Farben der ursprüngliche
Bemalung. Man forschte weiter, erkannte zum Glück als-
bald den Werth der Malereien (ein Verdienst des Baurathe
Stahl und des Landesconservators Dr. Paulus), begnadigte
das Kirchlein und kaufte es für den Staat an, indem man
der Gemeinde die Erbauung einer neuen Kirche auf benach
bartem Grundstück ermöglichte. Soweit war nun alles gut
Aber leider blieb das Kirchlein ziemlich lange ohne Dach oder
unter ganz ungenügendem Nothdach. Als ich sie im Sommer
1892 erstmals besuchte, waren die Gemälde in einem intensiven
Nebelrieseln gar erbärmlich anzusehen; die hellen Zähren
liefen ihnen herab über den schlechten Empfang, der ihnen
bei ihrem zweiten Eintritt in die Welt geworden. Jetzt
aber sind sie wohl geborgen und erhalten viele Besuche aus
Nah und Fern.

Nehmen wir die Malereien in Augenschein. Das
Hauptbild zieht sich in einer Breite von 2,40 m über den
ganzen oberen Theil der Ostwand hin, vor welcher der
Altar stand, und ist oben von reichgegliedertem Mäander,
unten von einfacher Randborte besäumt. Ein Weltgerichts-
bild im großen Stil. In der Mitte der Richter, in farben-
reicher Mandorla auf dem Regenbogen thronend; seine
Haltung ist voll Majestät, die Gewandung reich und straff
gezogen, die Arme weit ausgebreitet, das Antlitz bartlos,



in ernste und strenge Züge gelegt. Zwei zu beiden Seiten schwebende Engel halten unmittelbar vor ihm das Zeichen des Gerichtes, ein großes Kreuz, das seine Gestalt schneidet. Rechts und links zu Füßen des Richters blasen je zwei Engel in überaus energischer Stellung und mit fliegenden Gewändern die Posaunen des Gerichtes, deren furchtbarer Hall die Todten aus den Gräbern auffahren macht: die einen haben in ihren Steinsärgen sich halb aufgerichtet und schauen fragend nach oben, wie sich besinnend, was das zu bedeuten habe; andere sind ganz emporgeschnellt und beeilen sich, ihren Gräbern zu entsteigen, sie haben den ganzen Ernst des Augenblicks erfaßt und strecken um Erbarmen flehend die Hände gen Himmel. In der oberen Region aber ist im Moment der Urtheilsspruch gefällt worden und eben vollzieht sich die vom Richter verfügte Scheidung nach rechts und links. Rechts bewegt sich in geordneten Gruppen, in freudebeschwingtem Lauf der Zug der Seligen nach der Himmelsburg hin; von dieser und St. Petrus mit den Schlüsseln ist fast nichts mehr erhalten. Vor dem Portal aber steht noch in statuarisch ruhiger Haltung St. Michael, der Paradieseswächter, zugleich der Patron der Kirche, und ihm führt ein anderer Engel, überaus graziös wie im Reigentanz einherschreitend, die neuen Himmelsbürger zu. Hier eine durch alle Glieder strömende Freude, sehnsüchtiges Verlangen, das zur Eile spornt; drüben lähmendes Entsetzen, grimme Verzweiflung. Vom Zorn des Richters durchbebt stößt ein Engel mit langer Schaftstange die Verworfenen aus der Nähe des Heiligsten; ein kleiner grüner Teufel mit langem Dolchmesser hilft ihm voll Schadenfreude die Ernte der Hölle einheimsen. Ein großer Teufel hat die Unglücklichen an einen Strick gekuppelt, der jedem um den Hals geht, und schleppt sie, mit einem Trompetenstoß den reichen Fang anmeldend, in die Höllenburg, wo schon der Höllenwächter und, in einzelne Bulgen vertheilt, ihre Schicksalsgenossen ihrer warten.

Von den unmittelbar an die Hölle anstoßenden Darstellungen auf der Südwand ist nur wenig mehr erhalten. Die Hypothese Webers, daß hier zunächst der reiche Prasser in der Hölle zu sehen war, hat viel für sich. Dann folgen Kampfesscenen, bei welchen das Charakteristische ist, daß die Guten und Heiligen, durch Nimbus gekennzeichnet, den unterliegenden Theil bilden. Man wird an jene zu denken haben, welche nach Apok. 20, 4 am Ende der Tage enthauptet werden um des Zeugnisses von Jesus und des Wortes Gottes willen und welche in dem Kriege fallen, den der Drache nach 20, 7 mit Gog und Magog gegen das Heerlager der Geheiligten führt. Der Apokalypse sind auch entnommen die beiden folgenden Scenen: die Hinabstürzung des Drachen durch St. Michael (20, 1—3) und das Lamm auf dem Berge Sion (14, 1; 17, 14).

Auf dem nächsten, nur noch zur Hälfte erhaltenen Bilde tafelt der reiche Prasser in gewölbter Halle mit einigen (einst vier) Tischgenossen; zwei Diener und eine Dienerin tragen auf. Der arme Lazarus hatte wohl einst auf der zerstörten Bildhälfte seinen Platz am Boden. Aber im anstoßenden Gemach sehen wir das Ende dieses Schlemmerlebens: ein Leichnam liegt auf dem Schragen, von mehreren Personen unter starken Schmerzensausbrüchen beweint und beklagt; aus der Luft schwebt ein Teufel herab, um die Seele des Todten an sich zu reißen. Daneben war einst, wie noch aus einigen Resten zu erkennen, auch das gute Ende des Lazarus geschildert, dessen Seele zwei Engel zum Himmel emportragen.

Auf der Nordwand stieß, wie wieder Weber glaubhaft macht, unmittelbar an das Paradies das Bild des Vaters Abraham an, die Seele des Lazarus im Schooße und von anderen Seelchen umgeben, später mit einer gothischen Colossalfigur des Christophorus übermalt. Die nächste, einst figurenreiche Scene ist nicht mehr zu erkennen. Auf sie folgt, eingeordnet in eine Art einfachen Chorgestühls eine Reihe

bärtiger Gestalten mit dem Judenhut, Schriftrollen in den Händen, alttestamentliche Propheten, wohl ursprünglich zwölf an der Zahl. Dann eine höchst interessante Scene. Sie spielt im Walde, wie die stilisirten Bäume andeuten und sogar als Thierstaffage ein Hirschlein, das einen Zweig benagt. Ein Reiter kommt von rechtsher, nur mehr zum Theil erhalten; drei Gesellen lauern, durch Gesträuch gedeckt, ihm auf und machen sich gegenseitig auf ihn aufmerksam. Im weiteren Verlauf sehen wir, wie diese selben drei über den armen Reiter herfallen, ihn an den Haaren vom Pferde zerren und mit Schwert und Knüppel bearbeiten.

Die Deutung dieser Scenen ist nicht allzu schwierig. Phantasiereiche Gemüther wollten sie mit Gewalt in Zusammenhang bringen mit jener kurzen Notiz in der Reichenauer Chronik zum Jahre 1061, welche den tragischen Anfang der Geschichte der Zollern bildet: Burcardus et Wezil de Zolorin occiduntur. Weber hat mit dieser luftigen Hypothese gründlich aufgeräumt. Ein derartiges profanes Bild mitten in einem religiösen Cyklus ist vollends für jene Zeiten ganz undenkbar. Der Ueberfallene ist völlig wehr- und waffenlos, im schlichten Bauernkittel dargestellt und läßt sich ohne jede Gegenwehr von den drei Strolchen niedermachen; das können also keine Grafen sein und ein solch unrühmliches Ende von Rittern wäre sicher nicht auch noch im Bilde verewigt worden. Ueberdies ist aus jener Notiz gar nicht zu entnehmen, daß die beiden Zollerngrafen das Opfer eines meuchlerischen Anschlags geworden; sie können ebensogut im Kampfe gefallen sein.

Es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß diese Scenen sich auf die Parabel vom barmherzigen Samaritan beziehen, welche das Pendant bildet zu der gegenüber dargestellten Parabel vom reichen Prasser. Die erstere ist nach gleichzeitigen oder ungefähr gleichzeitigen Analogien in epischer Breite erzählt und in mehrere, wenigstens drei Scenen zerlegt; die dritte, nicht mehr erhaltene, füllte gerade die noch

übrige Wandfläche nach Westen und schilderte die Hilfeleistung des Samaritans, welche den Kernpunkt der Parabel bildet. Daß ihr ursprünglich eine Serie von fünf Bildern gewidmet (der Auszug und das Auflauern, der Ueberfall, das Vorübergehen des Priesters und Leviten, die Hilfeleistung, die Uebergabe an den Herbergsvater und der Abschied von demselben) und auch noch die ganze Westwand eingeräumt gewesen sei (Weber), ist mir schon deswegen wenig wahrscheinlich, weil auch die Parabel gegenüber sich mit drei Scenen und mit einem starken Drittel der Südwand begnügt.[1])

Das sind die erhaltenen Reste der malerischen Ausstattung dieser Dorfkirche. Leider ist die Reihenfolge der Darstellungen nicht mehr lückenlos, sondern auseinandergerissen, namentlich durch Fensterdurchbrüche, mit welchen eine spätere Zeit dem Lichtmangel des romanischen Kirchleins abzuhelfen suchte, sodann durch den völligen Ausfall der Bilder der Westwand, welche aus unbekanntem Grunde später neu und schlecht aufgeführt wurde. Doch ließ sich

1) Mit der neuesten Erklärung der Ueberfallsscene, welche Fr Schneider im „Katholik" 1896 Bd. II Heft 4 gibt, kann ich mich nicht befreunden. Nach ihm wäre es entschieden ein Abweg, anzunehmen, daß es sich hier um Anreihung einer weiteren Parabel handle; die correspondirenden Bilder (?) erfahren dadurch keine Aufklärung; es fehle ein in östlicher Richtung fortschreitender Gedanke; die Parabel wäre zudem von der ersten getrennt und die Weiterentwicklung der ikonographischen Reihe unterbrochen „Ich kann nur mit Bezug auf Matth. 23, 34 und Hebr. 11, 35—37 die Leiden der Gerechten darin erkennen" Darauf sei hier nur kurz bemerkt, daß die Parabel vom Samaritan sich in die ikonographische Reihe vielmehr, wie wir sofort sehen werden, aufs beste einfügt; die vom Verfasser den Scenen untergelegte Idee würde die Gedankeneinheit stören, zumal die Leiden und Kämpfe der Gerechten schon in den Kampfscenen der Südwand commemorirt sind; überdies wäre eine solche concrete Fassung jener allgemeinen und abstrakten Idee sehr seltsam und aus den citirten Schrifttexten nicht abzuleiten und zu erklären.

die Mehrzahl der Bilder noch agnosciren: das Weltgericht, apokalyptische Darstellungen, der Prophetenchor und zwei biblische Parabeln. Natürlich ist dieser Cyklus nicht willkürlich zusammengestellt und wir müssen dafür der leitenden Grundidee nachspüren, welche die Auswahl und Anordnung der Themate bestimmte und alles zur Einheit zusammenschloß. Eines ist wohl zum voraus sicher: den Brennpunkt und Einheitspunkt des Cyklus bildet das Weltgericht, welchem auch der erste und vornehmste Platz eingeräumt ist. Es nimmt uns nicht Wunder, dieser Darstellung hier zu begegnen und sie in den Mittelpunkt der ganzen Bilderserie gerückt zu sehen. Wir wissen, daß schon etwa vom achten Jahrhundert an die Kunst wie die Predigt es für nothwendig erachtete, den furchtbarsten Satz des christichen Credo: inde venturus est judicare vivos et mortuos mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln zu betonen, um in verwilderten Zeiten auf rohe Gemüther Eindruck zu machen und dem christlichen Sittengesetz Respekt zu verschaffen. Wir wissen ferner, daß gegen Ende des ersten christlichen Jahrtausends die Weltgerichtsbilder immer häufiger werden, ohne allen Zweifel unter dem Einfluß des wenn nicht allgemein, so doch weit verbreiteten Glaubens, daß das Ende des Jahrtausends auch das Ende der Welt sein werde und daß die furchtbaren Wehen, unter welchen damals die Menschheit seufzte, die Vorboten des Gerichtes seien (s. Kraus, die Wandgemälde in der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau, Freiburg 1884, S. 17). Die Bilder von Burgfelden entstanden, wie wir nachher sehen werden, nach dem Jahre 1050. Der kritische Zeitpunkt war vorübergegangen, ohne daß jene Befürchtung eintrat. Der Leichtsinn mochte geneigt sein, mit jenen Spöttern, welche im zweiten Petrusbriefe zurechtgewiesen werden, zu sprechen: „wo ist nun die Verheißung seiner Ankunft? seit die Väter entschlafen, bleibt ja alles so von Anfang der Welt an“ (2. Petr. 3, 3 f.). Die Zeiten waren nicht besser geworden,

Die Einfälle der Normannen und Ungarn, endlose Fehd[en?] häuften im 11. Jahrhundert Greuel auf Greuel; Blutth[aten?] und Gewaltthaten waren an der Tagesordnung und steigerte[n] die Sittenverwilderung. Da mochte es noch viel mehr an[-] gezeigt erscheinen, den vollen Ernst der christlichen Lehre geltend zu machen. Wir begreifen es daher, daß hier noch viel mehr als in Reichenau dem Weltgerichtsbild eine domi[-] nirende Stellung eingeräumt ist, und daß hier die Dar[-] stellung eine ganz wesentliche und ungeheure Verschärfung erfährt, der wir erst im 11. Jahrhundert und wohl zum erstenmal in Burgfelden begegnen. Worin liegt diese Ver[-] schärfung? Noch in Reichenau stellt das Gerichtsbild den Moment des Urtheilsspruches dar in der bisher üblichen monumentalen Ruhe und Würde; umgeben von den ruhig thronenden, wenn auch bereits durch lebhaftes Geberdenspiel ihre innere Antheilnahme bekundenden Aposteln fällt der Weltenrichter die Sentenz, welche über ewiges Leben und ewigen Tod entscheidet; die, über welche die Sentenz ergeht, sind noch nicht in die eigentliche Darstellung aufgenommen, sondern in einer Nebenscene, in den Miniaturfigürchen, welche unten aus dem Grab erstehen, mehr nur commemorirt und angedeutet. In Burgfelden dagegen fällt der Schwerpunkt der Darstellung in den Vollzug des gefällten Urtheilsspruches, und um diesen mit allem Nachdruck schildern zu können, ist sogar auf die Gerichtsbeisitzer ver[-] zichtet. Mit ungeheurer dramatischer Kraft und mit Hilfe der schärfsten und wirksamsten Contraste ist der kritische Augenblick veranschaulicht, der für alle Ewigkeit die Mensch[-] heit in zwei Lager spaltet und das eine dem Reiche des Himmels, das andere dem der Hölle zuweist. Aber damit nicht genug; der Eindruck dieser Darstellung wird noch ver[-] stärkt und der Glaube an das Dogma noch mehr befestigt durch die apokalyptischen Scenen der Südwand und den Prophetenchor der Nordwand: die Prophezie des Alten und Neuen Testamentes wird als Zeugin aufgerufen für die



Wahrheit und das sichere Eintreten dessen, was das **Hauptbild** schildert.

Wie aber fügen sich in diesen ganz vom Gerichtsgedanken beherrschten, vom Klang der tuba mirum spargens sonum durchbebten Cyklus die beiden Parabeln ein? Sie repräsentiren den moralischen Theil der Predigt. Die Parabel vom reichen Prasser und armen Lazarus tritt schon frühe in Beziehungen zum Gerichtsbild, ja bereichert es mit manchen Zügen (Kraus a. a. O. S. 19). Wird doch auch in der Parabel der eine verdammt, der andere beseligt, und entspricht doch der Hauptgrund der Verwerfung des Prassers ganz der Gerichtsschilderung des Heilandes Matth. 25, 31 ff., wonach Verweigerung und Erweisung der Barmherzigkeit über das ewige Schicksal entscheidet. Ist die sehr glaubhafte Annahme Webers richtig, so wäre diese Parabel durch die unmittelbar an Himmel und Hölle anschließende Darstellung des Lazarus in Abrahams Schooß und des Prassers in den ewigen Qualen noch expreß und in einer Weise mit dem Gerichtsbild in Verbindung gesetzt, welche über Sinn und Zweck ihrer Aufnahme in den Cyklus keinen Zweifel mehr übrig läßt. Indem aber die zweite Parabel dem hartherzigen Prasser den mildherzigen Samaritan gegenüberstellt, tritt sie ebenso mit der ersten wie mit der Darstellung des Weltgerichts in enge Gedankenverbindung.

So sehen wir alle Theile und Themate dieses Cyklus durch einen inneren Zusammenhang wohl mit einander verwoben; den Zettel und Einschlag bildet eine große christliche Idee: die Idee des Gerichtes und der Vergeltung am Ende der Tage. Wir können es wagen, die gemalte Predigt in Worte zu übersetzen. Verlieret nicht aus dem Auge, so tönte es in einer kampfsdurchtobten, wildbewegten, sittenrohen Welt von diesen Wänden her ans Gemüth der Gläubigen, das Ende eurer Lebenszeit und das Ende aller Zeiten. Vergesset nicht, daß ihr alle einst vor dem Richter erscheinen und Rechenschaft ablegen müsset und nach euren Werken

euer ewiges Loos zugetheilt erhaltet. Vergesset nicht, was prophetisches Wort seit Jahrhunderten mahnend und warnend verkündigt. Die furchtbaren Nöthen und Wehen, unter welchen ihr seufzet, müssen sie euch nicht erinnern an das, was der Seher auf Patmos vorausgeschaut und vorausgesagt vom Ende der Zeiten? Kämpfet also unter St. Michaels, eures Patrons, Führung und Beistand den guten Kampf, verbündet euch nicht mit den Mächten des Bösen, welche doch schließlich unterliegen, sondern haltet euch an das heilige Gotteslamm auf dem Berge Sion, von dem allein Erlösung und Heil kommt. Aller Ende ist nahe, mahnt St. Petrus, darum seid mäßig und nüchtern, vor allem aber pfleget anhaltend die Liebe, weil die Liebe auch der Sünden Menge zudeckt (1. Petr. 4, 7). Enthaltet euch roher Gewaltthat und üppigen Schlemmerlebens und verhärtet nicht euer Herz gegen fremde Noth, denn ein Gericht ohne Erbarmen wird ergehen über den, der nicht Erbarmen übt, das Erbarmen aber rühmt sich gegen Gericht (Jak. 2, 13).

Das ist der Wortlaut dieser Predigt in Farben, welche mit weiser Berechnung aus dem Schatze christlicher Dogmatik und Moral das auswählt, was am geeignetsten war, in jenen Zeiten die Gemüther heilsam zu erschüttern, Herren und Hörige, Edelinge und Dienstmannen, Freie und Unfreie ernst in Pflicht zu nehmen, dem Unrecht und der Gewalt zu wehren und harte Herzen zu mildem Sinn und zu erbarmender Hilfeleistung zu bekehren. Freilich, unser Cyklus ist nicht mehr vollständig; die Bilder der Westwand sind für immer verloren und wir können kaum mehr vermuthen, was sie darstellten; schwerlich, wie wir bereits bemerkten, die Fortsetzung der Parabel vom Samaritan; wohl auch nicht die erste Ankunft des Heilandes auf Erden, wie Schneider annimmt, da diese dem Charakter des ganzen Cyklus zu fern liegt; eher vielleicht entweder den Chor der Apostel, für welchen sich im Gerichtsbild kein Platz fand und welcher mit dem der Propheten für die Wahrheit des Dogmas zu

zeugen hätte, oder die Darstellung des Kreuzesopfers, welche in Reichenau sich unmittelbar an das Gerichtsbild anschließt; hier würde dieselbe den schon im Bild des Lammes auf dem Berge Sion (Südwand) anklingenden Gedanken noch voller und concreter aussprechen: daß derselbe, welcher einstens als Weltenrichter kommen und jeden zur Rechenschaft ziehen wird, auch die Gnade verleiht, um dem ewigen Verderben zu entgehen und ewiges Heil zu erlangen.

Wo und wie ist nun aber, das ist die weitere wichtige Frage, dieser Gemäldecyklus, der uns schon durch seinen wuchtigen Ideengehalt, durch sein reiches und klares Lehrsystem imponirt, in die noch so lückenhafte Geschichte frühmittelalterlicher Wandmalerei einzuordnen? Den Entdeckern desselben, wie denen, die zuerst ihm ihre Feder liehen, drängte sich von Anfang an eine doppelte Ueberzeugung auf, einmal, daß der Cyklus auch eine kunsthistorisch hochbedeutsame Erscheinung der vorromanischen Periode sei, sodann daß er zu der Malerschule des Klosters Reichenau und zu den Gemälden in Oberzell in näherer Beziehung stehe. Beide Annahmen sind nunmehr durch Webers treffliche Monographie auf der Basis eingehendster und gründlichster Untersuchung als Thatsachen erwiesen und dürfen unbedenklich als solche in die Annalen der Kunstgeschichte, auf die noch so wenig beschriebenen Blätter des elften Jahrhunderts eingetragen werden.

Das sind wirklich — der einigermaßen Kundige wird sofort selbst diesen Eindruck gewinnen — keine Produkte bloßer Handfertigkeit, welche blos überkommene Typen vervielfältigt, das sind Leistungen einer hochentwickelten Kunst. Das bezeugt der große Wurf der Compositionen, die Kühnheit der jetzt genau controlirbaren Linienführung, die leichtflüssige, spielende Art, in der die Contouren aufgezeichnet sind, die helle, fröhliche, harmonische Farbengebung, auch die offenbar aus langer Uebung und Erfahrung abgezogene Technik, welche den Malgrund auf das sorgfältigste zu-

bereitete, ihm durch eingemauerte Thontöpfe eine besondere Haltfestigkeit und Widerstandskraft gegen Feuchtigkeit gab, ihn auf der Oberfläche förmlich glättete und polirte, wahrscheinlich die Farbenzonen des Hintergrundes al fresco auftrug, und vielleicht noch mit einem Ueberzug von punischem Wachs versah, dann Zeichnung und Farben der Bilder in Tempera ausführte, — all das mit so viel technischer Routine, mit solcher Ueberlegung und Vorsicht und mit so schönem Erfolg, daß die Malereien jetzt noch, nach achthundert Jahren, nachdem sie wohl jahrhundertelang scheintodt unter dem Leichentuch der Tünche gelegen und nach dessen Wegnahme lange Zeit von Sonne, Wind und Wetter, von Regen und Schnee gebleicht worden, daß sie heute noch zum Theil nicht blos ihre Contouren, sondern sogar einen Schimmer ihrer ursprünglichen Farbenschönheit bewahrt haben.

Kein Zweifel also, es sind Meisterwerke, die ein günstiges Geschick uns hier wieder geschenkt hat. Ihr ganzer Charakter weist auf die Zeit des Ueberganges von der karolingisch-ottonischen zur sogen. romanischen Periode. Wo haben wir ihre Heimat zu suchen, wo ihren oder ihre Meister? Historisch und topographisch liegt nichts näher, als an Reichenau zu denken, dieses Kunstcentrum für ganz Süddeutschland, das nicht viele Stunden von Burgfelden entfernt ist. Die durch die ausgezeichnete und geradezu epochemachende Publikation von F. X. Kraus ermöglichte und erleichterte Vergleichung unserer Malereien mit denen von Oberzell ergab neben charakteristischen Verschiedenheiten unleugbare Verwandtschaftszüge zwischen beiden. Nicht so fast auf einzelne äußere Congruenzen ist hier der Nachdruck zu legen, wie auf den Mäander, der in Burgfelden wie in Reichenau die Bilder nach oben abschließt und an beiden Orten sogar in den Hauptfarben übereinstimmt, auf die Farbenzonen oder Farbenbänder, mit welchen der Malgrund hier wie dort ausgelegt und belebt ist, oder auf die Gleichheit der Technik und der Zubereitung der Malfläche. Weit wichtiger ist der ganze Stilcharakter, wie



er sich in Auffassung und Vortrag, in Formgebung und Gewandung ausspricht. Hier wie dort offenbar eine Kunst, welche noch vom Erbe der altchristlichen zehrt, aber mit diesem überkommenen Erbe frei und selbständig zu schalten versteht, in welcher ein starker Nachklang des Altklassischen nicht zu überhören, dagegen von byzantinischer Beeinflussung keine Spur wahrzunehmen ist, welche mit überlieferten Typen arbeitet, aber dieselben nicht mechanisch reproducirt, sondern sie durch eigene Gestaltungskraft belebt und mit dem warmen Blute eigenen Denkens und Fühlens durchströmt.

In dieser freien Benützung und schöpferischen Belebung latinisirender Traditionen beruht aber wie die Verwandtschaft so der nicht unwesentliche Unterschied zwischen den Reichenauer und Burgfeldener Bildern, und beides zumal läßt uns in den letzteren Werke der Reichenauer Malerschule erkennen, aber aus einer späteren Entwicklungsperiode derselben. Viel stärker pulsirt durch sie ein kräftiges, originales, deutsches Leben; ja bereits ist so viel neuer gährender Wein in die alten Schläuche gegossen, daß man den Augenblick kommen fühlt, wo dieselben zerreißen und Neuem zu weichen haben. Hier in Burgfelden ist mit allen Statistenrollen völlig aufgeräumt; sämmtliche Personen sind bei den Vorgängen aktiv oder passiv, mit dem ganzen Einsatz ihres persönlichen Lebens mitbetheiligt. Nicht ruhende Zuständlichkeiten, sondern aktuellstes Handeln, nicht gefrorene Geschichte, sondern im Fluß befindliches Geschehen, nicht erstarrte Objektivität, sondern subjektives Empfinden weiß diese Malerei wiederzugeben oder sucht sie wenigstens wiederzugeben. Solches Streben und Können hat aber seinen Quellpunkt darin, daß dieser Kunst sich das Auge erschlossen hat für eine zweite Formenschule außer der traditionellen. Sie hat gelernt, offenen Blickes ins wirkliche Leben zu schauen, ins kampfbewegte, waffenblitzende, kraftstrotzende, an Schreckensthaten und Trauerscenen wie an Festgelagen reiche Leben der Gegenwart, und sie bereichert ihren Vorstellungskreis und belebt

ihre Formenwelt durch das, was sie hier gesehen. Das verräth sich in der reichlichen Verwendung des Zeitcostüms, in den ungemein packenden und lebendigen Schilderungen der Kampfesscenen und des Ueberfalls, wie der Gastmahlsscene und der Todtenklage.

Diese Fortschritte wie die schon oben hervorgehobene Umbildung der Gerichtsdarstellung nöthigen uns, die Burgfeldener Malereien von den Reichenauern jedenfalls um ein halbes Jahrhundert wegzurücken. Gegen Ende des zehnten oder um die Wende des elften Jahrhunderts sind die letzteren entstanden, um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Burgfeldener und diese erbringen uns den werthvollen Beweis, daß die Malerschule von Reichenau, deren Urheimat und Mutterboden F. X. Kraus so glücklich war in der Schule von Monte-Cassino wieder zu entdecken,[1]) welche schon 850 in Blüthe und im Stande war, „berühmte Maler" nach St. Gallen zu entsenden, welche ca. 980 im Codex Egberti (herausg. von F. X. Kraus, Freiburg 1884) und dann in der Ausmalung der Kirche von Oberzell sich unvergängliche Denkmäler setzte, noch um die Mitte des 11. Jahrhunderts nicht blos bestand und sich auf der Höhe hielt, sondern sich auf eine weitere Stufe der Entwicklung emporgearbeitet hatte. Das Werk von Burgfelden war wohl eine der letzten Großthaten dieser Schule; denn unter der Regierung des Abtes Eggehard 1071—88 brachen schwere Geschicke über das Kloster herein, von welchen es sich nicht mehr erholte (Weber S. 55). Eine Großthat ist dies Werk und ein Markstein in der Geschichte der Wandmalerei, für uns um so werthvoller, weil es, wenigstens jetzt noch, isolirt dasteht und den überaus wichtigen Standpunkt

---

1) Die Wandgemälde von St. Angelo in Formis von F. X. Kraus. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen. Berlin 1893.

markirt, wo die deutsche Malerei **mündig** wird; gerade in diesen Bildern sieht man sie sich von ihrer Mutter und Lehrerin, in deren Zucht und Schule sie bisher gelebt, rührend verabschieden, um fortan ihre eigenen Wege zu gehen und den latinisirenden Charakter der karolingisch-ottonischen Periode in den sogenannten romanischen oder nationalgermanischen umzubilden.

Wie kommt dieses schwer zugängliche, abgelegene Albdörflein in verhältnißmäßig so früher Zeit zu einer so soliden und technisch vollendeten Steinkirche? wie zu dieser reichen Ausstattung, zu diesen Kunstwerken aus der vornehmsten und berühmtesten Malerschule Süddeutschlands? Wenn diese Fragen sofort den Blick auf die nahe Schalksburg lenken, wer waren die Herren der Schalksburg? war sie vielleicht die Stammburg der Zollern, die zu der Reichenau rege Beziehungen pflogen? war die Kirche in Burgfelden vielleicht die Grablege dieses Geschlechtes? sollte das Steinplatten-Doppelgrab, welches in der Kirche gefunden wurde, vielleicht die Leichname jener ermordeten beiden Zollerngrafen geherbergt haben? Das sind die weiteren schwierigen Fragen, welche sich alsbald an unseren Gemäldefund anknüpften. Die lebhafte Discussion[1]) hat vorerst nur Conjekturen zu Tage gefördert, auf welche wir nicht eingehen. Wir wollen lieber unser Urtheil über die Bedeutung der entdeckten Malereien zum Abschluß bringen.

Haben sie denn wirklich einen bleibenden, selbständigen Werth? Können sie uns auf der Höhe des 19. Jahrhunderts noch etwas zu sagen haben? Sind es nicht doch im Grunde noch recht naive und unbeholfene Versuche einer Kunst, welche die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, welche noch nicht artikulirt und geläufig zu reden, sondern blos zu

---

1) Siehe Weber a. a. O.: „Die Beziehungen der Burgfelder Kirche zum Hause Hohenzollern" S. 70—88.



stammeln versteht, Versuche, welche wohl den kunsthistorischen Specialisten interessiren können, aber doch durch die Leistungen der späteren Jahrhunderte völlig bei Seite gerückt und erdrückt erscheinen?

Eines ist und bleibt gewiß an ihnen und verdient die Achtung aller Zeiten. So gering im Vergleich mit der späteren Entwicklung das technische Vermögen, so engbegrenzt die Formenwelt dieser Kunst erscheinen mag, in Einem steht sie den größten Perioden und Meisterwerken nicht nach: in dem ungeheuren Ernst, mit welchem sie ihre Aufgabe erfaßt, in der Tiefe und Kraft innerster Ueberzeugung, mit welcher sie in ihre Themate eingeht und sie vorträgt, in der Lauterkeit der Absicht und dem frohen Wagemuth, womit sie ihr ganzes, wenn auch bescheidenes künstlerisches Vermögen einsetzt für den hohen Zweck, an der christlichen und sittlichen Erziehung des Volkes mitzuarbeiten. Was sie in letzterer Hinsicht leistete, welchen Eindruck diese mit so beugender Kraft und Wucht vor Augen gemalte divina commedia vor achthundert Jahren im Gemüthe des Volkes hinterließ, davon können wir uns kaum noch eine genügende Vorstellung machen; denn unser Auge ist verwöhnt und überfeinert und unser Gemüth durch zu viele Eindrücke abgestumpft. Hunderte unserer Vorfahren aber traten sicher in diesem kleinen Kirchlein von Burgfelden zum erstenmal in den Zauberkreis und in die Schule der Kunst, der religiösen Kunst, welche in diesen Gemälden ein inhaltreiches Lehr- und Erbauungsbuch aufgeschlagen hatte, in dem auch Analphabeten zu lesen vermochten. Waren die Gemüther dieser ersten Beschauer rauh und hart, so doch auch noch naiv und kindlich und sicher nicht unempfänglich für diesen herzbewegenden Unterricht, welcher, commentirt durch die mündliche Predigt, die größten und erschütterndsten Wahrheiten mit packender, überzeugender Kraft ihnen vorhielt.

Noch erscheinen daher diese Bilder uns geadelt durch die staunenden, ehrfürchtigen Blicke vieler Generationen,

welche aus ihnen Glaubenslicht und Glaubenskraft, Gesinnungen der Liebe und Barmherzigkeit, mächtige Impulse zu sittlichem Streben, Trost und Frieden gesogen haben.

Auch um deßwillen soll diesen ehrwürdigen Ueberresten alter Kunst, welche nach so vielen Jahrhunderten durch eine glückliche Fügung — habent sua fata et picturae — gerade uns sich wieder geoffenbart haben und unser Erbe geworden sind, der Zoll der Pietät nicht verweigert werden.

Paul Keppler.

XLVI.

Zur Philosophie der Geschichte.

Die Anwendung von Philosophie oder philosophischen Voraussetzungen auf die Geschichte wird heute rundweg abgelehnt, und vollends von theologischen Gesichtspunkten auszugehen oder die Dogmatik zum Leitstern zu machen, erscheint als das reine Widerspiel echter Wissenschaftlichkeit. Das Schlagwort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft beherrscht immer noch die Köpfe. Insbesondere macht die Geschichtswissenschaft den Anspruch durchaus voraussetzungsloser Forschung. Sie will nur Thatsachen darstellen oder nach dem Worte Rankes ergründen, wie es eigentlich war. Kein Vorwurf klingt für einen Historiker vernichtender, als daß er Voraussetzungen an die Geschichte heranbringe, daß er aprioristisch construire und die Thatsache gewissen Tendenzen dienstbar mache. Mit diesem Vorwurf kann man leicht jeden mißliebigen Historiker vernichten, obwohl es sich leicht nachweisen läßt, daß niemand seiner Weltanschauung

entgehen und seinem Standpunkte entfliehen kann, und es eine rein objektive Geschichtsdarstellung nicht gibt.

Ohne eine gewisse Tendenz und einen gewissen Zw kann man überhaupt den Stoff gar nicht ordnen und Auswahl treffen aus der Ueberfülle von Material, das dem Geschichtsschreiber von Anfang an darbietet. Und noch wichtiger ist, man kann in gar keine Persönlich tiefer psychologisch eindringen, man kann nicht charakteris man kann keinen Lebensgang und Lebensplan tiefer fas ohne daß man sich in die betreffenden Individualitä hineindenkt, in ihre Gefühlsstimmung hineinversetzt und ihre ganze Lebensanschauung hineinfühlt. Der Histori muß nach einander, wie der Schauspieler, verschiedene Roll lernen und die Charaktere nachbilden. Man kann das a umdrehen und sagen: die todten Schatten der Geschich die unbestimmten Umrisse, die im Reiche der Vergangenh weilen, müssen erst sich mit Blut und Leben füllen; müsse wie man schon sagte, Blut trinken gleich den Gespenstern de Odyssee, ehe sie sprechen, sie müssen das Blut des Historike trinken. Wie man es aber immer faßt, ob der Historiker si erweitert und wächst, oder ob er die geschichtlichen Gestalte mit seinem Herzblut nährt, diese Schmiegsamkeit und Ge fühlsweite hat immer gewisse Grenzen; Grenzen nicht nur a der Individualität, sondern auch an der religiösen un politischen Lebensanschauung des Darstellenden. Die Sub jektivität des Darstellenden läßt sich durchaus nicht eliminiren sie verleugnet sich um so weniger, je subjektiver das dar zustellende Wesen ist. Je feiner veranlagt eine geschichtliche Persönlichkeit ist, je verwickelter ihre Geistesfäden laufen, je dunkler ihre Geistestiefe ist, um so mehr macht sich die In dividualität dessen geltend, der sich mit ihr befaßt. Gerade dieses subjektive Element am geschichtlichen Objekte wird viel zu wenig beachtet. Man kann ja wohl öfters die Forderung hören, daß man großen geschichtlichen Persönlichkeiten con genial sein müsse, um sie zu verstehen, und vielen Geschichts-



schreibern wird die Congenialität nachgerühmt. Treitschke sagt einmal, man verstehe nur, was man liebt. Aber diese vereinzelten Bemerkungen und Beobachtungen werden nicht folgerichtig entwickelt und theoretisch und methodisch verwerthet. Man müßte sonst zu der verabscheuten Folgerung gelangen, daß gewisse subjektive Voraussetzungen vorhanden sein müssen, damit man objektiv darstellen könne und daß die Objektivität nicht so fast darin besteht, blos Thatsachen willkürlich und oberflächlich zu berichten, sondern sich in die Individualitäten hineinzuleben und Zeitideen und Völkercharaktere zu verstehen. Es würde sich dann herausstellen, daß man christliche und katholische Erscheinungen nur dann recht zu erfassen vermag, wenn man selbst Christ oder Katholik ist. Wer also z. B. sich in Christus nicht mit ganzem Herzen und Sinnen hineingelebt hat, wer nicht seine Gestalt, sein Wesen und Wirken gewissermaßen in sich aufgenommen hat, daß er mit dem Apostel sprechen kann: „Christus lebt in mir," der wird ihm nicht gerecht werden können, wenn er sein Leben geschichtlich darstellt. Er wird an gewissen Aeußerlichkeiten haften bleiben und gewisse Verschiedenheiten der evangelischen Darstellungen werden seinen Blick von dem Kern und Wesen ablenken. Er vermag den Geist, der aus den Synoptikern spricht, nicht zu vereinbaren mit dem Logos des Johannesevangeliums, und dort werden ihm die verschiedenen Tendenzen, nach denen die Synoptiker die ihnen vorschwebenden Thatsachen gruppiren, als eine Trübung des Thatbestandes selbst erscheinen. Er geht von außen, statt von innen aus. Wer aber von innen ausgeht und sich in das Centrum des Lebens Jesu versetzt, dem erklärt sich die Verschiedenheit der Darstellung leicht aus der Verschiedenheit des Eindruckes und aus dem Erscheinungs- und dem Wirkungsreichthum, der Fülle der Seiten und Richtungen in Jesu.

Auf gleiche Weise wird großen Kirchenvätern und Päpsten nur gerecht werden, wer sich mit ihnen eins weiß

und wer ihren Glauben theilt. Es gehört schon von vornherein Vertrauen und Glauben dazu, um der Kirchentradition ihr Recht zu gewähren. Die kirchliche Entwicklung muß im Sinne der Tradition, im Sinne des fortwirkenden und gleichbleibenden Geistes der Kirche aufgefaßt werden und wenn man in diesem Sinne die Entwicklung der kirchlichen Dogmen betrachtet, dann erscheint sie als eine gleichartige, nicht als eine durch allerlei verwirrende Differenzen und Zwiespalte hindurchgetriebene. Man ersieht schon im Keime die Frucht und im Ansatze den Gipfel. So macht es die katholische Kirchengeschichte und Dogmengeschichte. Die Katholiken sehen immer Gleichartiges, wo die Protestanten Verschiedenes und Veränderliches sehen. Sie harmonisiren, verbinden, vereinigen, wo jene unterscheiden und trennen Für die protestantische Dogmengeschichte, die ihren Höhepunkt bei Harnack erreicht, gibt es daher eine Ueberfülle von Lehrtypen, wie sie auch verschiedene Christustypen aufstellt. Von Petrus und Paulus geht nach protestantischer Auffassung durch die ganze Entwickelung ein Gegensatz hindurch, der sich durch Anziehung und Abstoßung, Vermischung und Sonderung mit den verschiedenen Geistestendenzen der Zeit, mit jüdischen, griechischen, römischen, mit ebionitischen und gnostischen Elementen zu hundert Verästelungen und Verzweigungen ausbreitet. Bei diesem Bemühen stehen die Protestanten offenbar unter dem Einflusse ihrer Kirchentrennung, wie die Katholiken unter dem ihrer Kircheneinheit. Solchen Einflüssen und Eindrücken kann man aber trotz aller angeblichen Voraussetzungslosigkeit nicht entgehen. Diese Einflüsse, die sich durch die ganze Geistesentwicklung hindurch der Seele einprägen, wirken mit einer unausweichlichen Macht, und alles Pochen auf vermeintliche Objektivität und die scheinbar strengste Befolgung der kritischen Methode hemmt diese Eindrücke nicht. Wie wenig die sogenannte kritische Methode zu wirklich objektiven Resultaten führt, das zeigt die beispiellose Willkürlichkeit in der Aufstellung

und Vertheilung der Lehrtypen. Den einen ist z. B. Lukas ein Ebionit, den andern ein Pauliner. Die apostolischen und Kirchenväter schillern in den buntesten Farben, dem einen ist der ein Petriner, den ein anderer für einen Johannesschüler, wieder ein anderer für einen Vermittlungstheologen ausgibt, jeder deutet in den entscheidenden Text etwas anderes hinein; ohne die willkürlichste Interpretation wären ja solche Resultatswidersprüche gar nicht erklärbar.

Aber freilich, die scheinbar kritische Methode hat schon viele bestochen, und unermeßlich ist der Schaden, den die Bibelkritik und die protestantische Dogmengeschichte schon angerichtet hat. Die unbestreitbare philologische Meisterschaft, die blendenden Kenntnisse der gesammten Literatur, die originelle Erklärung vieler Texte sind so bestechend, daß sie einen leicht gefangen nehmen. Wer unterscheidet, gilt überhaupt für scharfsinniger, als wer verbindet; wer im Gleichartigen verschiedene Seiten aufdeckt, für einen schärferen Beobachter, als wer das übersieht und das Ganze nimmt; wer das eine Zeugniß verwirft oder an ihm Gutes und Unbrauchbares unterscheidet, dafür ein anderes in den Vordergrund rückt, gilt viel kritischer, als wer alles in Bausch und Bogen annimmt. Es gilt in „wissenschaftlichen" Kreisen heute der Grundsatz: zu viel Kritik, zu viel Zweifel diene viel mehr zur Erkenntniß einer Sache als zu wenig. Darnach wird freilich nicht gefragt, ob das der Wahrheit diene. Die Wahrheit wird zuletzt durch diese Hyperkritik immer mehr verdunkelt; man weiß zuletzt gar nicht mehr, was feststeht. Der Wahrheit dient die katholische Dogmengeschichte viel mehr, wenn sie auch weniger interessant ist und weniger mit Kritik um sich wirft. Sie ist viel objektiver, viel ruhiger und sicherer.

Auch die Katholiken haben ein Kriterium, es ist die Einheit des Glaubens und die Verheißung, daß der Geist der Wahrheit immer bei der Kirche bleiben werde. Dieses Kriterium, das man recht eigentlich als subjektiv ansehen

mag, das in Wahrheit aber doch zu wirklich objektiven Thatsachen führt, ist ein „dogmatisches". Darüber liegt uns eine schöne Schrift vor von Domkapitular Dr. Höhler. Ihr Titel heißt: „Das dogmatische Kriterium der Kirchengeschichte; ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden". Im ersten Theile dieser Schrift wird die Unveränderlichkeit der Verfassung, Lehre und Disciplin der Kirche behandelt, im zweiten Theil gegen die voraussetzungslose Wissenschaft und gegen die Lehre Harnacks geschrieben, wornach über die geschichtliche Religion nur die Geschichte Aufschluß geben könne. Harnack sagt: „Sätze, wie die: Gehörte die Himmelfahrt Jesu der ursprünglichen christlichen Verkündigung an? wie sind die Zeugnisse für sie beschaffen? auf welchen Grundlagen ruht die Ueberlieferung, daß Jesus nicht Josephs Sohn gewesen sei? sind unzweifelhaft historische Fragen, die nur auf historischem Wege gelöst werden können. Sagt die geschichtliche Untersuchung — vorausgesetzt, daß sie sich nicht irrt — daß die Zeugnisse unsicher und unzureichend sind, so kann keine Kunst, keine Philosophie, keine Dogmatik sie sicher und zureichend machen; denn die Fähigkeit ist keinem Menschen geschenkt, eine Thatsachenfrage a priori zu entscheiden." Dagegen betont Höhler mit Recht, daß man mit geschichtlichen Mitteln zum Uebernatürlichen nicht vordringe und daß Geschichte als solche nur bei der menschlichen Seite der Kirche stehen bleibe. Er führt den schönen Satz Humboldts an: „Das Geschehene ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muß hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden".

Es dürfen daher nicht blos, sondern es müssen gewisse Ergänzungen überlieferter historischer Thatsachen angebracht werden, nur dürfen diese Ergänzungen nicht dem ganzen Zusammenhang, der Zeitlage und dem Charakter der Personen widersprechen, sondern müssen in den sicheren Thatsachen eine Begründung und Verbindung finden.

Man darf nicht Anschauungen und Zustände späterer



Zeiten in frühere übertragen und Einrichtungen, die erst eines Werdens und einer Entwicklung bedürften, schon in **den Anfang** versetzen. In diesen Fehler ist bekanntlich das **Mittelalter verfallen**, demselben ging der genetische Sinn vollständig ab und deshalb scheute es auch vor Fälschung nicht zurück.[1]) Deshalb darf man auch in der Kirchen- und Dogmengeschichte Späteres und Früheres nicht verwechseln und das dogmatische Kriterium der Kirchengeschichte darf nicht dazu verführen, eine starre Unveränderlichkeit anzunehmen und geschichtliche Thatsachen zu beugen. Nahe daran streift Höhler leider oder vielmehr, er würde daran streifen, wenn er seine Voraussetzungen consequent verfolgen würde. In den praktischen Folgerungen, die er aus seinem Princip der Unveränderlichkeit zieht, ist er sehr vorsichtig, aber das Princip ist freilich etwas starr. Aus biblisch dogmatischen Voraussetzungen folgt gewiß die Einheit des Glaubens und die Gleichheit der Verfassung in den wesentlichen Punkten. Daneben besteht aber doch die geschichtliche Thatsache, daß sich viel verändert und entwickelt hat, und es wird sich nur darum handeln, ob diese Veränderung wesentliche oder unwesentliche Punkte berührt hat. Die Wahrheit unseres Glaubens verbürgt uns gewiß, daß die geschichtliche Entwicklung wesentliche Punkte nicht verändert hat, aber darüber, wo die Grenze zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem ist, wird man wohl verschiedener Meinung sein dürfen. Ich glaube, Höhler stecke das Gebiet des Wesentlichen zu weit und versuche zu Gunsten des Primates Erklärungen und Ergänzungen des geschichtlichen Thatbestandes, die über das erlaubte Maß hinausgehen. Nach ihm berührt z. B. die von Funk angeregte Frage, ob die Kaiser mit oder ohne Zustimmung der Päpste die acht allgemeinen Concilien berufen, schon das Dogma. Nun läßt sich aber eine päpstliche Zustimmung nicht nachweisen und Funk glaubt, die

1) S. meine Kulturgeschichte des M.-A. I, 244.

Kaiser haben aus eigener Machtvollkommenheit die Concilien berufen, freilich nicht auch autorisirt. Unter den damaligen cäsaropapistischen Verhältnissen hatten die Kaiser, was auch H. zugibt, faktisch allein die Macht zu solchen Berufungen und wie bei allen despotischen Regierungen — selbst noch im heutigen Frankreich — können sich Bischöfe nicht ohne staatliche Erlaubniß versammeln (vgl. die bischöfliche Bitte bei Sozumenus VI, 7). Es handelt sich also blos darum, ob die Zustimmung des Papstes zur Berufung anzunehmen ist. Ist diese schon zur Berufung oder blos, was auch Funk zugibt,[1]) zu den Verhandlungen des Concils selbst nöthig? Ich meine, das Zugeständniß Funks genüge und es sei nicht nöthig, gegen den Sinn der Geschichte eine päpstliche Zustimmung auch zur Convokation anzunehmen, die doch blos eine äußerliche Handlung war.

Die ganze Tendenz der Arbeit Höhlers, die zuerst im „Katholik" erschien, ist zwar auf diese Streitfrage zugespitzt, räumlich aber treten doch die geschichtsphilosophischen Auseinandersetzungen so in den Vordergrund, daß er sie mit Recht einen Beitrag zur Philosophie der Geschichte nennen konnte. Die Philosophie der Geschichte hat sicherlich ihr Hauptfeld und ihren Mittelpunkt in der Geschichte des Christenthums und der Kirche. Das tritt besonders deutlich hervor in dem Werke, zu dessen Besprechung wir jetzt übergehen.

„Christenthum und Kirche der Mittelpunkt der Weltgeschichte": das ist ein erster und letzter geschichtsphilosophischer Gedanke. Ihn mit voller Consequenz und in kräftiger Form durchgeführt zu haben, ist das Verdienst Rocholls in dem zweiten Band seiner Philosophie der Geschichte. Dieser zweite systematische Band folgte erst volle 15 Jahre nach dem ersten geschichtlichen Theil, den seiner Zeit Dr. Strodl in diesen Blättern besprochen hat, leider kommt jener Band,

1) S. Histor. Jahrbuch XV, 513 ff.



aber nur zum wenigsten durch unsere Schuld, etwas verspätet zur Besprechung. Der großartige Grundgedanke des Verfassers kommt einem nicht gleich von Anfang an zur vollen Klarheit, da der Verfasser versäumte, denselben auch äußerlich scharf hervortreten zu lassen, deshalb hat sich der Referent übermäßig lange Zeit an den unfruchtbaren einleitenden Ausführungen aufgehalten, da er nach dem Gebrauch, den es in einer Apologie fand, glaubte, die Hauptstärke des Buches bestehe in seiner anthropologischen Seite. Erst als der Referent entschlossen in der Mitte zu lesen anfing, ging ihm das Verständniß des Grundgedankens auf

Rocholl gliedert die Geschichte vor Christus in drei sich verengende übereinandergelagerte Völkerkreise oder Völkerschichten. Den Höhepunkt bildet in Rom und Juda das Christenthum, von da erweiterten sich wieder die Völkerkreise, die das Christenthum mehr und mehr durchdringt. Die christliche Cultur ergreift die Menschheit in denselben drei Stufen absteigend, aus deren Verengung es sich erhoben hatte. Die unterste und breiteste dieser Völkerschichten ist die turanisch-mongolische Welt, vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen reichend, wo sich Ost und West berühren. Auch die amerikanischen Culturvölker werden hieher gerechnet. Darauf setzt sich die arische oder indogermanische Völkerwelt mit der gewaltigen Spannung oder dem Gegensatz zwischen Indier und Römer.

Im turanischen Culturkreis findet Rocholl — neben der Ohnmacht der Persönlichkeit — in der Götterwelt die Herrschaft einer allgemeinen Urkraft, in dem Staatsleben die Willkür der Despotie eines Einzigen über die willenlosen Massen. Es fehlt dem Volke das Schuldbewußtsein und man hört nur von den Leiden der ganzen Welt. Eine parasitische Priesterschaft (Lamas) lebt von der Unwissenheit des Volkes. Die primitive Kunstübung befaßt sich mit peinlich Mechanischem und bildet das absolut Häßliche aus. Auch in Indien verschwindet der und das Einzelne im Allgemeinen,

die Welt verschwindet in Gott und wird zum bloßen Scheine. Die Phantasie überwiegt im Denken und die Literatur erzählt nicht, was war, sondern was gedacht wurde. Schon im Perser ist das Individuum kräftiger und das Schuldbewußtsein lebhafter. Aber erst die Griechen und Römer haben dem Einzelnen zu seinem Rechte verholfen. In Griechenland ist alles begrenzt, selbst das Leben der Götter. Die Leibesschönheit ist das höchste, der Gesichtsausdruck ermangelt der tiefen und individuellen Ausarbeitung. Die Römer zeichneten sich durch tiefen sittlichen Ernst aus, aber ihr Thun und Denken behielt immer etwas Aeußerliches und Gesetzliches.

Eine äußerliche Vermischung der Völker und ihrer Culte vollzog sich auf dem großen „Weltmarkte" Rom und im kosmopolitischen Hellenismus, aber die wahre Welt- und Zeitenmitte fiel auf semitischen Boden. Christus ist die Mitte, logisch, physisch und ethisch. Durch ihn wurde vermittelt die orientalische Jenseitigkeit mit der griechisch-römischen Diesseitigkeit. In Asien war der Gedanke der göttlichen Emanationen, wie er aus gnostischen Systemen bekannt ist, heimisch, die Idee Gottes, der Mensch wird; auf griechisch-römischem Boden entwickelte sich die Apotheose des Menschen, das Bild des Menschen, der Gott wird. Dort geht die Bewegung von oben, hier von unten, dort hat das Unendliche das Endliche als Moment in sich, hier ist das Verhältniß umgekehrt. Diese Gegensätze wurden im Logos vermittelt und Rocholl nennt diese Vermittlung logisch.

Die physische Vermittlung erblickt er in dem Opfer. Die alten Thier- und Menschenopfer haben alle einen Sinn, man wollte den Riß zwischen oben und unten, zwischen Himmel und Erde überbrücken. Das geschah in Christus, durch den auch die Trennung der Völker wenigstens der Idee nach aufgehoben wurde. Das Pfingstfest ist das Gegenbild der Sprachverwirrung zu Babel. Ethisch hat Christus den Gegensatz von Leib und Geist in seiner ver-

klärten Leiblichkeit überwunden; eine neue Menschheit ging aus ihm als Organismus hervor und alle Freiheit und aller Fortschritt knüpft sich an ihn an.

Halten wir hier inne: wir sehen vor uns eine große Fülle von schönen Gedanken, die zwar leitend sind, aber vielfach unter minderwerthigen Ausführungen verborgen liegen. Es fehlt oft auch am Zusammenhang. Die Darstellung des Griechen- und Römerthums z. B. wird in zwei Hälften zerrissen und im zweiten und dritten Völkerkreis gesondert betrachtet. Am auffallendsten ist es, daß die Semiten sammt und sonders, auch die mit turanischen Elementen stark gemischten, die Assyrier, Babylonier und Aegypter erst im dritten Völkerkreis behandelt und daß hier erst wichtige Züge des turanischen Wesens, z. B. der Cult der Wasser-, Luft- und Erddämonen in ihrer finstern zauberhaften Art nachgeholt werden. Um so anerkennenswerther ist, was Rocholl über die Juden sagt: ihre Stellung unter den Völkern lasse sich, führt er im Einzelnen aus, natürlich nicht erklären, die Reihe der Propheten sei eine Reihe von Wundern und der Begriff der Sünde und Schuld so vertieft, wie nirgends. Kein Volk habe in der Geschichte die eigenen Fehler so eingestanden und Selbstkritik geübt, wie die Juden.

Das Judenthum nach Christus wird selbstverständlich ungünstiger behandelt; wir haben dagegen ebenso wenig als gegen den Antisemitismus Rocholls etwas zu erinnern. Doch überschätzt er den Einfluß des Judenthums auf die christliche Kirche; er findet schon bei den Rabbinern den späteren Probabilismus und bei den Jesuiten Semitisches! Nach ihm brachte das Morgenland den Asketismus und später die Sagenwelt der Romantik. Dem Einströmen morgenländischer Einflüsse öffnete sich das Mittelalter besonders im zweiten Völkerkreis, als mit dem Eintritt der Germanen die zweite arische Völkerstufe eintrat. Hierüber bringt R. gute Bemerkungen; wie aber schon P. Albert Weiß im Histor. Jahrbuch ausführte, reicht das lange nicht aus, um das Mittelalter zu

charakterisiren, und man ist ganz überrascht, Rocholl unmittelbar nach diesem Kapitel schon zum ersten Völkerkreis herabsteigen und zur Neuzeit übergehen zu sehen. Diese beginnt bei ihm schon mit den Mongoleneinfällen und befestigt sich mit der Entdeckung fremder Welttheile mit turanischer Bevölkerung. Das Mongolenthum ist die große Gefahr, die nach R. auch die europäische Zukunft bedroht.

In eigenthümlicher Anlehnung an das Zeitalter der Entdeckungen faßt R. die Reformation unter dem Gesichtspunkt der Colonienbildung auf. Die katholische Kirche ist das Mutterland und die protestantischen Kirchen sind ihre Colonien. Diese Auffassung erinnert an ein Wort W. Menzels, der einmal in der württembergischen Kammer erklärte:[1]) „Wir Protestanten sind alle noch Katholiken, ausgenommen in Bezug auf die Punkte, in Betreff deren wir ausdrücklich protestirt haben.“

Als eine Colonienbildung könnten wir die Reformation nur fassen, wenn sie wirklich colonisirt, richtiger ausgedrückt, missionirt und bekehrt hätte. Von einer Missionirung und Bekehrung kann aber nur in sehr beschränktem Maße geredet werden, man könnte höchstens daran denken, daß die Reformation weite Kreise vor dem Versinken in den Unglauben gerettet und daß sie die frivolen Humanisten wieder zum Glauben an Christus zurückgeführt hat. Aber davon redet Rocholl nicht, diese relative Bedeutung wäre ihm wohl zu gering. Die Reformation gewinnt, indem er ihrem eigentlichen Wesen näher treten will, eine viel absolutere Bedeutung, sie wollte, wie er im unausgesprochenen Anschlusse an Ranke darstellt, die reine Offenbarung wieder herstellen.

1) Es handelte sich um das jüngst wieder brennend gewordene Beichtgeheimniß vor Gericht. Menzel sprach gegen eine Gesetzesbestimmung, zu der selbst Keller und Zaumann schwiegen, die aber von der ersten Kammer abgelehnt wurde. Denkwürdigkeiten 1877, S. 377.



Ranke verband und verglich gleichfalls die Reformation als Restauration mit den Entdeckungen, die an der Spitze der Neuzeit stehen, und erblickte in ihnen die Voraussetzung und den vielversprechenden Anfang einer weltumfassenden Machterweiterung der germanisch-romanischen Völker. In diesen Vorgängen sah er die die Neuzeit beherrschenden Tendenzen.

Ganz in diesem Gedankenkreise lebt auch Rocholl, nur steht er der Reformation wesentlich etwas unbefangener gegenüber. Janssen und, wie er andeutet, gewisse Ausführungen der Histor.-politischen Blätter blieben nicht ohne Einfluß auf ihn, während Ranke sich gegen alles verschloß. Er gesteht, daß es in der Reformation oft etwas roh herging, und wirft ihr vor, sie habe den sittlichen Werth gegebener Formen viel zu wenig beachtet und nicht bedacht, daß „des Menschen Thun, wie Friedrich Jacobi an Hamann schreibt, viel weniger von seinem Denken, als sein Denken von seinem Thun abhängt." Dabei denkt er offenbar an die liturgischen Formen und traditionellen Gebräuche, deren allzurasche Beseitigung eine große Zahl Protestanten heutzutage bedauert. In einem hier schon citirten Aufsatze[1]) hat Gallwitz der Reformation vorgeworfen, sie habe kein Verständniß für geschichtliches Werden und die Tradition besessen, es fehle daher dem Protestantismus die zeitliche Continuität wie die räumliche Universalität, kurz die Katholicität dem Raum und der Zeit nach. Der Protestantismus gleiche einem Emporkömmling, der sich um seinen Stammbaum nicht kümmert, richtiger gesagt, ihn eigentlich verhüllt. Einen ganz andern Ahnenstolz habe die englische Kirche. Der dreißigjährige Krieg habe vollends mit dem ganzen Mittelalter aufgeräumt. Man solle mittelalterliche Cultusformen wieder beleben, die alten liturgischen Gebete wieder einführen, die Orden und

1) 118. Band, S. 714.

die Heiligenverehrung wieder beleben. Zu den Vätern des Glaubens gehören nicht blos Franziskus und Bernhardus, sondern auch Gregor VII. und Innocenz III. und verdienen alle Verehrung. Man könne Heilige verehren, Orden stiften und alte Kirchengebete hervorsuchen, ohne daß man deßwegen die dogmatischen, asketischen und hierarchischen Gedanken, welche die römische Kirche damit verbunden habe, mit übernehme. Das könne man alles losschälen. Die Benediktiner verdanken ihre großen Erfolge dem Zusammenschluß, nicht der Askese und Hierarchie. Gewiß eine sehr merkwürdige Geschichtsauffassung!

Wir enthalten uns weiterer Untersuchung darüber, ob die Unterscheidung, die Gallwitz zwischen einem berechtigten Kern und einer vergänglichen Schale anbringt, möglich ist. begrüßen aber die Erkenntniß mit Freuden, daß die Reformation allzurasch mit berechtigten Dingen aufräumte. Die geschichtliche Wahrheit bricht sich immer mehr Bahn, sie macht sich auch in der Richtung geltend, daß man nicht mehr annimmt, die Reformation sei gewissermaßen, wie die bekannte griechische Göttin, mit einem Schlage aus dem Haupte Luthers entstanden, und daß man sie nicht mehr auf dunkler Folie wie eine Lichterscheinung hervortreten läßt.

Mögen es die Protestanten wie immer auffassen, sie können heute nicht mehr leugnen, daß eine große Erbauungsliteratur, das deutsche Kirchenlied, die deutsche Bibel schon lange vor der Reformation verbreitet war. Wie nun das immer mit der Reformation zusammenhängt, ist schwer im Einzelnen zu bestimmen. Andererseits geht es auch nicht mehr, den Zusammenhang mit der Renaissance zu verleugnen. Gerade diese Bedingtheit durch die humanistische Bewegung hat Rocholl, um nochmals auf ihn zurückzukommen, zu wenig oder eigentlich gar nicht berücksichtigt.

Der Humanismus, dem nur das Alterthum galt, hatte viel Schuld an dem radikalen Bruch mit der Vergangenheit. Er brachte das Märchen auf von der dunklen Nacht des



Mittelalters. Ihm zulieb wurde der christliche Gedanke abgeschwächt. Der Humanismus war eben eine Macht, mit der man rechnen mußte. Auch die „Gegenreformation", auch die Jesuiten mußten mit ihm rechnen. Das sieht Rocholl ganz richtig, nur ist er nicht consequent und blind mit Bezug auf seine eigene Confession. Wenn er von der „Gegenreformation", speziell von den Jesuiten, sagt, sie verdanke ihre Erfolge dem Umstande, daß sie die Renaissance in sich aufnahm, so hätte er das auch auf die „Reformation" anwenden sollen. Ich habe in dem Buche „System und Geschichte der Kultur," das Rocholl ein paarmal erwähnt, die Reformation als eine Art Humanistenreligion, eine den Anschauungen der Renaissance entgegenkommende Abschwächung des christlichen Gedankens gefaßt, merkwürdigerweise hat aber niemand, weder ein Katholik noch ein Protestant, diesen Punkt aufgegriffen und sich darüber ausgesprochen. Unter jenem Gesichtspunkt erscheint die Reformation in engstem Zusammenhang mit der Aufklärung und gerade in dieser Hinsicht hat Rocholl ganz richtige Vorstellungen. Er faßt die Aufklärung als eine Fortsetzung der humanistischen Idee und in gewissem Sinn auch als Fortsetzung der Reformation (S. 396). Aber vor ihrer Selbstverwirklichung im Absolutismus und in der Revolution noch mehr macht er Halt und wird bedenklich. In der neuesten Zeit vollends, die allen Ideen ihren freien Lauf ließ, findet er viele dunkle Punkte, den allerdunkelsten im Socialismus. Hier sieht er die Humanitätsidee in ihrem „jähen Umsturz." Im Osten sieht er Rußland als Erben von Byzanz, von Neurom mit seiner gewaltigen Expansionskraft!

Kein Wunder, daß er daher in noch viel beschränkterem Grade, als der Referent, in der Geschichte einen Fortschritt anerkennen will. Geschichtsphilosophische Ausführungen über Fortschritt und Ziel der Geschichte beschließen ein Buch, dem man viel Anregung verdankt, wenngleich man vielem widersprechen muß. Der Stil ist etwas dunkel und apho-

ristisch, oft etwas verworren, ohne logische Gliederung, stellenweise aber auch von ganz orgineller Prägung. Das gewaltsame Bestreben, geistreich zu sein oder zu schreiben gelingt eben nicht immer. Doch ist das redliche Bemühen nach Wahrheit und der Reichthum des Gebotenen alles Lobes werth.

G. Grupp.

XLVII.

Zeitläufe.

Die sechs Mächte als Schutzengel Kreta's.

Den 24. März 1897.

Als Anfangs August des vorigen Jahres das Auswärtige Amt in Wien an die Mächte den Vorschlag der Blockade Kreta's gelangen ließ, verweigerte England seine Zustimmung, weil keine Bürgschaft gegeben sei, daß „Europa etwas mehr thue, als das Licht zu halten, während der Sultan auf Kreta die muselmanischen Methoden in Anwendung bringe". Aus englischen Regierungskreisen erfolgte damals folgende Schilderung über die Stellung der europäischen Mächte:

„Rußland hat sich jüngst sehr eifersüchtig auf Eingriffe in die souveränen Rechte des Sultans gezeigt. Wird es, obwohl willens, Griechenland an einer Einmischung in die Angelegenheiten Kreta's zu verhindern, ebenso willens sein, sich in die türkische Actionsfreiheit zu mischen? Da Frankreichs Politik sich nach der Rußlands richtet, so ist die Antwort auf diese Frage doppelt wichtig, und es ist überflüssig, das Weitere zu discutiren, ehe sie beantwortet wurde. Aber wenn auch alle Mächte übereinstimmen, so würden sie damit doch die Verant-

wortung für die völlige Regelung der Kreta-Frage übernehmen, und hierin läge eine große Gefahr." [1])

Jetzt haben aber die Mächte es doch übernommen, die schwere Aufgabe auf sich zu laden. Ihre Schiffe halten die Häfen Kreta's besetzt, jede Macht schickt die gleiche Anzahl Landtruppen zur Verstärkung dahin, die griechischen Schiffe müssen heimkehren und auch die eingebrochenen griechischen Hülfstruppen sollen das Land räumen. Vergebens hat Griechenland eingewendet, daß in diesem Falle die völlige Anarchie über Kreta hereinbrechen würde. Die Mächte wollen die völlige Regelung der Verhältnisse gemeinsam und allein, insbesondere auch ohne Einmischung des Sultans, welcher fernerhin blos dem Namen nach Souverain, sogenannter Suzerain, bleiben soll, zu Ende führen. Die völlige Ausschließung griechischer Beihülfe hat auch in Berliner Kreisen von vornherein schwere Bedenken wachgerufen:

„Man mache sich doch den Zustand klar, der eintreten wird, wenn die griechischen Truppen die Insel verlassen haben, wenn die türkische Besatzung auf die wenigen, von den Großmächten occupirten, Punkte zusammengezogen sein wird. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Ausbruch völliger Anarchie die Folge sein wird. Die Türken werden die Christen und die Christen die Türken niedermetzeln, wo immer Gelegenheit sich bietet. In barbarischer Grausamkeit sind beide Theile gleichwerthig. An den Mächten wird es dann liegen, diesen Greuelthaten Einhalt zu thun. Mit einigen hundert Mann ist das aber nicht gethan, denn schon heute erscheint es ohne Zweifel, daß die kretischen Rebellen durch die fremden Matrosen sich längst nicht imponiren lassen. Haben die Aufständischen Aussicht auf Erfolg, so wird sie ein bloßer Protest der europäischen Mächte durchaus nicht davon abhalten, die gelandeten Mannschaften ebenso zu behandeln wie die Türken.

---

1) Aus den Londoner „Times" s. Berliner „Neue Freie Presse" vom 7. August 1896.

Es bleibt also nur übrig, daß eine imponirende Machtentfaltung die Insel zur Ordnung zwingt. Bekanntlich ist das aber schon der örtlichen Verhältnisse Kreta's wegen sehr schwer. Wer aber soll als Mandatar der Mächte eine so undankbare und langwierige Aufgabe übernehmen? Oder sollte etwa jede Macht veranlaßt werden, eine zu verabredende gleiche Kopfzahl zu stellen? Nun, das dürfte erst recht zu keinem Ziele führen, denn wir sind fest davon überzeugt, daß hierbei die Einigkeit der Mächte auf eine harte Probe gestellt werden müßte, und wenn schon heute mancherlei Anzeichen vorliegen, die erkennen lassen, wie unendlich schwierig es gewesen sein mag, das Bestehen des europäischen Concertes bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte zu wahren, so will uns scheinen, als ob mit dem Rückzug der griechischen Truppen aus Kreta, wenn er wider Erwarten wirklich erfolgen sollte, die Schwierigkeiten nur zum allerkleinsten Theile beglichen wären."[1])

Allerdings steht es mit der Einigkeit der Mächte wie mit zerbrechlichem Glas. Man braucht auch nur auf die Stimmung der Bevölkerungen in England, Frankreich und Italien den Blick zu richten, um die heikle Stellung der dortigen Regierungen zur Frage zu ermessen. Es wäre überhaupt gewagt, den Tag vor dem Abend loben zu wollen, wenn man überdies das Volksthum in's Auge faßt, mit dem die Pacification Kreta's es zu thun hat. Es ist noch nicht ein Jahr verflossen, daß die Zeitungen berichteten, die kretische Nationalversammlung stehe vor der Eröffnung, die durch das Einwirken der Consuln gesichert scheine; die christlichen Deputirten bis auf drei seien in Canea bereits versammelt; das fortdauernde Einvernehmen der Mächte, Griechenland eingeschlossen, durch welche die Zugeständnisse der Pforte erlangt seien, lasse einen guten Erfolg erwarten; die Pforte sei auch bereit, allenfallsigen Wünschen Rechnung zu tragen und die türkischen Abgeordneten hätten ihre Betheiligung

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. März ds. Js.

erklärt.[1]) Das war Mitte Juli 1896, und Anfangs Februar 1897 wurde nach Wien geschrieben:

„Nur einige Monate hat auf der unglücklichen Insel die mühsam hergestellte Ruhe gedauert. Noch sind die Frühlingsboten nicht da, welche im Orient von jeher auch die Völker in unruhige Bewegung versetzten, und abermals wüthet der Aufruhr mit Mord und Brand unter der kretensischen Bevölkerung. In den letzten Tagen des verflossenen Monats hat er begonnen, zwei Christen wurden in der Umgebung von Canea erschlagen und etliche Stunden später standen Mohamedaner und Griechen in wilder Feindseligkeit gegen einander. Griechische Dörfer wurden von Türken, türkische von Griechen blokirt, der Versuch, die lodernde Aufregung zu beschwichtigen, mißglückte, den Truppen, welche eingreifen wollten, wurde mit Flintenschüssen begegnet, und nur mit Mühe gelang es der Intervention des englischen Consuls, Truppen und Volk auseinanderzuhalten. So wild aber war der Ausbruch, daß seitdem der Aufruhr immer weiter um sich gegriffen hat. Canea steht in Flammen, in den Straßen wird zwischen Mohamedanern und Christen unausgesetzt gekämpft, das Palais des Gouverneurs in Rethymno ist umzingelt, und zu Hunderten drängen sich die Flüchtlinge nach den europäischen Kriegsschiffen, um auf denselben Schutz zu finden. Es ist also, wie es scheint, Alles umsonst gewesen, was die europäische Diplomatie in emsigen Verhandlungen mit der Pforte und mit der kretensischen Epitropie zu Wege gebracht hat. Das Reformwerk, welches der Bevölkerung von Kreta eine autonome Verwaltung, eine erträgliche Justiz und eine aus fremden Christen zusammengesetzte Gendarmerie verhieß, ist vermuthlich jetzt schon als gescheitert zu betrachten, noch bevor es auch nur in seinen Anfängen sich erproben konnte. Und wieder ankert eine stattliche Anzahl europäischer Panzerschiffe vor der Insel, wieder erhebt sich in Athen der panhellenische Geist, um Kreta für

1) Depeschen aus Constantinopel u. a. s. Münch. „Allg. Zeitung" vom 13. Juli 1896.



Griechenland zu reclamiren, wieder, als ob nicht erst vor einem halben Jahre die Mächte mit genauer Noth sich geeinigt und um Kretas willen in Constantinopel wie in Athen gemeinsamen Druck geübt hätten." [1])

Seitdem die Türken in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Herrschaft der Venetianer aus Kreta zu verdrängen begonnen hatten, hat die vulkanische Natur des Landes den Charakter des Volksstammes immer tiefer durchdrungen. Die Kretenser sprechen alle griechisch, sie sind getheilt zwischen 200,000 schismatische Christen und 500,000 Muhamedaner, aber nicht der religiöse Gegensatz allein hat die unaufhörlichen Aufstände und Kämpfe zwischen den Bewohnern verschuldet. Zu den Muhamedanern zählen die sogenannten Benghasi, von der Nordküste Afrika's eingewanderte, mehrere Tausende zählende islamitische Sektirer, deren Ausweisung als „subsistenzlose und für die öffentliche Sicherheit gefährliche Individuen" nach der auf dem Papier stehen gebliebenen Verfassung vom vorigen Jahre dem Generalgouverneur anheimgegeben gewesen wäre. [2]) Eigentliche Muhamedaner aus der Türkei werden in Kreta keine hundert Familien gezählt. Die Masse der kretensischen Muhamedaner sind zum Islam abgefallene Griechen, die sich auch ihre Besonderheiten vorbehalten haben, z. B. die Lust am Weintrinken, und sich überhaupt um den Koran wenig kümmern. Die Erscheinung solcher Renegaten fällt in der Türkei überhaupt in's Gewicht:

„Auch dort sind Christen zum Islam übergetreten, um Macht, Gewalt und Vermögen an sich zu reißen. Armenische, griechische, bulgarische und serbische Renegaten haben unter türkischem Banner gewüthet, Beys, Paschas sind aus ihnen geworden, große Vermögen haben sie zusammengespeichert, aber niemand haben sie so sehr geschadet, als den Türken selbst.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 7. Februar d. Js.

2) Wiener „Vaterland" vom 10. September 1896.

die haben die Türkei zu Grunde gerichtet. Leute, die ihren Glauben, ihren Namen und ihre angestammte Nationalität muthwillig und leichtfertig von sich werfen, werden in den meisten Fällen auch dem andern Glauben und der andern Nationalität nicht zu Ehre gereichen." [1])

Selbstverständlich haben derlei Elemente unter der Herrschaft des Sultans in Kreta stets das Heft in der Hand gehabt. Bezeichnend ist es für diese Umstände, daß nach dem Vertrage von Haleppa die Nationalversammlung aus 49 Christen und 31 Muhamedanern zusammengesetzt seyn sollte, und dieses Verhältniß auch nach der vorjährigen Convention erhalten geblieben wäre, während doch die Zahl der Muhamedaner höchstens ein Fünftel der Bevölkerung ausmachte. Aber dem Sultan war es in allen diesen Fällen mit seinen Zugeständnissen überhaupt nicht ernst. Das organische Statut von 1868, der Vertrag von Haleppa von 1878, der kretensische Artikel des Berliner Vertrages sind leere Worte geblieben. Was den Muhamedanern auf Kreta unbequem war, empfand der Sultan immer noch empfindlicher:

„Der Sultan, Abdul Hamid, hat nach Ausflüchten und Verzögerungen endlich sich zur Durchführung jener Reformen bereit gefunden, da die Mächte immer lebhafter drängten. Aeußerlich bereit gefunden, im Stillen hat er jedoch, wie das auch in Kleinasien gegen die scheinbar bewilligten Reformen zu Gunsten der armenischen Christen geschah, gegen diese Reformen arbeiten lassen. Das wird schon deutlich genug durch die Haltung der muselmanischen Bevölkerung auf Kreta. Den Muselmanen ist das Autoritätsgefühl angeboren, wenn der Padischah befiehlt, folgen sie willig und lassen sich auch vom Steuerexekutor bis auf's Hemd ausziehen. Der neue Gou-

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 21. December 1896.

verneur Kreta's, Berowitsch, vertritt die Autorität des Padischah und könnte bei regelrechtem Gange der Dinge des vollen Gehorsams der kretischen Muselmanen gewiß sein. Aber diesen Gang der Dinge will der Sultan nicht und das wissen die Muselmanen; sie wissen es nicht nur instinktiv, sondern dank den Intriguen des Serails wissen sie es bestimmt. So erklärt sich denn auch, daß der Mahnung des Gouverneurs an die Mohamedaner, sich gesetzmäßig zu verhalten, die Antwort entgegengesetzt wurde, man habe dem Padischah in Constantinopel mehr zu gehorchen, und nun wurde weiter gebrannt und gemordet und der Gouverneur selbst — belagert!"[1])

Man braucht nur die Verhältnisse auf Kreta, wie sie wirklich liegen, in's Auge zu fassen, um sich auch die Mühe zu ersparen, nach den „Anstiftern" von außen zu grübeln. Die Engländer hatten schwerlich bei den kretensischen Muhamedanern eine Herzensneigung zu suchen, und die Griechen noch weniger. In Wien war man, wie es scheint, von jeher über die Frage der Anstiftung nicht im Zweifel „Schon jetzt zeigt sich der schlechte Wille der Pforte bei den kretischen Unruhen. Es gilt als wahrscheinlich, daß der Aufruhr seitens der türkischen Bewohner ebenso auf einen Wink der Regierung inscenirt wurde, wie seinerzeit die Metzeleien der Armenier, zu dem Zwecke, die Reformen zu vereiteln."[2]) Das Judenthum, namentlich das österreichische, steht, wo es nur angeht, schon aus Christenhaß immer auf Seite der Türken; dennoch hat sich sein großes Wiener Organ über den Beginn der letzten Mördereien auf Kreta durch seinen Berichterstatter aus Canea schreiben lassen:

„Die muhamedanischen Kretenser stehen ihren christlichen Landsleuten an kriegerischen Fähigkeiten nicht nach. Bei jeder Gelegenheit haben sie sich mit gleich wildem Kampfesmuth

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 12. Februar ds. Js.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 7 Februar d. Js.



gegenseitig zerfleischt; und deßwegen haben es die Christen Kreta's niemals so leicht gehabt wie die Griechen des Festlandes während des Freiheitskampfes, die viel über ihren Gegnern standen. Aber aus der Art, wie die Muhamedaner diesmal vorgehen — dem Niederbrennen leerer Dörfer, der Vernichtung der Saaten, dem Umhauen der fruchtbeladenen Oelbäume, der Profanirung von Kirchen, Besudelung von Heiligenbildern, Ausgrabung von Todtengebeinen — erkennt man, daß es sich bei ihnen diesmal um einen Religionskrieg handelt. Das religiöse Element, die Entfachung des moslimischen Fanatismus, ein Kampf bis zur Vernichtung: das ist das charakteristische Merkmal der gegenwärtigen Bewegung, wodurch sie sich auch furchtbarer als alle vorhergegangenen darstellt. Ein friedliches Zusammenleben der beiden Religionsgemeinden, wie es noch jedesmal nach einem Aufruhr zu Stande kam, wird nunmehr schwerlich möglich sein. Alle Concessionen und Vervollständigungen der Verfassung, deren Nothwendigkeit an und für sich jedesmal nur von neuem die Unzugänglichkeit, ja die directe Schuld der türkischen Regierung beweist, werden nichts fruchten, bis sich nicht das eine Element dem andern unterworfen; und der Muhamedaner ist ein unendlich werthvolles, gut zu handhabendes Material, wenn er nur eine starke Faust auf dem Nacken fühlt. Man sehe Bosnien und die Herzegowina, Algier. Sieger können und dürfen auf Kreta die 70,000 (?) Moslims über die 200,000 Christen im Namen der Menschlichkeit und der Civilisation nicht werden." [1])

Aber die „starke Faust auf dem Nacken": wo soll die zu finden seyn? Bei den zur Zeit geeinten Mächten bemerkt man nur zu oft, daß sie in der Tasche die Faust gegen einander ballen. Wie man hört, soll ein gemeinsam aufgestellter Bevollmächtigter an die Spitze der im Namen des Sultans eingesetzten Regierung auf Kreta treten. Aber der wird nicht zu beneiden seyn. Auch Griechenland, wenn es die Insel gewänne, würde schwere Arbeit haben, und die

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 15. August 1896.

Kretenser selbst, als Einverleibte in den bankerotten Staat der Hellenen, würden aus dem Regen in die Traufe sich gerathen fühlen. Hat doch der Widerwille gegen die Griechen im Deutschen Reich seinen Hauptgrund in den zweihundert Millionen in deutschen Händen befindlicher griechischen Papiere, deren Zinsen auf ein Drittel herabgesetzt sind und vielleicht gar nicht mehr gezahlt werden. Erst vor Kurzem hat man auch erfahren, daß zur Civilliste des Königs von Griechenland seit dem Jahre 1863 England, Frankreich und Rußland je 4000 Pfd. Sterl. beitragen.[1])

Die gemeinsame Note der Mächte an die griechische Regierung enthält bekanntlich den bedeutsamen Satz: „unter den gegenwärtigen Umständen" sei die Vereinigung Kreta's mit Griechenland unthunlich. Schon seit dreißig Jahren handelt es sich um die Frage. Im September 1867 erklärte die kretische Nationalversammlung die türkische Herrschaft für abgeschafft und die Vereinigung mit Griechenland als beschlossen. Ein Jahr später wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei abgebrochen, letztere ließ in Athen ein Ultimatum überreichen, welches abgelehnt wurde, aber trotz Alledem kam es nicht zu Feindseligkeiten. Rußland, Frankreich, Preußen und Italien riethen der Pforte, Kreta an Griechenland abzutreten, allein England leistete damals Widerstand.

Von dem Berliner Congreß aber wurde die Aeußerung des Lord Beaconsfield berichtet: „Wenn es zur Theilung der Türkei gekommen wäre, dann wäre Griechenland moralisch, geographisch und ethnographisch zu einem Hauptantheil berechtigt gewesen." Als bei dem Congreß selbst der französische Botschafter Waddington die griechische Grenzberichtigung zur Sprache brachte, da erhob sich der österreichische Bevollmächtigte Graf Andrassy und „bevorwortete zum sprachlosen

1) Aus London in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. Febr. d. J.



rstaunen der Anwesenden den französischen Vorschlag".[1]) Der ßige griechische Minister, der dem Congreß in jungen Jahren eiwohnte, erklärte schon damals: „Wenn die griechische Regierung nicht das Vertrauen des Hellenismus verlieren vill, kann und darf sie sich nicht der allgemeinen Strömung ntgegenstemmen; sie kann es um so weniger, als ein Heer von hunderttausend Mann nicht ausreichen würde, an den ausgedehnten Grenzen den Auszug von Freiwilligen zu verhindern."[2]) Als sich Kreta nach zehn Jahren wieder in den Vordergrund schob, nahm man in Berlin einen Standpunkt ein, der dem jetzt offenkundig gewordenen schnurstracks entgegengesetzt war:

„Bei den Unruhen des Jahres 1889 stand die nach Kreta gelangte Meldung im Vordergrunde, Kaiser Wilhelm werde anläßlich der Vermählung seiner Schwester mit dem hellenischen Kronprinzen den Sultan zur Abtretung der Insel an Griechenland veranlassen. Und als dann die ‚Kreuzzeitung' mehrere Artikel über die kretensische Frage veröffentlichte, welche andeuteten, daß Kaiser Wilhelm thatsächlich den Wünschen der Kretenser sympathisch gegenüberstehe, bereitete man sich auf der Insel schon allen Ernstes auf den gleichzeitig mit der hellenischen Hochzeitsfeier erhofften Anschluß an Griechenland vor. Und die damalige Enttäuschung ihrer Hoffnungen, die allerdings mehr durch die Unentschlossenheit der Athener Regierung und die geringen militärischen Vorbereitungen der Kretenser, als durch die mangelnde Theilnahme des deutschen Kaisers verschuldet wurde, hinderte die Kretenser nicht, auch diesmal wieder mit aller Bestimmtheit auf eine diplomatische Unterstützung ihrer Wünsche zu rechnen."[3])

---

1) Das wurde dem Grafen freilich zum schweren Vorwurfe gemacht, denn „Oesterreich könne nie die Hand bieten zu einer Aktion, deren Begründung das Nationalitäten-Princip sei". Wiener „Vaterland" vom 23. November 1880.

2) Berliner „Germania" vom 5. August 1896.

3) Griechische Zuschrift der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 21. Juli 1896.

Man begreift das Erstaunen, als Mitte Februar in Wien die Nachricht eintraf, daß nur eine einzige Macht, und zwar das deutsche Reich, entschieden für Strafmaßnahmen gegen Griechenland eintrete. „Man könnte wirklich meinen, daß das altrömische quod licet Jovi, non licet bovi in Berlin seine Auferstehung feiert, wenn man die furchtbare Entrüstung gegen den griechischen Friedensbrecher ansieht.“[1]) Uebrigens scheint die überraschende Wendung schon in's Vorjahr zurückzuführen zu seyn und dürfte sich zunächst gegen einen Versuch des griechischen Königs gekehrt haben, den Sultan zur gütlichen Abtretung Kreta's, gegen gewisse politische und finanzielle Verpflichtungen, zu bewegen. „Die deutsche Regierung,“ wurde berichtet, „fürchtete den unberechenbaren Einfluß, den ein solches Nachgeben von Seite der Pforte auf alle christlichen Völkerschaften des türkischen Reiches üben müßte, nicht minder aber die damit verbundene schwere diplomatische Niederlage der Großmächte; Kaiser Wilhelm soll sich dahin geäußert haben: ein solcher Abschluß der Kreta-Frage müßte die Großmächte insgesammt nicht nur dem Gespötte Griechenlands, sondern dem Gespötte der ganzen civilisirten Welt preisgeben.“[2]) Aber mit der Umkehr gegenüber der oben geschilderten Stellung im „Neuen Curs“ hat es seine volle Richtigkeit.

„Bei Beginn des Regimes des Kaisers Wilhelm II. war eine Politik in den Vordergrund getreten, welche allen Ernstes auf griechischer Basis wirthschaftliche Eroberungen im Orient machen zu können vermeinte. Daß Fürst Bismarck solchen Optimismus nicht hegte, darf als selbstverständlich angesehen werden, allein die ‚Nebenpolitik‘, der er schließlich unterlag, als sie Hauptpolitik wurde, hegte solche Pläne. Wir haben

---

1) Wiener „Reichspost“ vom 20. Februar d. Js.

2) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 22. Februar d. Js. — Vgl. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 18. Juli 1896.

uns aus jener Zeit eine Reihe von Kundgebungen preußischer Organe zurückgelegt, unter denen ein Leitaufsatz der Berliner ‚Kreuzzeitung' aus dem Juni 1889 besonders auffällt. Das Blatt rühmte die Consolidirung der griechischen Finanzen — eine griechische Anleihe war damals in London und Berlin viermal überzeichnet worden — und spendete der neuorganisirten Armee großes Lob, die Heeresorganisation Griechenlands sei im Verhältniß zu seinen natürlichen Machtverhältnissen eine durchaus anerkennenswerthe. Gegenüber den Großmächten nehme Griechenland eine durchaus selbständige Stellung ein, es habe sich von dem Einfluß einzelner Mächte vollständig emancipirt. Und nun schildert die ‚Kreuzzeitung' wie Griechenland mit Rußland, England und Frankreich broullirt sei, wie es zu Deutschland hinneige und sich auch Oesterreich und Italien wieder genähert habe. Der griechische Staatsmann Trikupis, führte die Kreuzzeitung aus, ‚suchte eine Anlehnung an den Staat, welcher einerseits keine Griechenland entgegenstehenden Interessen zu vertreten hat und andererseits mächtig genug ist, zu Gunsten des Hellenenthums etwaige selbstsüchtige Adspirationen anderer Mächte zurückzuhalten. Dieser Staat konnte nur Deutschland sein. Für Deutschland dürfte gegenwärtig die Gelegenheit geboten sein, durch einen weiteren Ausbau der bereits angeknüpften guten Beziehungen zu Griechenland, auf friedlichem Wege Eroberungen im Orient zu machen, welche für die wirthschaftliche Entwicklung unseres Vaterlands von weitgehendster Bedeutung sein würden.' So schrieb die ‚Kreuzzeitung' damals, in der Zeit, da auch von einem Bündniß zwischen der Türkei und dem Dreibund geträumt wurde." [1])

Gewiß ist es auch unbegründet, daß der Abfall der griechischen Kronprinzessin, einer Schwester des Kaisers, vom Protestantismus zur griechischen Orthodoxie die politische Wendung beeinflußt habe. Ebenso wenig entschieden bei der russischen Politik die griechischen Verwandtschaften: der König von Griechenland ist ein Bruder der Czarin-Mutter, die

1) Leitartikel der „Augsb. Postzeitung" vom 23. Febr. ds. Js.

Königin eine Tante des Czaren, zwei russische Großfürsten haben griechische Prinzessinen zu Frauen. Verwandt fühlt sich Preußen von jeher mit Rußland selbst, und das war auch jetzt wieder der Fall.

Aber die gesammte Situation, sagt die „Kreuzzeitung", kann jeden Augenbick eine plötzliche Wandlung erleiden. Das gilt von den Maßnahmen der Mächte überhaupt, und von den Entschließungen in Berlin umsomehr. Braucht uns Rußland nicht mehr in seinem Dienst, so kann das neuerdings eingeschärfte Gebot Bismarcks wieder in Kraft treten: „Deutsche Truppen auf Kreta! Für wen? Für die Sache der Kretenser, der Griechen, der Türken! Wir glauben, daß die Einen so viel werth sind wie die Anderen, und daß es für unsere deutschen Interessen völlig gleichgültig sein könnte, wenn sich diese ganze Gesellschaft auf Kreta gegenseitig die Hälse abschnitte, daß nicht ein einziger Mann übrig bliebe".[1])

XLVIII.

Wirthschaftliche Theorie und Praxis.

Von dem österreichischen Reichsrathsabgeordneten Dr. Alfred Ebenhoch, welcher vor einigen Jahren „Sieben Vorträge über die sociale Frage" veröffentlicht hat, ist jüngst eine kleine Schrift unter dem Titel: „Wanderungen durch die Gesellschaftspolitik"[2]) erschienen. Wie der Verfasser in der Vorrede selbst hervorhebt, soll die Schrift kein Lehrbuch sein, sondern als Hilfsquelle für jene dienen, welche in Vereinen zu sprechen in die Lage kommen. Diesem Zwecke

---

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 9. März d. Js.

2) Verlag der Ebenhöch'schen Buchhandlung in Linz. 1896. 279 S.



entsprechend ist das Buch eingetheilt in theoretische Abhandlungen und praktische Erörterungen. Die theoretischen Auseinandersetzungen bieten ein Bild des Standes der socialpolitischen Forschungen im katholischen Lager. Sie besprechen die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und die allgemeinen Organisationsformen derselben in den vier Abschnitten: Ursprung und Ende; die Gesellschaft; die Staatsgewalt; Menschenrechte. Daran reiht Ebenhoch einen kurzen historischen Exkurs in dem Kapitel: „Bilder aus vergangener Zeit" und gibt in einem weiteren Abschnitte: „Am Ende des 19. Jahrhunderts" einen Ueberblick über die wirthschaftlichen und socialen Zustände der Neuzeit. Ein specieller Abschnitt ist der österreichischen Arbeiterschutzgesetzgebung der Gegenwart gewidmet. Unfall- und Krankenversicherungsgesetze werden im Wortlaute mitgetheilt und auch die Bestimmungen über Gewerbeordnung in Bezug auf das gewerbliche Hilfspersonal, über Gewerbeinspektoren, Sonntagsruhe u. s. w. ergänzt. Dieser specielle Nachweis ist der eingehendste und werthvollste Theil des Büchleins. Er bietet auch für die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung Anregung zu Vergleichungen, was um so mehr von Bedeutung ist, als die Revision dieser jungen Gesetzgebung fortwährend auf der Tagesordnung steht und gebieterisch sich geltend macht. Der letzte Abschnitt ist betitelt: „Rück- und Ausblick" und gibt in sehr knappen Andeutungen die socialpolitischen Anschauungen Ebenhoch's. Derselbe tritt für eine Organisation der Gesellschaft ein, in welcher das Wort zur Wahrheit wird: „Einer für Alle und Alle für Einen." Diese Organisationen seien die Berufsgenossenschaften.

Ebenhoch steht auf dem Standpunkte der Zwangsgenossenschaften, wie fast alle österreichischen Socialpolitiker, welche dadurch mit den meisten Vertretern der Socialpolitik des Centrums im deutschen Reiche in einem Gegensatze stehen. Mit Freiherrn von Hertling ist die überwiegende Stimmung im deutschen Centrum gegen obligatorische Berufsgenossenschaften. Die fakultative Genossenschaft ist ihr Ziel, welches angestrebt wird.

Referent ist der Ansicht, daß auch hier eine Vermittlung gefunden werden soll und kann. Dieser vermittelnde Stand-

punkt ergibt sich unseres Erachtens aus der Natur der Verhältnisse von selbst. Wir stehen auf dem Standpunkte des Freiherrn von Hertling, daß das Erwerbsleben der freien Initiative und des Spornes der Concurrenz nicht entbehren kann. Es wäre ein Fehler, das Erwerbsleben in eine Zwangsgenossenschaft einzuschnüren. Diese Fesseln wären unnatürlich und würden alsbald wieder gesprengt werden. Alle Genossenschaften, welche nur wirthschaftliche Zwecke verfolgen und Theile des Erwerbslebens auf genossenschaftlicher Grundlage neu regeln wollen, müssen deßhalb auf freiwilligem Beitritt beruhen. Nur die freie Initiative und die Concurrenz bedingen den Fortschritt. Sie bilden den Sporn, um den Blick des Einzelnen zu schärfen, welcher neue Bahnen der Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens sucht und findet. Unseres Erachtens fehlt es vielen alten Völkern Europa's, namentlich auch in der habsburgischen Monarchie, nur noch allzu sehr an der individuellen Bethätigung und an der freien Initiative. Anstatt letztere durch Zwangsorganisationen zu ersticken, soll sie geweckt und gepflegt werden. Ein Vergleich mit der Bedeutung des Individuums im Wirthschaftsleben Englands und Nordamerikas gegenüber den Continentalstaaten, namentlich im Osten Europa's, bestätigt unser Anschauung.

So sehr wir das Recht des Individuums und die Nothwendigkeit der freien Concurrenz im Erwerbsleben anerkennen und deßhalb für das Gebiet des Erwerbes die Freiheit vertreten und den Zwang verwerfen, ebenso sehr sind wir für Zwangsorganisation in allen jenen Fragen, in welchen das Gebiet öffentlich-rechtlicher Befugnisse gegeben ist. Es gibt zahlreiche Gegenstände öffentlich-rechtlicher Natur, welche im Interesse der Gesammtheit behandelt sein wollen. Die Staatsverwaltung nimmt sie entweder gar nicht wahr oder löst sie mangelhaft, weil ihr die entsprechenden Organe hiefür mangeln. Diese Lücken sollen die Berufsgenossenschaften ausfüllen. Da es sich hiebei um Wahrnehmung, Vertretung und Ausübung der Gesammtinteressen handelt, müssen auch alle Berufsgenossen in Einer Berufsgenossenschaft zusammengeschlossen sein. Es handelt sich ja da nicht blos um Pflichten, sondern auch um Rechte der Berufsgenossen. An diesen Rechten müssen Alle



theilnehmen können, wie dies bei den öffentlichen Rechten im Staat und in der Gemeinde ebenfalls gegeben ist. Wer sich freiwillig der Ausübung seiner Rechte entschlägt, kann darum der entsprechenden Pflichten nicht enthoben werden. Es gibt ja auch Leute, welche ihre staatlichen und gemeindlichen Rechte nicht ausüben, aber trotzdem ihre Staatssteuern und Gemeindeumlagen entrichten müssen.

Für das öffentlich-rechtliche Gebiet der Befugnisse der Berufsgenossenschaften ist der obligatorische Charakter unentbehrlich. In dieses Gebiet rechnen wir z. B. für die Landwirthschaft den Hypothekarkredit gegenüber dem Betriebs- oder Personalkredit, welch letzterer auf freier genossenschaftlicher Grundlage sich aufbaut. Die Grundverschuldung ist öffentlich-rechtlicher Natur von jeher gewesen. Hieher rechnen wir ferner das Versicherungswesen, den Fachschul- und Fortbildungsunterricht, die Schiedsgerichte und ähnliche Fragen, namentlich die Einflußnahme auf Preisbildung!

Wir unterscheiden also nach dem alten Grundsatz: qui bene distinguit, bene docet. Für die Fragen des E r w e r b s l e b e n s sind die f r e i e n Genossenschaften am Platze, für die Aufgaben und Befugnisse ö f f e n t l i c h - r e c h t l i c h e r Natur müssen Z w a n g s genossenschaften, allen Genossen entsprechende Rechte und Pflichten zutheilend, geschaffen werden. Die Scheidung liegt im Charakter der Aufgaben. Es ist aber diese Scheidung nicht so zu verstehen, daß eine vollständige Trennung erfolge oder gar ein Gegensatz geschaffen werde. Im Gegentheile. Die freien Genossenschaften stehen heute unter Staatsaufsicht und Controle. Diese Aufgabe, welche für den Staat ohnehin sehr peinlich ist und meist sehr schlecht erfüllt wird, müßte den Organen der obligatorischen Berufsgenossenschaft zugewiesen werden. Anregung, Rath und Unterstützung bei Bildung von freien Genossenschaften (z. B. für lokale Organisation des Ein- und Verkaufes, lokale Creditgenossenschaften in der Form der jetzigen Raiffeisenvereine u. s. w.) müßte von den Organen der Berufsgenossenschaft gewährt werden. Die Erfahrungen, welche dabei gesammelt würden, wären im Stande, für die obligatorischen Berufsgenossenschaften geschulte Elemente zu erhalten, welche der heutigen Staatsverwaltung gänzlich mangeln.

Die Controle der Geschäftsgebahrung und der Kassenführung der freien Genossenschaften würde gleichfalls den Organen der obligatorischen Berufsgenossenschaften zufallen müssen.

Das wichtigste Gebiet für die obligatorischen Berufsgenossenschaften wäre die Preisregulirung, und zwar nach zwei Richtungen, einerseits um an der Preisbildung, welche heute bereits international ist und im einseitigen Interesse des internationalen Kapitals geschieht, theilzunehmen, andererseits um der Arbeit im Lohne den möglichen Antheil am Arbeitsertrage zu gewährleisten. In diesen beiden Aufgaben liegt die Lösung dessen, was man sociale Frage nennt. Diese Aufgabe muß gelöst werden. Aber der Gesammtheit, der Staatsgewalt fehlen hiezu geeignete Organe, während die Berufsgenossen in ihrer jetzigen Isolirung und Individualisirung hiezu gänzlich unfähig sind. Hier erwächst die schwierigste, aber auch lohnendste Aufgabe für die obligatorischen Berufsgenossenschaften. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man allerdings in den Berufsgenossenschaften das erhaltende und aufbauende Element in der socialen Gährung erblicken!

Die Verschiedenheit der Aufgaben, welche theils von obligatorischen Berufsgenossenschaften, theils von den auf freiwilliger Grundlage ruhenden Erwerbsgesellschaften zu lösen wären, wird sehr häufig verkannt, so auch von Ebenhoch. In dieser Verkennung liegt die Ursache zahlreicher Streitigkeiten zwischen den Vertretern von obligatorischen Verbänden und den Anhängern freier Genossenschaften. Es ist ein Streit um des Kaisers Bart. Beide Richtungen sind berechtigt und nothwendig, je nachdem es sich um die öffentlich-rechtlichen Ziele oder um Erreichung einer besseren Erwerbsform handelt. Hoffentlich wird in dieser grundlegenden Wahrheit bald Klarheit geschaffen, um dann zu praktischen Versuchen der Gesetzgebung übergehen zu können.

Ebenhoch tritt mit Schärfe für die obligatorische Organisation ein, weist ihr aber auch Aufgaben zu, welche doch ganz offenbar nur auf dem Gebiete des freiwilligen Genossenschaftslebens einer gedeihlichen Lösung zugeführt werden können. Uebertreibungen und Einseitigkeiten würden aber der berechtigten genossenschaftlichen Idee in der Praxis unabsehbaren Schaden zufügen.

Wir schließen unsere Anzeige des Ebenhoch'schen Schriftchens mit einer Wahrheit, welche auch Ebenhoch ausgesprochen hat und welche Washington zu einem herrlichen Ausdruck brachte in den Worten, daß die Menschen zu Freiheit und Wohlstand nur gelangen, „wenn sie niemals vergessen, daß ein unlösbares Band vorhanden ist zwischen Tugend und Glück, zwischen Pflicht und materieller Errungenschaft, und daß der Himmel niemals gnädig herab sieht auf ein Volk, welches die von Gott aufgerichteten ewigen Normen der Ordnung und des Rechtes mißachtet!"

München Dr. G. Ratzinger.

XLIX.

Aeltere religiöse Literatur.[1]

P. Hattler, der bekannte Volksschriftsteller, veröffentlicht in dem unten angezeigten Büchlein zwei ältere Erbauungsschriften, bezüglich deren im Vorworte die Vermuthung ausgesprochen wird, sie seien, die eine von dem Franziskaner Stephan Fridolin, die andere von dem Benediktiner Wolfgang Seidl verfaßt worden. Da Referent, der früher den beiden Ordensmännern in diesen Blättern einen Aufsatz gewidmet (Histor.-polit. Blätter CXIII (1894), S. 165 ff., 465 ff.), die betreffende Vermuthung P. Hattler gegenüber geäußert hat und da der Herausgeber, seinem praktischen Zwecke gemäß, in gelehrte Erörterungen sich nicht einlassen konnte, so sei es gestattet, hier über die zwei alten Schriften etwas Näheres mitzutheilen.

1) Der Geistliche Mai und Geistliche Herbst Ausgelegt auf das auswendige und inwendige bittere Leiden unseres allerliebsten Herrn und Seligmachers Jesu Christi. Zwei uralte, schöne, auserlesene Büchlein, den gutherzigen und andächtigen Christen zu Gutem mit besonderem Fleiße wiederum erneuert und in Druck gegeben durch P. Franz Ser. Hattler S. J. Mit 19 Bildern nach A. und L. Seitz. Freiburg, Herder. 1897. XII, 324 Seiten. 16°. (M. 1,80.)

Die älteste dieser Schriften, der „Geistliche Herbst", von die Münchener Staatsbibliothek drei Ausgaben verwahrt, erschien zuerst unter dem Titel: „Das puchlein wirdt genen[illegible] der edel Weinreb Jesu, der do spricht. Ich bin der waer Weinreb". Ohne Ort und Jahr. 55 Bl. klein 8°. Das Titelblatt ziert ein Holzschnitt mit dem Monogramm C W. Nach P. Hattler wäre dies das Monogramm eines unbekannten Formschneiders, der zwischen 1541 und 1550 thätig war. „Das Büchlein muß also auch in dieser Zeit erschienen sein." Mit den Initialen dieses Formschneiders, wie sie bei Nagler (Monogrammisten II, 315) zu sehen sind, hat jedoch das Monogramm auf dem Titelblatt keine Aehnlichkeit. Man könnte noch eher an den Maler C. W. (Claus Wolf?) denken, von dem ein Altarbild aus dem Jahre 1518 erhalten ist (Nagler II, 320). Wie dem auch sei, das Büchlein wurde 1575 und 1581 unter dem Titel: „Der Geistlich Herpst" in Dillingen neu aufgelegt.

Worauf stützt sich nun die Vermuthung, daß diese Schrift von Stephan Fridolin verfaßt worden ist? Sicher ist, daß sie für Mitglieder des Franziskanerordens geschrieben wurde. Gleich am Anfange wird nämlich auf die in diesem Orden üblichen „Regelfasten" Bezug genommen. Aus dem Umstande, daß auch von „der heiligen Mutter Sanct Clara" die Rede ist, darf man wohl schließen, daß die Schrift für Töchter der hl. Clara, also für Clarissen bestimmt war. Der im Jahre 1498 verstorbene Stephan Fridolin war lange Jahre hindurch der geistliche Führer der Nürnberger Clarissen gewesen. Zwischen seinem 1492 erschienenen „Schatzbehalter" und dem „geistlichen Herbst" besteht eine große Aehnlichkeit, sowohl dem Inhalte als der Form nach. In beiden Schriften ist die Rede von dem „minnesamen Herzen Christi". Der Verfasser des „Herbstes" spricht ganz in der Weise Fridolins vom „göttlichen Schatzbehalter des süßen Herzens Christi" (Der edel Weinreb F 3 a). Auf den bereits erschienenen „Schatzbehalter" wird ausdrücklich verwiesen: „Zu allen Artikeln eines jeden Tags magst du alltag lesen einen Gegenwurf aus dem Schatzbehalter, der da geht auf denselben Artikel" (C 3 a). Man wird also kaum irregehen, wenn man die im „geistlichen Herbst" enthaltenen Be-

achtungen über das Leiden Christi dem Nürnberger Franzis-
anerprediger, diesem innigen Liebhaber des gekreuzigten
Heilandes, zuschreibt.

Weniger leicht läßt sich die Frage nach dem Verfasser
des „Geistlichen Mai“ beantworten. Dies Werk, von dem
die Münchener Staatsbibliothek vier Ausgaben besitzt, erschien
das erste Mal zu München im Jahre 1549 unter dem Titel:
„Hie hebt sich an der geistlich May.“ Auf der
Rückseite des Titelblattes heißt es: „Diß Buechlein genannt
der geystlich May ist gedruckt in verlegung der . . . Fürstin
Jacobe, Herzogin in Obern und Niedern Bayrn, geborne
Markgräfin zu Baden.“ Am Schlusse des Büchleins: „Gedruckt
und vollendet in München durch Andreas Schobsser. 1549.
10. April.“ 191 Bl. 12⁰. Zwei spätere Ausgaben, die eine
ohne Angabe des Druckjahres, die andere aus dem Jahre 1550,
erschienen ebenfalls bei Schobsser in München. Vereinigt mit
dem „geistlichen Herbst“ wurde es 1581 durch Johann Mayer
in Dillingen wieder abgedruckt

Die Schrift ist ohne Zweifel erst nach Ausbruch der reli-
giösen Wirren verfaßt worden. Auf die lutherische Lehre scheint
angespielt zu werden, wenn der Himmel jenen verheißen wird,
„die gute Werke thun und nicht bloß allein glauben“ (Aus-
gabe vom Jahre 1549. D 1 a). Da die Schrift auf Kosten
der Herzogin Jakobäa, der Gemahlin des bayerischen Herzogs
Wilhelm IV. gedruckt wurde, so darf man wohl den Verfasser
unter den Geistlichen suchen, die um 1550 mit dem bayerischen
Hofe in nahem Verkehr standen. Da kommt nun aber vor
allem ein Benediktiner, der Hofprediger Wolfgang Seidl in
Betracht. Nicht nur hat dieser Gelehrte der Herzogin Anna,
der Schwiegertochter Jakobäas, eine Schrift gewidmet, er hat
auch für Herzog Wilhelm mehrere Werke verfaßt, unter anderm
eine noch ungedruckte „geistlichen Hirschjagd“. Es liegt daher
nahe, in ihm den Verfasser des „geistlichen Mai“ zu erblicken.
Doch ist dies nur eine Vermuthung, zu deren Gunsten sonstige
Gründe nicht vorgebracht werden können.

Was nun den Inhalt der beiden Schriften betrifft, so
haben sie das miteinander gemein, daß ihr Gegenstand das
Leiden Christi bildet. Während aber der „geistliche Mai“

sich mit den leiblichen Martern des Heilandes beschäftigt, behandelt der „geistliche Herbst" das Seelen- und Herzensleiden Christi und ist so naturgemäß ein Herz-Jesu-Büchlein aus alter Zeit. „Aber auch die erstere Schrift," wie P. Hattler betont, „hebt wiederholt das Herz des Herrn scharf hervor und bietet unter anderm ein ganzes Alphabet über die Eigenschaften, Herrlichkeiten und Tugenden dieses Herzens. Es ist vielleicht bis auf die neueste Zeit herauf noch nie so Tiefsinniges, Tiefsinniges, Schönes und Volksthümliches in so kleinem Raum über das göttliche Herz und seine Verehrung geschrieben worden, als in diesen zwei Büchlein, die mehr als hundert Jahre vor der sel. Margaretha Alacoque im deutschen Volke verbreitet waren." Manchem wird wohl die Darstellung hier und da zu erkünstelt scheinen; doch kommen auch viele schöne Stellen vor, aus denen kernhafte und gemüthsvolle Frömmigkeit in erquickender Frische uns entgegentritt.

Der Herausgeber, der hauptsächlich einen praktischen Zweck verfolgt, hat auf einen genauen Abdruck der Originalausgaben verzichtet; doch schließt er sich, abgesehen von der neuen Rechtschreibung und einigen Aenderungen, die zum bessern Verständnisse nothwendig schienen, möglichst getreu an die Auflage von 1581 an. In einem mir vorliegenden Exemplar des „geistlichen Mai" aus der Münchener Staatsbibliothek befinden sich handschriftliche Notizen, aus denen hervorgeht, daß das Büchlein in den Jahren 1649, 1651 und 1696 während des Maimonats in einem Kloster bei Tische vorgelesen wurde. Es verdiene oft gelesen zu werden (dignus saepe legi), heißt es in einer dieser Notizen; es athme sinnige Frömmigkeit (libellus ingeniosa pietate refertus), bemerkt eine andere. Mögen die zwei alten Erbauungsschriften auch in ihrem neuen Gewande viele Freunde finden!

Dr. N. Paulus.

L.

Lorenz Albrecht.

Der Verfasser der ersten deutschen Grammatik.

In den Werken, die sich mit der Geschichte der deutschen Sprache beschäftigen, ist in neuester Zeit vielfach die Rede gewesen von Lorenz Albrecht, einem fränkischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, den ein kundiger Fachmann, Alexander Reifferscheid, Professor der germanischen Philologie an der Universität Greifswald, mit vollem Rechte als „Verfasser der ersten deutschen Grammatik" bezeichnet.[1]) Nebst dieser Sprachlehre hat aber Albrecht noch eine ganze Anzahl anderer Schriften veröffentlicht, die sämmtlich auf der Münchener Staatsbibliothek sich vorfinden. Da diese Schriften äußerst wenig bekannt sind, so dürfte es nicht unnütz sein, mit Hülfe derselben die noch im Dunkeln liegenden Lebensschicksale des alten Sprachforschers etwas näher zu beleuchten.

I.

Lorenz Albrecht wurde geboren um 1540 von protestantischen Eltern[2]) zu Neustadt in Franken.[3]) Am

1) Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 24 (1887) S. 509.

2) „Apud Lutheranos natus et educatus", sagt er selber in der unten anzuführenden Widmung an Cardinal Otto Truchseß.

3) Wohl Neustadt a. d. Aisch im heutigen Mittelfranken, und nicht Neustadt a. d. Saale in Unterfranken. In seiner Widmung an den Bischof von Bamberg vom Jahre 1570 schreibt er: „Die-

22. Juni 1557 ließ er sich als Laurentius Albrecht Neapolitanus Francus in die Wittenberger Universitätsmatrikel eintragen.[1]) Kurz nach 1560 wurde er zum Magister der freien Künste promovirt.[2]) Als solcher erscheint er bereits im Jahre 1563.

In diesem Jahre veröffentlichte er eine deutsche Schrift, worin er die lutherische Lehre vom Abendmahl gegen die Zwinglianer und Calvinisten mit großer Entschiedenheit in Schutz nimmt.[3])

---

weil meine fürgenommene Arbeit noch zur Zeit wenigen in meinem Vaterland gefällt, denn sie leider noch von den Sekten verhaitet und außerhalb der katholischen Kirche sind," so sehe ich mich genöthigt, „die Grenzen meines Vaterlandes mit Schreiben zu besuchen und also Gelegenheit zu ersehen, ob doch mit der Zeit ihrer etliche zu ihrer eigenen Erkenntniß gebracht werden." Daraus darf man wohl schließen, daß seine Vaterstadt der Diöcese Bamberg angehörte. Dies war für Neustadt a. d. A. der Fall, während Neustadt a. d. S. zur Diöcese Würzburg gehörte.

1) Album Academiae Vitebergensis ab anno 1502—1560 edidit C. E. Foerstemann. Lipsiae 1841. S 331. Daß Albrecht zu Neustadt geboren worden und daß er in Wittenberg studirt habe, war bisher nicht bekannt. Er selbst erwähnt in einer seiner Schriften (Tertullian 54 a) Dinge, die er „aus dem Munde Melanchthons gehöret." Dies veranlaßte mich, seinen Namen in der Wittenberger Matrikel aufzusuchen.

2) Bei J. Köstlin (Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger phil. Facultät 1548—1560. Halle 1891) wird Albrecht nicht erwähnt.

3) Christliche trewe Warnung an die Stedte Wormbs, Speier, Landaw und andere Stende, so den Zwinglischen orts halben nahe verwandt, das sie jren irthumb im Nachtmal lernen kennen und sich darvor hüten. Sampt einem unterricht, wie sich die Leyen gegen solchen Irthumb halten sollen. Durch M. Laurentium Albrecht. Ursel. Nic. Henricus, 1563. 80 Bl. 8°. Vorrede vom 25. Januar 1563. Spätere Ausgaben: Frankf. a. M. 1597. 4° (ein bloßer Abdruck der ersten Ausgabe); Brachfeld 1600. 4°.

Wo er sich damals aufhielt, welche Stellung er ein-
ahm, darüber gibt uns leider das volksthümlich geschriebene
üchlein keinen näheren Aufschluß. Jedenfalls brachte
lbrecht der religiösen Controverse ein großes Interesse ent-
egen. Wenn er aber auch damals noch der katholischen
irche feindlich gegenüberstand, so war er doch andererseits
it den Zuständen innerhalb des Protestantismus sehr un-
ufrieden. Bitter beklagt er die religiöse Zerfahrenheit, die
iberall an den Tag trete. „Es ist zu erbarmen und zu
eweinen, daß in so kurzer Zeit nach dem Absterben des
heuren frommen Mannes seligen Gedächtnisses D. M.
Luthers so viel Sekten sich unter uns Evangelischen wieder
erregen und wachsen sollen, welchen allen er das Maul
wohl hätte stopfen können, so er diese Zeit mit Leben sollte
erreicht haben." Wie die meisten lutherischen Prediger jener
Zeit, erblickte auch Albrecht in dieser Ueberhandnahme der
Sekten „eine gewisse Anzeigung, daß Christi endliche Zu-
kunft nicht weit sei." „Wer sollte unter solchen Irrthümern
nicht bitten und wünschen, daß der jüngste Tag und das
Ende der Welt nur bald käme." Das Volk wisse nicht
mehr, was es glauben solle. Der gemeine Mann klage:
„Man habe bisher in Manns Gedenken die Religion so oft
geändert, daß Niemand seines Glaubens gewiß sei. Des-
gleichen sagt der gemeine Mann, er wollte gern des Glau-
bens und seiner Seele Heils und Seligkeit einen gründ-
lichen Bericht wissen und desselbigen versichert sein, so er
Leute hätte, die es gut mit ihm im Lehren und Predigen
meinten. Nun aber finde man keinen Geistlichen mehr, der
mit dem andern übereinstimme, denn allezeit die letzten die
vorigen strafen und tadeln und will's also immer einer
besser machen, denn der andere." [1])

Gerade diese Zerfahrenheit war es, die manche Pro-
testanten in den Schooß der alten Kirche zurückführte.

1) Warnung. A 8 a. B 6 a—b. I 3 a.

Nikolaus Amsdorf, einer der heftigsten lutherischen Streittheologen jener Zeit, erklärt, daß viele infolge der religiösen Uneinigkeit so verwirrt werden, „daß sie nicht wissen, wo aus noch ein, und möchten wohl zehnmal in Irrthum fallen und verführt werden, ja vor großer Traurigkeit verzweifeln und verzagen, wenn sie durch Gottes Gnade nicht wunderlich erhalten würden, wie ihrer denn auch viele durch solches Verzagen und Zweifeln von Christo zum Antichrist gefallen sind.“ [1]) Ebenso berichtet Simon Pauli, Prediger in Rostock: „Es fallen itzt in Niederland und Oesterreich viele dem Papstthum wiederum zu, weil sie des Gezänks unter den Lehrern überdrüssig werden und nicht wissen, wie sie sich drein schicken und verhalten sollen.“ [2])

Dies war auch bei Albrecht der Fall, wie er selber berichtet.[3]) Die Uneinigkeit und Verwirrung innerhalb des Protestantismus stieß ihn ab und erweckte sein Interesse für die katholische Kirche. Bei der näheren Beschäftigung mit der alten Glaubenslehre sah er bald ein, daß er bisher einen ganz falschen Begriff von den katholischen Anschauungen gehabt habe. Hören wir, was er selber über diesen „Proceß“ erzählt:[4])

„Bei den Sektischen hatte ich oftmals gehört, daß die katholische Kirche in viele Irrthümer gefallen wäre und manche Seelen dadurch verführt, da ich aber erstlich mit den Katholischen pflegte umzugehen, nahm ich für mich und gab Achtung auf den Artikel von der Rechtfertigung und befand in den katholischen Predigten und Schriften, daß die Sektischen bisher

---

1) Amsdorf, Fünff fürnemliche und gewisse Zeichen aus heiliger göttlicher Schrifft, so kurz vor dem Jüngsten tag geschehen sollen. Jena 1554. B 4 b.

2) Pauli, Extract aus der Postill. Magdeburg 1584. S. 733.

3) In der unten anzuführenden Widmung an Cardinal Otto von Augsburg.

4) In seiner unten anzuführenden Apologie. 1572. S. 65 f.

gelogen und der gemeine Mann zu seinem Schaden geglaubt, als sollte die Kirche hierin geirrt haben; darum ich dann nicht mehr ob der Lehre der Katholischen in der Rechtfertigung zweifelte, sondern diesen Artikel auf die Seite gesetzt, dahin alle Stücke gehören, die ich für richtige und unstreitige Artikel erkannt; denn ich ja in keinem Weg befinden konnte, daß man außerhalb des Verdienstes Christi auf die Werke der Menschen jemals gebaut. Demnach habe ich einen andern Artikel vor die Hand genommen, ich setze, es sei die Anrufung der Heiligen gewesen; darinnen ich auch befunden, daß die Katholischen keine Götter, sondern lebendige Glieder der Kirche und nahe Freunde Gottes, Mitbrüder und Erben des Reichs der Himmel und Fürbitter, wie sie denn wahrhaftig sind, aus den Heiligen gemacht. Alsdann habe ich den Artikel von der Kirche Gottes betrachtet und gänzlich befunden, daß die römische Kirche die rechte Kirche sei, also daß ich auch in diesem und andern mehr zufrieden gewesen, und auch endlich dieser Kirche beifallen mußte, wo ich anders nicht wider das Gewissen thun wollte, und darauf geschlossen: Dieweil die heilige katholische Kirche in diesen Stücken belogen worden, so werde gewißlich die Widerpartei durch und durch mit Lügen wider das Fundament unserer Lehre umgehen, wiewohl ich solches nicht in allen schweren Stücken sobald habe begreifen und merken können; dieweil ich aber doch die Wahrheit geliebt, so habe ich sie auch gottlob gefunden."

Es war in Würzburg, wo der Uebertritt Albrechts zur katholischen Kirche Ende 1567 oder zu Anfang des Jahres 1568 stattfand. „Es ist bereits das fünfte Jahr," schrieb er am 28. Februar 1570, „seitdem ich an Luthers Lehre, in der ich geboren worden, zuerst zu zweifeln, allmählig die Schriften der Katholiken zu lesen und zu Würzburg ihren Predigten beizuwohnen begann.[1]) Wiewohl nun die eingewurzelte lutherische Ueberzeugung nur mit Mühe aus dem

1) Albrecht hat also wohl auch die Predigten gehört, die Canisius in der Fastenzeit 1567 zu Würzburg gehalten hat.



Herzen zu verdrängen war, wurde ich dennoch durch das Lesen einiger Väter und die häufige Anhörung des nach katholischem Lehrbegriffe vorgetragenen Wortes Gottes nach und nach so umgestimmt, daß ich endlich jene Wuth, von welcher alle Ketzer bethört sind, gänzlich ablegte. Es war dies nicht mein, noch eines Menschen, sondern vielmehr Gottes Werk." Vom Würzburger Bischof sei er dann vor zwei Jahren in die katholische Kirche aufgenommen worden.

Albrecht erzählt dies in der Widmung zu einem Schriftchen, worin er erklärt, was ihn bewogen habe, katholisch zu werden. Dies Schriftchen, wie schon dessen Titel anzeigt,[1]) enthält blos „einige Sätze, in welchen kurz, klar und augenfällig bewiesen wird, warum Lorenz Albrecht das Lutherthum und alle ketzerischen Irrthümer, die er früher begünstigt und vertheidigt, widerrufen hat und in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt ist." „Diese Propositionen", schreibt A. Räß, „verrathen einen Theologen, der seinen Gegenstand tief durchdacht und mit innigstem Bewußtsein niedergeschrieben hat. Die Autorität und den ununterbrochenen und immerwährenden Bestand der Kirche, das Wesen des göttlichen Wortes u. s. w. stellt er auf eine so bündige Weise dar, daß man diese Theologemata

---

1) Propositiones aliquot, in quibus breviter, clare et perspicue demonstratur, cur Laurentius Albertus abiecta Lutheranorum causa, omnes haereticos errores quos olim fovebat et defendebat, revocavit ac in gremium Catholicae Ecclesiae sese receperit. Ab ipso scriptae cum Jngolstadii versaretur. Jngolstadii, Alex. Weissenhorn. M. D. LXX. 18 Bl 4°. Widmung an Ernst von Bayern, Bischof von Freising. Ingolstadt, 28 Februar 1570. Italienische Uebersetzung: Alcune propositioni nelle quali manifestamente si monstra, perche causa Lorenzo Alberto, rifutata la setta de Luterani, habbi lasciato tutti gl' errori heretici. Roma 1570. VIII, 20 Seiten. 4°. Vom Uebersetzer dem Cardinal Otto Truchseß gewidmet.



bst bei dem jetzigen hohen Stande der theologischen
issenschaft als meisterhaft anerkennen muß. Albert hat
bcnbei auch das Verdienst einer reinen Latinität.“ [1])

Albert verfaßte diese Schrift zu Ingolstadt, wohin er
h zu Anfang des Jahres 1570 begeben hatte. Hier ver-
fentlichte er bald nachher ein zweites Werk, worin er zu
igen sucht, „wie die Sektischen nicht allein wider sich
lbst, sondern auch wider die Schrift und wider die Ver-
unft streiten und jetzund dieses, bald aber etwas anders
hren.“ [2])

Von seinen früheren Glaubensgenossen war ihm vor-
eworfen worden, er habe ohne triftige Gründe der luthe-
ischen Lehre den Rücken gekehrt, er sei ein Apostat, ein
Schmeichler der Papisten, ein Verächter des Evangeliums.
Um sich gegen diese Anschauungen zu vertheidigen und in
er Hoffnung, einige seiner protestantischen Landsleute für
ie katholische Kirche zu gewinnen, hatte Albrecht, wie er
elber berichtet, zur Feder gegriffen und die oben erwähnten
Schriften verfaßt. Ein weiteres Werk veröffentlichte er zwei
Jahre später.

Bei seinem Studium der alten kirchlichen Schriftsteller

---

1) Räß, die Convertiten. Bd. I. Freiburg 1866. S. 586. Hier auch (S. 586—604) das Schriftchen in deutscher Uebersetzung. Räß, der nur diese Schrift Albrechts gekannt hat, weiß auch sonst über den fränkischen Convertiten nichts Näheres mitzutheilen.

2) Absurda Lutheranorum, das ist, Ein kurtze verzaichnuß etlicher unfüglicher, zwyträchtiger Articuln und Lehrn, so bißher aus dem Predigen und Schreiben der Sectischen erwachssen. Durch Laurentium Albertum. Ingolstadt. A. Weißenhorn. M. D. LXX. 28 Bl. 4°. Widmung an den Bamberger Bischof Vitus von Wirsberg, Ingolstadt, 30. Mai 1570. Am Schlusse befindet sich ein zusammengelegtes Folioblatt mit einem deutschen Gedichte von 226 Versen: Antithesis et discrimen Papatus et Lutheranorum. Ein Gegensatz und unterschayd des Bapstumbs und Luthertumbs. Gestellt durch Laurentium Albertum.

hatte er besonders an Tertullians scharfsinniger Abhandlung gegen die Häretiker ein großes Gefallen gefunden. In dieser Schrift, bemerkt der fränkische Convertit, „mahlt Tertullian die Ketzer so sinnreich und artlich ab, daß sie von keinem besser könnten beschrieben werden. Und dieweil einem verständigen belesenen Mann wohl bewußt, daß die Kirchenfeinde ihren Ketzertanz, wiewohl auf mancherlei Weise, jedoch nur immerzu auf einer Leier oder Saite geigen, also beschuldigt und beschreibt er die Ketzer fast eben dermaßen, wie unsere Widersacher jetzt zu beklagen sind.“ Albrecht glaubte daher Tertullians Schrift ins Deutsche übersetzen zu sollen. Er fügte dieser Uebersetzung kurze Randbemerkungen bei und übergab sie dann der Oeffentlichkeit.[1]) In einem längern Anhange, der nachher auch separat erschien,[2] vertheidigte er jene, „so sich jetzund von den Sekten abreißen und zu den Katholischen treten.“

Daß Albrecht selber nicht aus unlautern Beweggründen oder um äußerlicher Vortheile willen katholisch geworden, bezeugen genugsam seine apologetischen und polemischen Schriften, die mit einem solchen Ernst der Ueberzeugung

---

1) Septimii Florentis Tertulliani . . . praescriptiones adversus Haereses omnes. Des fürtreflichen und uralten Lehrers Tertulliani . . . verlegung aller Ketzereien . . . Verteutscht und mit kurtzem zusatz auff unsere zeit gerichtet. Sampt einer Apologi und schutzschrifft deren, so sich jetzund von den Secten abreissen und zu den Catholischen tretten: welcher am ende ein bericht angehenckt, wie und warzu die Ketzer den Catholischen Christen nutz sein. Alles durch Laurentium Albertum Francum. Dillingen, Sebald Mayer. M. D. LXXII. VIII, 73 Bl. 4°. Widmung an Abt Jacob von St. Ulrich in Augsburg, Würzburg, 30. Nov. 1571

2) Verthädigung Unnd Schutzschrifft deren so sich diser zeit von den Sectischen irrthumben und zwitrachten absündern und sich in den Frid, Sicherhait und Einhelligkait der Catholischen Römischen Kirchen begeben. Authore Laurentio Alberto D. Dillingen, S. Mayer. 1574. 100 Seiten. 12°.



geschrieben sind, daß nicht der geringste Grund vorliegt, die Aufrichtigkeit des Verfassers in Zweifel zu ziehen.[1])

Von Albrecht stammt ohne Zweifel auch ein in Versen und Prosa verfaßtes Pasquill, das im Jahre 1589 zu München erschien.[2]) Da um diese Zeit, wie wir weiter unten sehen werden, Albrecht kaum noch unter den Lebenden weilte, so ist wohl das hinterlassene Manuscript von irgend einem Freunde des Verfassers dem Drucke übergeben worden. Dies Pasquill bietet übrigens heute kein Interesse mehr; es ist eine derbe Schmähschrift gegen die lutherischen Prediger.

Bemerkenswerther ist Albrechts Widerlegung zweier Geschichtsfabeln,[3]) welche damals von den protestantischen Polemikern fort und fort dem Volke als „wirkliche, unbestreit=

1) In einem Artikel über Albrechts Gönner Johann Egolf von Knöringen schreibt K. Borinski (Beilage zur Münchener Allgem. Zeitung 1883. Nr. 241): „A. scheint zu den Leuten zu gehören, die für ein gutes Frühstück auch Türken werden wollten." Für diese schwere Anschuldigung wird B. auch nicht den Schatten eines Beweises vorbringen können.

2) Predicanten Practic. Prognostic oder Indicium von der Predigkunden stand, glück und früchten diser jaren hinumb und aller zeit geherend zu dem newen unpäpstischen kalender. L. A. D. München, Ad. Berg. M. D. LXXXIX 7 Bl. 4°. Mit den Anfangsbuchstaben L. A. D. vgl. die Angabe: Authore Laurentio Alberto D. auf dem Titelblatte der soeben angeführten „Verthädigung."

3) Bericht Vom Bapst Johanne den achten, Welcher soll ein Weib gewesen sein. Sampt Einem Sendbrieff Sanct Ulrichts Bischoffen zu Augspurg, den er an Bapst Nicolaum geschriben, und darinnen ihme die gelübd der keuschheit soll wiederrhaten haben. Menigklichen lustig und nutzlich zu lesen. Laurentius Albertus Francus. Dillingen, Seb. Mayer. M D. LXXII XIII, 67 Bl. 12°. Widmung an Cardinal Otto von Augsburg, Würzburg, 30. November 1571. Wie in seinem ersten deutschen Werke, so nennt sich Albrecht auch in der Unterschrift zu dieser Widmung Magister.

bare" Thatsachen vorgeführt wurden.[1]) Die erste ist die bekannte Fabel von der Päpstin Johanna; die andere betrifft einen unechten Brief des hl. Ulrich von Augsburg an Papst Nikolaus I. Diese Fabeln, bemerkt Albrecht in seiner Widmung an Cardinal Otto Truchseß, seien zwar schon von gelehrten Männern, wie Onuphrius Panvinius und Alanus Copus, gründlich widerlegt worden; er selber biete denn auch nichts Neues; er wolle bloß, was andere für die Gelehrten geschrieben, dem deutschen Volke zugänglich machen.

Für den „gemeinen Mann" verfaßte der unermüdliche Gelehrte auch eine gereimte Chronik der Franken.[2]) Nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche hatte er eine Zeitlang die Bibliothek seines Gönners, des Würzburger Domherrn Johann Egolf von Knöringen, zu verwalten gehabt.[3]) „Da ich mittlerzeit," erzählt er in der Widmung an den Abt von Gotteszell, „in Leibskrankheit gerieth und neben der hl. Schrift auch in den Historien eine Ergötzlich-

---

1) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes V[14], 346 ff.

2) Chronick, das ist, Kurtzer außzug und begriff der fürnembsten geschicht der Francken, und auch deren Völcker, daher sie den namen haben, auß weitleüftigen warhafftigen und berhümpten geschichtschreibern in kurtze Teutsche reimen jedermeniglich lustig zu lesen gestellet und verfasset. Darinnen auch meldung geschicht etlicher Völcker Teutschlandts, unnd die Historien Sanct Kiliani, Würtzburgischen Patroni gesetzt, sampt einer beschreibung des Hertzogthumbs Francken und aller Fränckischen Sitten. Durch Laurentium Albertum. Köln, Mat. Cholinus M. D. LXXI. 91 Bl. 8°. Widmung an Abt Sebastian von Gotteszell bei Würzburg, Würzburg, 31. März 1571.

3) Die grundlose Vermuthung von G. J. Keller (die Gründung des Gymnasiums zu Würzburg Würzburg 1850. S. 15), Albrecht sei Lehrer am bischöflichen Gymnasium zu Würzburg gewesen, hat schon Fr. X. von Wegele (Geschichte der Universität Wirzburg. Wirzburg 1882. I, 100) mit Recht zurückgewiesen.

keit und Erquickung suchte, zu welchem Handel nicht allein meines günstigen Herrn Bücher, sondern auch etliche aus eurer Bibliothek mir dienstlich gewesen, setzte ich mir vor, etwas aus ihnen zu klauben und nicht großen Comment, sondern nur etlicher Völker Veränderung, Ankunft, Regierung, Namen und dergleichen Umstände kürzlich zu verzeichnen, am allerwenigsten dem gemeinen Leser zum Besten, so andere Bücher nicht haben kann."

Das Lesen der „Historien" sei überaus nützlich. „Wir haben fürwahr nach der hl. Schrift und derselben rechtmäßiger Auslegung nichts Holdseligeres, Lieblicheres und Fürtrefflicheres zu lesen und zu lernen, denn die Historien und Geschichten unserer Vorfahren und aller derer, so vor uns gelebt und die Läufe dieser Welt mancherlei erfahren, und deswegen aus ihrer vielfältigen Mühe und Arbeit und etwa auch aus eigenem Schaden uns nicht allein Exempel fürgebildet, wie wir uns halten sollen, sondern auch gute Instituta, Lehren und Regeln verordnet und hinterlassen, unser Leben gleichfalls, wie ihrer eines Theils, in Fürsichtigkeit anzustellen." Zudem lernt man aus der Geschichte das weise Walten der göttlichen Vorsehung näher kennen; man sieht, wie das Christenthum sich ausgebreitet hat, wie die Kirche inmitten aller Verfolgungen stets siegreich geblieben ist; „deshalben denn wir in Lesung und Betrachtung solcher Historien und Wunderthaten, so Gott an uns angewendet, ihn billig loben und preisen sollen."

Seine fränkische Chronik beginnt Albrecht, nach Art der mittelalterlichen Chronisten, mit der Erschaffung der Welt, um endlich nach verschiedenen Abschweifungen zu erzählen, wie Deutschland bevölkert worden ist. Daß er unter den deutschen Stämmen den Franken den ersten Rang einräumt, braucht wohl nicht eigens hervorgehoben zu werden.

> Sonderlich was belangt die Franken
> Die haben nie wollen wanken,
> Seind gewachsen und reich worden

In Teutschland und sonst an viel Orten,
Und das Römische Reich vor Zeiten
Besetzt mit fränkischen Leuten.

Mit wahrer Begeisterung schildert er die Vorzüge des schönen Frankenlandes.

Gleich wie ein Lustgarten wohl geziert,
Darum man Hag und Zäune führt,
Und faßt ihn auch mit Mauern ein,
Damit nicht Ungemach komm darein,
Also ist auch das Frankenland
Beschlossen gnug zu aller Hand,
Wiewohl es nicht also fest,
Daß sich's behüt vor mancherlei Gäst.

Bei dem sonst so gründlichen Goedeke wird Albrecht nicht erwähnt.[1]) In einer neuen Auflage dürfte indessen der fränkische „Dichter“ um so eher eine Erwähnung verdienen, als er nicht nur Verschiedenes in gebundener Rede verfaßt, sondern auch in seiner Grammatik gute Regeln für die deutsche Verskunst aufgestellt hat.[2]) Dr. N. Paulus.

(Schlußartikel folgt.)

---

1) K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite Aufl. Bd. II. Das Reformationszeitalter. Dresden 1886.

2) Vgl. E. Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin 1866. S. 15. Borinski (die Poetik der Renaissance. 1886. S. 43; vgl. auch Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1883. Nr. 241) behauptet, Albrecht verdanke seine prosodischen Regeln dem Ingolstädter Professor Johann Engerd, „mit dem er 1570 an einem Orte lebte“. Engerd wurde erst im Laufe des Jahres 1570 in Ingolstadt immatrikulirt; ob Albrecht während seines kurzen Aufenthaltes in Ingolstadt mit ihm verkehrt habe, ist ungewiß. Sicher ist jedoch, daß er nicht nöthig hatte, von ihm die Regeln der deutschen Verskunst zu lernen. Seine Reimchronik hatte Albrecht verfaßt, bevor er nach Ingolstadt kam. Borinski hat diese Chronik nicht gekannt, ebenso wie er das deutsche Gedicht, welches Albrecht im Mai 1570 seinen Absurda Lutheranorum beigegeben, nicht gekannt hat.

LI.

Der Maler Friedrich Wasmann.

Ein deutsches Künstlerleben.

Einem tüchtigen, aber wenig bekannten, ja heute fast vergessenen Künstler, obgleich er bis vor einem Jahrzehnt noch unter den Lebenden geweilt, hat ein jüngerer Kunstgenosse in edler Neidlosigkeit und wahrhaft großmüthiger Opferwilligkeit ein literarisches Denkmal gestiftet, das dem Manne und der Kunst zur Ehre gereicht und gewiß vielen Kennern und Freunden der Kunst Genuß bereiten wird.[1]) Es ist die illustrirte Selbstbiographie des Malers F. Wasmann, eines geborenen Hamburgers, der, im Geiste der Cornelianischen Schule herangewachsen, den größten Theil seines Lebens in Südtirol verbrachte und im Jahre 1886 hochbetagt in Meran gestorben ist.

Es mag wohl sein, daß Viele den Namen zum erstenmal hören. Verschiedene Umstände, nicht zum wenigsten die große Bescheidenheit des Mannes und seine langjährige freiwillige Zurückgezogenheit in der zweiten Lebenshälfte, mögen dazu beigetragen haben, daß sein Name wie verschollen klingt. Fast nirgends in den neueren kunstgeschichtlichen Werken

1) Friedrich Wasmann, 1805—1886. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold München, Verlagsanstalt F. Bruckmann 1896. 188 S. in Quart.



findet man ihn genannt; Fr. Pechts eingehende Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert weiß nichts von ihm; sogar in Lichtwarks verdienstlichem Buch über die Hamburger Künstler dieses Jahrhunderts fehlt der Name dieses Sohnes der Hansestadt! Und doch war er ein ächter Künstler von großer Selbständigkeit und ein tüchtiger liebenswürdiger Mensch von hohem idealem Streben, wie man aus seiner mit schlichter Ehrlichkeit geschriebenen Selbstbiographie erfährt. Die Biographie entrollt uns das Leben und Denken eines reichbegabten, feingebildeten Mannes, der seine ausgeprägte Eigenart ebenso gewandt mit der Feder wie mit dem Zeichenstift und Pinsel darzustellen befähigt war.

Was diesen Aufzeichnungen eines Malers aber noch einen besonderen Reiz und Werth verleiht, ist die bildliche Ausstattung, die Beigabe der zahlreichen Skizzen, welche, aus dem Nachlaß des Künstlers stammend, die Erzählung begleiten und erläuternd unterstützen. Diese erwünschte Beigabe verdankt man der Fürsorge des Herausgebers, der den künstlerischen Nachlaß durch einen glücklichen Zufall in dem Laden eines Tiroler Antiquars aufgefunden und aus diesem Fund, durch sorgfältig getroffene Auswahl aus vielen ungleichwerthigen Arbeiten, das Bezeichnendste — Porträte und Studien aus den Jahren 1828—1835 — hier zusammengestellt und zum Besten gegeben hat. „Man wird," sagt Herr Grönvold, „in diesen schlichten Blättern einen Künstler kennen lernen, der ausgerüstet mit der Gabe scharfer Beobachtung und tiefer Empfindung, unbekümmert um den augenblicklichen Erfolg still seinen eigenen Weg gegangen ist."

Friedrich Wasmann hat ein Alter von 81 Jahren erreicht. Die Aufzeichnungen umfassen jedoch nur etwa fünfzig Jahre seines thätigen Lebens und Schaffens. Geschrieben hat er sie, wie eine Notiz am Schluß besagt, in seinem 62. Lebensjahre (1866—67), also ungefähr zu derselben Zeit, wo er auch seine für Rosenthals „Convertitenbilder" bestimmte (vom 15. Juni 1865 datirte) biographische Skizze



ısammengestellt hat. Vielleicht gab Rosenthals Aufforderung en Anstoß zur Ausführung der größeren Biographie.

Die Hauptstationen von Wasmanns künstlerischer Ent-›icklung waren Dresden, München und Rom; ein eigen-hümliches Geschick führte ihn dann nach Südtirol, wo er ‚uletzt sein dauerndes Arbeitsfeld und am Ende auch seine Ruhestätte fand. Geboren am 8. August 1805 als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg, der in fremden Welttheilen viel erlebt und gesehen, machte F. Wasmann in seinen Knabenjahren die Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft durch, die in Hamburg so schlimme Erinnerungen hinter-lassen hat. Bei der Frage der Berufswahl gab der Rath eines alten erfahrenen Zeichenlehrers, der das Talent des Jünglings erkannte, den Ausschlag, daß er die Kunst ergriff und zur Ausbildung auf die Akademie in Dresden geschickt wurde, wo er vier Jahre in Studien verbrachte. Unter G. H. Näcke's Leitung ging dort dem lebenslustigen Kunst-jünger die erste Ahnung einer edleren Kunstrichtung auf. Doch führte ihn schon damals sein naturalistischer Drang dem Porträtfache zu. Einige gelungene Versuche hatten die Wirkung, daß er vom Hamburger Senat ein Stipendium zu weiterer Ausbildung erhielt.

Damit zog Wasmann im Sommer 1829 südwärts, zu-nächst nach München, wo unter dem Impuls eines groß-denkenden Königs die Kunst zu neuem Leben erweckt war. Cornelius stand auf der Höhe seines Schaffens und zog von allen Seiten Kunstjünger an; die Macht seines Genius wirkte belebend und befruchtend auf weite Kreise. Auch Wasmann empfand den Einfluß, den der ideale Aufschwung des dortigen Kunstlebens auf die Masse der Studirenden übte; er fühlte sich „von dem schönen Strom der Ideen emporgehoben und getragen und sein Herz erweitert.“ Es war, sagt er, dieser wundersam schönen Zeit gedenkend, „ein freudiges Wirken und Zusammenleben in München, wie noch keine Zeit es gesehen, der fröhliche Jugendrausch eines jungen

Deutschlands, das, von den Banden fremder Zwingherrschaft befreit, Brodneid, Eitelkeit und Vornehmthuerei ausschloß. Wenn die ganze große Künstlermasse, jenseits des englischen Gartens in Bogenhausen bei gutem Bier versammelt, fröhlich durch- und nebeneinander summte und brauste; wenn dann Stille geboten wurde und einer der verehrten Meister eine kurze Ansprache hielt, oder der alte (Bildhauer) Eberhard einen selbstverfaßten altdeutschen Reimspruch vortrug, während aller Blicke ehrfurchtsvoll auf den Redner gerichtet waren; wenn es dann hieß: ‚Cornelius kommt' und man den Altmeister in seiner gedrungenen Gestalt, mit seinen majestätischen, scharf ausgeprägten Gesichtszügen in das Thor des Gartens hereinschreiten sah, dann erhob sich ein Jubel und Hurrahrufen, das kein Ende nahm. Es herrschte eine freiwillige Unterordnung und Vereinigung unter einer künstlerischen Autorität." (S. 40.)

Aber fortdauernde Kränklichkeit trieb den jungen Hamburger schon nach einem Jahre aus dem Münchener Klima weiter nach der wärmeren Luft des Südens. Das Ziel seiner Wünsche war Italien, die Uebergangsstufe sollte das südliche Tirol sein. Ein großes Genrebild, das er nach Hamburg geschickt hatte, verschaffte ihm die Fortsetzung des Stipendiums mit der Erlaubniß, nach Meran zu gehen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Wasmann war wohl der erste Kurgast in Meran, welches damals fast nur von Malern aufgesucht war und, nach seiner eigenen Ausdrucksweise, noch „im primitivsten Zustand einer glücklichen Naivität sich erfreute." Der Aufenthalt gefiel ihm aber so wohl, daß er zwei volle Jahre unter dem biederherzigen Völkchen des Burggrafenamtes festgehalten blieb. Er setzte seine Naturstudien fort, wanderte und zeichnete, im traulichen Verkehr mit allen Klassen, Charakterköpfe und kleine Scenen, malte Porträts aus dem Bürger- und Bauernstande, und lebte sich so ganz in das Wesen und Treiben der schlichten braven Leute ein, daß er diese Jahre zu seinen glücklichsten zählt.

Das Auge des Malers macht sich auch in der Darstellung und Auffassung des Erzählers erfreulich geltend. Mit erwärmender Anschaulichkeit schildert er die Landschaften, die er durchwandert, und nicht minder anmuthend liest sich seine Charakteristik des Tiroler Volkes, namentlich der Passeirer. Auch von den Fortschritten in der Ausübung seiner Kunst konnte Wasmann befriedigt sein. „Was ich damals," sagt er, „von Studien und Bildern fertigte, wurde von Kennern gelobt. Es ist aus dieser Zeit noch ein Porträt eines adeligen Herrn vorhanden, prima gemalt, das zu den besten meiner Hand gehört." (S. 68.)

Im Jahre 1832 sollte ihm sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen: die Fahrt ins gelobte Land Italia. Der Abschied von Meran wurde ihm indeß nicht leicht und die Erinnerung an das gemüthliche Tirol wirkte lange nach, so daß er sich in die neuen Umgebungen erst hineinfinden mußte und es Zeit brauchte, bis er sich in Rom und unter seinen Kunstgenossen heimisch fühlte. Anfänglich hielt er sich an die Franzosen, bis er erkannte, daß deren flüchtige, flotte Leichtlebigkeit nicht paßte zu der Eigenthümlichkeit seiner Natur, die ihn auf liebevolles Hingeben an einen Gegenstand hinwies. Er wäre in dieser Atmosphäre zu Grunde gegangen, wenn ein besserer Geist ihn nicht gewarnt hätte. Zu ruhigerer Besinnung gekommen, wandte er sich mehr den Landsleuten und besonders den Dänen zu, ohne sich gerade von dem Schwarm der anderen auszuschließen — einem Gemisch von Kunstjüngern aus allen Nationen, deren nationale Besonderheiten er in kurzen Strichen kenntlich zu machen versteht. Lebenslustig, wie er war, nahm er Theil an den üblichen Ausflügen der Künstler in die Campagna, nach Tivoli, Cervara, Grotta Ferrata, machte mit Freunden während der heißen Monate längere Studienfahrten in das Sabinergebirge oder ans Meer (Subiaco, Olevano, Frosinone) und der Leser folgt ihm auf diesen sommerlichen Streifzügen willig zumal in jenen Partien, wo er das naive Landvolk

der abgelegenen Gebirgsorte in ihren Eigenheiten zu zeichnen versucht. Es sind meist nur kleine, aber charakteristische Züge und Erlebnisse, die er als Porträtmaler erfährt.

In dem Hirtenort Cerbara im Sabinerland war er ganz populär. Die Kinder, deren er viele gezeichnet, liefen ihm von weitem zu, sangen und schrieen: bene seo, che Dio lo faccia, bene seo, che Dio lo fa. Das „bene seo“ ist ein Freudenruf wie das lateinische Evoe (Heil dir). Als er einst von einer Ziegenhürde heimkehrte, wo er Studien gemacht und das fertige Abbild eines mächtigen schwarzen Bockes, den er zu einem Genrebild brauchen wollte, offen heimtrug, damit die erste nasse Farbe sich nicht verwische, kamen sie ihm auf dem Heimwege mit Jubelgeschrei entgegen und begleiteten ihn im Triumphe nach Hause. Il bon Signor Fedarigo pare uno de' nostri, hieß es unter den Leuten. Mitunter war aber das Porträtiren unter den heißblütigen Italienern nicht ohne Gefahr. So hatte der Maler oft mit einem Mädchen gesprochen und sie gebeten, sich in der Landestracht zeichnen zu lassen. Sie wies ihn an ihren Bruder, um die Erlaubniß zu holen; da kam er aber schön an Als dieser sein Anliegen hörte, wurde er blaß vor Wuth, murmelte unverständliche Worte, worauf Wasmann es für rathsam fand, sich langsam zu entfernen, während jener sich grollend in der offenen Hausthüre auf die Schwelle niedersetzte und dem Maler, als er die Felsenstaffeln hinanstieg und oben zurückschaute, wie ein gereiztes Raubthier nachblickte. Von harmloserer Naivität ist ein anderes Erlebniß Ein Mädchen, das Wasmann in seiner hübschen Kleidung gemalt hatte, fand er den andern Morgen, als er das Bild abholte, mit dem Kopf auf dem Tische liegend. Als er nach dem Grunde fragte, gab sie zur Antwort: sie habe die ganze Nacht nicht schlafen können, weil das Bild — sie immer angesehen!

Eine Scene aus späterer Zeit, die Wasmann auf der Heimreise bei Foligno erlebte, mag hier noch eingeflochten

n. Von der Fußwanderung in der Mittagshitze auf sonnen-
rbrannter Ebene ganz erschöpft, trat er in ein Bauern-
höft ein, wo die Leute mit Dengeln beschäftigt waren, und
reckte sich ohne Umstände neben denselben unter einer Art
eltdach auf die Strohmatte hin. „Die Männer," erzählt
:, „nahmen es gutmüthig hin; zwei wunderhübsche Knaben
on sieben bis acht Jahren fingen an, mit mir zu spielen
nd wurden so vertraut, daß sie sich über mich hinwälzten,
ich umarmten und küßten. Der Scherz gefiel den andern,
und der Vater lud mich ein, mit ihnen zu essen. Ich habe
oft Gelegenheit gehabt, das patriarchalische Leben und die
edle Gastfreundschaft des römischen Volkes kennen zu lernen,
aber hier erfuhr ich es in seiner ganzen Schönheit und Ein-
falt. Oben an dem großen Tisch saß der alte Großvater,
der nonno, dessen Herz ich durch meine Mittheilungen von
Rom und dem hl. Vater, den ich einigemale gesehen hatte,
gewann. Als ich abzog, segnete er mich; groß und klein,
eine ganze Schaar Söhne, Töchter und Enkel standen in der
Reihe die Haustreppe hinab, gaben mir nacheinander die
Hand und wünschten mir glückliche Reise. Das war ein
Bild auf dem Goldgrund der ersten christlichen Zeiten"
(S. 122).

Wenn der Herbst herankam, fand sich die auf Wander-
fahrten zerstreute Künstlerheerde allmählig wieder in Rom
zusammen. Hauptmittelpunkt war noch immer das berühmte
Café greco. Wasmann lernte so mit der Zeit viele der
tüchtigsten Künstler und ihre Werke kennen. Um Thor-
waldsen schaarte sich begeistert die junge Welt, und zumal
die Dänen, mit welchen es Wasmann hielt. Der bayerische
Maler Riedel hatte eben sein erstes bedeutendes Bild, die
„neapolitanische Fischerfamilie", ausgestellt, das ihm einen
europäischen Ruf als Colorist verschaffte. Noch größeren
Respekt flößte dem jungen Hamburger der geniale Land-
schaftsmaler J. A. Koch aus dem tiroler Lechthal ein, da-
mals schon ein Siebziger, der ihn als Mensch und Künstler

durch seine derbe Originalität anzog. Mit dem Maler Albert Küchler aus Kopenhagen, der später katholisch wurde und seine Kunst in einem römischen Kloster weiter übte, kam er in freundschaftliche Beziehungen; ebenso gehörte der geistreiche Hamburger Erwin Speckter zu den engern Landsleuten, die er verehrte. Zuletzt suchte er auch den Meister Overbeck, dem er sich anfänglich nicht zu nähern wagte, auf (1833) und fand an ihm „einen Mann von der zuvorkommendsten Artigkeit, welcher jeden ohne Unterschied liebreich aufzunehmen, seine Ueberzeugung, seine Ansichten niemand aufzudrängen und alles in seiner Art und Weise gelten zu lassen pflegte." Auch Wasmann empfand die stille Anziehungskraft, die von dem friedlichen, vertrauenerweckenden Wesen dieses Mannes ausströmte. Der edle Lübecker Meister, der damals an seinem großen Frankfurter Bilde malte, wurde ihm „ein treuer, väterlicher Freund."

Jahr um Jahr verging so dem lebensfrohen Hamburger in unermüdlichem Studium und fleißiger Arbeit. Die reifste Frucht dieser Studien und Wanderfahrten waren zwei große Genrebilder aus dem italienischen Volksleben, das ihm nun so vertraut geworden, nämlich: „die Pifferari," Hirten mit dem Dudelsack, wie sie zur Adventzeit in Rom sich einfinden und Straßen und Plätze mit ihren Melodien erfüllen, wozu ihm S. Maria Maggiore, aus der Ferne durch die Thür eines Hauses gesehen, zum Hintergrund diente; und die „Vigneroli", Winzer, die beim Oktoberfeste in einer Vigne mit Tanz sich belustigen.

Nach Ablauf eines dreijährigen Aufenthalts unter dem hesperischen Himmel kam der Tag, wo er Rom und la bella Italia verlassen mußte. Die Stipendienzeit war zu Ende, und es galt nun für den Maler, auf eigenen Füßen zu stehen. Wasmann schied aber aus der ewigen Stadt als ein Anderer, als wie er gekommen.

Drei Monate vor seiner Abreise, im Frühjahr 1835 war er zur katholischen Kirche übergetreten. Die Geschichte

seiner Bekehrung hat er in einem besonderen Kapitel (16) erzählt. Da man sie mit gleicher Ausführlichkeit von ihm auch in Rosenthals „Convertitenbildern“ dargelegt findet und außerdem in der Overbeck-Biographie (II. 44—47) das Wesentliche davon berichtet ist, so beschränke ich mich hier auf wenige Striche. Die Hinwendung zur Kirche war bei dem Maler durch den Aufenthalt in Tirol wohl einigermaßen vorbereitet, aber die Anregung zu dem eigentlichen, ziemlich rasch ausgeführten Entschluß entsprang zunächst mehr einem moralischen Bedürfnisse. Er bekennt selbst, daß ein fröhlicher Leichtsinn ihn durch das Leben begleitete. Herz und Sinn des Malers war bisher der Antike, dem Cultus des Schönen in Natur und Kunst zugewendet gewesen. Er hatte als Künstler Erfolge gehabt, aber ein Ungenüge über solch äußerliches, dem Genusse hingegebenes Leben kam jetzt über den Dreißigjährigen. „Menschen,“ sagt er, „die für gewöhnlich hoher Begeisterung zugänglich sind, gerathen dann wieder in jene entgegengesetzte Stimmung, welche die Welt Katzenjammer nennt, wo sie, ohne unwohl zu sein, tagelang für ihre Umgebung wie todt sind. Diesem ähnlich überkam mich, ohne daß ich mir des Ueberganges bewußt war, ein gewisses ruhiges Nachdenken, verbunden mit einer Unbehaglichkeit, wenn ich die erlebten und genossenen Freuden zurückrief und an meiner Seele vorüber gehen ließ.“ In solcher Seelenstimmung fing er an sich mit religiösen Fragen zu befassen. Das Studium der Schriften Luthers, die er zunächst vornahm, ließ ihn unbefriedigt; von der sola fides, die ihm auch in der Jugend „nie eingeleuchtet,“ wollte er nichts wissen. Was nun beginnen? frägt er sich. „Rasch antwortete ich mir selber: irgendwo muß ich zu Hause sein, so will ich katholisch werden! Ich that wie ein Pferd, das angespornt über einen tiefen Abgrund setzt, und weiß nur, daß ich noch denselben Tag zu Overbeck ging und ihm meinen Entschluß mittheilte. Er war sehr überrascht, weil ich ihm nach meinen

früheren Aeußerungen nie derart vorgekommen, zog er aus einer Schublade ein Zettelchen, worauf die Adr eines Canonicus und Pfarrers von Trastevere stand: der er kannte mich vortrefflich und wußte, daß ich für strengen Unterricht nicht reif war." Der gute Pfarrer, ein schlicht heiligmäßiger Mann, übernahm die ihm zugewiesene Aufgabe und unterrichtete den Maler in einer Reihe von Stunden, die bis ins Frühjahr dauerten. Am 2. Mai 1835 legte Wasmann das katholische Glaubensbekenntniß ab und empfing darauf aus den Händen des Card. Piatti das Sakrament der Firmung, wobei Overbeck sein Pathe war.

Aus diesem Bericht, dessen ungeschminkte Form der wahrheitsliebenden Geradheit des Erzählers alle Ehre macht, gewinnt man den Eindruck, daß Wasmann den Uebertritt ohne ernsten Kampf vollführt habe. Er hatte die geistliche Disciplin der Kirche gesucht als das Mittel, sein unsteten Leben zu regeln. Seine tiefere Umwandlung vollzog sich erst allmählig, je mehr er sich von dem religiösen Mitleben in und mit der Kirche durchdringen ließ. Und sein ganzes ferneres Leben bürgt als Zeugniß dafür, wie innig er von der Kraft und Wahrheit des Glaubens erfüllt und beseelt war.

Noch einige kurze Sommerwochen in dem neugewonnenen Leben — dann hieß es Abschied nehmen von dem unvergeßlichen Rom. Am 10. Juli 1835 verließ Wasmann die ewige Stadt, um über Terni, Spoleto, Foligno, Assisi,[1]

1) Wie die berühmte Kirche S. Francesco hier auf den Maler in seiner jetzigen Stimmung wirkte, lassen wir ihn selber schildern: „Zuerst betrat ich die obere Kirche und wurde von dem himmlischen Eindruck, den sie auf mich machte, so überrascht und bewältigt, als wäre ich in ein Paradies versetzt; das Ideal der heidnischen Götterwelt in ihrer kalten Vollendung erblaßte in meiner Seele vor diesem erhabenen Anblick. Die majestätischen Fresken von Giotto, Thaten aus dem Leben des hl. Franciscus vorstellend, die farbigen Fenster, durch welche das Sonnenlicht wie durch eine Blumenlaube dämmernd hereinbrach, die heitere



Perugia, Florenz (wo er eine Woche blieb und nach alten Meistern copirte), Bologna (wo er mit einem Empfehlungsbrief von Overbeck im Franziskanerkloster gastliche Aufnahme fand), Venedig, Bassano, Trient nach Deutschland zu pilgern. Er reiste meist zu Fuß, um so lang wie möglich noch italienische Luft zu athmen. So kam es, daß er erst im November, über den Jaufen steigend, Innsbruck und einige Tage später München, sein eigentliches Künstlerziel, erreichte.

Der Aufenthalt in München führte zur Bekanntschaft mit lebendig katholischen Männern, in deren Umgang sein Glaubensleben sich festigte; er verkehrte mit dem menschenfreundlichen Medicinalrath Dr. Ringseis, der ihn in schwerer Krankheit behandelte und heilte, mit Professor Phillips und dessen seelenguter vortrefflichen Frau, mit dem Dichter Cl. Brentano, der ihm mit wohlwollender Vertraulichkeit begegnete. Besonders intim aber gestaltete sich das Verhältniß des Malers zu dem geistvollen, menschenkundigen, stets thatbereiten Professor und Domkapitular Windischmann, der ihm in diesen schweren Jahren „Lehrer, Freund und Vater, alles in allem geworden" (S. 148).

Ueber seine Kunstthätigkeit in München äußert sich Wasmann auffallend kurz und bemerkt nur im Allgemeinen: „Natur, Gewohnheit und die Nothwendigkeit Geld zu verdienen, hielten mich beim Genrefach fest." In einem Briefe vom 8. Oktober 1836 an Overbeck berichtet Wasmann diesem

gothische Architektur, von antiker Schönheit gemildert und getragen, so etwas hatte ich noch nie gesehen und empfunden! ... Hier ging mir die Idee des ältern kirchlichen Stils, dessen religiösen Inhalt ich im Campo santo in Pisa nur geahnt hatte, wie ein leuchtender Stern in der Seele auf. Ich blieb den ganzen Tag, um zu betrachten und zu zeichnen, und vergaß Essen und Trinken." (Der mit Copiren altitalienischer Kunstwerke beschäftigte deutsche Maler, den er nachher in der Stadt aufsuchte, heißt Ramboux, nicht Rambach, wie S. 125 steht).

seinem Gönner und Berather: er habe einige kleine Porträts gemacht, die ihm zwar als Beginnenden schlecht gezahlt werden, aber doch besser denn nichts seien. „Diesem Fach," fügt er bei, bin ich wohl am meisten gewachsen. Außerdem mache ich ein kleines [Genre-]Bild fertig und suche mich mit Gewalt von der Grabesfarbe loszumachen, die meine frühern Arbeiten zerstört hat. Nach diesem habe ich Lust etwas Italienisches vorzunehmen." [1])

In den vier Jahren seines (zweiten) Münchner Aufenthalts gelang es ihm dreimal ein Bild an den Kunstverein in München zu verkaufen. Da er aber wiederum viel zu kränkeln begann, so daß seine Arbeit oft monatelang unterbrochen war, folgte er seinem guten Stern und wanderte, Rettung suchend, abermals in sein geliebtes Südtirol, wo er einst so glückliche Tage verlebt hatte. Und abermals erwies sich ihm sein Stern im alten Burggrafenamte günstig. In Meran und Bozen fand der gern gesehene Maler freundliches, ja gastliches Entgegenkommen, namentlich in wohlhabenden Bürgerfamilien. Er bekam eine Menge Porträts zu malen, und während seine Gesundheit sich befestigte, stieg sein künstlerischer Ruf als Bildnißmaler von Tag zu Tag.

C. von Wurzbach sagt von seinen Bildnissen: „Rasche Auffassung und seine schneidige Art der Ausführung gewährten dem dortigen Publikum Erholung und Abwechslung nach dem gewöhnlichen Handwerkstreiben vaganter Maler, und bald waren seine Bilder so beliebt und bekannt, daß man ihn in die besten Häuser berief." [2]) Zu den Porträten hervorragender Persönlichkeiten gehörte u. a. das Bildniß des Freiherrn Jos. v. Giovanelli, des berühmten Tiroler Volksmannes, und seiner Gemahlin, sowie das lebensgroße Bildniß des jungen Grafen von Meran in Schützentracht, das im Rathhause zu Meran sich befindet. Wasmann selbst be-

1) Ungedruckter Brief vom 8. Oktober 1836 an Overbeck.

2) Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. LIII. 134.

richtet: „Die Bestellungen im Porträtfach dauerten ununterbrochen fort, und wenn zeitweise eine Lücke eintrat, füllte ich sie eifrig mit Entwürfen und Ausführungen von Genrebildern aus, in denen ich die Weise, wie Natur und Außenwelt sich in meinem innern Auge spiegelte, wiedergab" (S. 152). Auch dafür fanden sich willige Abnehmer, und der fleißige Künstler sah fortan seine äußere Stellung gegründet.

Die Porträtmalerei führte ihm schließlich, bei einem längeren Besuche in der heimatlichen Hansestadt, seine Gattin zu, eine Hamburgerin, Tochter des Realschul-Direktors Krämer, mit der er sich im Jahre 1846 in Hamburg vermählte. Mit ihr und deren Mutter siedelte der glückliche Ehemann bald darauf nach Meran über, um seinen bleibenden Sitz daselbst zu nehmen. Schon am 1. Juni 1847 legte auch seine Frau vor dem Dekan Santner in Meran das katholische Glaubensbekenntniß ab. Der langsam aufblühende Kurort, in dem der Maler seine Gesundheit und sein künstlerisches Fortkommen erlangt, ist dem Ehepaar zur zweiten Heimat geworden.

Mit diesem Ereigniß und einem nochmaligen kurzen Besuch in Hamburg 1849 schließt Wasmanns Selbstbiographie. Ueber seine späteren Erlebnisse, einen Zeitraum von mehr als drei Jahrzehnten, erfährt man nichts mehr, und doch wäre es interessant gewesen, auch über diese keineswegs unfruchtbare Periode seines Schaffens nähere Anhaltspunkte zu erhalten, für die man nun an andere, freilich spärliche Quellen gewiesen ist.

Denn nunmehr trat im Künstlerleben Wasmanns ein Wendepunkt ein. Bisher hatte er sich ausschließlich auf dem Gebiete beschäftigt, auf das ihn Studium und Naturanlage zumeist gewiesen: im Fache des Genre's und der Bildnißmalerei. Vom Jahre 1848 an betrat Wasmann ein neues, ihm bisher fremdes Feld; in einem Alter von 43 Jahren begann er, von dem wohlwollenden Dekan Santner

ermuntert, sich auch in der religiösen Malerei zu versuchen. Er gab damit einem Verlangen nach, das ihn wohl schon in vorausgehenden Jahren, zumal seit seiner Conversion, zeitweilig erfaßt und bedrängt hatte. Früher, schrieb er im Herbst 1836 aus München an Overbeck, habe er oft weinend und mit Anrufung der Heiligen gewünscht, einem Historienmaler helfen zu dürfen, um sich dem kirchlichen Princip der Kunst zu nähern. Aber es war nichts und so habe er sich darein ergeben. „Ich befinde mich nun," fügte er in demüthiger Selbstbescheidung hinzu, „behaglich in einer Sphäre, die meiner Natur zusagt."[1]) Overbeck selbst hatte ihn damals in liebevoller Weise über seine Kunstübung zu trösten und zu beruhigen gesucht. „Fahren Sie fort in Ihrer so wahren und einfachen Weise," schrieb er ihm. „Im Uebrigen, was ich Ihnen oft mündlich gesagt, das sage ich Ihnen auch jetzt: es kann mir nicht einfallen, Sie zu einer andern Weise der Kunstübung hinüberziehen zu wollen. Es ist auch nichts daran gelegen, ob Einer gerade Heiligenbilder male oder nicht; ein einziges Bild nur ist uns Allen als Aufgabe für's Leben zu malen gegeben, das Ebenbild Gottes in unserer Seele nach dem Vorbilde, das Er uns vom Himmel herab in Seinem Eingeborenen gesendet hat... Darum meine ich, so Einer von Gott die Gabe empfangen hat, daß er durch seine Kunst sich selber und Andern kann zum Gelingen dieses einen Bildes förderlich werden, der thut nicht allein wohl daran, seine Gabe dazu zu verwenden, sondern er kann auch vielleicht schwerer Verantwortung entgegengehen, so er es verabsäumt; wer aber die Gabe nicht empfangen hat, kann auch nicht dafür verantwortlich sein und thut genug, wenn er mit seiner Kunstübung nicht sündigt, noch auch Andern Anlaß zur Sünde

---

1) Aus einem ungedruckten Briefe Wasmanns an Overbeck, aus München, 8. Okt. 1836.



gibt. Darum male ein Jeder, wie er berufen ist, der Eine so, der Andere anders; aber wie immer einer malen möge, so erhebe er sich nicht in thörichtem Dünkel, sondern preise im Gelingen Gott, der es gegeben, und verzage nicht im Mißlingen, das ebenfalls von Gott nach Seiner Weisheit geordnet ist zu seinem Heil." . . [1])

Seitdem war über ein Jahrzehnt in redlicher und befriedigender Arbeit dahingegangen, da erwachte das alte geheime Verlangen in neuer Kraft, und der ermuthigende Rath des Dekans Santner in Meran bestärkte ihn darin. Es ging ihm ähnlich wie dem um neun Jahre ältern Landschaftsmaler Ahlborn aus Hannover, der ebenfalls im letzten Jahrzehnt seines Lebens einem religiösen Drange nachgab und von seiner Domäne, der Landschaft, in der er seinen künstlerischen Ruf errungen, zur religiösen Historie überging.[2]) Wasmann wünschte jetzt, wie er sich ausdrückt, das zu verwerthen, was er in Rom und München erfahren, gesehen und gelernt habe (Rosenthal, Convertitenbilder II. 135). Und er setzte allen Eifer frischer Begeisterung daran, sich in die kirchliche Kunst hineinzuarbeiten, der er so lange ferngestanden.

Wasmanns erster Versuch in der religiösen Malerei war — nach Wurzbach — ein „Vesperbild", das er im Auftrag der englischen Fräulein in Meran malte. Diesem folgte „die Heimsuchung Mariä", ein großes im Geiste der altitalienischen Meister gehaltenes Bild, das der Besteller, Fürstbischof Tschiderer von Trient, für die Meraner Pfarrkirche stiftete. An dem genannten kunstsinnigen Fürstbischof hatte Wasmann überhaupt einen warmen Gönner. In seinem Auftrag hatte er Kreuzwegstationen für das Kloster

1) Howitt-Binder, Overbecks Leben und Schaffen II, 48–50.
2) Ueber Wilhelm Ahlborn vgl. die Lebensskizze in Bd. 110, S. 705—728 und 797—820 der Histor.-pol. Blätter.

Maria Steinach zu malen und solche für die Pfarrkirche in Tirol zu wiederholen; auch ein „hl. Aloysius“ im Johanneum zu Bozen entstand auf Bestellung dieses Oberhirten. Altarbilder führte Wasmann aus für Lana, Schnals, Maria Steinach und andere Orte des Tirolerlandes. Auch der Fürstbischof von Brixen, Vincenz Gasser, beauftragte den Maler mit zwei Gemälden, Brustbildern der beiden großen Ordensstifter „Franciscus von Assisi“ und „Dominicus.“

Im Ganzen blieb Wasmanns Thätigkeit so ziemlich auf den südlichen Theil des Tirolerlandes beschränkt, und so vermochte auch des Malers Ruf nicht in die Ferne zu dringen. Mit der Zeit konnte die dauernde Vereinsamung des in den einfachsten Verhältnissen ohne jede künstlerische Anregung Dahinlebenden selbst nicht ohne schädigenden Einfluß auf die Malweise bleiben. Eine ernstliche Krisis brachte das Unglücksjahr 1866, das Jahr des deutschen Bruderkrieges, der Oesterreich in einen zweifachen Kampf, mit Italien und mit Preußen, verwickelte und mit der Ausschließung des alten Kaiserstaates aus dem deutschen Bunde endigte. Es ist leicht begreiflich, wie die verhängnißvollen Ereignisse jener aufregenden Tage auch in das Stillleben des Malers und seiner Familie störend eingreifen und eine Stockung in den künstlerischen Aufträgen herbeiführen mußten, die lange nachwirkte und auch noch im folgenden Jahre sich fühlbar machte. Es war eine Krisis, die den bedrängten und an Arbeit gewöhnten Mann in einen Zustand tiefer Entmuthigung versetzte, zumal von seinen einstigen Gönnern und Freunden in Meran seitdem die thätigsten und einflußreichsten weggestorben waren, wie er am Schluß der Selbstbiographie andeutet.

In solcher Stimmung ist der Brief geschrieben, den Wasmann im Herbst 1867, nach langen Jahren Schweigens, wieder einmal an Overbeck in Rom gerichtet, und den ich hier zum Abdruck bringe:

„Meran, 30. Oktober 1867. Durch die Güte des Herrn Prof. Stolz [Bildhauers in Innsbruck] veranlaßt, wage ich Ihnen zu schreiben . . . Beim Durchlesen Ihrer früheren Briefe kam mir oft das Verlangen, dies zu thun, und ich sende Ihnen zugleich eine kleine Photographie meines letzten Bildes, das ich im vergangenen Jahr für den dritten Orden S. F. gemalt habe und [das] an einem Tage jedes Monats in der hiesigen Kapuzinerkirche aufgestellt wird. Ich spare damit unnöthige Worte, indem ich aus dem Munde Sr. fürstbisch. Gnaden von Brixen, bei dem ich gestern Audienz hatte, der mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit meinem Wunsch nach Aufklärung entgegenkam, erfahren, daß diese meine Richtung wegen einer gewissen Steifheit und Unbeholfenheit der Figuren durchaus nicht anspreche. Daher ist es wohl gekommen, daß, nachdem ich mit Mühe und Fleiß einsam und ohne Beihülfe manches gearbeitet, ich nun seit einem Jahre nicht das geringste mehr zu thun habe, und Zeit hätte, meine Memoiren zu schreiben. Prof. Stolz wird Ihnen von dem Zustand der Tiroler Kunst berichten, von dem ich in meinem Winkel zwischen Kapuzinern und Kurgästen eingeklemmt keine Kenntniß habe. — Vergangenes Jahr war ich längere Zeit in Feldkirch, bei einem Freund, Landsmann und Convertiten, dem als katholischen Schriftsteller bekannten Dr. Dreves. Ich ginge gern mit Sack und Pack von Meran weg, wenn nicht die Rücksicht auf mein Leben als Familienvater, das ich schon auf 62 Jahre gebracht habe, und in diesem südlichen Klima länger fristen kann, mich abhielte.[1])

Ich ringe mit Gott, um nicht hier den schmerzlosen aber langsamen Tod der Langenweile zu sterben, hoffe daß Er diese Zeit der Buße gnädig annehmen und den verglimmenden Docht

1) Am Schluß der um die gleiche Zeit verfaßten Selbstbiographie sagt Wasmann: „Meran ist unterdessen zu einem berühmten Kurort herangewachsen. Von dem, was früher uns an Tirol festhielt, ist (in dem kosmopolitischen Neu-Meran) wenig mehr vorhanden, als die schönen Berge ringsum, mit den Kapellen und Kirchlein auf den Anhöhen und den reizenden Dörfern" (S. 185.)

eines edleren Strebens nicht ganz auslöschen werde. Auch Ih-
verehrter Herr, haben gewiß manches Leid. Ich bitte, si
Ihres armen Pathen, wie er noch voll Lebenslust und Ho-
nung in dem ewigen Rom war, zu erinnern, und mich i
meiner Intention, die vielleicht nicht die rechte ist, sondern w.
Sie es für gut finden, für mich zu beten. Sie sagten damals
manche Convertiten haben im Anfange schwere Kämpfe
bestehen, manche am Ende. Das letztere ist vielleicht m-
Fall. — Leben Sie gesund und wohl und vergessen nicht ga
Ihren treu Ergebensten Fr. Wasmann."[1])

Auch die Antwort Overbecks ist erhalten, ein gemüthvo
aufrichtender Trostbrief, wie er für den Charakter des milde
frommen Mannes bezeichnend ist. Der hochbetagte römisc
Meister schreibt aus Rom am 12. Januar 1868:

„Lieber Herr Waßmann! Sie haben mir recht innig
Freude gemacht durch die Sendung, die mir Herr Prof. St
von Ihnen überbracht hat; ich hatte so lange nichts von Ihnen
gehört, viel länger noch nichts von Ihren Arbeiten gesehen.
Ihr Leid wie Ihre Freude theile ich mit Ihnen, denn ich habe
in einem langen Leben beides durch eigene Erfahrung kennen
gelernt . . . An der Photographie nach Ihrem letzten Bild
habe ich aufrichtige Freude gehabt, und sehe sie immer wieder
mit Wohlgefallen an; denn eine gesunde Auffassung der Auf-
gabe, die selbst-empfunden ausgesprochen ist, gilt mir mehr, vor-
nehmlich an religiösen Darstellungen, als alle Kunstvortrefflichkeit,
die mir sogar widerlich werden kann, wenn sie aufhört bloßes
Mittel zu sein. Dieses dürfen Sie überall als mein Urtheil
aussprechen; denn daß ein Jeder, der nicht alle Ehrfurcht vor
dem Zwecke eines religiösen Bildes verloren hat, gewiß Alles
thun wird, um auch den Ansprüchen auf Kunstausbildung nach
besten Kräften zu genügen, versteht sich ja ohnehin von selbst.
Gehen wir denn getrost und muthig voran; flehen wir zu dem
Herrn um seinen Geist, und lassen wir Ihn für alles Andere
sorgen. — In dieser Gesinnung habe ich den Muth gehabt,

1) Aus bisher ungedruckten Papieren Overbecks.

och in meinem 79. Jahre, da der Herr mir noch eine für
nein Alter ungewöhnliche Rüstigkeit schenkt, die Ausschmückung
iner Kathedrale, die ein gottbegeisterter Bischof zu Diacovar
in der türkischen Grenze baut, zu unternehmen, d. h. Cartons
u verkleinertem Maßstabe dazu anzufertigen.[1]) Beten Sie
brüderlich für mich, daß der Herr nicht um meiner Unwürdigkeit
willen Seinen Segen zu einem so wichtigen Werke versage,
zu dem ich mich durchaus nicht gedrängt, sondern das mir
trotz meines Sträubens auferlegt worden. — Sie der treuen
Obhut Gottes in freundlichster Gesinnung anempfehlend

Ihr treu ergebener Fried. Overbeck.[2])

Die Krisis ging vorüber und es kamen wieder günstigere Zeiten für den Maler und die Kunst. Zu den einheimischen gesellten sich sogar einige auswärtige Aufträge, wie von den Jesuiten der deutschen Ordensprovinz in Holland (fünf Gemälde), von einem Frauenkloster in Chambery (eine lebensgroße Pieta). Auch die eigene Vaterstadt erinnerte sich des kunstbegabten Sohnes in Tirol und brachte zwei Arbeiten an sich; für das Marthastift in Hamburg hatte Wasmann „Christus bei Martha und Maria“ zu malen, und für die katholische Kirche ebendaselbst ein Muttergottesbild. Daneben blieb die Bildnißmalerei doch immer noch in Uebung. Sein letztes (im Jahre 1885 gemaltes) Porträt war das lebensgroße Bildniß des Fürstbischofs Tschiderer für einen kunstsinnigen Domherrn in Trient.

So konnte Friedrich Wasmann bis nahe an sein Ende arbeitsam und berufsthätig sich erweisen. Er hatte, wie es in einem Meraner Nachruf unmittelbar nach seinem Tode (10. Mai 1886) heißt, „noch als Achtziger Schaffensdrang und Begeisterung für die hohe Kunst. Sein Atelier birgt viele Skizzen und Zeichnungen und legt Zeugniß ab von seiner großen Thätigkeit und seinem frommen religiösen Sinn.

---

1) Ueber diesen Auftrag des hochsinnigen Bischofs Stroßmayer vgl Howitt-Binder: Fr. Overbecks Leben und Schaffen II, 365—74.

2) Aus bisher ungedruckten Papieren Overbecks.

In den religiösen Bildern ist ein stetes Fortschreiten unverkennbar und sein letztes [nämlich die Pieta für Chambery] war nach seinem eigenen Urtheile sein bestes." Als in seinem letzten Lebensjahre die Abnahme der Kräfte überhand nahm, schrieb er wie in einem Rückblick über sich die Worte nieder: „Von der Kunst muß ich nun, wenn auch ungern, Abschied nehmen. Wenn ich auch lange nicht erreicht, was ich gewünscht und was mir vorgeschwebt hat, so habe ich doch das Bewußtsein, es gut und redlich gemeint und, menschliche Schwäche abgerechnet, Gottes Ehre und Seine heilige Wahrheit angestrebt zu haben." [1])

Wie man auch im Einzelnen über Wasmanns religiöse Compositionen urtheilen mag, darin wird man dem Urtheile von Wurzbach wohl beistimmen müssen: daß Wasmann das Verdienst in Anspruch nehme, „die bis dahin im Schwunge begriffene (grelle) Bauernmalerei verdrängt und der kirchlichen Kunst in Südtirol eine Richtung angebahnt zu haben, die mit dem weihevollen Stoffe in harmonischem Einklange und an die alten italienischen Meister anknüpft, von denen sich in Südtirol noch manche Perle ihrer Kunst erhalten hat." [2])

Wasmanns eigentliche künstlerische Bedeutung liegt ohne Frage in den Leistungen der früheren Periode, auf dem Gebiete der Porträt- und Genremalerei, die er sich als Berufsfach erwählt hatte und wozu er von Natur am meisten Anlage besaß. Hier befand er sich auf seinem eigensten Boden, hier wirkt er am individuellsten. Namentlich sind es seine Zeichnungen — mehr als die Malweise — worin sein großes Talent sich zeigte und Hervorragendes leistete. Eine merkwürdige Leichtigkeit der Auffassungs- und Beobachtungsgabe unterstützte den lebendig regen Geist des Malers für dieses Fach, und in vielen seiner vortrefflichen Zeichnungen

1) Aus dem „Burggräfler" in Meran 1886. Nr. 40.
2) Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (Wien 1886) LIII. 135.

offenbart sich eine ursprüngliche von jeder Schulrichtung freie Eigenart, die ihn in die Reihe der gottbegnadeten Künstler stellt und seinem Namen früher oder später einen Ehrenplatz sichern wird. Nach dem Urtheil Grönvolds und anderer Kunstgenossen gehört Wasmann zu den talentvollsten und selbständigsten Künstlern seiner Epoche. —

Damit kommen wir zum Schluß nochmal auf das Buch und den Herausgeber zurück, dem wir die treffliche Gabe verdanken und den bei der Veröffentlichung eine zweifache Absicht leitete: dem Künstler zur verdienten, wenn auch verspäteten Anerkennung zu verhelfen, und den Genuß seiner schönen Arbeiten weiteren Kreisen zu erschließen. Hoffen wir, daß dem uneigennützigen Unternehmen der Erfolg nicht fehle. Ist der Inhalt der Biographie anziehend und lehrreich, so ist der reichhaltige Bilderschmuck nicht minder genußreich und interessant. In typographischer Hinsicht ist der schöne Quartband, von dem (laut Vermerk) nur 500 numerirte mit dem Stempel des Herausgebers versehene Exemplare gedruckt wurden, ein Prachtwerk. Die Illustrationen bestehen in 29 Vollbildern (meist Porträts) und etwa 50--60 Studien und Skizzen, deren Auswahl mit künstlerischem Verständniß und Geschmack besorgt und in vorzüglicher Wiedergabe hergestellt ist. Aus den fachmännischen kritischen Stimmen, die in der Presse bisher laut geworden, erhellt, daß die Forschung den Dienst, den Herr Grönvold der Kunstgeschichte geleistet, anzuerkennen beginnt, aber auch jeder aufrichtige Kunstfreund wird ihm Dank wissen für die Mühe und Hingabe, die er daran gewendet, einen bescheidenen, hochbegabten und wahrhaft vornehmen Künstler der Vergessenheit zu entreißen. F. B.

LII.

Der größte Bau Deutschlands.

Im soeben erschienenen ersten Bande der deutschen Geschichte von P. Michael ist wiederholt der maßgebende Einfluß hervorgehoben, welchen das Kloster Leubus in Bezug auf Cultur und Sitte in den deutschen Ostmarken ausgeübt hat. Auch in diesen Blättern ist früher mehrfach diesem Gedanken Ausdruck verliehen und dabei bemerkt worden, daß das heute noch stehende Klostergebäude den größten Bau Deutschlands, ja fast der ganzen Welt, bildet.

Der Vatikan mit seinen elftausend Zimmern bildet bekanntlich keinen einheitlichen Bau; er gleicht mehr einer Stadt, als einem Palaste, was man erst bemerkt, wenn man in den vatikanischen Gärten weilt. Dasselbe gilt vom Kreml in Moskau und vom Hradschin in Prag. Mehr zum Einheitsbau strebt schon das päpstliche Schloß zu Avignon, aber dieses ist mehr Festung und Burg, als Palast. Einen dualistischen Zweck im Bau verfolgt das Escorial in Spanien, welches Königspalast und Kloster zugleich sein soll. Dieses übertrifft auch unser Kloster Leubus an Umfang (um acht Meter an Länge), wenn es ihm auch an Höhe bedeutend nachsteht. Der Louvre mit den Tuilerien in Paris, die Hofburg in Wien, der Tower in London bilden ebenfalls ein Conglomerat der verschiedensten Gebäude aus den verschiedensten Zeiten, von denen kein einziges sich mit unserem stolzen Einheitsbau an der Oder messen kann. Vielleicht

haben die Benediktiner-Abteien zu Melk und Kremsmünster mehr Zimmer als Leubus aufzuweisen, aber keine von diesen beiden, noch irgend eine andere Abtei können in Bezug auf den majestätischen Eindruck mit dem einzigen Bauwerk in der deutschen Ostmark in Concurrenz treten. Daß Leubus sogar das monumentale Berliner Schloß in Bezug auf Größe und majestätischen Anblick übertrifft und daß bei dieser Wahrnehmung einst der kunstsinnige Friedrich Wilhelm IV. ganz verstimmt wurde, haben wir schon früher einmal gelegentlich erwähnt.

Das Berliner Schloß hat eine Länge von noch nicht 200 Metern, während die Haupt- (Nordwest-) Façade bei Leubus 223 lang ist; die Breite beträgt in Berlin 117 Meter, in Leubus ist der Nordostflügel um einen Meter länger. Freilich ist das Kloster nicht völlig ausgebaut; man war gerade damit beschäftigt, die (übrigens nur wenigen) fehlenden Theile zu ergänzen und das Innere des großen Fürstensaales — der Abt von Leubus hatte schlesischen Fürstenrang — mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia zu schmücken, als die Preußen in Schlesien eindrangen und Friedrich II. dem Kloster so enorme Kriegscontributionen auferlegte, daß die Aebte bis zur Aufhebung des Convents im Jahre 1810 nicht mehr an die Vollendung des äußern und innern Ausbaues denken konnten.

Die Höhe bleibt sich bei beiden Bauwerken in Berlin und Leubus gleich, nur sind bei Leubus die Mauern noch stärker und vor Allem ist hier die gleiche Höhe auf nur drei Geschosse vertheilt, während in Berlin vier Geschosse errichtet sind. Darum ist auch in Leubus die Zimmer- und Saalhöhe bedeutender, als beim königlichen Schloß. Die Fenster des dritten Geschosses blicken in Leubus insgesammt noch auf die Baumriesen hernieder, welche vor denselben aufgepflanzt sind, und schon bei 200 Schritt Entfernung sind die Fenster sichtbar. In der modernen Welt wüßten wir überhaupt keinen Bau — von Kirchenbauten natürlich

abgesehen — welcher gleiche Dimensionen im Lichtmaß aufzuweisen hätte; das Analogon kann nur in den altrömischen Kaiserpalästen, im Colosseum, in der Porta nigra zu Trier rc. gefunden werden. Die Grundmauern im Leubuser Parterregeschoß sind so dick, daß man in die betreffenden Fensternischen eine Bettstelle, einen Tisch und zwei Stühle stellen kann.

Die Hauptfaçade enthält in der Mitte das Portal der Kirche mit zwei Thürmen an der Seite; rechts und links ziehen sich davon je hundert Meter Klosterbau in der angegebenen Höhe und Stärke bei ganz gleichmäßiger Vertheilung der Fenster hin — Alles en face des wenige Schritt vorbeifließenden Oderstroms. Der Schiffer, der von Breslau nach Stettin fahrend, nach Durchsegelung des viele Kilometer langen Kloster-Eichenwaldes der majestätischen Gebäude ansichtig wird, muß glauben, eher einer Großstadt, als dem ehemaligen Sammelpunkt von Einsiedlern sich zu nähern. Wie eine ragende Stadt sieht auch das Kloster mit seinen Annexen, den Wirthschaftsgebäuden und der Pfarrkirche, von den benachbarten Höhen aus.[1])

Wer Lust zu Parallelen hat, könnte sagen: Aus dem Kloster kann man machen entweder zwei Petersburger Kaiserpaläste (Winterpalais) oder zwei Warschauer resp. Madrider Königsschlösser, oder drei Brüsseler resp. vier Amsterdamer Residenzschlösser.

1) Die an sich sehr hohe Façade des Klosters wird nun noch durch ein sehr hohes Dach vermehrt, so daß das Klostergebäude noch die in seiner Mitte stehende Kirche, d. h. deren Dach, überragt. Die Kirche hat die durchschnittliche Höhe der Kathedralen von München, Regensburg, Breslau rc Der ehemalige Bibliotheksaal gibt allein einen stattlichen Kirchenraum ab. Die Bücher befinden sich jetzt theils auf der königlichen Universitätsbibliothek zu Breslau, theils in — Schweden, theils auf dem Meeresgrunde der Ostsee, wo die Schweden mit einem Theile ihrer deutschen Beute verunglückten.

Lutsch meint in seinem Werke über die Kunstdenkmäler Schlesiens (II 614), daß bezüglich der Größe und künstlerischen Ausstattung von Kloster Leubus „in Preussen nur das Kloster Corvey anzureihen“ sei. Das ist bezüglich der Größe jedenfalls ein Irrthum. Corvey hat nur zwei und ein halbes Stockwerk, macht überhaupt einen gedrückten Eindruck; dagegen mag die künstlerische Ausstattung im Innern bei der alten Benediktinerabtei an der Weser der von Leubus gleichkommen. An großen Stiftsbauten kann sich Rheinland und Westfalen überhaupt nicht mit Schlesien und Oesterreich messen.

Unbegreiflicher Weise ist der größte Bau Deutschlands im Allgemeinen wenig bekannt, obwohl eine der ältesten und frequentesten Eisenbahnlinien, die von Berlin nach Breslau via Liegnitz nur fünf Kilometer davon entfernt ist.[1]) Von Breslau und Glogau aus kann man Leubus auch per Dampfschiff erreichen. Unsere Conversationslexica erwähnen wohl, daß Leubus einst eine berühmte Abtei gewesen, in welcher die schlesischen Herzöge bestattet wurden; aber von dem Baue schweigen sie alle. Das Universal-Lexikon von Zedler (Band 16 vom Jahre 1738) beschreibt noch den alten Bau. Die Reisehandbücher von Bädeker und Grieben erwähnen Leubus überhaupt nicht. Das Cistercienserbuch von Sebastian Brunner fertigt es mit elf Zeilen ab und schweigt ebenfalls vom großartigen Bau. Letzterer ist am ausführlichsten geschildert bei Lutsch loc. cit., wo man auch das Nähere über die Klosterkirche und deren Kunstschätze,

1) Die betreffende Station zwischen Liegnitz und Breslau ist Maltsch; jedoch muß man, wenn man von hier aus Leubus besuchen will, die Oder mittelst Fähre passiren, da die Bahn auf dem linken, Leubus auf dem rechten Oderufer liegt. Bequemer ist es, die neuere Berlin-Breslauer Eisenbahnlinie via Reppen zu benutzen und auf der Station Wohlau auszusteigen, von wo man noch zwölf Kilometer Chaussee zu fahren hat. Auch Wohlau ist als alte bekannte Fürstenstadt sehenswerth.



insbesondere über die Frescomalereien nachlesen mag. Brunner, der sein Cistercienser- und Benediktinerbuch mit zahlreichen Bildnissen der einzelnen Abteien geschmückt hat, gab auch keine Abbildung dieser größten aller Cistercienserbauten. Darum ist Leubus auch in effigie wenig bekannt. Am meisten ähnlich sieht ihm das allgemein bekannte Stift Einsiedeln in der Schweiz, nur daß die vordere Façade bei Leubus fast um das Doppelte länger ist. Einsiedeln ist ganz aus Sandstein gebaut, während bei Leubus das Material meist aus Backsteinen besteht Ein ähnlicher Vergleich in Bezug auf die Hauptform ließe sich zwischen dem Escorial und Kremsmünster ziehen.

Die oben erwähnten 11 Zeilen bei Brunner betreffen nur die Geschichte des Klosters und lauten wie folgt: „Leubus in der Provinz Schlesien zwischen Liegnitz und Wohlau. Bereits im Jahre 1050 wurde hier vom polnischen König Casimir für die Cluniacenser eine Abtei errichtet. Doch da diese im Laufe des 12. Jahrhunderts den in sie gesetzten Erwartungen nicht mehr entsprach, berief Boleslaus, Herzog von Schlesien, die Cistercienser aus der (sächsischen) Abtei Pforta, und es kamen die ersten derselben 1163 an. Nachdem die Gebäude für die Aufnahme des Conventes hergerichtet waren, kam dieser unter Führung des Abtes Florentius im Jahre 1175 nach und brachte die Abtei durch Pflege der Wissenschaften nicht minder, als durch Cultivirung des Landes zu großem Ansehen. Leubus wurde als Mutterabtei verehrt von dem noch bestehenden Mogila (bei Krakau), ferner von Heinrichau und Camenz."

So Brunner. Urkundliches Material über die Geschichte von Leubus lieferte Wattenbach, Monumenta Lubensia, Breslau 1861, sowie Heyne in seiner Breslauer Diöcesangeschichte. Specialarbeiten veröffentlichte besonders Jungnitz: Kloster Leubus im ersten schlesischen Kriege (Zeitschrift des Vereins für schlesische Geschichte, Band XV); ferner derselbe: Die Dörfer Ober- und Niedermoys, Breslau 1884, wo



Verfasser insbesondere ein anschauliches Bild von der
enhaften Missionsthätigkeit des Klosters in Schlesien und
len gibt.

Die weißen Brüder trieben keine gewaltsame Ger-
anisationspolitik im slavischen Osten; die Seele eines
olen galt ihnen so viel wie die eines Deutschen; aber das
eutschthum prävalirte ganz von selbst, wie dies heute noch
Mähren, Böhmen und Slovenien der Fall wäre, wenn
cht die Czechen ꝛc. künstliche Hindernisse der friedlichen
ntwickelung der Dinge in den Weg legten, wie es gegen-
värtig deutscherseits in Posen durch die Bismarck'sche An-
iedelungs-Commission geschieht, wodurch das Polenthum
elbstverständlich zu nur um so stärkerer Reaktion provo-
irt wird.

Die Klosterbrüder wollten schon durch ihre Baue zeigen, daß sie nullius nationis seien; die Klosterkirche bauten sie gothisch, die Pfarrkirche nebenan, sowie die meisten Filial-kirchen im Rundbogenstil, den die Polen zu bevorzugen pflegen.[1]) Einzelne Filialkirchen, z. B. die in Städtel Leubus, in Seitsch bei Polnisch Lissa ꝛc. sind in so herr-lichen Formen errichtet und ausstaffirt, daß heute kein Patron mehr, solche Werke schaffen würde.

Dem Kloster Leubus ist es auch wesentlich mit zu zu danken, daß das Lutherthum in Schlesien, der Calvinis-mus in Polen in bestimmte Grenzen gebannt wurde, trotz-dem fast alle schlesischen Fürsten dem ersteren, viele polnische Magnaten dem letzteren anheimfielen. Die Schweden plün-derten das Kloster im dreißigjährigen Kriege bis auf die kahlen Mauern.

Daß der monumentale Riesenbau zu Leubus so wenig

1) Uebrigens sind die Kathedralen zu Krakau, Warschau und Gnesen im gothischen Stil erbaut; ein Beweis, daß die Polen das Gute und Schöne auch bei andern Nationen zu schätzen wissen, sobald diese Nationen nicht darauf ausgehen, das Polen-thum zu vernichten.

Beachtung findet, spricht sicherlich nicht zu Gunsten des
Genius unserer Gegenwart. Hätte Schiller dieses Bau-
denkmal geschaut, er hätte wohl ein langes Gedicht darauf
entworfen, nachdem er in seinen „Künstlern" schon den
Mikrokosmos in der Kunst gefeiert. Läge unser Bau nicht
an der Oder, an der Seine, an der Themse oder am Ebro:
wir wüßten Alle in Deutschland sicher etwas von ihm, wie
man ja schon in allen deutschen Elementarschulen vom spa-
nischen Escorial zu sprechen pflegt.[1])

Indeß die „Dunkelmänner" unter den Mönchen haben
nicht ein Werk gebaut, welches man das neunte Weltwunder
nennen könnte — die Spanier nennen bekanntlich das Es-
corial das achte —, um berühmt zu werden, sondern
haben ein Monument errichtet zur Ehre Gottes, zur sittlichen
und scientifischen Hebung der Menschheit. Diesen Zweck
haben sie leider seit 87 Jahren nicht mehr erreicht.

An Stelle des stillen studirenden Gottesmannes brütet
jetzt ein Geistesumnachteter in undefinirbaren Träumen dahin,
und anstatt des harmonischen Chorgesanges erfüllt die hehren
Räume das Wuthgeheul des Wahnsinns: denn Leubus ist
aus einer Cistercienser-Abtei eine Provinzial-Irrenanstalt
geworden.[2])

1) Gewöhnlich pflegt man Paris und London selbst in Bezug auf Staats- und Communal-Bauten den Vorzug vor Berlin und Wien zu geben. Indeß einen Blick, wie man ihn in Berlin auf der großen Schloßbrücke (in der Richtung nach dem Schloß und Unter den Linden), in Wien auf der Ringstraße südlich der Hofburg genießt, gewahrt man in annähernder Großartigkeit höchstens auf dem Newski-Prospekt zu St. Petersburg; in Paris aber und in London nirgends. In keinem Falle kann sich der Place de la Concorde dort oder der Trafalgar Square hier an Fülle mit den Berliner und Wiener Gebäuden messen.

2) Auch der dem Jesuitenorden angehörige, vielgereiste Verfasser der „Fragmente aus der Geschichte der Klöster und Stifte Schlesiens" (Breslau 1811) nennt das Klostergebäude von Leubus „einen in seiner Art einzigen prachtvollen Bau". — Fürwahr, solche Räume den Geistesgestörten anweisen, verräth etwas viel — Generosität!



Aber die Perle leidet nicht an ihrem Werth, auch wenn sie ins Meer zurückgeworfen wird und so hoffen wir, daß einst kommen wird der Tag, wo die Perle von Leubus wieder in richtige Fassung gebracht wird, oder wo — um mit dem Frater von Lehnin zu reden — „restitutio fiet!"

P. M.

LIII.

Frankreich im neuen Jahr.

Paris Ende März 1897.

Der neu ernannte Nuntius, Mgr. Clari, gilt als ein besonderer Vertrauensmann Leo's XIII. Am 16. Januar 1897, bei Ueberreichung seiner Beglaubigung, sagte er in seiner Ansprache: „Sie wissen, mit welcher Beständigkeit der heilige Vater in seinen Beziehungen zu der berühmten Nation, die Sie so würdig vertreten, sich während seines langen Pontifikates durch diejenigen Anschauungen leiten ließ, von denen Eure alten Geschichtsbücher gerne sagten: Christus liebt die Franken. In derselben Gesinnung, entsprechend seinen Weisungen, werde ich die Aufgabe erfüllen, mit der Se. Heiligkeit mich bei Euch betraut hat. Ich bin überzeugt, daß bei Erfüllung dieser Aufgabe Ihr wichtiger Beistand und die wohlwollende Mitwirkung Ihrer Regierung mir niemals fehlen werden, um auf der Grundlage und im Geiste des Concordats zwischen der Republik und der Kirche jenes gute Einvernehmen zu sichern, welches nirgendwo wünschenswerther ist, als in einem Lande, dessen Ehre es stets gewesen ist, mit seiner Fahne die gemeinsame Sache der Religion und Gesittung zu vertreten."

Der Nuntius fordert hier also im Namen des Papstes aufrichtige, gewissenhafte Ausführung des Concordates, nach

seinen Grundlagen und in seinem Geiste. Also nicht blos den trockenen Buchstaben, sondern den Geist, die Gesinnung, welche dem Concordat innewohnen. Der Präsident der Republik versprach in seiner Antwort nur dasselbe Entgegenkommen, welches auch sein Vorgänger gefunden hat. Nun klagen aber alle Katholiken, daß dieser Vorgänger, der nunmehrige Cardinal Ferrata, viel zu nachgiebig gewesen, oder vielmehr wenig oder nichts von der Regierung errungen hat. Mit den Bischofs-Ernennungen hat es zwar keine größeren Schwierigkeiten gegeben als gewöhnlich. Aber eine Besserung der Lage der Kirche ist nicht zu verzeichnen. Die dieselbe schädigenden Gesetze und Einrichtungen bestehen noch weiter, irgend ein Versuch zu einer Erleichterung wurde nicht gemacht, da dazu keine Aussicht vorhanden, auch die Männer, die Kräfte fehlen, um z. B. einen Antrag auf Aenderung besagter Gesetze mit Erfolg in der Kammer verfechten zu können. Der Papst hat der Republik alle Vorwände benommen, mißtrauisch oder feindlich gegen die Kirche zu sein, aber die Republik beharrt auf ihrem abweisenden, gegensätzlichen Standpunkt.

Um dieselbe Zeit war der Wahlsitz im dritten Brester Bezirk, den der Bischof Freppel und nach ihm Mgr. d'Hulst bis zu ihrem Lebensende vertraten, erledigt. Die Wähler boten denselben dem Bischof von Montpellier, Mgr. de Cabrière an, welcher jedoch nach einem Briefwechsel mit dem Papst darauf verzichtete. Derselbe berichtigte die darüber verbreiteten Aufschlüsse: „Ich redete als treuer Sohn, der voll Ehrerbietung bedacht ist, den gebotenen Gehorsam mit den alten, als eine geheiligte Erbschaft überkommenen Ueberlieferungen zu vereinen Der Papst hat meine Eröffnungen mit Wohlwollen aufgenommen; seine väterlichen Worte haben mich getröstet und erfreut. Die stille verschwiegene Treue ist niemals eine Rebellion. Die den Besiegten so sanfte römische Kirche hat durch ihre ganze Geschichte gezeigt, daß sie der Erinnerung des Herzens und der Pflege des Andenkens den Rang als natürliche Tugenden zuweist, ohne welche Seelengröße nur ein leeres Wort ist."

Nach mehreren anderen Vorschlägen wurde schließlich der Abbé Gayraud aus der Diöcese Toulouse als katholischer Republikaner aufgestellt und auch mit 1500 Stimmen Ueber-



wicht gegen den Monarchisten Grafen de Blois gewählt. uch der Herzog von Orleans sah sich vor der Wahl zu einer undgebung veranlaßt, da die Rede davon gewesen, ihn selbst ufzustellen. Er sagt in seinem Schreiben: „Dieser Wahlkreis äucht dem französischen Episkopat ersprießlich zu sein, um inen Vertreter seiner Sache in das Parlament wählen zu assen. Wenn die monarchische Ueberlieferung dahin geht, ich entschieden dem Streben der Kirchen nach der politischen Macht zu widersetzen, so liegt es auch in derselben Ueberlieferung, daß die religiösen Freiheiten mit Rücksichten und Schutz umgeben seien. Es freut mich, denselben bei diesem Anlaß dies Zeichen der Zuvorkommenheit zu geben." Der Herzog hätte solches wohl besser unterlassen. Denn seine Kundgebung schmeckt gar zu sehr nach Gallikanismus. Seine Rathgeber haben immer noch nicht begriffen, daß der Papst nur deshalb den Beitritt zur Republik dringend empfohlen, ja geboten hat, weil die republikanische Regierung seit dem Schreiben Grevy's (1883) ihn mehrfach darum angegangen. Während also die Republik das Eingreifen des Papstes in die Politik verlangt, beharrt der Herzog auf dem gallikanischen Standpunkt, spricht dabei von Kirchen, während doch für einen Herrscher in Frankreich, schon des Zahlenverhältnisses halber, nur die Kirche in Betracht kommen kann.

Der mit der Prüfung der Wahl Gayrauds betraute Ausschuß beantragte eine Untersuchung derselben wegen der stattgehabten Umtriebe der Geistlichkeit, obwohl derselben keine namhaften Thatsachen zur Last gelegt werden konnten. Als am 4. März der Antrag des Ausschusses in der Kammer besprochen wurde, führte der Socialist Gerault-Richard aus: „Wenn auch die Wahl des Herrn Gayraud durch keinen augenfälligen Betrug gefälscht worden, hat dieselbe doch einen besonderen Charakter, den wir nicht verkennen dürfen. Zwischen ihm und seinem Nebenbuhler machen die Republikaner keinen Unterschied. Durch den Grafen de Blois an seiner Stelle würde die herrschende Mehrheit nicht um eine Stimme vermindert, denn das jetzige Ministerium hat das Glück, alle Feinde der Republik um sich vereinigt zu haben. Wie der Berichterstatter feststellt, ist es nicht das erste Mal, daß das schwarze Heer ausmarschirt,

wohl aber das erste Mal, daß es auf eigene Rechnung ge-
schieht. Bisher marschirte dasselbe mit den alten Parteien.
Diese Wahl ist also die erste Kundgebung der als eigene
Partei auftretenden Geistlichkeit. Voriges Jahr auf den
katholischen Versammlungen in Reims und Lyon wurde die
katholische, die Priester-Partei gebildet. Sie haben beschlossen,
nicht mehr Bewerber aufzustellen, welche eine unbestimmte
Politik, sondern die Sache ihrer Kaste vertreten. Wenn sich
in Frankreich ein Centrum bildet wie in Deutschland, welches
alle Gegner demokratischer Neuerungen vereinigt, so ist nur
die Schwachheit des Ministeriums daran schuld; die Kirche gibt
nichts umsonst. Sie wird ihre Rechnung stellen, alle grund-
legenden Gesetze der Republik werden ihr geopfert werden
müssen."

Der im selben Departement (Finistère) gewählte Herr ...,
ein gemäßigter Republikaner, führte aus: „Niemals hat eine
klerikale Wahl in gleichem Grade den Charakter einer Kasten-
Wahl aufgewiesen. Die Republikaner des Finistère sehen in
den Royalisten Gegner, mit denen sie nie gehen werden, aber
die mit offenem Visir kämpfen. Aber auf Seiten der Klerikalen
finden sie eine ungreifbare Macht, die vom Grafen Chambord
zum General Boulanger und von da zum Abbé Gayraud geht
und stets für die Herrschaft der Kirche kämpft. Der Staat
hat der Geistlichkeit ein wirkliches Vorrecht verliehen. Es ist
gerecht, daß er dafür von ihr gewisse Obliegenheiten verlangt.
Die erste davon besteht darin, die Freiheit der Schule zu
achten. Der Priester soll aus seinem Amt kein Kampfmittel
machen. Herr Gayraud hat seine Eigenschaft als Bürger
vorangestellt. Er behauptet, schon vor der Encyklika Republikaner
gewesen zu sein. Aber sein Glaubensbekenntniß ist nicht rein.
Die Republikaner haben einen anderen Begriff von der Re-
publik als Herr Gayraud. Sie sehen in derselben vor Allem
die Befreiung des Menschengeistes. Herr Gayraud will die
Republik nur unter Vorbehalt; was er von derselben aus-
scheiden will, ist gerade dasjenige, woran die Republikaner am
meisten halten. Die Untersuchung der Wahl ist geboten, um die
volle Wahrheit über die Einordnung und die Umtriebe der Geist-
lichkeit in der Bretagne zu erfahren. Die Geistlichkeit muß auf

ihre Pflicht beschränkt, es muß Licht über ihren zum Schaden des Concordats geführten Kampf geschafft werden."

Die Untersuchung wurde mit 339 gegen 112 Stimmen beschlossen. Ebenso auch, die Rede Hemons in allen Gemeinden anzuschlagen. Die Vorführung des klerikalen Gespenstes hat also wiederum fast alle Republikaner unter eine Fahne geschaart. Die herrschenden Republikaner halten noch immer dafür, daß Katholiken nicht Republikaner sein können. Die Republik besteht in der rein menschlichen Ordnung, die Katholiken vertreten die göttliche, christliche Weltordnung, welche in den Augen der Tagesherrscher ein Verbrechen an der Republik ist, deshalb kein Daseinsrecht haben kann. Die so stark in Mitleidenschaft gezogenen Minister getrauten sich nicht, das Wort zu ergreifen; einige von ihnen schienen vielmehr Hemon zuzustimmen. Hemon hatte indessen die Wohlgeneigtheit, aus seiner gedruckten Rede alles zu streichen, abzuändern, was das Ministerium hätte treffen können. Die Radikalen und Socialisten — Hemon ist Opportunist — sahen sich daher überlistet; der auf das Ministerium gezielte Hieb glitt ab. Aber um so kennzeichnender bleibt dabei, daß alle diese sich sonst so scharf bekämpfenden Parteien sich nochmal im Kirchenhaß, zur Katholikenhetze, brüderlich einigten. Es bleibt also immer noch dabei, die Republik ohne die kirchenfeindlichen Gesetze wäre nicht mehr die Republik.

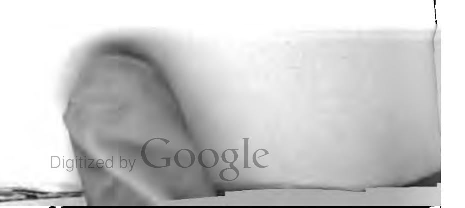
Indessen, die „Petite République", an deren Leitung die Bourgeois-Socialisten Jaurès und Millerand durch die Collectivisten (Guesde rc.) abgelöst wurden, schlägt einmal einen anderen Ton an; sie wirft den Bourgeois vor, antiklerikal zu sein aus Furcht, ihre Staatspfründen zu verlieren. „Dieselben denken: während sie am Pfaffenknochen nagen, vergessen die Lohnarbeiter die Besitzer-, die Geldkaste zu bekämpfen, sie politisch und wirthschaftlich zu enteignen. Dieser Versuch der Ablenkung ist zu tölpelhaft; ohne die socialistische Sache zu verrathen, kann die Arbeiterpartei sich nicht irgendwie darauf einlassen." Nun, seit fast einem Jahrhundert wird das Volk von Regierungen und Parteien mittelst des Pfaffenknochens verhetzt, betrogen und ausgebeutet. Selbst die Socialisten (siehe Gérault-Richard) gebrauchen fleißig dasselbe Mittel.

Ein Fortschritt ist es deshalb um so mehr, daß zum ersten ein socialistisches Blatt klar sieht. Die Untersuchung der Sache Gayrauds ist ein neues Mittel, wochen- und monatelang Enthüllungen über die Umtriebe der Klerikalen und entsprechende Hetzereien zu veranstalten.

Die Regierung hat, nachdem der langjährige Vertreter beim heiligen Stuhl, Graf Lefèvre de Behaine, zurückgetreten und bald darauf gestorben ist, den Seinepräfekten Poubelle zu seinem Nachfolger ernannt. Derselbe war als Präfekt von Marseille hervorragend an der Ausführung der Märzdekrete betheiligt, hat sich stets wenig günstig für die Kirche gezeigt, wie es hier jeder strebsame Beamte ja sein muß. Die Wahl war also keine glückliche, Poubelle wurde erst nach längeren Unterhandlungen in Rom angenommen. Wohl weil man sich dort erinnert, daß, wie hier oft geklagt worden, die Botschafter beim heiligen Stuhl gewöhnlich sehr klerikal zu werden pflegen.

In Rom sucht die Regierung immer ein anderes Gesicht zu zeigen. Da gegenwärtig nur drei französische Kirchenfürsten Cardinäle sind, dringt die Regierung darauf, daß noch drei weitere ernannt werden. Ueberdies will sie einen französischen Cardinal, welcher in Rom seinen Sitz habe. Sie bethätigt hiebei eine große Eifersucht gegenüber Deutschland, Oesterreich und den anderen Staaten, welche im Cardinals-Collegium vertreten sind. Indessen, gerade wegen dieses Ehrgeizes nach Cardinälen hat auch Rom ein Mittel in der Hand, um das entscheidende Wort bei Ernennung der Bischöfe zu führen. Die Regierung sucht fügsame, kraftlose Bischöfe einsetzen zu lassen, die ihren Absichten keinen ernsten Widerstand entgegensetzen. Thatsache ist, daß mehrere Bischöfe, namentlich bei der Zuwachssteuer, sich schwach gezeigt haben, die Ordensgemeinschaften sogar zu deren Zahlung zu zwingen suchten. Indessen hat das muthige Beispiel der Mehrheit gesiegt. Die Zahl der die ungerechte Steuer zahlenden Gemeinschaften hat sich im zweiten Jahr (1896) verringert, so daß von den geforderten 1,500,000 Frcs. nur 200,000 eingegangen sind. 1895 waren 254,000 Frcs gezahlt worden.

Alle Blätter hatten kürzlich sich darüber ereifert, daß die



Schülerzahl der freien höheren Lehranstalten sich stetig mehrt, mit 80,000 diejenige der Staatsanstalten (85,000), welche fortwährend zurückgeht, fast erreicht hat. Im Senat rügte Launay die fortwährende Steigerung der Unterrichtsausgaben, die jetzt 198 Mill. betragen, gegen 134 im Jahre 1882. Die Lyceen (Gymnasien 2c.) kosten jetzt 20 Mill., statt früher 7. Dabei werden die freien Anstalten unaufhörlich von den Behörden bedrängelt. Der frühere Unterrichtsminister Combes erklärte im Senat (13. März): „Die Ursache des Aufblühens der congreganistischen Anstalten bestehe darin, daß in gewissen Schichten der Gesellschaft die Mode herrsche, die Staatserziehung nach besonderen socialen Vorurtheilen zu beurtheilen. Diese Gesellschaft sei voller Verachtung und Mißtrauen für unser demokratisches Staatswesen, habe daher eine Art Scheu vor unseren Lyceen, worin die Achtung der neuzeitlichen Einrichtungen eingeprägt wird. Alle diejenigen, welche diesen Vorurtheilen nachgeben, vertrauen ihre Kinder den kirchlichen Anstalten an. Unglücklicherweise sei es wahr, daß viele Beamte dasselbe thun.“ Darauf verlas Combes eine Anzahl Berichte, die er als Minister von seinen Untergebenen eingefordert, über die Beamten, welche also handeln. Ein Bericht behauptet, im Heer würde gegen die staatlichen Anstalten gewühlt. Es sei unerhört, daß Beamte also gegen die Staatsanstalten arbeiten. Buffet: Es wäre eine unerhörte Vergewaltigung, die Beamten zu zwingen, ihre Kinder in die Staatsanstalten zu schicken. Fabre: Das Kaiserreich wäre nicht so duldsam gewesen. „Seien wir gegenseitig duldsam,“ begütigte der Präsident Loubet. Combes will den Mitbewerb gestatten, nicht aber, daß ein General durch Beispiel und Rath seine Untergebenen bestimmt, ihre Kinder aus den Staatsschulen zu nehmen: der Staat muß sich hiegegen wehren, denn er darf seine erzieherische Aufgabe nicht verläugnen, die er von dem Lande überkommen; wenn er solche Wühlerei duldete, würde die tiefe Kluft, welche jetzt schon das heranwachsende Geschlecht spaltet, sich noch vertiefen. Wegen der moralischen Einheit der Nation müssen diese Spaltungen verringert werden.

Chesnelong ist erfreut ob der Enthüllungen Combes' und fragt, wer denn für die Republik sei, da weder der unabhängige

Theil des Volkes, noch die Beamten mit ihr seien? „Die Wahlergebnisse sind nicht allein entscheidend, sondern auch das Gewissen der Eltern, die zu uns stehen. Zur Urne geht der Wähler unter dem Druck der Leidenschaften und Vorurtheile; bei der Erziehung seiner Kinder und den Angelegenheiten seiner Familie entscheidet sein Gewissen." Gewiß, wenn jedem Franzosen persönlich die Frage der Erziehung seiner Kinder vorgelegt würde, ergäbe sich eine erdrückende Mehrheit für die christliche Schule und den christlichen Staat, wäre es aus mit der Republik als Verkörperung der Revolution.

Der Senat lehnte auch den Antrag Fresneau ab, an der Sorbonne den Lehrstuhl des Auguste Comte'schen Positivismus abzuschaffen. Die Regierung hat nämlich vor einigen Jahren diesen Lehrstuhl eigens für Pierre Lafitte, Haupt und Hohepriester der eine religiöse und politische Sekte bildenden Positivisten geschaffen. Unter dem Deckblatt „Allgemeine Geschichte der Wissenschaften" werden dort die trostlosen, heute sehr abgeschmackt erscheinenden Lehren Auguste Comte's vorgetragen.

Der Blanquist Vaillant, Haupt der Socialistengruppe der Kammer, besitzt in Saint-Banté eine schöne Villa, in welcher durch Einbruch viele Kostbarkeiten gestohlen wurden, während Vaillant sich in einer Badestadt befand. Damit nicht seine guten Vermögensverhältnisse bekannt würden, hütete sich Vaillant sehr wohl, den Diebstahl anzuzeigen, erschien auch nicht vor dem Untersuchungsrichter, noch vor Gericht, um darüber Zeugniß abzulegen. Er durfte ja den Brüdern und Genossen, den Collektivisten, kein Aergerniß geben. Einer der Diebe, Bory, entpuppte sich als Sinnesgenosse. Er war in der Staatsschule erzogen, also über religiöse Vorurtheile erhaben, aber entschiedener Freidenker und Socialist. Vor Gericht machte er das Geständniß: „Allen denjenigen, welche im Schulunterricht alles Heil erblicken, sage ich, daß sie Elende, Betrüger sind, sofern sie den damit Ausgestatteten keine Versorgung zusichern; die Stellen werden bei gleicher Befähigung stets denjenigen verliehen, welche am meisten Beschützer haben. Um Ackerer oder Maurer zu sein, genügt es, zählen zu können; und es ist Tollheit, einem Kinde den Kopf mit Algebra, Latein und Griechisch zu füllen, wenn es nur Abtrittfeger werden soll.

Mit solcher Tollheit schafft Ihr ihm nur Bedürfnisse, die es nicht befriedigen kann; Ihr macht einen Berufsverfehler aus ihm. So ist es mir ergangen. Das Einzige, was mich hätte zurückhalten können, die Religion, ist mir nicht geboten worden."

Eine bittere, aber zutreffende Belehrung aus dem Munde eines Opfers der Neuschule. Natürlich sind die Staatsgelehrten und Tagesherrscher für dergleichen nicht zugänglich. Große Besorgniß flößt ihnen freilich der Rückgang Frankreichs ein. Im Jahre 1895 übertrafen die Todesfälle die Geburten um 17,000, so daß eine Minderung der Bevölkerung eintreten muß, wenn nicht eine stärkere Einwanderung stattfindet, gegen welche sich die Chauvinisten aus Leibeskräften wehren. Von 1872 bis 1895 ist die Zahl der Eheschließungen von 353,000 auf 288,000 gefallen, während 1891 schon 1,350,000 Junggesellen unter 30 Jahren gezählt wurden. Die Ehen mindern sich andauernd, besonders seit Einführung der Ehescheidung, bei der sich die Fälle andauernd mehren; die Ehescheidungen betragen jetzt 7000 das Jahr, bereiten viel Aergerniß, so daß selbst unkirchliche Schriftsteller anfangen, dieselbe zu bekämpfen. Jedenfalls sind in den letzten 16—18 Jahren 800,000 bis 1,000,000 Ehen zu wenig geschlossen worden. Selbst wenn auf jede dieser fehlenden Ehen nur 2—3 Kinder kämen, würde die Bevölkerung heute anderthalb bis zwei Millionen mehr betragen. 1878 konnte Frankreich ungefähr dieselbe Zahl Soldaten ausheben wie Deutschland. Heute steht es mit 310—320,000 gegen Deutschland mit 450,000 in großem Nachtheil. In absehbarer Zeit kann Deutschland doppelt so viel Wehrfähige aufbieten als Frankreich, wenn es in der bisherigen Weise fortgeht. Dies ist, was den Racheburstigen noch am meisten Schmerzen macht.

Welches sind wohl die Ursachen dieser Minderung der Ehen, da sie keinenfalls in den wirthschaftlichen Verhältnissen zu finden sind, welche, trotz aller Schäden und Einbußen, immer noch befriedigend genannt werden müssen? Woher die Ehescheu der Männer, wo nicht in deren Erziehung, in den socialen und politischen Einrichtungen und Gewohnheiten, in der Zunahme der Unsittlichkeit, Minderung des Pflichtbewußtseins? Die Republik ist keine Förderin der Ehe. Unzweifelhaft hat

dieselbe Erfolg bei ihrem Bestreben, die revolutionären Grundsätze in allen öffentlichen Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten zur Geltung zu bringen. Das schließliche Ergebniß ist Minderung der Bevölkerung: die Revolution verschlingt ihre eigenen Kinder.

Das Ueberraschendste ist, daß die Republik mit einem Male die Nationalitäten-Politik verläugnet hat, mit welcher Frankreich, besonders aber Napoleon III., es unternommen hatte, die bestehende europäische Ordnung zu untergraben. Freilich ist hieran das russische Bündniß schuld, welches zwar noch nicht besteht, aber welches vielfach gewünscht, angestrebt wird.

Am 15. März stellte Goblet die Regierung wegen der gegen Griechenland und Kreta befolgten Politik zur Rede. Er verlangt, daß die „Kreter über ihr Schicksal durch allgemeine Abstimmung entscheiden. Anders zu handeln, heiße die Vergangenheit, die Ueberlieferungen Frankreichs verläugnen, welches Griechenland befreit hat. Dies heiße die Zukunft Frankreichs verläugnen (indem nämlich auf dieselbe Weise Eroberungen gemacht werden können). Wo führt uns das russische Bündniß hin? Ein Bündniß ist nur dann ehrenvoll, wenn es auf Gegenseitigkeit beruht. Es darf nicht blos platonisch für uns sein, während es der andern Seite sehr greifbare Vortheile bringt. Die Enthaltung, das Alleinstehen wäre vortheilhafter“.

Der Auswärtigen-Minister Hanotaux erinnert daran, die Politik der Enthaltung sei die Ursache, daß 1882 die Engländer Aegypten besetzt haben. Es handle sich darum, im Vereine mit Europa an die dringende Aufgabe der Herstellung der Ordnung in Kreta zu gehen, dabei noch die größere Aufgabe der Erhaltung des Friedens zu erfüllen. Alle Regierungen, welches auch ihre Form und ihre Bestrebungen sein mögen, haben sich hierüber geeinigt. Soll Frankreich sich entziehen? Nachdem Millerand hauptsächlich darauf hingewiesen, daß die Mächte zugleich Partei und Richter seien, führte der Ministerpräsident Meline aus: „Ich habe das schreckliche Jahr (1870) erlebt und erinnere mich auch der Zeit, wo Frankreich allein stand, zitterte, keinen Schritt nach Außen zu thun sich getrauen durfte. Die Gegner der Republik verkündeten überall, diese sei für immer zu dieser Vereinsamung

und Ohnmacht verurtheilt. Wir haben dies Lügen gestraft. Sichere dauerhafte Freundschaften sind der Republik geworden. haben Frankreich seine Stelle in Europa wieder gegeben, ihm erlaubt, mit Nachdruck aufzutreten. Und heute will man auf die traurige Zeit der Ohnmacht und Vereinsamung zurückkehren! Wir halten dafür, daß eine solche Politik Frankreich schädigt, demüthigt."

Die Kammer sprach mit 390 gegen 147 Stimmen der Regierung ihr Vertrauen in die befolgte auswärtige Politik aus Der von Gauthier de Clagny beantragte Zusatz „vorbehaltlich des unveräußerlichen Rechtes der Völker, durch freie Abstimmung über ihr Schicksal (Nationalität) zu entscheiden," wurde mit 272 gegen 162 Stimmen abgelehnt. Verzicht auf Elsaß-Lothringen: riefen zahlreiche Stimmen. Jedenfalls ist es ein Verzicht auf die revolutionäre Politik, welche Frankreich seit mehreren Jahrhunderten nach außen geübt hat. Daß Frankreich die Griechen gegen die türkische Blutherrschaft unterstützt, die Befreiung der Rumänen, Serben u. s. w. von derselben gefördert hat, kann ihm nur zum Lob gereichen, ist jedenfalls eine bessere Politik gewesen, als sich der Türken zur Bekämpfung Deutschlands zu bedienen, und ihnen dabei christliche Länder auszuliefern. Mittelst derselben revolutionären Politik hat Napoleon III. Italien umgestaltet, den Papst seinen Feinden ausgeliefert. Und dieser Politik hat die Republik nun, durch die Abstimmung am 15. März, vollständig abgesagt, freilich in Gefolgschaft, oder aus Freundschaft zu Rußland, aber in Einstimmung mit allen Mächten. Dies ist jedenfalls ein sehr wichtiges Ereigniß, wenn auch nur Kreta dazu der Anlaß gewesen.

Vor dieser merkwürdigen Sitzung hatte sich die französische Kammer schon einigemal mit Armenien und Kreta beschäftigt. Freilich spielte dabei die Regierung keine besonders glückliche Rolle, da sie nur bestätigen konnte, daß die Mächte nicht vermocht hatten, die Metzeleien der Christen zu verhindern. Hiebei regte sich das christliche Bewußtsein des alten Frankreich, welches ja stets ein Schutzrecht über die Christen in der Türkei geübt und diesem hauptsächlich seinen Einfluß im Morgenlande verdankt. Nicht blos die eifrigen, kirchlich gesinnten

Katholiken, auch die Radikalen und Socialisten empörten sich, daß man nichts thue zum Schutz der Christen. Im ganzen Volke regte sich etwas, zeigte sich eine große Empörung gegen die Türkengreuel. Es wollte dem gewöhnlichen Mann nicht in den Sinn, daß das vielgerühmte Bündniß mit Rußland Frankreich verhindere, etwas für die so entsetzlich gemordeten Christen zu thun, daß diese vielmehr aus Rücksichten für den Bundesgenossen preisgegeben werden müßten. Die Gräuel in Armenien und Kreta haben daher die Begeisterung für Rußland sehr abgekühlt. Das russische Bündniß ist in den Augen des Volkes merklich gesunken.

Aber, was fragen die Tagesherrscher heute noch nach dem Volke? Ihre Wiederwahl ist auf alle Fälle gesichert, da das Wahltriebwerk seit zwanzig Jahren eine solche Vervollkommnung erfahren, daß es mit mathematischer Sicherheit arbeitet. Die um 250,000 (auf 760,000) vermehrten Beamten und Bediensteten aller Art thun ihre erste Pflicht, indem sie für gute Wahlen sorgen, die Milliarden des Staatshaushaltes werden fast nur in ihrer Wirkung auf die Wahlen verwandt, das Uebrige besorgen die eigentlichen Wahlmacher, die politischen Beamten. Kürzlich noch wurde nachgewiesen, daß 1889 nicht weniger als 150 Abgeordnete als gewählt verkündet worden waren, nachdem die Stimmenzahl amtlich „berichtigt“ worden. Der Groß-Wahlmacher, Minister des Innern Constans, hatte denn auch lange vor dem Wahltag verkündet, die Wahl von mindestens 350 zur Regierung stehenden Abgeordneten sei jetzt schon gesichert. Und so war es auch. Wo sich die Stimmzähler geirrt hatten, wurden die Wahlen umgestoßen, worauf beim zweiten Wahlgang das gewünschte Ergebniß erzielt wurde. Doch hatte Constans selbst so wenig Vertrauen in die ihm in seinem früheren Burgflecken Toulouse gewordene Mehrheit, daß er einige Wochen darauf sich in den Senat bugsiren ließ. Am 3. Januar dieses Jahres wurde er aber auch nicht mehr in den Senat wiedergewählt. Aber der Senat strich dem Nebenbuhler eine Stimme, setzte anderseits Constans eine zu und erklärte ihn als gewählt. Der vom Wahlvorstand als gewählt erkannte Nebenbuhler ward heimgeschickt.

Betreffs der diesmaligen Wahlen (im Herbst) ist jedoch
Wolke aufgestiegen, die bis dahin noch vertrieben werden
ʒ Arton hat geredet, dem Untersuchungsrichter eine An=
l Abgeordneter und Senatoren angegeben, welche er bestochen
und von denen man bisher nicht vermuthete, daß sie auch
den Panama-Gaunereien theilgenommen. Arton bedauerte
och auch, einen Panamiten genannt zu haben, indem er bei=
gte: „Schade, man hat ihm ein Denkmal gesetzt." Natürlich
achte dies großes Aufsehen und wurde sofort mit dem X der
iste der 104 Bestochenen zusammengebracht, der bei den ersten
anama=Enthüllungen eine so große Rolle gespielt, aber nie
nannt wurde. Selbstverständlich fehlt es jetzt nicht an Ver=
uthungen und Andeutungen, besonders da gewisse Blätter er=
ärten, nicht nur die Minister hätten im Panama=Sumpf
ewatet, sondern auch noch Höherstehende. Dies will viel
agen. Merkwürdigerweise aber geht die neue Panama-Unter=
uchung auf Nebenwegen, und beschäftigt sich mit Nebensachen
und Nebenpersonen, während sie die Hauptsache ganz beiseite
läßt. Nach vielerlei aufregenden Nachrichten über den Gang
der Untersuchung kamen die wohl unterrichteten Blätter sehr
bald zu dem Schluß: es seien doch keine durchschlagenden Beweise
vorhanden, um die Strafverfolgung der in Frage kommenden
Abgeordneten und Senatoren genügend zu begründen.

Die jetzige Untersuchung vermeidet ebenso sehr als die=
jenige im Jahre 1892, die Hauptzeugen, Hauptbetheiligten zu
verhören. Im Jahre 1888 holte Clemenceau (Abgeordneter)
den Abgeordneten Ranc und den Senator Freycinet plötzlich
ab, um zu ungewohnter Stunde, Abends spät, zu Floquet, da=
mals Ministerpräsident, zu eilen. Sie stellten ihm vor, die
Republik, Frankreich, die herrschende Partei seien von einer
schweren Staatsgefahr bedroht, wenn Cornelius Herz (damals
in Frankfurt) nicht beschwichtigt, nicht verhindert werde, seine
Drohung der Enthüllung eines Staatsgeheimnisses auszuführen.
Sie beschworen ihn deshalb, als Haupt der Regierung, Charles
de Lesseps (Verwalter der Panama=Gesellschaft) zu bewegen,
dem Baron Reinach das nöthige Geld zur Verfügung zu stellen,
um Cornelius Herz zu befriedigen, damit er seine Drohung
nicht ausführe und damit die Staatsgefahr abgewendet werde.

Charles de Lesseps versprach und that sein Möglichstes, so daß Herz zehn Millionen auf diese Weise erpressen konnte. Seine Briefe und Telegramme, worin er drohend das Geld forderte, das man ihm schuldig, sind 1892 veröffentlicht worden. Freycinet wurde nicht als Zeuge vorgeladen, wohl aber Clemenceau und Ranc, welche den Hergang ganz richtig erzählten. Jedoch wurde ihnen nicht die doch so naheliegende Frage vorgelegt, worin denn diese Staatsgefahr bestand. Das Gericht begnügte sich mit ihrer Versicherung, die Enthüllung des Staatsgeheimnisses würde der Republik zum größten Nachtheil gereicht haben.

Staatsgeheimnisse unter der Republik, der Herrschaft der Oeffentlichkeit, sind unzweifelhaft ein Unding, sofern es sich um innere Angelegenheiten handelt, wie in diesem Falle. Und wie kam der amerikanische Jude Herz in den Besitz dieses Geheimnisses, und was hat Panama damit zu thun? Staatsgeheimnisse kann es nur bezüglich der auswärtigen Politik und der Wehrverhältnisse geben. Warum ist dies Alles nicht damals in der Kammer zur Sprache gebracht worden? Die dort hart bedrückten Nichtrepublikaner hätten doch alle Ursache gehabt, in dieser Richtung rücksichtslos vorzugehen. Sie mußten die Regierung zur Rede stellen, bis in ihre letzten Verschanzungen verfolgen, dieselbe zwingen, Aufschlüsse zu geben. Verweigerung derselben mußte die öffentliche Meinung gegen die Republik, sicher gegen die dieselbe als ihre Sache ausbeutenden Tagesherrscher aufregen, empören.

Zwei Hauptzeugen, die Panama-Verwalter Charles de Lesseps und Baron Cottu, wurden damals nur über Nebendinge verhört. Der Baron Cottu entzog sich darauf der ihm drohenden gerichtlichen Verfolgung durch Uebersiedelung nach Oesterreich. Charles de Lesseps wurde, als Dank für seine Verschwiegenheit, nebst seinem alten Vater Ferdinand de Lesseps, wegen Mißverwaltung und Betrug zu hohen, auch Gefängnißstrafen und Erstattung verurtheilt. Ihr Vermögen wurde beschlagnahmt. Charles de Lesseps lebt seither als Flüchtling in England. Es heißt jetzt, er werde sein als Verwalter des Panama geführtes Tagebuch, nebst Belegstücken, veröffentlichen, um die Ehre seines vielgeschmähten, in Noth und Bedrängniß verstorbenen Vaters zu rächen. Am 23. März 1893, am letzten Tage der gegen

die Verwalter des Panama geführten Strafverfolgung — durch welche die Vertuschung der Bestechungen bei dem ersten Gerichtsverfahren überdeckt werden sollte — erklärte Charles de Lesseps: „Ich habe den Grundsätzen unbedingtester Ehrlichkeit und vollkommenster Rechtschaffenheit nie etwas vergeben, obwohl ich mich oft -- trotzdem ich den Andrang mehr abgelehnt als angenommen habe — gegen Druck und Empfehlungen zu vertheidigen hatte, die in meinen Augen um so wichtiger waren, als sie von ehrenhaften Männern herrührten, die ich achtete und ehrte. Ich bitte die Herren Geschworenen, sich an meine Stelle zu denken, sich den Geisteszustand zu vergegenwärtigen, in dem ich mich bei solchem auf mich geübten Druck befand. Glauben Sie wohl, daß ich in solchen Augenblicken die Tausende Zeichner vor Augen hatte, die aus Vertrauen zu meinem Vater ihr Geld hergegeben; daß ich deshalb oft zögerte, sie nicht opfern oder zu Grunde richten wollte."

Wie sollte Charles de Lesseps den Ministern und Staatsgewaltigen widerstehen, da doch das ganze Panama-Unternehmen von deren Gutdünken abhing? Er hat nachgegeben, da man ihm die Pistole auf die Brust setzte. Er befand sich in der fürchterlichsten Zwangslage, die es nur geben kann.

Man muß sich billig fragen, warum die Regierung jetzt nochmal die Panama-Geschichte anrühren, eine Untersuchung führen läßt, wo sie doch so gut als Jemand weiß, daß nicht reiner Tisch gemacht werden kann, so lange die Republik am Leben erhalten werden soll. Denn die Enthüllung der Panama-Gaunereien würde ein tödtlicher Schlag für die Republik sein, da alle Großen der Republik, alle Helden und Halbgötter, die jetzt deren Olymp bilden und als Beispiele republikanischer Tugend angebetet werden, mit Schmach und Schande bedeckt, als recht nichtsnutzige Wichte dastehen würden. Durch Enthüllung des Panama würde die Republik, nach dem Worte Thiers', im Koth und Schlamm versinken. Ist es etwa das böse Gewissen, das der Republik keine Ruhe läßt? Denn auf die Enthüllungen des Zuchthäuslers Arton brauchte man nicht zu hören Seit der Vertuschung der Panama-Gaunereien wird, wie der „Figaro" richtig eingestanden, nicht des Landes und seines Wohles halber regiert, sondern Panama ist der einzige Maßstab, die einzige

Richtschnur für jedes Ministerium, welches es auch sein mag. Es muß in erster Reihe dafür sorgen, daß Panama eingesargt. der Republik die Tugendmaske nicht abgerissen, ihre großen Männer nicht in den Koth geworfen werden, in den sie gehören. Das Volk hat das Bewußtsein. daß alle bisherigen Panama-Prozesse nur eitel Spiegelfechterei gewesen, es von den Regierenden schmählich betrogen worden ist. Deshalb möchten diese sich rechtfertigen, dem Volke eine Genugthuung verschaffen. Da Arton Enthüllungen gemacht, können ja einige der geringeren Mitschuldigen verfolgt werden, besonders da Freisprechung sehr wahrscheinlich ist.

Aber das Volk könnte dadurch in seinem Argwohn nur bestärkt, mißtrauischer werden. Dies könnte schließlich schlimme Wirkungen hervorbringen. Freilich, für die nächsten Wahlen wird das seit zwanzig Jahren zu höchster Vollkommenheit gediehene Wahltriebwerk noch vorhalten. Wir sind ja längst so weit gekommen, daß Stimmung und Ueberzeugungen des Volkes nicht mehr in Betracht kommen: die Wahlen sind eine einfache Rechenaufgabe, welche die zeitige Regierung selbst stellt und selbst löst.

Der „Figaro" (22. März) kennzeichnet die hiesigen Zustände, indem er ausführt, daß dreierlei Fragen die Kammer ganz besonders aufregen: „die Fragen, welche den Einfluß des Heeres, die sociale Thätigkeit der Kirche, oder Ehrlichkeit und Tugend betreffen. Im Grunde aber ist es nur eine Empfindung, die Furcht, welche die Abgeordneten bei Behandlung all dieser Fragen beherrscht. Die Furcht vor dem Soldaten, der einen Staatsstreich vollführen kann; die Furcht vor dem Priester, welcher die Wähler überzeugen kann, daß sie betrogen, ausgebeutet werden; die Furcht vor dem Richter, welcher die Betrüger am Kragen fassen kann. Dies sind die Beweggründe der Reden und Abstimmungen verkommener, herabgewürdigter Parlamente. Deshalb findet bei solchen Fragen, wenn sie durch Zufall und gegen den Willen der Abgeordneten auf die Tagesordnung kommen, niemals eine vollständige, rückhaltlose Auseinandersetzung statt, bei der alle Hintergedanken hervorkommen und die Gewissen sich durch offenes Geständniß erleichtern: es wird immer mit schiefen und Nebengründen gekämpft. Selbst



im Augenblicke, als unser Parlament eine so große Angst vor der Gewaltherrschaft des Generals Boulanger hatte, getraute sich kein Redner, die Rechte des Soldaten in unserer Staatsform zu besprechen, obwohl folgerichtig diese Rechte denen des Anwaltes und Publicisten gleichstehen müßten. Ebenso werden religiöse Fragen nie offen behandelt, um den Grundsatz gelten zu lassen, die religiösen Genossenschaften den anderen gleichzustellen. Man berief sich auf Kronbefehle der Könige und auf Ordonnanzen Karl X., um Priester zu erschießen. Betreffs der Tugend fürchten wir dasselbe Schauspiel zu erleben. Alle Parteien sind so sehr von der Furcht beherrscht, einige ihrer Mitglieder bloßgestellt zu sehen, daß die Frage der Käuflichkeit der Kammern nicht berührt werden wird, auch wenn ein neuer Schub Bestochener dem Schwurgerichte überantwortet wird. Es sind nicht die Personen, sondern die herrschenden Einrichtungen und Zustände, welche für die Mißbräuche und Schurkereien verantwortlich gemacht werden müssen."

LIV.

Zeitläufe.

Griechenland-Türkei: fragliche Entscheidung.

Den 12. April 1897.

Es ist peinlich, über diese Vorgänge zu schreiben. Man weiß immer nicht, was werden wird, ehe die Tinte trocken ist. Am 15. Februar stieg das Corps des griechischen Obersten Vassos auf Kreta an's Land, „um im Namen des Königs von Griechenland von der Insel Besitz zu ergreifen, die Türken zu verjagen und die Festungen zu besetzen". Aber der griechische Gesandte weilte nach wie vor in Constantinopel wie der türkische in Athen, als wenn nichts ge-

schehen wäre. An demselben Nachmittag des 15. Februar nahm mit Genehmigung der türkischen Behörden ein aus Soldaten von fünf Großmächten — das deutsche Kriegsschiff war noch nicht da — zusammengesetztes Corps Besitz von Canea, auf dessen Zinnen es seine fünf Flaggen aufsteckte. Aber den Obersten Vassos genirten dieselben ebensowenig, wie die türkischen Fahnen. Zur selben Zeit schrieb das conservative Hauptblatt für Oesterreich:

„Die Großmächte haben zuerst den grauenvollen, an den Armeniern in Kleinasien verübten Metzeleien zugesehen, ohne einzugreifen, haben dann die Wiederholung dieser Schändlichkeiten in Constantinopel über sich ergehen lassen, ohne ihre Seetruppen zu landen; warum sollten sie jetzt, wo die Griechen ihre Stammes- und Glaubensgenossen auf Kreta vor einem ähnlichen Schicksale bewahren wollen, plötzlich eine Aktion gegen eine christliche Macht kehren, die mit ihren schwachen Kräften versuchen will, was die Großmächte unterlassen haben? . . . Die europäische Diplomatie wird sich rasch über ein Mittel schlüssig machen müssen, welches die Feuersbrunst im Orient dämpft, bevor sie weiter um sich greift. Vielleicht ist die versäumte Zeit noch einzuholen. Die Botschafterberathungen in Constantinopel sind eine schwere Geduldprobe für den Occident wie für den Orient gewesen, haben eben durch ihre Langwierigkeit das Problem, das sie lösen sollten, nur noch verwickelter gemacht und die Möglichkeit der Ueberraschungen geschaffen, vor denen wir jetzt stehen. Angesichts des Zauderns und der Unschlüssigkeit der Großmächte, hat das kleine Griechenland den Muth gefunden, sich in tragischer Weise aufzuspielen.“ [1])

Vor Kurzem hat selbst der türkische Ministerrath sich bei den Mächten beklagt über die „endlose Verlängerung der kretischen Krisis“. Die Pforte scheint selbst das Gefühl zu haben, daß ganz mit Recht ein angesehenes St. Petersburger Blatt, die „Nov. Wremja“, diesen Verlauf der Dinge als

1) Wiener „Vaterland“ vom 12. Februar ds. Js.



den „Beerdigungsmarsch für die Türkei" bezeichnete. Inzwischen sind jüngst neue Gräuelthaten gegen die Armenier in dem kleinasiatischen Vilajet Siwas, dem alten Sebastia, bekannt geworden, und gleichzeitig ist der französischen Kammer ein Nachtrag zu dem „Gelbbuch" über Armenien mit Berichten der dortigen Consuln vorgelegt worden, welche übereinstimmend erklären, daß alle diese Gräuel von Oben, wenn nicht selber angestiftet, doch bei den Behörden geduldet worden seien. Der ganze Verlauf seit anderthalb Jahren hat gezeigt, wie begründet die Meinung des englischen Premier war, man müsse gegenüber der Person des Sultans Ernst machen, wofür er aber die leitenden Mächte vergebens zu gewinnen suchte:

„Selbst der ‚Spectator', der sich sonst durch ein ruhiges und leidlich objectives Urtheil auszeichnet, brennt förmlich darauf, daß Europa der Pforte gegenüber auf weitere Worte nun verzichtet und ungesäumt zu ‚energischem Handeln' übergeht. Seines Erachtens sollte die Aktion der Großmächte von Oesterreich eröffnet werden, da dieses in der Lage sei, unverzüglich 100,000 Mann nach Makedonien zu werfen und sie bis Salonichi vorzuschieben. Rußland möge von der asiatischen Seite aus vorgehen und auf Armenien die Hand legen, während Frankreich und England sich zu beeilen hätten, auf dem Seewege ihre Truppen heranzuschaffen. Auf weitere Unterhandlungen mit dem Sultan solle man sich nicht einlassen und seinem Versprechen, mit eigener Macht in seinem Reiche die Ordnung wiederherzustellen und die Sicherheit der Christen zu gewährleisten, keinen Glauben mehr schenken. Ueber die Zusagen komme die Türkei ja doch nicht hinaus, die Thaten ließen auf sich warten und zwischenein könne es in den Straßen von Constantinopel zu neuen Massacres kommen. ‚Europa', fährt der ‚Spectator' fort, ‚hat sich ungesäumt zu entscheiden, ob es noch einen Regierungswechsel, das will sagen einen Thronwechsel, zulassen, oder ob es sofort an die Auftheilung der falliten Masse herangehen soll, in der Art etwa, wie man mit Bosnien und der Herzegowina begonnen hat. Jetzt muß in

der orientalischen Frage eine wirksame Methode befolgt werden; das Gehen- und Geschehenlassen hat sich nicht bewährt. Man könnte den neuen Weg damit beschreiten, daß man die Dardanellen den Kriegsschiffen aller Nationen öffnet und so dem Türken zeigt, daß Europa nunmehr mit sich einig ist. An Lord Salisbury ist es, die Entscheidung zu treffen, ob die Politik von 1878 fortdauern soll, oder ob er sich mit allen anderen Mächten, auch mit Rußland, vereinigen will, um endlich den Leiden der unglücklichen Völker ein Ende zu machen, für die wir durch unsere frühere Politik verantwortlich sind." [1])

Man müsse dem Sultan Zeit lassen, seine Zusagen zu erfüllen: so lautete aber das von Rußland ausgegebene Schlagwort. Wie es damit gemeint war, davon hat gerade die kretische Verwicklung in ihrem letzten Stadium den eigenthümlichsten Beweis geliefert. Schon vor zwei Monaten verlautete von London, Paris und Wien gleichmäßig, daß Griechenland und der Sultan gegenseitig sich wegen Kreta gütlich zu verständigen suchten. Und zwar: Uebergabe Kreta's an die Mächte durch die Türkei, Weitergabe der Insel durch die Mächte an Griechenland unter den wechselseitigen Bedingungen, daß Griechenland und die Türkei abrüsten und Ruhe halten, daß ferner Griechenland an die Türkei als Preis für Kreta durch Vermittlung der Mächte eine näher zu bestimmende Anzahl von Millionen zahle, daß die Mächte mit diesem Gelde die türkischen Reformen sicherstellen und für eine Reihe von Jahren den Frieden auf der Balkanhalbinsel garantiren sollen.[2]) Wie immer die einzelnen Bedingungen so oder anders gelautet haben mögen, so verlautete nach mehreren Wochen wiederholt, daß wegen des Vorschlags der griechische Gesandte Maurocordato sogar auf

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 13. November 1895

2) Pariser Correspondenz der Münchener „Allgem Zeitung" vom 20. Februar d. Js.



bsendung eines besonderen Bevollmächtigten des Sultans ach Athen zur unmittelbaren Verständigung gedrungen abe.[1]) Aber es war schon zu spät:

„Der Vertreter des ‚Daily Chronicle' in Athen meldet, er Sultan habe jüngst durch den Minister des Auswärtigen em griechischen Gesandten seinen Wunsch zu einem gütlichen Austrage der kretischen Frage durch eine unmittelbare Verständigung mit dem König von Griechenland mittheilen lassen. Der König habe freundlichst in gleichem Sinne geantwortet und sich mit dem Vorschlage des Sultans einverstanden erklärt. Der Sultan habe nicht gewagt, sofort einen Schritt in dieser Richtung zu unternehmen, sondern habe Nelidow ersucht, dem Zaren die Bitte um seine Vermittelung zwischen ihm und dem König von Griechenland zu übermitteln. Murawiew habe darauf sofort telegraphirt, er werde nie einen so perfiden Vorschlag unterstützen."[2])

Zugleich soll Rußland in Constantinopel auf energische Schritte Seitens der Türkei gedrängt haben, und in der That folgten die türkischen Mobilisirungspläne auf die vorhergehende griechische Anregung zu einer friedlichen Verständigung mit dem Sultan. Auf den ersten Blick schien die plötzliche Kriegsrüstung in entschiedenem Widerspruch mit der Angabe zu stehen, daß der Sultan die Regelung der Dinge auf Kreta ganz allein den Mächten überlassen habe.[3]) Aber der deutsche Kaiser hatte sich inzwischen ganz an die Seite Rußlands gestellt, und über die angestrebte unmittelbare Verständigung zwischen dem Sultanat und Griechenland äußerte er seinen Unwillen: „ein solcher Abschluß der Kreta-Frage müßte die Großmächte insgesammt nicht nur dem Gespötte Griechenlands, sondern dem Gespötte der ganzen civilisirten Welt preisgeben."[4]) Wer den Gang der Dinge seit

1) Wiener „Vaterland" vom 2. April ds Js.

2) Aus der „Kölnischen Zeitung" s. Berliner „Vorwärts" vom 24. März ds. Js.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Februar ds. Js.

4) Vgl. „Zeitläufe" im Heft vom 1. April S. 538.

zwei Jahren aufmerksam verfolgt hat, der möchte freilich sogar die grobe Sprache der Berliner Socialdemokratie über die Wirksamkeit der Mächte entschuldigen.

„Die Politik des europäischen Conzerts ist nichts anderes als die Politik Rußlands, und diese verfolgt genau das Gegentheil der angeblichen Ziele des ‚Conzerts'. Sie erstrebt nicht die Erhaltung des Friedens, nicht die Anbahnung von Reformen, nichts von all den schönen Dingen, mit denen das ‚Conzert' um sich wirft. Unter Proklamirung der Integrität des türkischen Reiches dasselbe langsam zerstückeln, überall unleidliche Zustände schaffen, ein Genesen des ‚kranken Mannes' durch methodisches Eingeben verzuckerter Giftdosen verhindern: das ist die Potitik Rußlands, und diese Politik wird auf das Pünklichste vom ‚Conzert' ausgeführt. Während die Türkei, zuverlässigen Nachrichten gemäß, froh wäre, wenn sie sich mit den Kretern in Güte auseinandersetzen könnte, über die sie seit Jahrzehnten, der modischen Zeitungslegende zum Trotz, thatsächlich gar keine Regierung ausgeübt hat: ist Kreta in den Händen des europäischen ‚Conzerts' zu einem wahren Marterpfahl für die Türkei geworden und zu einer Quelle ernsthafter Gefahr. Hätte das ‚Conzert' die Hände aus dem Spiele gelassen, so erfreute sich Kreta jetzt aller Voraussicht nach vollkommener Ruhe. Und noch heute stehen die Dinge so, daß, wenn das europäische ‚Conzert' seine bei aller Lächerlichkeit so unheilvolle Thätigkeit einstellte, die Türkei binnen weniger Tage mit Griechenland und Kreta zu einem friedlichen Ankommen käme — vorausgesetzt, Mächte des ‚Conzerts' bewerkstelligten nicht neue Brandstiftungen im Balkan und in Armenien." [1])

Seitdem hat man von einer Bethätigung in der türkisch-griechischen Verwicklung von Berlin aus nichts mehr gehört. Als die Mächte ausmachten, je 600 Mann Landtruppen zur Verstärkung ihrer Flotten nach Kreta zu befördern, hat sich das deutsche Reich davon ausgeschlossen. „Für Deutschland

1) Berliner „Vorwärts" vom 28. März ds. Jrs.



enügt es, daß durch die Anwesenheit seines einzigen Kriegs-
:chiffes in den kretischen Gewässern sein völkerrechtlicher
Standpunkt klar erwiesen sei." Für den Fall, daß etwa von
:nglischer Seite die Blokade griechischer Häfen betrieben
würde, war in Aussicht gestellt, daß Deutschland es ganz
den unmittelbar betheiligten Mächten überlassen müßte, obwohl
bekanntlich zuerst von Berlin aus eine Blokade des Piräus
vorgeschlagen war.[1]) Es scheint, daß man am preußischen
Hofe nicht recht sicher war, welcher Wind in Rußland zunächst
wehen würde. Denn zur selben Stunde las man in dem
Berliner conservativen Hauptblatt:

„In Rußland ist der Kampf der Meinungen in den höchsten Kreisen der Regierung noch nicht ausgefochten, und wir wissen nicht, ob Graf Murawjew seine Politik behaupten kann. Ein Theil der russischen Presse und der größte Theil der Russen ist sehr wenig zufrieden mit der russisch-deutschen Annäherung. Ganz neuerdings sind im ‚Swjet' und im ‚Grashdanin', also in einem radikalen und in einem hochconservativen Blatt, wahrhaft empörende Ausfälle gegen Deutschland zu lesen gewesen. Der Angriff des Fürsten Meschtscherski aber wird noch dadurch besonders beleidigend, daß er das 100jährige Jubiläum Kaiser Wilhelms benutzt, um ihn, der gewiß ein aufrichtiger Freund und Helfer Rußlands gewesen ist, auf das hämischste zu beschimpfen. Wir schließen daraus, daß die gegenwärtige Politik den Russen wider den Strich geht, und mit diesem Faktor wird in Petersburg gewühlt und intriguirt. Wie lange das ohne Wirkung bleibt, wollen wir abwarten."[2])

Bekanntlich steht an der Spitze der Gegner einer „deutsch-russischen Annäherung" die Czarin-Wittwe, dänische Princessin und Schwester des Königs von Griechenland, mit ihrem ganzen Einfluß. Dasselbe Blatt hatte kurz vorher geschrieben:

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 24 März d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. März d. Js.

„Sehr merkwürdig sind diese weiblichen Einflüsse am Petersburger Hofe immerhin; sie zeigen eine gewisse Aehnlichkeit mit China, wo die Kaiserin-Wittwe de jure die letzte aller Instanzen darstellt." [1]) Es ist noch kein Jahr her, daß die griechische Presse, welche mit ein paar Ausnahmen „nach der Pfeife des russischen Rubels tanzte", auf einmal den Anschluß Kreta's an Griechenland forderte. Als im Königspalast zu Athen der Ton Anklang fand, glaubte man allgemein, daß es der Widerhall aus einem der Czarenpaläste in Petersburg sei. Auch die russische Presse bemühte sich, die Sache im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. So erklärte der „Nord" in Paris: „Da Rußland kein eigenes Interesse in den Balkanländern hat und gegen alle christlichen Nationen der Halbinsel das gleiche Wohlwollen hegt, so sucht es nur den allgemeinen Frieden zu befestigen und leiht seine Mitwirkung einer friedlichen Lösung der kretischen Frage." [2]) Der Petersburger franzosenfreundliche „Nowosti" schrieb: Rußland habe das allerdringendste Interesse, die griechischen Absichten auf eine Sammlung aller griechischen Elemente und Territorien zu fördern; „Rußland müsse den alten Fehler der Slavophilen aufgeben und sich nicht als slavische Macht betrachten, sondern als Weltmacht, und dann seien die Griechen bessere Verbündete, als die halbbarbarischen Slaven des Balkans." [3])

Das Alles war von der weiblichen Seite im russischen Einfluß. Es kann ihr ja auch noch genügt werden; hieß es ja doch in dem Ultimatum an die griechische Regierung ausdrücklich: „Unter den gegenwärtigen Umständen nicht". Rußland mußte erst die Hülflosigkeit des Sultanats ausbeuten, um seine weit über Griechenland und über Kreta hinaus reichenden Pläne in Sicherheit zu bringen. Darum

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Januar ds. Js.
2) Wiener „Vaterland" vom 3. August 1896.
3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Juli 1896.

wurde an dem Verfahren des Fürsten Lobanow festgehalten und wurde dasselbe auch nach seinem Tode beharrlich festgehalten. „Der Türkei auch nur in sanfter Weise Gewalt anzuthun, dazu liegt für Rußland heute ebensowenig ein Grund vor wie vor einem Jahre. Um der Griechen willen die gegenwärtigen Beziehungen zur Pforte zu trüben, fällt der russischen Regierung nicht ein: dies mußte bereits der König und Kronprinz von Griechenland erfahren, als sie vor Monatsfrist Alles aufboten, um die Theilnahme des Czaren für das Loos der christlichen Bewohner Kreta's zu wecken".[1])

Die russische Maulwurfsarbeit ist vollauf zu ihrem Erfolg gelangt. Rußland hat den Sultan ganz in der Hand. Es ist an der armenischen Grenze gerüstet, um unter dem nächsten besten Vorwand den türkischen Verlegenheiten mit der Besetzung des Landes zu Hülfe zu kommen. Von dem Geheimvertrag mit der Türkei ist nicht erst seit gestern die Rede, welcher ebenfalls zum Schutze des Sultans den Russen gestatten würde, aus dem Schwarzen Meere in den Bosporus einzurücken, um dort zu verbleiben und den anderen Mächten die Meerengen zu verschließen. Endlich ist der vielbesprochene „Balkanbund" jetzt Thatsache geworden, und zwar zwischen Bulgarien, Serbien und Montenegro unter dem „Protektorat des slavischen Rußland" mit deutlichem Seitenblick auf Bosnien-Herzegowina, welches Oesterreich in Verwaltung hat und die von ihm angestrebte Hafenstadt Salonichi. Es ist nicht zu läugnen, daß das Haupt des verblichenen „Dreibundes" für Rußland sich ein großes Verdienst erworben hat, indem es Oesterreich von den Westmächten ablenkte und den Russen zur Verfügung stellte. Von dem in Berlin erwarteten Danke zu reden, ist jetzt nicht die Zeit, aber von Interesse ist es, aus einem Bericht aus Wien zu erfahren,

1) Wiener Correspondent der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Juni 1896.

wie bescheidentlich man dort vor einigen Wochen noch die Lage ansehen zu dürfen glaubte:

„Am Eingang des Bosporus kreuzt schon seit mehreren Monaten eine russische Flotte, bereit, im entscheidenden Augenblick vor Constantinopel zu erscheinen. Aber noch eine Thatsache ist während der jetzigen Krisis offenkundig geworden: Nirgends zeigt sich eine Spur des türkischen Fanatismus, der angeblich den Sultan bedroht, wenn er nicht energisch gegen die Giaurs vorgeht. Ungestört gehen die Griechen in allen Theilen des türkischen Reiches ihren Geschäften nach, und der Pöbel macht keine Miene, sich gegen sie zu erheben, während von den Armeniern Zehntausende niedergemacht wurden. Es ist dies ein zwingender Beweis dafür, daß der Fanatismus sich nur regt, wenn die Regierung ihn aufbietet, und daß er schweigt, wenn sie nicht den Muth hat, sich seiner zu bedienen. Thatsächlich erfolgte die Erschlagung der Armenier an den meisten Orten nach der Bewaffnung des Pöbels durch die Behörden und in Passora und anderen Städten nach öffentlich kundgemachter Anordnung. Niemals war somit ein Reich dem Untergang näher, als die Türkei; ihre Erhaltung beruht einzig auf der gegenseitigen Eifersucht der Mächte und auf der Befürchtung, ein Angriff auf sie werde einen furchtbaren Gesammtkrieg wegen der Theilung der Beute entfesseln. Dieses Gefühl der Verantwortlichkeit beherrscht auch die russischen Staatsmänner. Sie halten den Augenblick nicht für geeignet, um sich in den Besitz Constantinopels zu setzen. Sie warten, bis die öffentliche Meinung in Europa sich noch mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß Rußland nicht anders befriedigt werden kann, als durch Erringung des Ausfallsthors in das Mittelländische Meer. Wirklich mehren sich auch in Oesterreich-Ungarn die Stimmen, daß man Rußland an der Besetzung Constantinopels nicht mehr behindern könne. Es empfehle sich, sich mit dem Cabinet von St. Petersburg zu verständigen und die Erwerbung der Landstriche zwischen Bosnien und Salonichi in's Auge zu fassen. In den letzten Wochen gewann diese Idee geradezu reißende Verbreitung. Aber das liegt noch in weiter Ferne, vorerst ist das Erhalten



des status quo die Form, auf die sich alle Mächte geeinigt haben. Das wird und muß endlich auch den Griechen einleuchten, deren kretisches Abenteuer bereits die Mündungen der Kanonen der europäischen Kriegsschiffe auf ihre Truppen gelenkt hat." [1])

Der 6. April wurde als der Tag angesehen, an dem Griechenland, den Mächten trotzend, der Türkei den Krieg erklären würde. Am 10. April meldete der Telegraph nach allen Weltgegenden, daß der Krieg als unvermeidlich gelte, denn der Einbruch griechischer Banden in Macedonien habe stattgefunden und es sei vor drei Tagen zu Zusammenstößen mit den Türken gekommen. Solche Gefechte mit griechischen Freischärlern sind zwar an der griechischen Grenze schon vor Monaten wiederholt vorgekommen, und der Krieg wurde nicht erklärt; aber die beiden Heere, wenn man das zusammengeraffte Zeug der zwei Gegner so nennen darf, stehen sich nun schußbereit gegenüber. Der vorsorgliche Vorschlag von England wegen Schaffung einer neutralen Zone in Macedonien ist durchgefallen, wie es bei der unausstehlichen Langweiligkeit der übrigen Mächte auch zu der „friedlichen Blokade" der griechischen Häfen nicht gekommen ist. Niemand weiß mehr, was der morgige Tag bringt. Aber an den immer wieder vorgemalten allgemeinen Krieg der europäischen Mächte ist auch nicht zu glauben. Rußland wird wohl in's Mittel treten, wenn es genug ist, und dann bleibt wenigstens zu hoffen, daß der Türke seine letzte Schlacht auf dem Boden des alten christlichen Europa geschlagen haben wird.

---

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 24. Februar d. Js.

LV.

Zur agrarpolitischen Literatur.

(Tille, Riehl, v. Weichs.)

Im Mittelpunkte der wirthschaftlichen Fragen der Gegenwart steht das agrarpolitische Problem. Wie vor zwei Jahrzehnten die Lage der industriellen Arbeiter von allen Seiten besprochen und in ihren Einzelnheiten erforscht wurde, so wendet sich heute die schriftstellerische Erörterung dem Studium jener Verhältnisse zu, welche mit dem Titel „Agrarfrage" bezeichnet werden. Die Zahl der agrarpolitischen Schriften, welche auf dem Büchermarkte von Woche zu Woche erscheinen, ist Legion. Es wäre vergeblich, auch nur die wichtigeren Erscheinungen besprechen zu wollen. Wir beschränken uns darauf, einen Griff in das Volle zu thun und dasjenige zur Anzeige zu bringen, was uns gelegentlich zur Hand kömmt.

Es ist eine der lobenswerthesten Erscheinungen, daß die Agrarfrage auch vom historischen Standpunkte aus neu beleuchtet wird. Erst das Licht der Vergangenheit ermöglicht uns, die Gegenwart klar zu erkennen und richtig zu würdigen. Erst wenn man sich klar gemacht hat, was in der Vergangenheit wurzelnd heute noch besteht, im Gegensatze zu dem, was war, aber vergangen ist, wird man besser erkennen können, was für die Zukunft als lebensfähig sich erweisen mag. Deßhalb nehmen wir so gerne geschichtliche Arbeiten über wirthschaftliche Erscheinungen zur Hand. Wir freuen uns, einem größern Leserkreise eine agrarhistorische Studie empfehlen zu können, welche über zahlreiche Zustände der Vergangenheit

Aufschluß gibt und für viele Probleme der Gegenwart die Handhabe bietet, um ein richtiges Urtheil zu gewinnen. Wir meinen die Schrift von Armin Tille[1]) über die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des **Vintschgau in der zweiten Hälfte des Mittelalters.** Dr. Armin Tille, Mitarbeiter bei der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde in Bonn, beschränkt sich zwar auf einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, vom 13. Jahrhundert bis zum Schlusse des Mittelalters, und auf ein eng begränztes Gebiet, auf das Vintschgau. Allein gerade die zweite Hälfte des Mittelalters zeigt uns einen verhältnißmäßig hoch entwickelten Stand der Landwirthschaft. Und im Vintschgau begegnen sich romanische und germanische Einflüsse und bieten eine Fülle von Belehrung.

Dr. Tille schildert in den ersten zwei Abschnitten Land und Leute (Urbevölkerung, Romanisirung und Germanisirung) und gibt uns dann ein geschichtliches Bild der socialen Stellung der landwirthschaftlich thätigen Bevölkerung, der Freien, der Pächter, des Adels, der Ingehäusen, welch letztere das Taglöhnerelement bildeten. Dann zeigt uns der Verfasser die Einzelnwirthschaften und ihre Produkte, besonders den Hof als Substrat der Einzelnwirthschaft. Daran reiht sich eine Darstellung der Objekte gemeinsamer Nutzung des Gemeindebesitzes: Wald und Weide, Wasserbenützung und Jagd, Brücken und Straßen. In unmittelbarer Verbindung damit steht die Gemeindeverwaltung in ihren wirthschaftlichen Organen, einerseits als Wirthschaftseinheit, andrerseits als Verwaltungskörper, in den polizeilich-staatlichen, wie in den richterlichen Funktionen. Als ergänzende Darstellungen hiezu sind zwei weitere Abschnitte den kirchlichen Verbänden (Pfarrgemeinden) und den Gerichtsverbänden gewidmet. Den Schluß bildet eine Untersuchung über Gemeindebildung, über Verbände innerhalb der Gemeinden und über Verbände unter den Gemeinden.

Tille's Schrift stützt sich hauptsächlich auf die „Tyrolischen Weisthümer", herausgegeben von Ignaz von Zingerle und

---

1) Die bäuerliche Wirthschaftsverfassung des Vintschgau. Von Dr. A. Tille. Innsbruck, Wagner'scher Verlag, 1896. 280 S.



Theodor von Inama-Sternegg. Aber auch sonstige Quellen sind mit Fleiß und Verständniß benützt, um ein klares Bild von den landwirthschaftlichen Zuständen und von der bäuerlichen Wirthschaftsverfassung des Vintschgau im Mittelalter zu bieten. Das Gesammtresultat ist namentlich auch für Bayern und Schwaben von großer Bedeutung. Wenn auch im Einzelnen nicht immer unanfechtbare Resultate vom Verfasser geboten werden, so sind seine Ausführungen doch stets beachtenswerth als Beitrag und Anregung zu weiteren Forschungen auf dem agrargeschichtlichen Gebiete.

Eine literarische Arbeit von hervorragender Bedeutung beschäftigt sich mit der wichtigen Einzelnmaterie des Erb- und Familienrechtes und zwar auch in der Beschränkung auf ein Einzelngebiet, auf Westfalen.[1]) Verfasser ist ein in der Materie theoretisch und praktisch wohlbewanderter Amtsrichter, J. Riehl, welcher das einschlägige Material von gesetzlichen Bestimmungen und administrativen Verordnungen vollständig beherrscht. Auch Riehl gibt einen historischen Rückblick, schildert die Rechtsverhältnisse der Eigenbehörigen, der maierstättischen Colonen, der zinspflichtigen Colonen, der Vollfreien und der Zeitpächter. Er constatirt ein fortwährendes Sinken der westfälischen Bauernhöfe von den freieren in die unfreieren Klassen, bis in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts die Verhältnisse immer unerträglicher wurden. Es ist ein wahres Jammerbild herzloser Ausbeutung, welches der Verfasser (S. 8—14) an dem Beispiele einer eigenbehörigen Familie entwirft, skizzirt nach der Minden-Ravensberg'schen Eigenthumsordnung vom 26. November 1741. Es folgte die Bauernbefreiung durch die französische Agrargesetzgebung unter Jerome, König von Westfalen. Die preußische Gesetzgebung schuf abermals neue Rechtsverhältnisse, namentlich durch die Gesetze über Realberechtigungen vom 21. April 1821. Sie

1) Westfälisches Bauernrecht im Geltungsbereiche des Gesetzes, betreffend das eheliche Güterrecht in der Provinz Westfalen vom 16. April 1860. Von J. Riehl, Amtsrichter. Minden 1896. Verlag von J. Bruns. 320 S.



den aber durch die Ereignisse von 1848 vollständig er-
tert, und die Gesetze vom 2. Mai 1850 brachten neben
r Ablösungsordnung mit Rentenbankgesetz auch eine Ge-
nheitstheilungsordnung, welche auf dem Grundsatze schranken-
r Freiheit des Grundeigenthums beruhte. Damit war auch
ı Mißbrauche Thür und Thor geöffnet, wogegen aus dem
uernstande selbst heraus eine Reaktion erfolgte. Die Agi-
ion des Westfälischen Bauernvereines unter Führung des
igen Freiherrn von Schorlemer-Alst brachte das Gesetz vom
). April 1882 über die westfälische Landgüterordnung zu
tande, aber dasselbe hatte nicht den erwarteten günstigen
rfolg. Riehl gibt über das Zustandekommen dieses Gesetzes,
ber seine Vertreter und Gegner die eingehendsten Mittheilungen.
Daran reiht sich eine ins Einzelnste sich erstreckende Darstellung
es heute geltenden bäuerlichen Erb- und Familienrechtes in
Westfalen. Zum Schlusse faßt Riehl seine Reformvorschläge
zusammen und begründet sie ausführlich. Er verwirft das
jetzt geltende Erbrecht, welches durch das Prinzip der Natural-
theilung nach Maßgabe des Verkehrswerthes die Grundbesitz-
vertheilung ungünstig beeinflusse, die Ueberschuldung erzwinge
und den Bauernstand dem Ruine entgegentreibe.

Riehl will an Stelle des geltenden Erbrechtes das An-
erbenrecht für alle westfälischen Höfe gesetzlich eingeführt
wissen und weist alle Einwendungen gegen das Prinzip des
Anerbenrechtes zurück. Zwar habe die westfälische Land-
güterordnung vom 30. April 1882 als ein „Schlag ins
Wasser“ sich erwiesen, weßhalb der Verfasser neue Vorschläge
zur Verbesserung macht. Diese Reformvorschläge fassen alle
in das Gebiet des Intestatanerbenrechtes einschlägigen Fragen
zusammen und bieten eine klare Darlegung aller Gründe pro
et contra. Der Verfasser erweist sich als ein beredter An-
walt der obligatorischen Durchführung des Anerbenrechtes für
Westfalen. Er gibt seinem Buche den Entwurf einer revidirten
Landgüterordnung für Westfalen bei. Trotz der gewandten
Ausführungen Riehl's halten wir die obligatorische Einführung
des Anerbenrechtes nicht für gut und heilsam. Wir glauben
vielmehr, daß hier die Gesetzgebung nur einen Rechtsboden
schaffen soll für eine obligatorische Zusammenfassung aller

Landwirthe eines Landes zu einer Berufsgenossenschaft. Dieser Berufsgenossenschaft soll die Aufgabe überwiesen werden Normen für das bäuerliche Erbrecht in Verbindung mit einer neuen Grundbuchsordnung zu schaffen und für die Uebergabe der Höfe wieder eine allgemeine Sitte zu begründen, ohne zu gesetzlichen Zwangsmaßregeln Zuflucht zu nehmen. Die Schablonisirung ist nirgends bedenklicher, als bei dem Bauernstande. Was in dem einen Falle Vortheil bringt, kann im anderen Falle ins Verderben führen. Nirgends hängt so viel von den persönlichen Eigenschaften des Wirthschafters ab, wie gerade beim Bauernhofe. Verständige Beamte an der Spitze des Grundbuchsamtes, welche in Verbindung mit Vertrauensmännern der Gemeinde die Höhe der Uebergabe von Fall zu Fall regeln, werden die Erben gegen Uebervortheilung schützen können, ohne den Anerben allzusehr in Schulden zu stürzen. Der Egoismus der Erben und des Anerben müssen zu gleicher Zeit eingedämmt werden. Hier hilft kein Zwang, sondern nur die Wiederherstellung einer ausgleichenden Sitte bei den Hofübergaben.

Eine kleine, aber interessante Studie hat Dr. Freiherr zu Weichs-Glon in Innsbruck veröffentlicht über Getreide- und Brodpreise.[1]) Der Verfasser weist ebenso das staatliche Getreidehandelmonopol nach dem Antrage Kanitz, wie die staatliche Brodbäckerei nach dem Vorschlage von Till (in Bruck a. d. Mur) zurück und bringt das neue Projekt, den Betrieb der Bäckereien den Gemeinden zu überweisen, jedoch mit der Beschränkung, daß ausschließlich Mehl zur Verwendung komme, welches aus inländischem Getreide erzeugt wurde. „Da das ganze in einem Lande benöthigte Brod aus inländischem Getreide erzeugt werden muß, würde mit einem Schlage der inländische Getreidemarkt aus dem Getreideweltmarkt herausgehoben, herausgelöst werden. Der Preis des Getreides auf diesem heimischen Markte würde nicht an der Börse in New-York, nicht von unberufenen

1) Die Erhöhung der Getreidepreise und die Communalisirung der Brodbäckerei. Von Dr. Freiherr zu Weichs-Glon. München 1896. Verlag von Rud. Abt. 16 S.

:schenhändlern und Spekulanten, sondern von den inländischen reideproduzenten bestimmt werden. Es würde jedenfalls Preis zu Stande kommen, welcher dem Bauer ein gutes tehen möglich macht." Zur Verbilligung des Brodes neben öhten Getreidepreisen bemerkt Freiherr von Weichs: „Die ntralisirung der Betriebe, die Maschinenarbeit und das Ent- len hoher Gewinnquoten bilden an sich schon eine Gewähr : die Verbilligung des Brodes selbst bei ehrlich gesteigerten :treide-, beziehungsweise Mehlpreisen. Denn die Kosten des ehles bilden nur einen kleinen Bestandtheil der heutigen rodpreise, bei kleinen Broden ungefähr 25 %, bei großen roden 30 %."

„Die Gemeinde," führt Freiherr von Weichs aus, „ist as vor allem und in erster Linie berufene Organ zur Brod- rzeugung und Brodversorgung. Sie ist dazu ebenso berufen nd vor allem andern befähigt, wie zur Herstellung und Er- haltung der öffentlichen Wege, zu deren Reinigung, zur Wasser- versorgung, zur Beleuchtung von Straßen und Plätzen, zur Canalisirung und Anlage von Gärten, zum Erlaß von Bau- ordnungen, zum Betriebe von Verkehrsmitteln u. s. w. Wem würde es einfallen, diese Funktionen an Genossenschaften und Privatunternehmungen zu übertragen? Wo dies geschieht, ge- schieht es mit Preisgebung öffentlicher Interessen." Als Er- gänzung zu seinen Vorschlägen über Getreide- und Brodpreise schrieb der Verfasser dann noch in der „Wahrheit" einen kleinen Aufsatz unter dem Titel: „Die hypothekarische Bodenbelastung". Er plädirt dafür, daß Grund und Boden nicht verschuldet und verpfändet werden dürfe.

Dies ist auch das Schlußresultat einer Schrift, welche als fünftes Heft der „Stimmen aus Oesterreich" unter dem Titel: „Bauernnoth" sich einführt.[1]) Sie steht bezüglich der Getreide- und Brodpreise im Wesentlichen auf dem Standpunkte des Freiherrn von Weichs und spricht sich mit Entschiedenheit für

---

1) Die Bauernnoth. Darstellung der Ursachen und der Mittel zu ihrer Beseitigung, mit dem Entwurfe eines Programmes. Wien 1896. Verlag der Reichspost. 106 S.

Beseitigung der Verschuldbarkeit von Grund und Boden aus. Von dieser Maßregel erhofft der anonyme Verfasser, welcher vom Verlage als „ein mit den bäuerlichen Verhältnissen und mit der ganzen Agrarfrage genau vertrauter Mann" bezeichnet wird, sich die Errettung aus aller Noth für die Landwirthe.

Dieser Vorschlag ist nicht neu, er ertönt seit Jahrzehnten aus Wien als Vermächtniß des seligen Frhrn. von Vogelsang, welcher auf die Unverschuldbarkeit von Grund und Boden sein ganzes sociales Programm aufgebaut hatte. Aber alle Recepte, welche durch eine einzige Maßregel alle Noth aus der Welt zu schaffen versprechen, fordern zu äußerstem Mißtrauen heraus. Die Unverschuldbarkeit von Grund und Boden hat in England das Verschwinden des Bauernstandes nicht aufgehalten, sondern erst recht befördert. Die Landwirthschaft kann nun einmal ohne Geldzufuhr nicht bestehen. Es handelt sich nur darum, zu verhüten, daß Grund und Boden nicht der Ausbeutung und Auswucherung des privaten Spekulationskapitals preisgegeben werden. Die Vermittlung des nöthigen Geldbedarfs muß der neu zu schaffenden berufsgenossenschaftlichen Organisation zugewiesen werden. Indessen sind diese Fragen schon so oft in diesen Blättern von uns erörtert worden, daß wir mit einer Kritik Bekanntes wiederholen müßten.

Die „Reichspost" in Wien erblickt in dem Programme der Schrift über „Bauernnoth" „dasjenige, was uns zu einer einheitlichen, kräftigen Aktion in der Agrarfrage seitens der christlichen Volksvertreter am meisten notthut: ein wissenschaftlich begründetes, die Kernpunkte der Agrarfrage enthaltendes Agrarprogramm auf christlicher und socialer Grundlage".

So einfach liegen die Dinge leider nicht. Der Autor der „Bauernnoth" verweist auf ein Gleichniß. Er meint, Touristenunglücksfälle gänzlich zu beseitigen, sei nur möglich, wenn man einfach nicht auf die Berge hinaufgehe.[1]) So sei das beste Mittel gegen Ueberschuldung die Beseitigung der Verschuldbarkeit

1) S. 31: „Alle Ursachen lassen sich auf die eine zurückführen, daß die Leute überhaupt auf die Berge gestiegen sind. Würde Keiner hinaufsteigen, könnte Keiner herabfallen".

und Verpfändbarkeit von Grund und Boden. Damit hat der Verfasser ein treffendes Urtheil gegen seinen eigenen Vorschlag ausgesprochen. Denn keinem Menschen wird es einfallen, das Besteigen der Berge zu verbieten, um Unglücksfälle zu verhindern. Das hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten.

Zur Lösung von so ernsten Fragen, wie die Agrarfrage der Gegenwart, darf weder mit bloßen Schlagworten, noch mit Universalrecepten herangetreten werden, sonst wird mehr Unheil angerichtet, als verhütet.

München. Dr. Ratzinger.

LVI.

Caprivismus—Bismarckianismus.[1]

Unter dem vorwürfigen Titel veröffentlicht ein bejahrter süddeutscher Parlamentarier seine Gedanken über die Entwicklung Deutschlands unter Bismarck, insonderheit im Innern. Die geistvoll geschriebene Arbeit trägt zwar den Charakter der Gelegenheitsstudie, sie will nicht streng wissenschaftlich sein. So nöthigt der schon im Vorwort berührte Umstand, daß der Verfasser seinem Werkchen diesen Charakter schon vor einiger Zeit gewahrt wissen wollte, den Leser, einige Bemerkungen, welche mehr für die damalige Phase von Interesse waren, sich daher mehr für die Tagespresse als die Broschürenliteratur eigneten, in Kauf zu nehmen. Hat man sich aber über die mehr im journalistischen Tone gehaltene Einleitung in flüchtiger Lektüre hinweggesetzt, so wird man durchweg Ausführungen

1) Im Zusammenhange mit der Parteien „Evviva-Abbasso“. Von Semperidem Niladmirari. München, R. Abt. 1896. 108 S.



begegnen, bei welchen man gerne, wie sie auch heute und fortan das dauernde Interesse zu wecken geeignet sind, des Längern verweilen wird. Daher hat die Schrift, die gerade im Hinblick auf die zahlreiche gegnerische, bismarckfreundliche Literatur zur neuesten deutschen Geschichte eine Lücke in der neuesten historisch-staatswissenschaftlichen Literatur ausfüllt, ein gutes Recht, auch in dieser Zeitschrift angezeigt zu werden. Der Verfasser zieht eine geistreiche, gründliche, logisch gegliederte und durchgeführte Parallele zwischen dem, was voraussichtlich geschehen wäre, wenn Fürst Bismarck unmittelbar nach der Gründung des deutschen Reiches durch den Tod abgerufen worden wäre und ein Staatsmann wie Caprivi den inneren Ausbau und die Leitung der inneren Reichsangelegenheiten übernommen hätte, und zwischen dem, was thatsächlich in den Jahren 1871—1895 geschehen ist. Der Verfasser vergleicht die beiden Staatsmänner in deren Stellung zu den vier wichtigsten inneren Angelegenheiten: die Beziehungen zum Parlamente, die Erziehung des kommenden Geschlechtes, den Cultus mit oder ohne Culturkampf und endlich die Bekämpfung der Socialdemokratie. Damit ist auch die Disposition des Schriftchens angedeutet. Das sachliche Urtheil fällt durchweg zu Ungunsten Bismarcks aus. Insbesondere sind die Kapitel über die Beziehungen Bismarcks zum Reichstag und den Culturkampf reich an individuellen geistreichen Gesichtspunkten. Wir müssen uns versagen, hier näher auf den Inhalt einzugehen und begnügen uns mit einer recht eindringlichen Empfehlung der beachtenswerthen Schrift. K. B.

LVII.

Lorenz Albrecht.

Der Verfasser der ersten deutschen Grammatik.

(Schluß.)

II.

Daß Albrecht in der neueren Literatur oft genannt wird, hat er vor allem seiner deutschen Grammatik zu verdanken.[1] Dies interessante Büchlein, das jüngst zu Straßburg neu herausgegeben worden ist,[2] erschien Anfangs 1573 zu Augsburg,[3] wohl auf Kosten des Domherrn Johann Egolf von Knöringen, der sich damals in der schwäbischen Reichsstadt aufhielt.[4] In der Widmung an

1) Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum sive Germanorum, grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per Laurentium Albertum Ostrofrancum. Augustae Vindelicorum excudebat Michael Manger. M D LXXIII 126 Bl. klein 8°. Widmung an Johann Egolf von Knöringen, Würzburg, 20. September 1572.

2) Von Carl Müller in der Sammlung: Aeltere deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. Bd. III. Straßburg 1895. XXXIV, 159 S. 8°.

3) Es steht bereits in dem „Verzeichnis der neuen Bücher", welche „zu Frankfurt diese Fastenmeß (1573) mehrertheils feil gehalten worden sind". Vgl. Allg. deutsche Biogr 24, 510.

4) In der oben erwähnten Widmung an Abt Jacob von St. Ulrich erklärt wenigstens Albrecht: „Nicht allein alle meine Studia, der

Knöringen, vom 20. September 1572, feiert Albrecht letzteren als seinen Mäcen, rühmt dessen reichhaltige Bücher- und Handschriftensammlung[1]) und bekennt, daß Knöringens gelehrte Unterhaltungen, sowie dessen Gewandtheit im zierlichen Deutschreden ihn selber zu grammatischen Arbeiten über das Deutsche angeregt haben. Er weiß wohl, daß er hiermit einer nicht leichten Aufgabe sich unterzogen habe; auch gesteht er, daß sein Werk als ein schwerer Anfang mangelhaft sei. Er bittet deshalb den Leser, ihm Berichtigungen mitzutheilen, die er gewissenhaft benützen wolle, wenn er später etwas Vollständigeres zu Tage fördere. Doch hofft er, daß seine Arbeit nicht ganz unnütz sein werde; darum fühlt er sich auch, nachdem er sein schweres Werk vollendet, zu folgendem „Endspruch" begeistert:

Wolan Gott lob jetzt und all stund,
Das ich vollend und glegt den grund
Des anfangs unserer Teutschen sprach.
Nun will ich mit Gott trachten nach,
Wie man solch anfang mechte mehrn,
Gott und dem Vatterland zu ehrn.
Aber dich lieber Leser gut,
Bitt ich mit trewhertzigem mut,
Wenn ich dir gleich nicht uberall,
Doch nur im ghringsten stuck gefall,
Daß du mir darfür nichts erzeigst,
Denn für mich dein gebett darreichst.

Was nun den Werth dieser in lateinischer Sprache abgefaßten Grammatik betrifft, so wird es am gerathensten sein, hierüber das Urtheil eines deutschen Philologen anzuführen:

---

zeit ich mittels der göttlichen Gnade katholisch gewesen, sondern auch jetzige meine Streitschriften sind durch Kosten, Hülf und Rath wohlgenannten meines günstigen Patrons (Knöringen) in das Werk gestellt."

1) Bald nachher hat Knöringen seine Bibliothek der Ingolstädter Hochschule geschenkt.



„L. A. besaß nach Ausweis seines Buches eine gründliche
imatische Bildung, er war in den alten Sprachen wohl
andert und zeigt sich überall als strebsamen Gelehrten, der
literarischen Hilfsmittel seines Gönners mit Erfolg benutzt
Seine deutsche Grammatik schrieb er aus wissenschaftlichem
eresse und aus Liebe zu der deutschen Sprache, die ihm
en ihres Alters, ihres Reichthums, ihrer großartigen Schön-
verehrungswürdig erschien. Er nahm dabei nicht allein
cksicht auf örtliche Mundarten, sondern sehr oft auch auf
ältere Gestalt der Sprache, manchmal mit gutem Ver-
ıdniß, im allgemeinen aber so, wie wir es von einem
:ammatiker des 16. Jahrhunderts erwarten können. Lassen
r seine Mißverständnisse und Irrthümer, die er mit den
itgenossen gemein hat, und betrachten wir nur, was er vor
ıen voraus hat. Er war der richtigen, aber mit Erfolg erst
äter von Ratichius vertretenen Ansicht, daß die Kenntniß der
utschen Sprache das Erlernen der fremden erleichtere. Sein
uch ist reich an trefflichen Bemerkungen. Er hatte erkannt,
ß die Bedeutung der Wörter in den verschiedenen deutschen
egenden eine durchaus verschiedene sei, daß z. B. die Sachsen
Wörter in gutem Sinne gebrauchen, welche bei den Oberdeutschen
ne tadelnde Bedeutung hätten. Die deutschen Mundarten
ruppirte er richtig und zählte sorgsam die Stämme auf, die
ch ihrer bedienen. Er bemühte sich, festzustellen, wo das
ichtige Deutsch gesprochen und gedruckt werde. Auch auf die
Wortbildung richtete er sein Augenmerk . . . Er dachte sogar
n die Zurückführung des gesammten deutschen Sprachschatzes
auf Wurzeln; er wußte, daß die primitiven Wurzeln des Deutschen
einsilbig seien. Noch überraschender ist, daß er ein Verständniß
hatte für die ältere deutsche Sprache und ihre Eigenthümlich-
keiten. Die schönen und bezeichnenden Ausdrücke, die er in
alten deutschen Handschriften gefunden, brachten ihn auf den
Gedanken, ein umfangreiches deutsches Wörterbuch auszuarbeiten.
Bei einer neuen Auflage wollte er seiner Grammatik eine
Geschichte der Entwicklung der deutschen Sprache vorausschicken.
Ueberhaupt gedachte er, seine Grammatik wesentlich zu erweitern.
Keiner dieser Pläne ist zur Ausführung gelangt.“ [1])

1) Reifferscheid in der Allg. deutschen Biogr. 24, 510.

Albrecht trug sich noch mit manchen anderen Plänen. Mehrmals spricht er von apologetischen Schriften, die er zu veröffentlichen gedenke; er studirte auch fleißig die Rechte, um die Häretiker mit juristischen Waffen bekämpfen zu können.[1]) Das Widmungsschreiben vom 20. September 1572 ist indessen seine letzte uns bekannte Kundgebung. Von da an verstummen über ihn alle Nachrichten. Wohl erschien 1574 eine seiner Schriften in neuer Auflage, es ist aber blos ein vom Verleger veranstalteter Neudruck. Auch das erst 1589 veröffentlichte Pasquill kann ganz gut vor 1573 verfaßt worden sein. Da der in dürftigen Verhältnissen lebende Gelehrte auf fremde Hilfe angewiesen war, so könnte man sich fragen, ob er vielleicht bei seinem bisherigen Gönner Johann Egolf von Knöringen, nachdem dieser im Frühjahr 1573 zum Bischof von Augsburg gewählt worden war, keine Unterstützung mehr gefunden habe. Warum hätte aber dieser edle Förderer der Wissenschaften sich geweigert, einen talentvollen Vertheidiger der Kirche weiter zu unterstützen? Sollte aber auch Albrecht von seinen Gönnern in Würzburg[2]) und Augsburg im Stiche gelassen worden sein, so hätte er ohne Zweifel die nöthige Unterstützung in Bayern gefunden. Herzog Albrecht, der ihm bereits 1570 ein großes Wohlwollen erwiesen hatte,[3]) würde ihn gewiß mit Freuden auf-

---

1) Widmung an Cardinal Otto: „Interim dum haec qualiacunque officia matri Ecclesiae defero, simul ad consueta Iurisprudentiae studia me recipio, ex quibus dante Deo novam contra haereticos panopliam producturus sum."

2) Der Würzburger Bischof Friedrich von Wirsberg, der ihn ebenfalls unterstützte, starb am 12. November 1573.

3) Borinski (Beilage z. Münchener Allg. Zeitung 1883. Nr. 241) behauptet: „A. spekulirt öfters darauf, am Münchener Hof anzukommen." Albrecht erwähnt blos einmal den bayerischen Herzog in der Widmung an dessen Sohn Ernst, Bischof von Freising. Als er anfangs 1570 nach Bayern kam, erklärt er, „statim Illustrissimi Principis, R Celsitudinis tuae Parentis

mmen haben, um so mehr, als er aufs eifrigste bestrebt
wie ein anderer Convertit berichtet, von allen Seiten
}rte Männer nach Bayern zu rufen.[1])

Um das auffallende Verschwinden Albrechts zu erklären,
ɔt also nur die Annahme übrig, daß er Ende 1572 oder
Anfang des Jahres 1573 gestorben sei.[2]) So versteht
ı auch besser, wie ein anderer es wagen konnte, die
ımmatik des verstorbenen Gelehrten in unredlicher Weise
;zuschreiben.

Ende 1573 ließ nämlich Albert Oelinger, öffentlicher
tar in Straßburg, eine deutsche Grammatik erscheinen,[3])

---

laudatissimi summam clementiam erga qualiacumque mea studia sensi, Ill. Celsitudini eius commendatus per . . . Ioannem Aegolphum a Knöringen, cuius studio et affectu erga religionem summopere gaudet, eoque illum clementia singulari amplectitur et fovet.“

1) I. Rabus, Epistola apologetica. Coloniae 1570. Bl. 47a. „Viros doctos ac honestos undique conquirit.“ Man denke nur an die Convertiten Staphylus, Eisengrein, Frank, Elenk, Engerd, Rabus und andere, die in Bayern eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelten.

2) Borinski schreibt a. a. O.: „Ob A. seinen Herzenswunsch ausgeführt hat und nach Italien gegangen ist, wohin er Empfehlungen von Egolf hatte, weiß ich nicht zu sagen.“ In seinen Schriften hat Albrecht niemals den Wunsch geäußert, nach Italien zu gehen. B. hat sicher das Widmungsschreiben an Cardinal Otto im Auge, dem Albrecht von Knöringen empfohlen worden war. In diesem Schreiben spricht aber Albrecht blos von seiner Liebe zur ewigen Stadt, als dem Haupte der katholischen Kirche.

3) Underricht der Hoch Teutschen Sprach: Grammatica seu Institutio verae germanicae linguae, in qua Etymologia, Syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur. In usum iuventutis maxime gallicae ante annos aliquot conscripta, nunc autem quorundam instinctu in lucem edita, plaerisque vicinis nationibus non minus utilis quam necessaria. Cum D. Ioannis Sturmii sententia, de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. Alberto Oelingero, Argent. Notario publico autore. Argentorati. N. Wyriot. 1573. Widmung an den Herzog von Lothringen, 4. September 1573.

die in der Behandlung des Stoffes und in der Darstellung eine solche Uebereinstimmung mit Albrechts Büchlein aufweist, daß nothwendigerweise der eine der beiden Grammatiker der Plagiator des andern sein muß. Ganze Stellen finden sich fast wörtlich in beiden Schriften.

Diese Uebereinstimmung hat R. v. Raumer veranlaßt, zu behaupten, daß Albrecht Oelingers noch nicht gedrucktes Werk theilweise ausgeschrieben habe, daß aber eine nachträgliche Benutzung des gedruckt vorliegenden Albrecht durch Oelinger nicht unwahrscheinlich sei.[1]) Im Anschlusse an Raumer haben seitdem verschiedene Gelehrte Albrecht als Plagiator hingestellt.[2]) Erst Reifferscheid ist für den fränkischen Grammatiker entschieden in die Schranken getreten.[3]) „Alles, was Raumer gegen Albertus für Oelinger anführt,“ erklärt der Greifswalder Professor, „erweist sich bei näherer Untersuchung als nichtig.“ Aus inneren und äußeren Gründen gehe hervor, daß Oelinger, nicht Albrecht der Plagiator sei.[4])

Reifferscheids Ausführungen hatten zur Folge, daß von da an die Frage, wer der Abschreiber sei, wenigstens offen gelassen wurde.[5]) Dagegen erklärte im Jahre 1894 Fr. Weidling: „Raumer scheint mir durch Reifferscheid

1) R. v. Raumer, Der Unterricht im Deutschen, abgedruckt in K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik, Theil III. 2. Abth. Stuttgart 1852. S. 37 f. Derselbe, Geschichte der germanischen Philologie. München 1870. S. 65 f.

2) So Gräffe, Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte. Bd. III. 1. Abth. Leipzig 1852. S. 1281; Höpfner, Reformbestrebungen. S. 5; H. Rückert, Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache. Bd. II. Leipzig 1875. S. 172 f.; A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888. S. 277.

3) Schon vor Reifferscheid, aber weniger entschieden, hatte auch Borinski (Beilage zur Allg. Zeitung 1883. Nr. 240) gegen Raumer und dessen Nachbeter Stellung genommen.

4) Allgemeine deutsche Biographie 24, 302.

5) So von H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Bd. I. Straßburg 1891. S. 22.

ebenso wenig eclatant widerlegt zu sein, wie sich für seine Hypothese Sicherheit gewinnen läßt. Es erscheint durchaus noch nicht ausgemacht, daß der eine der beiden Grammatiker der unbedingte Plagiator des andern sein muß ... Benutzung gleicher Quellen aber, besonders lateinischer Grammatiken, steht zu vermuthen; von hier aus hätte eine nochmalige Untersuchung der Frage auszugehen." [1])

Diese Untersuchung ist von C. Müller unternommen worden. Es stellte sich dabei heraus, daß Albrecht bei Abfassung seines Werkes namentlich die lateinische Grammatik Melanchthons benutzt hat. [2]) Durch Verwerthung gemeinsamer Quellen kann aber die auffällige Uebereinstimmung zwischen Albrecht und Oelinger nicht entstanden sein; vielmehr kommt auch Müller aus inneren Gründen zu dem Schlusse, daß das Straßburger Werk abhängig ist von dem ein Jahr früher in Augsburg gedruckten. [3])

Daß aber Oelinger „nichts weiter sei als ein Plagiator", will Müller nicht zugeben. Er glaubt die Frage am einfachsten lösen zu können mit der Behauptung: „Laurentius Albertus und Albert Oelinger sind eine Person." Im Jahre 1573, nachdem die Grammatik bereits im Druck erschienen, sei Albrecht von Würzburg nach Straßburg übergesiedelt. „In Straßburg legten ihm die Nachbarschaft Frankreichs und seine wohl noch immer ungünstigen äußeren Verhältnisse eine abermalige Verwerthung seines Werkes nahe; die Form, in welcher es in Würzburg veröffentlicht worden war, eignete sich aber wenig dazu, jungen Franzosen das Erlernen der deutschen Sprache zu erleichtern, und so

1) Aeltere deutsche Grammatiken in Neudrucken. Bd. II. Straßburg 1894. S. LIX.

2) Einleitung zur neuen Ausgabe der Grammatik Albrechts.

3) C. Müller, Laurentius Albertus und Albert Oelinger, in der Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands. Leipzig 1894. S. 140—151.

arbeitete er denn sein Werk entsprechend um." Die Augsburger Ausgabe sei für Gelehrte, die Straßburger für Schüler geschrieben. „Laurentius ist der Gelehrte, der nur der Wissenschaft dienen will, Oelinger der Mann der Praxis."

Wie erklärt sich aber die Verschiedenheit der Namen? Auf eine sehr einfache Weise. „Die Uebereinstimmung bezüglich des einen Namens Albertus läßt mich an eine Gleichsetzung auch der Namen Oelinger und Laurentius selbst denken. Gleich ist schon die Bildungsweise beider; sie bezeichnen den aus Oelingen und den aus Laurentum Gebürtigen. Die Brücke vom Oel zum laureum schlägt das aus Lorbeeren gepreßte Loröl, siehe Deutsches Wörterbuch 6, 1152. Zum Olearius konnte sich nur ein Oelschläger oder ein Oelmann machen; der Würzburger Gelehrte Oelinger suchte nach einer ihn vom Olearius unterscheidenden Bezeichnung für den Stamm Oel und konnte so durch den Gedanken an das Loröl auf Laurentius kommen. Der Notar in Straßburg hatte dann wie alles gelehrte Beiwerk, so auch den Gelehrtennamen fallen lassen." [1])

Laurentius wäre also die lateinische Form für Oelinger! Leider hat Müller bei dieser höchst seltsamen Deutung übersehen, daß Laurentius keineswegs der Familienname des fränkischen Gelehrten ist; sein Familienname ist Albrecht, ebenso wie derjenige des Straßburger Notars Oelinger ist. Es ist indessen gar nicht nöthig, daß wir uns bei dieser angeblichen Namensveränderung länger aufhalten. Schon der Titel der Straßburger Grammatik hätte Müller von seiner absonderlichen Erklärung abhalten sollen. Albrecht soll seine Grammatik erst nach seiner Ankunft in Straßburg

1) Festschrift. S. 149 f. In der Zeitschrift **Alemannia, Bd. XXIV** (1896), S. 188, schreibt K. Bohnenberger: „C. Müller macht wahrscheinlich, daß Laurentius Albertus und Albert Oelinger eine Person ist."



im Jahre 1573 zum Schulgebrauche umgearbeitet haben. Nun sagt aber Oelinger schon auf dem Titelblatt seiner Schrift, er habe dieselbe bereits vor einigen Jahren für junge Franzosen verfaßt: in usum iuventutis maxime gallicae ante annos aliquot conscripta, nunc autem quorundam instinctu in lucem edita. Noch eingehender spricht er sich über die Veranlassung zu seinem Werke aus in dem Widmungsschreiben an den Herzog von Lothringen: „Als ich vor fünf Jahren etliche junge Edelleute, vornehmlich Franzosen, zur Erlernung der deutschen Sprache annahm, mußte ich befürchten, meinen Schultern eine größere Last aufgeladen zu haben, als sich mit meinem guten Rufe und meiner Schüler Vortheil vertragen konnte. Da ich nämlich die Läden der Buchhändler durchstöberte, ob ich vielleicht eine Grammatik fände, die unserem wichtigen Vorhaben genügte, zeigte es sich wider meine Erwartung, daß sie keine käuflich hatten, und meist gaben sie mir zur Antwort, sie zweifelten, ob die deutsche Sprache angesichts ihrer Schwierigkeit und Schwerfälligkeit leicht in bestimmte grammatische Regeln gebracht werden könnte.“ So habe er denn selber eine Grammatik verfassen müssen.

Um 1568 hatte demnach Oelinger angefangen, einigen jungen Franzosen deutschen Unterricht zu geben. Von dieser Zeit an hielt sich aber Albrecht in Würzburg auf, nicht in Straßburg. Zudem nennt sich ja Oelinger auf dem Titelblatte Argentinensis, er war also ein Straßburger, kein Franke, wie Albrecht. Ich glaube sogar seinen Vater oder Bruder, ebenfalls einen Straßburger, entdeckt zu haben.

Die Münchener Staatsbibliothek verwahrt nämlich drei Schriften von einem Straßburger Rechtsgelehrten, der sich auf dem Titelblatte sämmtlicher Werke allerdings Paul Olinger nennt;[1]) aber sowohl in der Ueberschrift seines

1) Genesis oder Das erste buch Mose jn hubsche und christliche Lieder gestellt durch D. Paulum Olinger. Straßburg 1555. Jn



Porträts (Effigies D. Pauli Ölingeri), das in all... Schriften die Rückseite des Titelblattes ziert, als in ... Ueberschrift seines Wappens (Insignia D. Pauli Öling... das in allen Werken die erste Seite einnimmt, nennt er ... Oelinger. Und merkwürdig! Ganz dasselbe Wap... (Insignia Oelingeriana) mit derselben bildlichen Dar... — einem geflügelten mit den Hinterbeinen auf einem Fe... stehenden und seine Krallen vorstreckenden Löwen — m... demselben Wahlspruche: Griphius excelsis insistit mont... hoc est, ingenio regitur nobilitatis onus, finden wir w... am Schlusse der Grammatik des Straßburger Notars Al... Oelinger. Daraus darf man wohl schließen, daß le... der Sohn oder der Bruder des Rechtsgelehrten P... Oelinger war.[1])

An eine Identität des Straßburger Albert Oelinger m... dem Franken Lorenz Albrecht ist demnach gar nicht ... denken.[2])

---

der Widmung an seinen Bruder Georg Olinger, „Materialisten und Simplicisten zu Nürnberg", d. d. Straßburg, 11. März 15.. nennt er sich „beider Rechte Doctor, von Straßburg". — Ero... corum Legalium liber primus . . . Explicatus per D. Paulum Olingerum, utriusque Iuris Doctorem, Argentinensem. Argentorati 1555. Widmung an Herzog Christoph von Württemberg, Straßburg, 18. Januar 1555. — Orthographia legalis non et usque huc nequaquam edita, Ex iure civili, adplicatis tamen artis praeceptis: collecta atque concinnata a D. Paulo Olingero, U.I. Doctore, Argentoratense. Argentorati, sine anno.

1) Wie aus der Ueberschrift seines Porträts hervorgeht, ist Paul Oelinger 1517 geboren, 1542 Doctor der Rechte geworden.

2) Daß Oelinger und Albrecht identisch sind, möchte Müller „auch noch aus folgenden zwei Thatsachen schließen. Laurentius verweist an mehreren Stellen auf ein noch zu schreibendes Wörterbuch." Nun ist dem auf der kgl. Bibliothek in Dresden befindlichen Exemplar von Oelingers bei N. Wyriot in Straßburg 1573 erschienenen Werke ein Wörterbuch beigebunden, das ebenfalls in Straßburg 1573 bei Wyriot erschienen ist. „Da Zeit und Verleger dieselben sind, darf man wohl in Oelinger den

Wir kommen daher zu dem Schlusse, daß Oelinger die Grammatik Albrechts in der That ausgeschrieben hat. Denn daß Albrecht Mittheilungen aus der Handschrift des Straßburger Notars in unredlicher Weise benutzt habe, kann nicht angenommen werden. Dies widerspricht schon seinem ehrlichen, bescheidenen Charakter,[1]) wie derselbe aus seinen Schriften uns entgegentritt.[2]) Entscheidend ist aber vor allem folgender Umstand: Hätte Albrecht die Handschrift Oelingers in unredlicher Weise ausgebeutet, so würde letzterer gewiß nicht unterlassen haben, den Plagiator öffentlich an den Pranger zu stellen; namentlich würde der protestantische Notar[3]) bei der damaligen confessionellen Erbitterung einen Convertiten schonungslos behandelt haben. Spricht er sich aber vielleicht offen gegen Albrecht aus? Nicht im Geringsten!

Verfasser dieses Wörterbuches vermuthen, der damit die Hinweise verwirklichte, die er als Laurentius Albertus gab." (Festschrift 151). Auch hier ist die Antwort überaus leicht. Von demselben Wörterbuch (Vocabular Lateinisch, Frantzösisch und Teutsch) besitzt die Münchener Staatsbibliothek einen Straßburger Druck aus dem Jahre 1571, und selbst diese Ausgabe ist nicht die erste, da sie auf dem Titelblatte als vermehrte und verbesserte bezeichnet wird.

1) In allen seinen Schriften tritt Albrecht sehr bescheiden auf. Hiermit stimmt nicht, was Borinski (Beilage zur Allgem. Zeitung 1883 Nr. 241) von dem fränkischen Grammatiker schreibt: „Er schildert sich in einem Gedichte als großen Gelehrten, der mit Unrecht wegen seines defekten Aeußeren von den Hofleuten verachtet werde." B. kann hier nur das Gedicht im Auge haben, das am Schlusse der Grammatik steht (exemplum octosyllabicorum). In diesem Gedichte spricht aber Albrecht nicht von sich selbst, sondern erzählt blos eine Geschichte, die einmal einem französischen Gelehrten passirt sein soll.

2) Raumer (Geschichte der Pädagogik. III. 2, 38) erklärt: „Ueber den Charakter des Albertus habe ich bis jetzt nichts Entscheidendes auffinden können." Von den acht Schriften, die Albrecht herausgegeben, hat Raumer eben nur die Grammatik gekannt.

3) Daß die Oelinger protestantisch waren, ergibt sich aus der Widmung Paul Oelingers an den Herzog von Württemberg.

In einigen lateinischen dem Buche vorgedruckten Versen sagt er blos, daß er seinen Ruhm als Verfasser nicht mit einem Schüler theilen wolle.[1]) Am Schlusse der Grammatik betont das Gedicht eines gewissen Jakob Hartmann, Oelinger veröffentliche sein Werk, damit nicht ein anderer ernte, wo er nicht gesäet habe.[2]) Etwas deutlicher erklärt ein anderer Freund, der Rechtsgelehrte Jakob Meier: Oelinger gebe seine Grammatik schon jetzt in den Druck und halte sie nicht bis ins neunte Jahr zurück, weil er von unredlichen Menschen bestohlen worden sei.[3]) Hier wird also offen genug auf einen Diebstahl hingewiesen; doch hütet man sich wohl, den unredlichen Abschreiber mit Namen zu nennen.[4])

Sehr mit Unrecht stützt sich demnach Raumer auf diese Epigramme, um Albrecht als Plagiator hinzustellen. Dieselben richten sich keineswegs offen gegen den Würzburger Grammatiker, sie haben vielmehr den Zweck, den wahren Sachverhalt zu verhüllen. „Sie decken das Plagiat durch falsche, ganz allgemein gehaltene Anschuldigungen. Wäre Albertus der Plagiator gewesen, dann würde Oelinger ohne Zweifel direkt gegen ihn mit Entschiedenheit vorgegangen

---

1) Esse tui domini dices, si forte rogabit
Lector, in apertum vulgus iture liber.
Bis tanto valeo, quam si mittaris ab ullo
Ex me qui didicit: non docuit, sed ego.

2) Ne meteret fructus, ubi non quoque severat alter:
Sed regnet melior; cedat iniquus agro.

3) Oelinger nonum cur te non pressit in annum?
Quod furtiva tuas fraus spoliabat opes.

4) Wie wenig damals Albrechts Grammatik in Straßburg bekannt war, beweist die dem Werke Oelingers beigegebene Empfehlung von dem berühmten Schulmann Johann Sturm, der im Spätsommer 1573 erklärt, Oelingers Grammatik sei seines Wissens die erste in Deutschland erschienene: „prima est, ut ego puto, in Germania nostra edita.“ Und doch war die Grammatik Albrechts schon auf der Fastenmesse 1573 in Frankfurt zu haben.



sein; so begnügt er sich, seinem Buche, welches die Arbeit eines andern in unverschämter Weise ausgeplündert hatte, als Schutzmarke sein Wappen aufzudrücken. . . . Er war also ebenso eitel wie unehrlich." [1])

Es kann also keinem Zweifel unterliegen: Der Ruhm, die erste deutsche Grammatik verfaßt zu haben, bleibt dem fränkischen Gelehrten Lorenz Albrecht. Dr. N. Paulus.

LVIII.

Kritische Nachlese zu Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert.[2])

„So gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschichte des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben." Durch diese Worte hat Treitschke (Deutsche Geschichte V, S. VI) sich selbst und seine Geschichtsschreibung aufs trefflichste charakterisirt und bekannt, daß man Objektivität und Unparteilichkeit in seiner Darstellung nicht suchen dürfe. Wenn der Mensch nur das versteht, was er liebt, dann ist es unmöglich, gerecht und freimüthig zu sein, dann sind alle Betheuerungen wie folgende: „So weit mein Scharfsinn reicht, habe ich mich bemüht, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen" (IV S. V) nur Phrase. Wie wenig es indeß T. mit dieser Behauptung Ernst war, zeigt schon die folgende Seite: „Bei ausländischen Kritikern hat der ganze Ton

1) Reifferscheid in der Allgem deutschen Biographie. 24, 302.
2) Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert von H. v. Treitschke (3 und 5. Auflage. Leipzig, Hirzel 1890—95)



meines Buches Befremden erregt, und ich konnte nichts anderes erwarten. Ich schreibe für Deutsche. Es mag noch viel Wasser unsern Rhein hinabfließen, bis die Fremden uns erlauben, von unserem Vaterland mit demselben Stolz zu reden, der die nationalen Geschichtswerke der Engländer und Franzosen von jeher ausgezeichnet hat."

Dank dem Einflusse Ranke's und anderer deutschen Geschichtschreiber haben sich die englischen, französischen und italienischen Geschichtschreiber von der nationalen Einseitigkeit und Parteilichkeit emancipirt, die uns in den Schriften eines Macaulay, Froude, eines Thiers, Michelet, eines Botta, Farina so unangenehm berührt. T. will durch sein Beispiel die alten Fehler und Unarten wieder zu Ehren bringen. Die vornehme Ruhe eines Ranke behagt T. offenbar nicht, er will uns an seine helleren Töne gewöhnen. Gerade wie Macaulay bei den Whigs überall nur Licht, bei den Tories überall nur Schatten sah, wie er seinen politischen Gegnern jede Tugend absprach, ganz so werden bei T. alle auch noch so verkehrten Maßregeln der eigenen Partei gelobt und gerechtfertigt, während die Handlungen der Gegner verurtheilt werden. Obgleich T. an manchen Stellen es offen ausspricht, daß er ein Parteimann sei, so gibt er sich doch den Schein, als ob seine Parteilichkeit in dem Streben nach Objektivität und Unparteilichkeit ihren Grund habe. „Wollte ich, so liest man (II, VI), den Stimmungen des Augenblicks nachgebend als ein Parteimann Geschichte schreiben, so würde ich über manche alten Sünden Oesterreichs und der deutschen Kronen gern einen Schleier werfen, denn in der heutigen Ordnung der deutschen Dinge zeigt sich unser hoher Adel einsichtiger, opferwilliger als ein großer Theil des Bürgerthums, und an der Freundschaft, welche unsern Staat mit Oesterreich verbindet, wird nur ein Thor rütteln wollen. Meine Aufgabe war, das Geschehene treu zu erzählen." Wir haben gesehen, wie T. selbst sich diese Fähigkeit abspricht, da er ja nur das versteht, was er liebt. Wir werden

später zeigen, wie wenig er das richtig zu beurtheilen im Stande ist, was er liebt, und wie er in seiner Schilderung der preußischen Politik mit sich selbst in Widerspruch geräth. „In der Geschichte Preußens, sagt T. (I, S. VII), ist nichts zu bemänteln, noch zu verschweigen," und doch hat gerade T. im Verschweigen das Menschenmögliche geleistet, und überall den streng preußischen Standpunkt hervorgekehrt, nur hie und da ist ihm die Wahrheit entschlüpft. An Widersprüchen fehlt es in seiner Darstellung freilich nicht, aber die glänzende Rhetorik, in der T. ein so vollendeter Meister ist, läßt ihn dieselben nicht erkennen.

Ueber die Theilung Polens und den Baseler Frieden wird treffend bemerkt: „Die großen Strafgerichte der Geschichte sind schwachen Gemüthern unheimlich, denn der Vollstrecker des gerechten Urtheils ist fast immer selbst Partei, selbst schuldbelastet. So ward die durch gehäufte Frevel verdiente Zerstörung des polnischen Staates jetzt von unreinen Händen vollzogen. Die Schuld, die an der nothwendigen (!) That haftete, wurde an Rußland bestraft durch eine lange Reihe schwerer, innerer Kämpfe, an Oesterreich durch die Mißerfolge der französischen Kriege, doch von keiner der drei Theilungsmächte ist sie so schwer gebüßt worden wie von Preußen, denn keine von ihnen war durch die Eroberung rein polnischen Landes soweit abgeirrt von den Bahnen ihrer natürlichen Politik wie dieser deutsche Staat. Durch den Kleinmuth von Basel, wie durch das Ränkespiel von Grodno hatte Preußen an seinem Theil dazu geholfen, daß nunmehr jene ruchlose Ländergier in Europa zur Alleinherrschaft gelangte, die kein Recht anerkannte als das Recht des Starken und in Napoleon ihren größten Vertreter fand" (I, 146).

Man sollte meinen, T. verurtheile die Beraubung Polens, die Hintertreibung aller inneren Reformen dieses unglücklichen Landes seitens der Russen; dies ist jedoch durchaus nicht der Fall. „Es war, sagt T., Preußens Pflicht,

den polnischen Aufstand niederzuwerfen, um nachher bei der unvermeidlichen letzten Theilung in unangreifbarer Stellung das entscheidende Wort zu sprechen" (I, 137). Nur weil Preußen nicht den Löwenantheil an der Beute erhielt, wird die polnische Theilung so scharf beurtheilt. Auch der Baseler Friede wird weit mehr als ein Akt der Unklugheit, denn als ein Treubruch dargestellt. Hätte er politische Erfolge gebracht, so wäre er von T. gebilligt worden. Rechtlichkeit, Sittlichkeit fordert T. überhaupt nur von den Gegnern Preußens. Was er bei Oesterreich einen Frevel nennt, das ist bei Preußen Schwäche. „Der Baseler Friede war, sagt er, wie die Menschen und Dinge in Preußen standen, das letzte verzweifelte Mittel, um den Staat aus einer unhaltbaren Lage zu retten. Er war die nothwendige Folge vieljähriger Fehler und Mißgeschicke, eines unwahren Bündnisses, das den Keim des Verrathes in sich trug, einer kraftlosen Politik, die sich zwischen Polen und dem Rhein unstet hin und her warf, ohne jemals einen entscheidenden Schlag zu führen. Es war nicht die Schuld einzelner Männer, sondern des gesammten Volkes. . . . Es war trotz aller zwingenden Gründe, die ihn entschuldigten oder erklärten, der schwerste politische Fehler unserer neuen Geschichte, eine Untreue des preußischen Staates gegen sich selber, die durch zwei Jahrzehnte der Entehrung und der Noth durch beispiellose Opfer und Kämpfe gebüßt worden ist" (I, 138—39).

Welches diese zwingenden Gründe gewesen, wird aus T.s Darstellung nicht recht klar. „Konnte Preußen, fragt T., ohne Geldmittel, wie man war, mit solchen Bundesgenossen den Krieg fortsetzen?" (I, 137). Zwei Seiten später läßt er diesen Grund nicht gelten und behauptet: „Noch hatte der Krieg die Kernlande der Monarchie nicht berührt, der Wohlstand zeigte überall ein nachhaltiges Gedeihen, obgleich der Mißwachs des Jahres 1794 augenblickliche Verlegenheiten bereitete. Von einer Ueberbürdung des Volkes war keine Rede." Preußen hätte durch An-

spannung seiner Kräfte Frankreich zum Frieden mit dem Reiche zwingen und den französischen Eroberungsgelüsten ein Ziel setzen können, that es aber nicht, weil es hoffte, Frankreich würde ihm freie Hand lassen in Polen und in Deutschland. Es kam zwar zu keinem offenen Bündniß Preußens mit der Revolution, aber Preußen ließ Frankreich gewähren und schloß sich auch 1795 der Coalition der drei Großmächte England, Oesterreich und Rußland nicht an. Oesterreich führte den Kampf gegen die Republik mit wechselndem Erfolg weiter. „Das süddeutsche Volk, so bemerkt T. ärgerlich, wußte nichts von den Hintergedanken der Hofburg, sah die kaiserlichen Truppen noch jahrelang gegen den Reichsfeind fechten, während Preußen thatlos zur Seite stand, und ehrte sie als die letzten treuen Beschützer des heimischen Bodens" (I, 141). Waren die deutschen Fürsten und ihre Unterthanen nicht berechtigt in ihrer Bewunderung Oesterreichs, in ihrer Abneigung gegen Preußen, das in seiner Selbstsucht taub war gegen den Nothschrei seiner Brüder im Süden? Von schweren Unglücksschlägen getroffen, von den Fürsten Süddeutschlands wenig unterstützt oder verlassen, mußte Oesterreich den Frieden von Campo Formio 1797 und dann von Luneville schließen und einen großen Theil seiner Besitzungen an den Sieger abtreten. Oesterreich hätte besser daran gethan, wenn es sich durch den Sieger nicht hätte entschädigen lassen, wenn es sich durch die Annahme fremden Raubes nicht die Hände gebunden hätte, so daß es später die Zerstörung der geistlichen Fürstenthümer Deutschlands nicht verhindern konnte. In der Theilung der deutschen Länder, welche durch die Schuld Preußens und der deutschen Fürsten dem französischen Eroberer übertragen wurde, erhielt Oesterreich verhältnißmäßig wenig, Preußen aber den Löwenantheil, weil es sich neutral gehalten. Nach T.s Darstellung sollte man das Gegentheil erwarten. „Wieder einmal sollte das heilige Reich die Buße zahlen für die Niederlagen Oesterreichs

(war der Krieg kein Reichskrieg, hätte Frankreich dem Reich erlaubt Frieden zu halten, auch wenn es gewollt hätte?) und wieder heuchlerischer denn je zuvor erklangen am Reichstage jene weihevollen, reichsväterlichen Phrasen, womit die undeutsche (!) Kaisermacht ihre Hauspolitik zu bemänteln pflegte" (I, 165—66).

Nach diesem Erguß eines gekränkten Rechtssinnes erwartet man eine Verurtheilung der Säkularisationen, eine Vertheidigung der reichsunmittelbaren kleinen Fürsten und Grafen. Solch ein Schluß wäre durchaus verfehlt, wie folgende Stelle zeigt: „Es war an Preußen, dem natürlichen Gegner der geistlichen Staaten, das nunmehr unvermeidliche Werk der allgemeinen Säkularisation, der Verweltlichung des hl Reiches selbst in die Hand zu nehmen, die Macht der Hofburg in Deutschland durch die Vernichtung ihres geistlichen Anhangs zu brechen, das Reich in einen Fürstenbund unter Preußens Führung zu verwandeln" (I, 167). Diese Phantasien, die man an einem Schoppenstecher in einem Rathskeller vorzüglich fände, rühren von einem Geschichtsprofessor her. War, so fragen wir, Preußen in der Lage, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen? konnte es wie durch Zauberschlag das bei den süddeutschen Fürsten und Völkern so natürliche Mißtrauen verbannen, konnte es Heere und tüchtige Generale aus dem Boden stampfen, konnte es die siegreichen Heere der Franzosen schlagen, lief es nicht Gefahr, von der französischen Uebermacht erdrückt zu werden? Das eben war der Fluch des unheilvollen Baseler Friedens, daß die Kluft zwischen Oesterreich und Preußen erweitert wurde, daß Oesterreich und die süddeutschen Fürsten den Betheuerungen Preußens keinen Glauben schenkten. Preußen hätte durch Unterstützung Oesterreichs die geistlichen Kurfürstenthümer erhalten können, ließ sich jedoch durch seine Ländergier und seinen Haß gegen die katholischen Kirchenfürsten zu einem geheimen Vertrag mit Frankreich verleiten. „Es war," sagt T., „die Folge der starrconservativen und

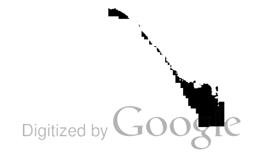
rücksichtslos begehrlichen Haltung des kaiserlichen Hofes, daß Preußen und Bayern sich genöthigt sahen, ihre eigenen Entschädigungen durch Sonderverträge mit Frankreich sicherzustellen." Oesterreich mußte im Interesse der Schwachen unbillige Forderungen dieser Staaten zurückweisen; diese aber gingen, von Habgier und Herrschsucht verführt, bei Frankreich betteln, das die Erniedrigung dieser zwei Mächte gern sah und denselben einige fette Brocken hinwarf. „In der Raserei und Angst, sagt T., ging alle Scham verloren. Wie das Geschmeiß hungriger Fliegen stürzte sich Deutschlands hoher Adel auf die blutigen Wunden seines Vaterlandes, Talleyrand aber eröffnete mit cynischem Behagen das große Börsenspiel um Land und Leute und sagte gleichmüthig, wenn ein deutscher Edelmann noch Scham empfand: il faut étouffer les regrets." (I, 184). „Preußen eröffnete den Reigen, Preußen ließ in seinen Vertrag mit Frankreich den vielsagenden Satz aufnehmen, die Krone Preußen erhalte ihre Entschädigungslande mit der unbeschränkten Gewalt und Souveränität, auf dem nämlichen Fuß, wie Se. Majestät ihre übrigen deutschen Staaten besitzen," während doch das Reichsrecht eine Souveränität der Reichsstände nicht kannte. Preußen machte sich zum Mäkler. „Mitten im Getümmel der bittenden und bietenden Kleinen, sagt T., stand mit selbstgewisser Gönnermiene der vielumworbene preußische Gesandte Lucchesini; der pfiffige Lucchese traute sich's zu, den Meister aller Listen selbst zu überlisten und bemerkte nicht, wie sehr Preußen sein eigenes Ansehen schädigte durch die Begünstigung eines unsauberen Schachers" (I, 185). Die österreichischen Staatsmänner erniedrigten sich nicht vor dem französischen Eroberer; sie enthielten sich der Gewaltthaten und des Kirchenraubs in den geistlichen Fürstenthümern, die Oesterreich zufielen.

T. ist jedoch viel zu „unparteiisch", als daß er etwas Lobenswerthes über Oesterreich berichtete; Oesterreich ist dem Berliner Professor der Sündenbock, den er für alle Sünden, selbst die Preußens, verantwortlich macht; im Grunde ist es Oester-

reich und Rußland, welche die unglücklichen Feldzüge Preußens im Kampfe mit Napoleon verschuldet haben. „Die Coalition war durch den Vorwitz des Czaren und den Kleinmuth des Kaisers Franz zerstört; das isolirte Preußen durch Napoleon aus einer falschen Stellung in die andere gelockt und endlich zu Gnaden und Ungnaden unterworfen worden“ (I, 229). Diese Stelle stimmt nicht ganz zu folgendem Passus: „Friedrich Wilhelm gebot über 300,000 Mann kriegsbereiter frischer Truppen; mit einer solchen Macht durfte er wohl hoffen, die Freiheit Norddeutschlands zu schützen und dem bedrängten Oesterreich zu einem leidlichen Frieden zu verhelfen. . . . Preußens bewaffnete Vermittlung war sinnlos, wenn sein Unterhändler nicht ein kurzes Entweder—Oder aussprach und dem Eroberer nicht entweder die preußischen Friedensbedingungen auferlegte oder ihm den Krieg erklärte. Zu einem solchen Entschluß vermochte sich indeß der friedfertige König nicht aufzuraffen. Er brach den Verhandlungen von vornherein die Spitze ab, indem er dem Abgesandten insgeheim die Weisung mitgab, unter allen Umständen den Frieden mit Frankreich zu bewahren“ (I, 225—6).

Welche Schuld trifft da Rußland und Oesterreich? Der König war offenbar seines eigenen Unglückes Schmied, und ist, da er seinen Unterhändler Haugwitz nicht bestrafte, verantwortlich für das zu Schönbrunn mit Frankreich geschlossene Trutz- und Schutzbündniß. „Preußen erkannte alle die Abtretungen, welche Napoleon vom Kaiser Franz zu erzwingen hoffte, schon im Voraus an, übergab das rechtsrheinische Cleve an Frankreich, das treue Ansbach an Bayern und erhielt dafür Hannover. Der Sieger jubelte: ‚bin ich Preußens sicher, so muß auch Oesterreich gehen, wohin ich will‘. . . . Damit schwand der letzte Schatten der alten nationalen Monarchie: über souveränen Königskronen konnte das deutsche Königthum nicht mehr bestehen.“ (l. c.)

Das Schicksal Deutschlands war entschieden durch das lange Zögern Preußens, dem Napoleon durch die Ueber-



lassung Hannovers ein verderbliches Geschenk verliehen hatte. Preußen hatte nicht gerüstet, seine Armee stand auf Friedensfuß. Napoleon konnte ruhig zusehen, daß es sich rüstete; er brauchte die preußischen Heere nicht zu fürchten; und wirklich erlag Preußen nach kurzem Kampfe der Uebermacht Napoleons. Die preußische Kriegsführung, die wir hier nicht kritisiren wollen, rechtfertigt durchaus nicht den Satz T.: „Was dort in Regensburg zusammenstürzte, war ein leerer Schatten, was aber auf den Schlachtfeldern Thüringens und Ostpreußens zertrümmert, das war der lebendige deutsche Staat, der einzige, der dem politischen Dasein des Volkes einen Inhalt und ein Ziel gegeben hatte“ (I, 245). Preußen hatte gleich den Rheinbundstaaten sich für seine Neutralität von Napoleon bezahlen lassen und hatte auch früher kein Bedenken getragen, mit den Reichsfeinden Bündnisse zu schließen und sich auf Kosten der anderen Reichsstände zu vergrößern. Behauptet T., daß Preußen dadurch dem politischen Dasein des deutschen Volkes einen Inhalt und ein Ziel gegeben habe, dann muß Preußen diese Ehre auch mit anderen Staaten, z. B. Bayern, theilen.

Die Oesterreicher hatten die Last des Krieges länger getragen als die Preußen, sie erhoben sich weit früher als diese gegen die französische Zwingherrschaft. So hart es ihm auch ankommt, muß selbst T. die Begeisterung des österreichischen Heeres im Jahre 1809 zugeben, schwächt aber das widerwillig gespendete Lob durch gehässige Ausfälle ab: „Das Jahr 1809, so heißt es bei T., wurde das schönste der österreichischen Geschichte; die an Tapferkeit so reichen, an Genie und Begeisterung so armen Annalen des kaiserlichen Heeres sollten doch noch einmal einige glänzende Züge ächten Heldenthums aufweisen. Wohl war es undenkbar, daß die durch Unterdrückung des Volksthums emporgewachsene habsburgische Hausmacht den Kampf für die Freiheit der Völker ehrlich durchfechten sollte“ (I, 341). T. muß schlecht in den Annalen des kaiserlichen Heeres bekannt sein, wenn er in denselben

wohl Tapferkeit, aber höchst selten Begeisterung entdeckt. Lassen sich Tapferkeit und Begeisterung trennen? Zeigten die Heere Maria Theresia's nicht gerade so große Begeisterung als die Friedrichs, oder offenbart sich vielleicht die Begeisterung in den Desertionen, die im preußischen Heere so häufig waren? Von einer Unterdrückung des Volksthums kann, wenn wir von der Politik Josefs II., des Nachahmers Friedrichs des Großen, absehen, nicht die Rede sein. Oesterreich ging eher zu weit in seiner Nachsicht gegen die Landstände. T. betont oft die Bedrückung Italiens durch die Oesterreicher; er kennt offenbar die Literatur über diesen Gegenstand nicht Die Fehler, welche sich die Oesterreicher zu Schulden kommen ließen, waren jedenfalls nicht so groß als die der Preußen in Polen. Der bekannte Nicolai schrieb 1780 aus Schwaben: „Die freien Leute aus Schwaben sehen auf uns arme Brandenburger wie auf Sklaven herab". War die Sittlichkeit Berlins größer als die Wiens, um bei den Hauptstädten stehen zu bleiben? „Während am Hofe anspruchslose Einfachheit und altväterlicher Anstand mit Strenge geführt wurden, lebte die Berliner vornehme Welt, als sei dieses Musterbild nicht vorhanden. Die Geselligkeit wurde zu einer verfeinerten Kunst, wie seitdem nie wieder in Deutschland. Zügellos entfalteten sich Witz und Kritik, die Liederlichkeit und ein grausamer geistiger Hochmuth traten so keck heraus, daß selbst Goethe mit Scheu von diesem gefährlichen Völkchen sprach. In solcher Luft erwuchsen Naturen von der unendlichen Empfänglichkeit und Reizbarkeit Schleiermachers, Virtuosen des Genusses und Denkens wie Wilhelm Humboldt und Friedrich Gentz, aber auch die eitlen Anempfinder und Geistverkäufer des Varnhagen'schen Kreises und Virtuosen des Verbrechens, wie die Giftmörderin Ursinus" (I, 158). T. vergißt alles, was er eingestanden, sobald er einen Vergleich zwischen Preußen und Oesterreich anstellt, und benimmt sich wie der Pharisäer, der Gott dankt, daß er nicht ist wie dieser Zöllner da.

Es bereitet T. großen Schmerz, ist für ihn eine wahre Herzensqual, wenn er ein katholisches Volk oder einen Katholiken loben muß. „Die Siegeskunde von Aspern schlug wie ein Blitzstrahl ins deutsche Land, alles jauchzte dem Ueberwinder des Unüberwindlichen zu. Und dazu die herzerhebenden Nachrichten aus Tirol: wie die tapfern, frommen Bauern der Berge viermal binnen einem Jahre sich gegen die verhaßten bayerischen Herren erhoben, um die Herrschaft des geliebten Kaiserhauses und die katholische Glaubenseinheit wieder aufzurichten. . . . Die kindliche Einfalt und Treue seines Stammes verkörperte sich in dem wackeren Sandwirth . . . und mit naiver Freude begrüßten ihn die Norddeutschen als einen Helden der Nation. Einseitigkeit ist das gute Recht jeder Leidenschaft; die Erbitterten wollten und konnten nicht sehen, daß die Mönche und die Bauern des Hochgebirges sich vom deutschen Vaterland gar nichts träumen ließen, daß ihr Aufstand ebensosehr den wohlthätigen Reformen als der bureaukratischen Härte der bayerischen Regierung galt, daß die Macht der gedankenlosen Gewohnheit, der finstere Haß gegen die Ketzerei und die alte partikularistische Abneigung wider den bayerischen Nachbarstamm an dem Heldenmuthe dieses Bauernkrieges reichen Antheil hatten" (I, 342). Der gemeine preußische Soldat, der in dem großen Befreiungskriege sein Leben in die Schanze schlug, hätte, wenn man T.'s Maßstab anlegte, ebenso wenig, ja noch weniger Anspruch auf Patriotismus als die Tiroler. Eines ist sicher, die wenigsten sangen die Freiheitslieder eines Arndt, Körner, ob sie dieselben gekannt, ist zweifelhaft, sie kämpften für ihr Land, für ihren Monarchen, für ihre Freiheiten und Rechte gerade so wie die Tiroler. Weder die preußische noch die österreichische Heerführung entsprach billigen Anforderungen, keiner der preußischen oder österreichischen Generale konnte sich mit dem überlegenen Feldherrntalente Napoleons messen; der Schrecken vor dem großen Feldherrn saß den Alliirten noch lange in den Gliedern.

Statt dies zuzugeben, werden wiederum Oesterreichs Armeen und Officiere mit Vorwürfen überhäuft: „Die altgewohnte, unbehülfliche Schwerfälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregt wiederum den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich außer einigen Reiterofficieren kein einziger der k. k. Generale“ (I, 474). Nur „im preußischen Lager lebte das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg gibt, die preußischen Heerführer waren die bedeutendsten militärischen Talente der Coalition“. (l. c.) Nun, den Feldzugsplan entwarf der Generalstabschef Radetzky, den Sieg bei Leipzig entschied Schwarzenberg. „Napoleon warf sich, so liest man (Deutsche Biographie 33, 310), mit aller Kraft auf das Centrum und den linken Flügel des Heeres bei Wachau und Gröbern. Schon war es nach langem Kampf den Franzosen gelungen, durch ein furchtbares Kanonenfeuer das erste Treffen zu erschüttern, und unter dem Schutz der Geschütze rückten ihre Heersäulen auf die Höhen von Wachau und erstürmten den Auenhainer Hof mit dem Bajonette. Da zog der Fürst selbst den Degen, sammelte einige Reiterei und warf den ungestüm heranrückenden Feind zurück. Schnell den Augenblick benützend, befahl er das Vorrücken und den Angriff der sieben kaiserlichen Kürassierregimenter unter Nostitz. Dieser Tag und dieser Augenblick entschied Napoleons Niederlage.“ Radetzky hat bekanntlich den Kriegsplan entworfen, Napoleon von seinen Stützpunkten an der Elbe abzudrängen, ihn zu umstellen, jede theilweise Niederlage zu vermeiden, ihn in einer Entscheidungsschlacht zu vernichten. Auch zum Siege bei Kulm hatte Radetzky wesentlich beigetragen. Die Schwierigkeiten, mit denen Radetzky zu kämpfen hatte, rührten nicht von Schwarzenberg her, der sich von den zwei Theoretikern Duca und Langenau solle haben bestimmen lassen, sondern von Jomini, Barclay, Toll, Diebitsch, Wittgenstein, Knesebeck &c. (Deutsche Biographie XXVII, 126). Man hätte den Sieg bei Leipzig verfolgen sollen, statt Napoleon einen

Vorsprung von 1½ Tagen zu gewähren; indeß trifft die Schuld nicht Radetzky-Schwarzenberg, sondern die Umgebung der drei Monarchen, vor allem den Preußen Knesebeck. Man wollte, um den Sieg über die Revolution zu illustriren, zunächst in Frankfurt am Main einziehen. Dort erst begannen die Unterhandlungen über die Fortsetzung des Feldzuges. Der Operationsplan für den Winterfeldzug ist mit Recht oft und hart getadelt worden; dafür sind jedoch nicht Radetzky, Schwarzenberg verantwortlich, sondern die Politiker, welche sich durch die Winkelzüge Napoleons täuschen ließen und in den Gang des Krieges eingriffen. „Es läßt heute keinen Zweifel mehr zu (Deutsche Biographie XXVII, S. 127), daß Blüchers Ungeduld und stürmisches Naturell manches Unheil anrichteten, das nur langsam und schwer gut gemacht werden konnte."

Die preußischen Patrioten, welche gleich nach den Befreiungskriegen auf die Süddeutschen und Oesterreicher herabsahen, als ob man ihnen einzig und allein die Befreiung Deutschlands verdankte, erregten den Unmuth der Süddeutschen, und doch war ihr Prahlen einigermaßen entschuldbar; wenn aber ein Historiker 70 Jahre später in dasselbe Horn stößt, so ist das doch sehr naiv und wenig geeignet, Nord und Süd zu vereinigen. Wozu dienen die vielen bitteren Bemerkungen über einzelne Stämme oder einzelne Persönlichkeiten? wozu Charakterzeichnungen, in denen jeder Strich verkehrt ist? Warum muß alles Große in den Staub gezogen werden, für das T. keinen Maßstab hat?

„Keiner unter den Söhnen des Rheinlandes grüßte den neuen Morgen, der über der Westmark aufging, mit so schwärmerischem Entzücken wie Joseph Görres. Der Heißsporn trat jetzt in die glücklichste und fruchtbarste Zeit seines wechselnden Lebens; er kehrte von seinen wunderlichen wissenschaftlichen Irrfahrten zurück zu der publicistischen Thätigkeit seiner Jugend und begann in dem Rheinischen Mercur den

Federkrieg für das neue Deutschthum — noch ganz so stürmisch, unbändig, gewaltsam wie vor Jahren, als er die Heilswahrheiten der Revolution verkündigte; ein Redner großen Stiles, sprachgewaltig, unerschöpflich in prächtigen, grandiosen Bildern, ein ehrlicher, freimüthiger Eiferer, ein Wecker der Gewissen und bei alledem doch ein unpolitischer Kopf, ohne eindringende Sachkenntniß, ohne Verständniß für die Machtverhältnisse der Staatenwelt. Der Rheinische Mercur war nicht, wie er sich selber nannte, eine Stimme der Völker diesseits des Rheins, die nunmehr eine Vormauer für das Vaterland werden sollten. Am Rheine fand die überschwängliche Sprache der patriotischen Leidenschaft nur in vereinzelten Kreisen Anklang. Um so lauter war der Widerhall in Norddeutschland" (I, 516). Hier offenbart sich so recht der Professorendünkel, die Rechthaberei des Verfassers. Die für alles Große so empfänglichen, so leicht entzündbaren, des französischen Joches müden Rheinländer blieben kalt, Görres, ihr Landsmann, ist im Irrthum befangen über die Gesinnung seiner Landsleute; erst der Berliner Historiker hat das erkannt. Görres wußte nach T. nur, was er nicht wollte, T. dagegen, der vielleicht einmal in irgend einer Schrift des großen Mannes geblättert, maßt sich an, demselben wie einem Schulknaben das Concept zu corrigiren.

Wie wenig T. den Humanisten des 16. Jahrhunderts in der Kunst des Karikirens nachsteht, zeigt folgendes Zerrbild, das er von Kaiser Franz entwirft: „Wie rührend schien diesen durchlauchtigen Gästen diese mehr als unscheinbare Gestalt, mit ihrem abgeschabten blauen Rocke, mit dem gemüthlichen, kleinbürgerlichen Wesen. Ein geborener Florentiner, war Franz erst als junger Mann an die Donau gekommen; aber die Maske des biederen, treuherzig groben Oesterreichers, die er damals vor sein Gesicht genommen, saß ihm jetzt wie angegossen, weil sie seinem Phlegma und seinen vulgären Neigungen entsprach. Niemand auf der Welt vermochte ihm jemals ein Gefühl herzlichen Wohlwollens zu

entlocken, spurlos rauschten die Schicksalswechsel einer ungeheuren Zeit über dem Stumpfsinn seiner Selbstsucht dahin. Er begnadigte niemals, außer wenn der Verbrecher selbst um den Tod bat; er leitete in eigener Person die Mißhandlung der politischen Gefangenen, bestimmte jedem selber die Schwere der Ketten und die Zahl der Fasttage und kannte keine süßere Erholung als die Durchlesung erbrochener Briefe" (I, 605). T. ist offenbar ironisch und will sehen, ob ihm seine Leser einen solchen Unsinn glauben. Der Kaiser müßte, wenn er alles das leisten konnte und trotz alledem noch Zeit fand, als „fleißiger Hofrath Stöße von Akten mit nichtssagenden Randbemerkungen zu bemalen, Papier auszuschneiden, Vogelbauer zu lackiren" ꝛc., sich vervielfältigt haben „Trotz alledem und trotz dem bösen Blick seiner kalten, harten Augen, trotz der so naheliegenden Erinnerung an seinen Familien- und Geistesverwandten Philipp II. von Spanien, glaubte alle Welt an die kindliche Unschuld des herzlosen, mißtrauischen Despoten" (I, 606). Sollten sich die geriebenen und schlauen Diplomaten alle getäuscht haben? Sollte allein der Gewährsmann Treitschke's, wenn er überhaupt einen solchen hat (denn er führt keinen an), den Kaiser Franz durchschaut haben? Hören wir T. weiter: „Geistlos und denkfaul, wie die Mehrzahl seiner Ahnen (!!), völlig unfähig, einen neuen politischen Gedanken auch nur zu verstehen, sah er in allen den revolutionären und nationalen Ideen, welche das neue Jahrhundert bewegten, nichts als Bosheit und Dummheit. (Der König von Preußen sah die Dinge ungefähr in demselben Licht). Mit dieser Gedankenarmuth verband sich eine durchtriebene Bauernschlauheit und ein gewisser roher Instinkt für das politisch Erreichbare".... „So ward er aus Neigung, Grundsatz und Berechnung ein geschworener Feind jeder, aber auch jeder Neuerung, ein argwöhnischer Gegner der beiden ehrgeizigen Nachbarmächte, Rußlands und vornehmlich Preußens." Sittliche Vergehen kann T. dem Kaiser nicht vorwerfen; daß das Mißtrauen desselben gegen Preußen und Rußland wohlbegründet war, gibt er selbst zu; wozu dann diese rohen Ausfälle?

(Zweiter Artikel folgt.)

LIX.

Ein Quellenwerk zur Geschichte des römischen Missale.

Die großen katholischen Historiker des 17. und 18. Jahrhunderts, Mabillon, Muratori, Gerbert, hielten es für eine dankbare und verdienstliche Aufgabe, nicht nur der Profan- und Kirchengeschichte im Allgemeinen, sondern auch dem speziellen Gebiet der kirchlichen Liturgie und deren Entwicklung ihre Thätigkeit zuzuwenden. Sie schufen die großen Sammlungen liturgischer Quellenschriften, welche bis auf unsere Tage die Grundlage aller Studien in diesem Zweige der Wissenschaft geblieben sind. So verdienstlich nun auch diese Ausgaben für ihre Zeit waren und so unentbehrlich sie noch lange bleiben werden — den Anforderungen, welche in unserer Zeit an die Herausgabe historischen Quellenmaterials gestellt werden, können sie nicht genügen. Es tritt also an die katholische Wissenschaft die Aufgabe heran, neue, den modernen Ansprüchen und Mitteln entsprechende Ausgaben an die Stelle zu setzen; und diese Aufgabe muß mit allem Ernst in Angriff genommen werden, wollen wir uns nicht auch auf diesem urkatholischen Gebiete von den Protestanten, besonders den Anglikanern, überflügelt sehen.

Im Jahre 1886 gab L. Delisle sein „Mémoire sur d' anciens sacramentaires“ heraus, in welchem er mit bekannter Meisterschaft über 100 der ältesten Sakramentarhandschriften [1])

---

1) Sakramentar war in der alten Liturgie das Buch, welches die vom Bischof oder Priester allein zu sprechenden Gebete, nämlich die Orationen, Präfationen, den Kanon und Benediktionen enthielt.



beschrieb und auf den historischen und kunstgeschichtlichen Werth dieser ehrwürdigen Ueberreste der kirchlichen Vorzeit hinwies. Die Untersuchung der speziell liturgischen Stellung und Bedeutung der Sakramentare lag Delisle ferner; doch mußte sein Werk naturgemäß dazu auffordern, auch in dieser Hinsicht die Arbeit weiterzuführen und zu ergänzen. Diese Aufgabe hat nun Dr. Ad. Ebner, Thalhofers Nachfolger am bischöflichen Priesterseminar in Eichstätt, in der glücklichsten Weise in Angriff genommen. Seine „Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale romanum im Mittelalter. Iter Italicum" (Freiburg i. B. Herder, 1896. Preis Mark 10) enthalten die Beschreibung der italienischen Sakramentarhandschriften bis zum Ende des Mittelalters nach der liturgischen und kunsthistorischen Seite, zahlreiche interessante Texte aus diesen Handschriften und fünf Abhandlungen zur Geschichte des Sakramentars, die besondere Beachtung verdienen und die im Folgenden eingehender besprochen werden sollen.

Es ist bekannt, daß in älterer Zeit die heilige Messe nicht mit einem Buche, dem Missale, gefeiert wurde, sondern daß für diesen Zweck mehrere Bücher erforderlich waren, das Sakramentar für den Priester, das Graduale für den Chor, Epistolarium und Evangeliarium für die Lesungen. Diese Theilung war beim feierlichen Amte durchaus angebracht, so lange der Priester nicht die von den Leviten oder dem Chor vorgetragenen Stücke selbst auch betete. Als man aber begann die Privatmesse häufiger zu lesen und auch beim Hochamt der Priester die von den andern Mitwirkenden laut gelesenen oder gesungenen Stücke leise mitbetete, wurde es nothwendig, die getrennten Bücher in ein Corpus zu vereinigen. Diese Verschmelzung ging nur allmählig vor sich. Die äußerlichste und älteste Art der Verbindung war die, daß man die vier Bücher unverändert in einen Band zusammenschrieb oder zusammenband. Zur Erleichterung des Auffindens schrieb man in der Folge

die Anfänge der Gesänge, Episteln und Evangelien im Sakramentar an den Rand. Wurden nun bei einer Neuabschrift diese Randnoten in den Text aufgenommen, so war der reine Sakramentarcharakter durchbrochen und nur noch ein kleiner Schritt dahin, statt der bloßen Initien den ganzen Text, bei den Gesangstücken oft mit den Neumen, in das Sakramentar aufzunehmen. Doch vollzog sich auch dieser Uebergang nur allmählig. Die ältesten missalia plenaria gehen nicht über das zehnte Jahrhundert zurück; endgültig herrschend wurden sie erst mit der Verbreitung des missale secundum consuetudinem Romanae curiae im 13. Jahrhundert.

Die zweite Studie, welche gleich der vorstehend skizzirten zur Vorbereitung der Untersuchungen im dritten Abschnitt dient, beschäftigt sich mit der Stellung des Kanon in den römischen Sakramentaren. Es lassen sich im Allgemeinen drei verschiedene Stellungen des Kanons im Sakramentar unterscheiden, die auch zeitlich auf einander folgen. In der ältesten Zeit findet sich der Kanon stets in mehr oder weniger enger Beziehung zu den missae quotidianae.[1]) Im Sacramentarium Leonianum, der ältesten erhaltenen Sammlung von Meßgebeten, ist der Kanon leider verloren. Im Sacramentarium Gelasianum, einer Handschrift der Vatikanischen Bibliothek aus dem 7. oder 8. Jahrhundert (herausgegeben von Wilson. Oxford 1894) steht der Kanon nach den Sonntagsmessen ohne organische Verbindung mit einem Meßformular. Erst nach einer Reihe von Postkommunionen und Benediktionen folgen die missae quotidianae. Die Erklärung dieser unvermittelten Stellung hat den liturgischen Forschern viele Schwierigkeiten gemacht.

1) Es sind dies Meßformulare allgemeinen Inhalts, deren man sich an allen Wochentagen bedienen konnte. Später wurden sie zur Bildung der Sonntagsmessen im Proprium de tempore verwendet.

Professor Probst glaubt, der Kanon sei nicht ursprünglich an dieser Stelle, sondern erst nachträglich im Frankenreich eingeschaltet worden und zugleich mit dieser Einschaltung habe die Ueberschrift der dritten Abtheilung des Sakramentars den Zusatz „cum canone“ erhalten, so daß sie jetzt lautet: Orationes et preces cum canone per (!) dominicis diebus. Demgegenüber weist Ebner, wie uns scheint, mit Recht darauf hin, daß dieser Zusatz sich auch in einer Reihe verwandter Handschriften findet, die unabhängig sind von der Vatikanischen. In diesen Handschriften ist der Kanon im Allgemeinen mit einer missa quotidiana organisch verbunden. Doch macht davon wenigstens Cod. 816 der Pariser Nationalbibliothek, ein Sakramentar von Angouleme aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts, eine Ausnahme. Hier steht der Kanon nach der Messe, in welche ihn die andern Handschriften einschalten, ist also aus der Verbindung gelöst. Die Ueberschrift des betreffenden Theiles heißt: Incipiunt orationes cotidianis diebus ad missas cum canone. Daraus ersieht man, daß die Stellung des Kanons im Gelasianum keine vereinzelte Erscheinung ist und daß eine individuelle Erklärung nicht genügt. In den Kreis der Sakramentare, welche den Kanon mit den missae quotidianae verbinden, dürften auch die ambrosianischen und einige ihnen folgende römische Missalien einzubeziehen sein. Wie Dr. Ebner S. 371 seines Werkes angibt, setzen sie den Kanon nach der Pfingstoktav bezw. hinter den ersten Sonntag nach Pfingsten. Hier steht er indeß in Verbindung mit den missae quotidianae, welche im ambrosianischen Sakramentar vollständig zu Sonntagsmessen geworden sind, und ist, wie in den meisten Handschriften der gelasianischen Gruppe, in eine dieser Messen eingeschaltet. Die Verbindung des Kanons mit den missae quotidianae möchte Dr. Ebner für ein Werk Papst Gregors des Großen halten. Ob sie nicht doch älter ist? Sie findet sich nicht nur in vorgregorianischen römischen, sondern auch in den ambrosianischen und galli-

kanischen Sakramentaren. Dieser Umstand wäre durchschlagend, wenn nicht die Möglichkeit bezw. Wahrscheinlichkeit vorläge, daß das Gregorianum auf diese Sakramentare einen Einfluß geübt hat. Doch scheint es nicht ganz unbedenklich, aus dem einfachen Vorhandensein der Worte: „diesque nostros in tua pace disponas“ auf Einfluß des gregorianischen Kanons zu schließen. Aehnliche Wendungen finden sich, wie Ebner (S. 415) bemerkt, schon im Leonianum, und es wäre mit den erhaltenen Angaben durchaus vereinbar, daß Gregor der Große einen bestimmten Wortlaut dieser Formel, der sich vielleicht schon in andern Sakramentarien fand, auch für das römische Sakramentar nur endgültig festgesetzt hätte. Der Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek in Mailand, Dr. Ceriani, ein tüchtiger Kenner der alten Liturgie, weist ebenfalls auf das frühere Vorkommen verwandter Formeln hin und die Wendung „communis opinio fert“ läßt durchblicken, daß auch er diesem Prüfstein gregorianischen Einflusses nicht ganz traut.[1]) Eine eingehendere Untersuchung dieser Fragen wäre von großem Interesse, würde jedoch hier zu weit führen.

Eine ganz andere Stellung nimmt der Kanon seit dem neunten Jahrhundert ein. Wir finden ihn an der Spitze des Sakramentars, eingeleitet durch eine Ueberschrift, einen ganz kurzen Ordo missae[2]) und die Praefatio communis.

---

1) Ceriani, Notitia liturgiae Ambrosianae. Mediolani 1895 p. 53 sq.

2) In nomine Domini. Incipit liber sacramentorum de circulo anni expositus, a. s. Gregorio papa Romano editus, ex authentico libro bibliothecae cubiculi scriptus.

Qualiter missa Romana celebratur: Hoc est inprimis Introitus, qualis fuerit statutis temporibus seu diebus festis sive quotidianis. Deinde Kyrie eleison. Item dicitur Gloria in excelsis Deo, si episcopus fuerit tantummodo die dominico sive diebus festis; a presbyteris autem minime dicitur nisi solo in pascha; quando vero letania agitur, neque Gloria



Wer hat den Kanon an diese Stelle gesetzt? Wer die Ueberschrift und den Ordo missae hinzugefügt? Diese Fragen lassen sich vorläufig nur mit Hypothesen beantworten. Dr. Ebner möchte, wie oben gesagt, die Verbindung des Kanons mit den missae quotidianae, d. h. die Fixirung der römischen missa canonica, dem heiligen Gregor d. Gr. zuschreiben, die neue Anordnung dagegen Papst Hadrian I. (772—795). Letzterer sandte an Kaiser Karl den Großen auf dessen Ansuchen nebst andern liturgischen Büchern ein Sakramentar Gregors. In diesem setzte er nach Ebner's Vermuthung den Kanon an die Spitze und fügte als Ersatz für die dadurch verloren gegangene Verbindung mit den missae quotidianae den kurzen Ordo und die Praefatio communis bei. Professor Probst hält dagegen in seiner Besprechung des Ebnerschen Buches (Katholik LXXVI [1896] II, 455 ff.) seine schon früher ausgesprochene Ansicht fest, daß die Stellung des Kanons zu Beginn des Sakramentars auf Papst Gregor I. zurückgeht. Doch scheinen die Gründe, welche er beibringt, nicht recht durchschlagend, wie anderseits auch die Hypothese unseres Auktors noch weiterer Untersuchung und Begründung bedarf, um als gesichertes Resultat angesehen werden zu können. Probst beruft sich auf folgende Punkte: 1) Der ordo missae des Gregorianisch-Hadrianischen Sakramentars steht in engster Verbindung mit dem Kanon. Letzterer ist aber der gregorianische, nicht der hadrianische. 2) Die Worte: a S. Gregorio ... editus, ex authentico libro bibliothecae cubiculi scriptus besagen, daß alles Folgende, also auch der Ordo missae, im authentischen Exemplar, also vor Hadrian, vorhanden gewesen sei. 3) Wenn

in excelsis Deo neque Alleluia canitur. Postmodum dicitur Oratio. Deinde sequitur Apostolus. Item Gradalis seu Alleluia. Postmodum legitur Evangelium. Deinde Offertorium et dicitur Oratio super oblatam. Inde dicit sacerdos excelsa voce: Per omnia saecula saeculorum etc.

Hadrian den Ordo für die gallischen Priester berechnet hat, so war er zu kurz und ungenügend für seinen Zweck. Hat dagegen Gregor der Große den Ordo hinzugefügt so erklärt sich die Kürze dadurch, daß für den römischen Klerus Andeutungen genügten, die an die tägliche Praxis erinnerten.

Was den ersten dieser Gründe angeht, so ist ein irgendwie wesentlicher Unterschied zwischen gregorianischem und hadrianischem Kanon bis jetzt meines Wissens nicht bekannt geworden. Daß die Ueberschrift nicht zu sehr gepreßt werden darf und die Möglichkeit von Aenderungen, welche nicht das Wesen des Sakramentars betreffen, wohl zuläßt, zeigt der Umstand, daß das hadrianische Sakramentar die erst von Papst Gregor II. eingeführten Donnerstagsmessen enthält. Der Ordo des hadrianischen Sakramentars wäre allerdings für gallische Priester zu kurz gewesen, falls diese durch den Ordo und durch diesen allein die Praxis der römischen Kirche hätten kennen lernen sollen. Es war aber, wie die aus dem Frankenreich stammenden gregorianisirten Gelasiana zeigen, die römische Praxis schon vorher im Frankenreich bekannt und außerdem wurde auch durch ausführlichere Ordines nebst Erklärungen für genaue Kenntniß der Gebräuche Roms gesorgt. Der Zweck des hadrianischen Ordo wird eben nur der gewesen sein, einen Ersatz für die Loslösung von der missa quotidiana zu bieten. Da aber, wie Dr. Ebner mit Recht betont, der ordo missae aufs engste mit der Ueberschrift zusammenhängt, so spricht die größere Wahrscheinlichkeit für Hadrian. Gegen die Hypothese von Dr. Probst spricht indessen noch ein viel stärkerer Grund, auf den mich Dr. Ebner in einem Privatbriefe aufmerksam machte. In den gregorianisirten Gelasianischen Sakramentaren steht der Kanon, wie oben bemerkt, stets bei den missae quotidianae. Diese Stellung soll er nach Professor Probst in nachgregorianischer Zeit im Frankenreiche erhalten haben. Hätte nun Gregor der Große dem Kanon schon die

hervorragende Stelle an der Spitze des Sakramentars zugewiesen, so wäre nicht abzusehen, wie man auf den Gedanken gekommen sein sollte, ihn von dort weg ans Ende unter die missae quotidianae zu versetzen.

Die Stellung des Kanons an der Spitze des Sakramentars ist im 9. und 10. Jahrhundert die herrschende. Der Uebergang des reinen Sakramentars zum Vollmissale sowie die reichere Ausgestaltung der vorbereitenden Meßliturgie machte die Ueberschrift und den Ordo Hadrians ungenügend und überflüssig. Damit war aber die Stellung des Kanons wieder haltlos geworden, und so wird es seit dem 11. Jahrhundert mehr und mehr Uebung, den Kanon in die Mitte des Buches zu setzen. Nach einigen Schwankungen kam er an die noch jetzt übliche Stelle in der Charsamstagsmesse.

Nach diesen einleitenden Untersuchungen geht Dr. Ebner an die überaus wichtige Aufgabe einer Klassificirung der Sakramentarhandschriften. Dieser Versuch, wohl der erste auf diesem Gebiet, ist so gut gelungen, daß die Zukunft zwar das System noch im Einzelnen ausgestalten wird, an den Hauptlinien jedoch eine Aenderung nicht wird vornehmen dürfen.

Zwei eigene Klassen bilden zunächst das leonianische und das gelasianische Sakramentar, die nur durch je eine Handschrift vertreten sind. Sehr interessant und wichtig für die Entwicklung des Sakramentars ist die dritte Abtheilung der sogenannten gregorianisirten Gelasiana, einer Gruppe von Handschriften, die eine Mittelstellung zwischen dem eigentlichen Gelasianum und dem spätern Gregorianum einnehmen. Dr. Ebner führt die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften auf (es hätte noch das von Wilson, Gelas. Sacr. S. LVII sq. beschriebene Fragment erwähnt werden können) und zeigt, daß sie eine ziemlich fest geschlossene Gruppe bilden, deren genauere Untersuchung auf die Entwicklungsgeschichte des Sakramentars neues, vielleicht

überraschendes Licht werfen dürfte. Die zahlreichen Handschriften des gregorianischen Sakramentars, welches den Kern unseres heutigen Missale bildet, lassen sich je nach der Stellung des Kanons und der Verschmelzung der verschiedenen Bestandtheile in eine Anzahl von Klassen scheiden. Eine Abschrift des Sakramentars Gregors des Großen, genau in der Form, welche ihm der große Papst gegeben, hat sich bisher nicht gefunden. Fast sämmtliche erhaltenen Handschriften gehen auf das Exemplar zurück, welches Papst Hadrian I. an Kaiser Karl den Großen sandte. Im wesentlichen dürfte dieses im ersten Theil der gleich zu besprechenden Hucusque-Sakramentare erhalten sein, außerdem in Cod. 2292 der Pariser Nationalbibliothek. Im Frankenreiche erkannte man bald, daß die Einführung des dem reichen alten, wahrscheinlich gelasianischen Missale gegenüber sehr nüchternen hadrianisch-gregorianischen Sakramentars beim Volke großen Anstoß erregen würde. Um dem vorzubeugen, entschloß man sich, diesem neuen kurzen Meßbuche einen Anhang beizufügen, der die besten und beliebtesten Stücke des bisherigen Sakramentars umfaßte. Diese Arbeit hat, nach der sehr wahrscheinlichen Ansicht des seligen P. Suitbert Bäumer, Alkuin zur Ausführung gebracht. Vor den Anhang setzte er eine mit „Hucusque“ beginnende Einleitung, die über Veranlassung und Zweck der Arbeit Aufschluß gibt. Diese Alkuinische Redaktion des Sakramentars hat sich in den sogenannten Hucusque-Handschriften erhalten, deren bis jetzt bekannt gewordenen Exemplare Ebner sorgfältig zusammenstellt. Neben diesen Handschriften mit dem regulären Alkuinischen Supplement gibt es eine zweite Gruppe, die ebenfalls den hadrianischen Kern, aber frei gestaltete, irreguläre Supplemente umfaßt.

Die durch die Achtung vor der Auktorität und Ueberlieferung veranlaßte Nebeneinanderstellung des hadrianischen Sakramentars und seiner Supplemente konnte indeß, weil für die Praxis zu unbequem, nicht lange standhalten. Schon

bald zeigen sich Bestrebungen, die beiden Theile zu verschmelzen. Die Zahl der Uebergangshandschriften, in welchen das Supplement nur zum Theil in das Corpus aufgenommen ist, ist nicht groß. Beachtenswerth ist die Beobachtung Dr. Ebners, daß es die Sonntagsmessen als geschlossener Cyklus sind, die der Verschmelzung am längsten Widerstand leisten.

Eine Eintheilung der vollständig fusionirten Handschriften ist von den verschiedensten Gesichtspunkten aus möglich. Unser Auktor nimmt als Eintheilungsgrund die Stellung des proprium de tempore und des proprium de sanctis zu einander. Diese beiden Festkreise sind entweder ganz getrennt oder verschmolzen. Die Verschmelzung war vielfach ein vollständige, so daß man die Heiligenfeste je an die Stelle im Proprium de tempore setzte, welche ihnen der Lauf des Kirchenjahres anwies, ähnlich wie noch jetzt die Feste des heiligen Stephan, des heiligen Johannes Ev. usw. nach Weihnachten im Proprium de tempore stehn. Diese Anordnung erwies sich aber als unpraktisch, da die Heiligenfeste auf bestimmte Tage fixirt sind, während das Kirchenjahr beweglich ist und vom Ostertermin abhängt, der einen ganzen Monat Spielraum hat. Man suchte sich zu helfen, indem man das Proprium Sanctorum abschnittweise in das Proprium de tempore einschob (ineinandergeschobene Proprien). Schließlich aber kam man doch wieder darauf zurück, die Proprien ganz zu trennen, wie es sich noch jetzt im römischen Missale findet.

Einen weiteren wichtigen Beitrag zur Geschichte des Missale bilden Dr. Ebners Studien zur Textgeschichte des Canon missae. Es ist eine vielverbreitete Ansicht, daß der hl. Gregor noch das „diesque nostros etc." in den Kanon gesetzt habe und daß seitdem eine Aenderung nicht mehr vorgekommen sei. Diese Meinung ist nach zwei Richtungen nicht ganz zutreffend. Einmal kann es sich, wie wir oben sahen, bei dem Zusatz nur um eine endgültige Fixirung handeln; anderseits zeigt die handschriftliche Ueberlieferung

unwiderleglich, daß eine starre Unveränderlichkeit des Kanons dem Mittelalter fremd war. Die allgemeine, wesentliche Anordnung und Formulirung blieb zwar durchweg dieselbe im Einzelnen aber und in Nebendingen wurde manches geändert und zugesetzt. Wir können die Einzelheiten dieser interessanten Entwicklung hier nicht verfolgen. Sie finden sich bei E. ebenso kurz als klar und anziehend dargestellt. Nur eine merkwürdige Erscheinung möge noch etwas näher beleuchtet werden. Eine große Zahl von Sakramentar-Handschriften des 8.—11. Jahrhunderts entbehren des Memento defunctorum. Wie ist diese auffallende Thatsache zu erklären? Mabillon hatte in einer bei Delisle l. c. p. 173 sq. abgedruckten handschriftlichen Notiz zur Erklärung auf die Diptychen hingewiesen, deren Verlesung das Memento ersetzt habe. Dagegen bemerkt E. mit Recht, daß dann auch das memento vivorum fehlen müsse, da die Namen der Lebenden ebenfalls aus den Diptychen vorgelesen wurden. Auch die Erklärung, welche Dr. Probst versucht,[1]) ist nicht überzeugend. P. ist nämlich der Ansicht, das Gelasianum habe das Memento defunctorum sogleich an das Memento vivorum angeschlossen und diese Praxis sei auf das gregorianische Sakramentar im Frankenreich von Einfluß gewesen. Um keine allzugroße Neuerung herbeizuführen, die Anstoß hätte erregen können, ließ man das den Franken ungewohnte Memento defunctorum nach dem Kanon weg und begnügte sich damit, in das Hanc igitur eine Erwähnung der Verstorbenen einzufügen. Diese Erklärung setzt zunächst die Thatsache voraus, daß sich im Gelasianum das Memento für die Verstorbenen an dasjenige für die Lebenden unmittelbar angeschlossen habe. Für diese Voraussetzung spricht indeß nur eine Handschrift unter den gregorianisirten Gelasiana, nämlich der Rheinauer Cod. 30 in Zürich aus dem

1) Probst, Die abendländische Messe vom 5. bis 8. Jahrhundert. Münster 1896. S. 254.



8. Jahrhundert, während das eigentliche Gelasianum und die übrigen verwandten Codices kein eigenes Memento def. vor dem Kanon haben.[1]) Der Zusatz im Hanc igitur kann, abgesehen davon, daß ihn die meisten der in Betracht kommenden Handschriften nicht haben, auch deswegen nicht als genügender Ersatz für das Memento deff. angesehen werden, weil auch die Lebenden in diesem Zusatz erwähnt sind, ohne daß deswegen jemals das Memento vivorum fehlte. Es dürfte auch nicht angehen, das Fehlen des Memento deff. auf das Frankenreich zu beschränken, da sich, wie die bei E. S. 421 Anm. 3 angeführten Handschriften zeigen, diese Thatsache ganz ebenso in Italien nachweisen läßt. Dr. Ebner denkt ähnlich wie Probst an einen Einfluß der vorgregorianischen Praxis, jedoch hält er die in den gallikanischen Sakramentaren übliche Verbindung der beiden Memento vor dem Kanon für die Ursache, eine Ansicht, die schon Gerbert ausgesprochen hatte.[2]) Es ist wahr-

---

1) Cod. Vat. Reg. 316 (Gelasianum) und Cod. Sang. 348 haben gar keine Erwähnung der Verstorbenen; Cod. 12048 der Pariser Nationalbibliothek (das sog. Sacramentarium Gellonense) hat vor „Nobis quoque peccatoribus" nur das Wort „Memento". Cod. 816 derselben Bibliothek hat außer dem gewöhnlichen Hanc igitur, welches keine Erwähnung der Verstorbenen enthält, noch ein zweites, das, wie es scheint, sonst noch nicht nachgewiesen ist und folgenden Wortlaut hat: Item infra actionem. Hanc igitur oblationem quam tibi hacsi (!) indignus pro emendatione vitiorum et remissione peccatorum meorum offero et pro gloria martyrum et confessorum et pro salute vivorum vel requiem defunctorum proptius aspiciendo scifices, scificando benedicas. Per quem te supplices deprecamur diesque nostros in tua pace disponas. P. Ch. D. N. Der genannte Cod 30 von Zürich enthält ein doppeltes Memento deff., eines an das Memento vivorum angeschlossen, das zweite an der gewöhnlichen Stelle.

2) Gerbert. Vet. Lit. Alem. Disq. IV. XXXII. S. Blasien 1776. P. I. pg. 364 sqq.



scheinlich, daß dieser Grund ebenso wie die Diptychen, auf welche Gerbert ebenfalls hinweist, zum Entstehen der späteren Praxis mitgewirkt hat, allein fraglich bleibt, ob es nicht doch Messen gegeben hat, in denen eine Erwähnung der Verstorbenen überhaupt nicht vorkam. Eine Rubrik, die sich ziemlich häufig findet,[1]) besagt nämlich, daß der Priester, wenn er wolle (si placet) oder wenn er Verstorbene zu erwähnen habe (si fuerit ut nomina defunctorum recitet), das Memento sprechen solle. Noch bestimmter ist die Rubrik, welche das Memento deff. (und vivorum? vgl. die in der Anm. angeführte Rubrik und Gerb. a. a. O. S. 368) nur an Ferialtagen und bei der Todtenmesse (in cottidianis vel in agendis tantum) gestattet. Aus Can. 39 des 2. Concils von Chalons (813)[2]) geht hervor, daß zu dieser Zeit nicht in allen Messen der Todten gedacht wurde, da dies für die Zukunft angeordnet wird. Zugleich deutet der Wortlaut dieser Bestimmung darauf hin, daß man das Memento ausließ oder glaubte auslassen zu müssen, wenn keine Namen aus den Diptychen verlesen wurden; denn das Concil beruft sich auf einen Ausspruch des hl. Augustin,[3]) der es als die Praxis der Kirche bezeichnet, der Todten im Allgemeinen zu gedenken, auch wenn ihre Namen nicht verlesen würden. In einem gewissen Gegensatz zu der Bestimmung, daß die Diptychen und das zugehörige Memento nur in Ferial- und Todtenmessen gelesen werden sollen, steht die Thatsache, daß wir vom 7. bis 9. Jahrhundert vielfach Anordnungen von Bischöfen und Aebten treffen, welche die Verlesung ihrer

1) Vgl. Gerbert l. c. Auch die Rubrik bei Ebner S. 418: „Haec non dicit in dominicis diebus nec in aliis festivitatibus maioribus“ bezieht sich auf das Mem. deff., nicht wie man aus dem Zusammenhang schließen möchte, auf die Orationen Supra quae propitio und Supplices. Interessant ist auch eine bei Gerbert l. c. angeführte Rubrik zum Mem. viv.: „Hic nomina vivorum memorentur, si volueris, sed non dominica die“.

2) Vgl. Hard. IV (Paris 1714) S. 1038.

3) De cura pro mortuis gerenda. c. IV. (Migne P. L. 40, 596).



Namen bei der hl. Messe gerade für Sonn- und Feiertage festsetzen. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs sowie die genauere Klarlegung dieser Frage muß weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben; hier genügt es, auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben.

Die letzte Studie Dr. Ebners ist der künstlerischen Ausstattung der Sakramentarhandschriften gewidmet. Diese hat schon seit längerer Zeit die Augen der Kunsthistoriker auf sich gezogen, so daß manche wichtige Handschrift zuerst von ihnen bekannt gemacht und beschrieben worden ist. Dr. Ebner hat vor den meisten dieser Forscher den Vorzug, daß er zugleich Liturgiker ist und die Resultate der liturgischen Forschung für seine kunsthistorischen Untersuchungen verwerthen kann. Ein solches Ineinandergreifen verschiedener Gebiete erweitert zwar für den einzelnen Forscher das Arbeitsfeld, bietet aber für die Forschung selbst große Vortheile, da sich so verschiedene Reihen von einander unabhängiger Momente zur Bestimmung des chronologischen und causalen Zusammenhangs gewinnen lassen, deren Combination vielfach zu sichern Ergebnissen führt. Ein näheres Eingehen auf diesen Abschnitt ist nicht möglich, da das zum Verständniß nöthige bildliche Material nicht geboten werden kann.[1])

Eine zusammenfassende Beurtheilung des neuesten Werkes Dr. Ebners wird zunächst anerkennen müssen, daß dasselbe

1) Zu Ebners Bemerkung über die Zusammenstellung der beiden Päpste Gregorius und Gelasius in den Dedikationsbildern der Sakramentare wäre noch auf Cod. Berol. theol. fol. 192 hinzuweisen, von dem im (alten) Archiv d. Ges. f. ä. d. Gesch. VIII, 839 bemerkt ist: „Auf den Hinterdeckel geklebt der heilige Gelasius und Gregorius, überschrieben: Gregorius flatu superi Gelasius atque missas cum sensu conficiunt parili.“ Das Blatt ist s. XII ex. Die Abbildung Nr. 24 auf S 430 bei Ebner gehört nicht, wie dort angegeben, zu Cod. Pal. 493, sondern, wie S. 240 richtig steht, zu Cod. Reg. 317 der Vatikanischen Bibliothek.

zu den hervorragendsten Erscheinungen der letzten Jahre auf liturgischem Gebiete gehört und nach mancher Richtung bahnbrechend sein wird. Die eine tüchtige Schulung und ausdauerndsten Fleiß verrathenden Beschreibungen der Handschriften, die klar und scharfsinnig geführten Untersuchungen müssen allen jüngern Forschern Muster und Vorbild sein. Mehrfach ist der Wunsch geäußert worden, der Verfasser hätte statt einzelner kleiner Abhandlungen auf Grund seiner umfassenden Kenntniß des Materials eine ausführlichere Arbeit liefern sollen. Allein abgesehen davon, daß, wie die Vorrede andeutet, schwere Erkrankung Dr. Ebner an der Weiterarbeit hinderte, ist, wie er gleichfalls in der Vorrede betont, die Zeit zur Abfassung einer Geschichte des römischen Missale im Mittelalter noch nicht gekommen. Erst wenn die Handschriften der bedeutendern Bibliotheken Europas durchforscht,[1]) wenn sich dem Iter italicum ein Iter germanicum, gallicum und anglicum angeschlossen hat, wenn ferner wenigstens die wichtigern Fragen in der von Dr. Ebner so glücklich begonnenen monographischen Weise behandelt sind, wird sich eine wirklich quellenmäßige Geschichte des Missale schreiben lassen. Schon die kurzen Studien des Verfassers, die nur ein Versuch sein wollen, zeigen, wie sich auf Grund umfassender Kenntniß des überlieferten Materials Probleme oft überraschend klar und bestimmt lösen lassen, die bei bloßer Combination vereinzelter Thatsachen und Nachrichten stets dunkel und widerspruchsvoll bleiben würden. Ist aber auch nicht immer eine definitive Lösung möglich, so ist es doch stets schon ein Gewinn, die Fragen schärfer und detaillirter formuliren zu können, neue Gesichtspunkte und Beziehungen aufzudecken, Probleme zu stellen, die bisher vielleicht gar nicht beachtet wurden. Manche

1) Eine sehr wichtige neue Arbeit auf diesem Gebiet ist das soeben erschienene Werk von H. Ehrensberger: „Libri liturgici Bibliothecae Apostolicae Vaticanae manuscripti.“ Frib. Brisg. Herder. 1897.

liebgewonnene Anschauung wird den Thatsachen weichen müssen, aber auch manche unterschätzte liturgische Tradition wird sich als richtig erweisen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, selbst noch recht viel zu diesem Fortschritt der liturgischen Wissenschaft beizutragen, möge er aber auch tüchtige Mitarbeiter und verständnißvolle Gönner finden, um die große Aufgabe zu Ende zu führen.

Beuron. P. H. Plenkers.

LX.

Oesterreichische Zeitläufe.

(Die Wahlen. — Die Krise. — Die neue Sprachenverordnung.)

Aus Oesterreich, Ende April 1897.

Der Monat März war eine Zeit der Wahl und Qual. Wähler und Gewählte, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser athmeten auf, als endlich mit den Curienwahlen des Großgrundbesitzes das langwierige, mühsame und aufregende Wahlgeschäft mit all' seinen Kämpfen und wechselvollen Episoden zu Ende war. Landgemeinden und Städte, Handelskammern und Großgrundbesitz gingen unter mehr oder minder lebhaften Agitationen an die Wahlurne; allen diesen alten — beinahe hätte ich gesagt „antiquirten" — Curien voran trat bei dieser Wahl die neue fünfte Curie, die Curie des allgemeinen Wahlrechtes, zum ersten Male in den Wahlkampf. Das verleiht der gethätigten Wahl ein ganz besonderes Interesse. War es doch nun endlich zum ersten Male den breiten Massen des Volkes, den Arbeitern, vergönnt, an der Wahlurne zu erscheinen und das Gewicht ihrer Wahlstimmen geltend zu machen.

Die socialdemokratische Partei, die sich überall mit Emphase als die allein berechtigte Vertreterin des „arbeitenden

Volkes' bezeichnet und anpreist, zog darum mit dem Aufgebot aller Kräfte in den Wahlkampf und führte ihn mit erlaubten und unerlaubten Mitteln. Ihr Blätter trieben die Agitation seit vielen Monaten und bearbeiteten die Massen mit Hetzartikeln, nicht gegen den Kapitalismus, den sie professionsmäßig bekämpfen müßten, sondern gegen den Klerus und die katholische Kirche. Das ist charakteristisch für unsere socialpolitischen Zustände. Der wirthschaftlich abgehauste Liberalismus erscheint den Socialdemokraten als kein beachtenswerther und zu fürchtender Gegner mehr. Denn das morsche, mühsam durch die Zweideutigkeiten der Regierung, durch die immer noch im Beamtenthum herrschenden Traditionen, und durch Haß gegen die Kirche und durch Angst vor derselben zusammengehaltene Gebäude des Liberalismus wird zusammenbrechen, ohne daß die Socialdemokraten sich die Unkosten besonderer Anstrengung aufzuerlegen brauchen. Zudem rechneten dieselben von Anfang an auf die verschämte und schamlose Unterstützung der kapitalistischen Fortschrittler aus der Industrie, dem Beamtenthum und dem Judenthum. Wozu also diesen Herren durch heftige Angriffe den socialdemokratischen Wahlzettel unangenehm machen? Mit um so größerem Aufwand von Schlagworten und Schimpfreden wandten sich die socialdemokratischen Volksbeglücker gegen die „Klerikalen". Denn in der katholischen Kirche erblickt die Socialdemokratie überall ihren gefährlichsten Feind und den mächtigsten Widerstand. So lange noch Achtung vor dem Klerus und Anhänglichkeit an die religiösen Uebungen und Gebräuche der Kirche im Volke vorhanden ist, werden die „Schlager" der Agitatoren nicht verfangen und ihre Hetzereien erfolglos bleiben. Darum treiben die meist von jüdischen „Führern" inspirirten socialdemokratischen Organe eine wüste Hetze gegen den Klerus und haben auf Anregung des bekannten Wiener Demokraten Kronawetter seit langem die Stolgebührenfrage zum Ausgangspunkt ihrer pöbelhaften Angriffe ge-

nommen. Da nämlich die josephinische Stoltaxordnung, welche überaus niedrige, den heutigen Verhältnissen nicht entsprechende Taxen festsetzt, fast nirgends mehr innegehalten wird, fordern die socialistischen Blätter und Führer überall die Arbeiter auf, die angeblich überzahlten Beträge von den Pfarrern zurückzufordern und eventuell klagbar zu werden. Leider haben diese Hetzereien Erfolge. Sie bereiten dem Klerus viel Aerger und Verdruß und streuen unter die mißleiteten Massen eine schlimme Saat von Haß und Mißachtung gegen die Kirche und deren Diener. Kein Wunder, wenn nach solchen Verhetzungen selbst Mißhandlungen von Geistlichen, wie z. B. in Graz, zu beklagen sind.

Andere Waffen liehen die Socialdemokraten aus der Rüstkammer der Liberalen, die mit ihnen in edler Waffenbrüderschaft die Donquixoterie gegen das schwarze Gespenst der „klerikalen Reaktion“ bis zur vollendetsten Lächerlichkeit trieben. Man geberdete sich, als stünden demnächst die Verbrennung aller Bücher, die Demolirung aller Schulen und grausige Inquisitionsprocesse gegen all' die „aufgeklärten“ Professoren und Schulmeister bevor, die sich im Heerbanne des Fortschrittes und der Socialdemokratie befinden. In mehr als einer Versammlung wütheten Fortschrittler und Socialisten verständnißinnig gegen den „gemeinsamen Feind“, den „Klerikalismus“, die „Verpfaffung“ und wie all' die Kosenamen heißen, die in der jüdisch-liberalen Presse Oesterreichs fast täglich zu lesen sind. Die Geldsäcke der Juden, die reichen Dividenden der Aktiengesellschaften, die arbeiterfeindliche Politik des österreichischen Liberalismus aber hatten Ruhe vor den socialdemokratischen Tribunen. Nur unter der Arbeiterbevölkerung Nordböhmens, die bisher als Domäne der Fortschrittler galt, schlug man einen anderen Ton an. Dort bangte doch auch den Fabrikherren etwas vor den Folgen des Bruderkusses, den die Wiener und Grazer und Linzer und andere Parteigenossen mit den Truppen der Herrn Adler und Pernerstorfer wechselten.

Auf der ganzen Linie aber leistete der katholische Klerus nicht bloß festen und muthigen Widerstand, sondern ging mit Geschick und Erfolg in die Offensive über. Er darf aber auch mit stolzer Freude auf die Resultate zurückblicken. In der fünften Curie wählte Niederösterreich durchweg christlich-social (9 Abgeordnete), trotzdem unter Führung der „Neuen Freien Presse" in Wien die Fortschrittler für die Socialdemokraten stimmten; Oberösterreich drei, Salzburg einen, Tirol drei Katholiken, Krain und Görz je einen katholischen Slovenen, Vorarlberg einen Christlich-Socialen. Socialdemokraten wurden nur in Böhmen (7), in Mähren (3), in Galizien (2), in Schlesien (1), in Steiermark (1), im Ganzen 14 gewählt. Das Wiener katholische Volk warf die Socialdemokraten und Fortschrittler in glänzendem Siege zurück, eine That, welche den Kaiser mit hoher Genugthuung erfüllte. In Brünn und Graz haben die Socialisten der Hilfe der Liberalen den Sieg zu verdanken, die in unbegreiflicher Verblendung sich von der jüdischen Presse und von ihrem Haß gegen die Kirche zu diesem selbstmörderischen Akte verleiten ließen.

Für die Werthschätzung des österreichischen Liberalismus im Volke ist es bezeichnend, daß — abgesehen von Istrien und Triest, wo die italienisch-nationalen Erwägungen den Ausschlag geben — in der fünften Curie nur zwei liberale Abgeordnete nach alter Denomination und zwar in Nordböhmen gewählt wurden; in Schlesien und Kärnten erreichten ein Schönerer-Anhänger und ein Deutsch-Volklicher die Majorität, beide liberal mit der Nuance, daß sie Wuotan und Bismarck für ihre Götter halten. Mit dem Ausfall der Wahlen in der fünften Curie dürfen die Katholiken sonach zufrieden sein. Es war die erste Probe und sie ist mit gutem Erfolge von den Katholiken bestanden worden. Das läßt hoffen, daß bei den nächsten Wahlen noch günstigere Resultate sich erzielen lassen werden. Aber auch in den Landgemeinden und Städten haben die



Katholiken erfreuliche Erfolge aufzuweisen. So haben in Niederösterreich die Christlich-Socialen von 27 Sitzen 15 errungen, in Oberösterreich die Katholiken mehrere Sitze den Liberalen abgerungen. Dem Liberalismus ist sonach der Besitz der Städtemandate nicht ohne hoffnungsreiche Erfolge streitig gemacht worden. Er mußte sich in die Handelskammern flüchten, die mit Ausnahme von Galizien und Böhmen eine Domäne des Liberalismus sind, mag er sich nun deutsch-fortschrittlich oder deutsch-volklich oder italienisch-liberal nennen.

Das Gesammtresultat der Wahlen hat demnach eine gewaltige Verschiebung der parlamentarischen Parteien herbeigeführt. Als die stärkste Partei erscheinen die Jungczechen mit 62 Mann; ihnen folgen die Polen mit 59 und die Deutsch-Fortschrittlichen mit Anhang mit 46. Von der stolzen Höhe, deren sie sich noch, weit über 100 Mann stark, in der letzten Periode erfreuten, sind sie tief herabgesunken, aber nicht so tief, um bedeutungslos zu sein. Denn die deutsch-fortschrittliche Fraktion hat ihre Hilfstruppen in den 37 Deutsch-Volklichen und eventuell auch in den 28 verfassungstreuen Großgrundbesitzern, die aber, wie es scheint, mit den Handlangern der Socialdemokratie nicht mehr aus derselben Schüssel essen wollen. Die katholische Volkspartei, mit welcher sich die Majorität des Hohenwart-Clubs vereinigt hat,[1]) zählt nur 35 Mitglieder, während die Christlich-Socialen mit 30 Mann in den Reichsrath einzogen. Daneben bestehen noch — außer den 14 Socialdemokraten — eine lange Reihe kleinerer Gruppen, die eine Mitgliederzahl von 2 bis 19 aufweisen: conservative Großgrundbesitzer (19), Kroatische Rechtspartei, Nationale Slovenen, Polnische Volkspartei, Partei Stojalowski u. s. w, eine bunte Musterkarte politischer Parteibildungen, die wohl auch einem weiseren Mann, als Graf Badeni zu sein scheint, Grausen bereiten könnte.

1) Die Minorität, 6 Mann, bildete den Club des „Centrums“



„Multiplicasti plebem, sed non multiplicasti laetitiam,“ mag Graf Badeni geseufzt haben, wenn er ein **Freund der** Psalmenlektüre ist. Denn der Reichsrath hat sich um die 72 Abgeordneten der fünften Curie, die Graf Badeni mit vielen Mühen geschaffen hat, vermehrt und ist auf die stattliche Zahl von 425 Reichsboten angewachsen; aber unter all den 425 finden sich nicht 213 fühlende Herzen, die dem Manne, der „führen will“, blindlings zu folgen geneigt sind. Er versucht zu freien: da sind die siegesfrohen Jungczechen und die einflußreichen Polen, die nicht weniger wie drei Minister im Cabinete sitzen haben; da sind die stark reducirten Deutsch-Fortschrittler, welche sich schmollend im Hintergrund halten; da kommt die junge, hoffnungsreiche katholische Volkspartei, die alten Conservativen, die Christlich-Socialen, die slavischen Christlich-Socialen. Die Wahl wird zur Qual. Graf Badeni möchte Alle haben und Keinem etwas geben; Alle sich verbinden und keine Verpflichtungen übernehmen. Er combinirt und wie in einem politischen Irrgarten kommt er aus der Combination einer Majorität, welche auch die Deutsch-Fortschrittler umfassen soll, nicht heraus. In einer wunderlichen politischen Idiosyncrasie will er eine Majorität vermeiden, in welcher die katholische Volkspartei sitzt. Lieber will er es mit dem abgehausten Liberalismus versuchen. Aber hier stößt er auf spröden Sinn und kühle Begegnung. So bleibt er ohne Majorität, weil er die, welche zu haben wäre, nicht mag, und die welche er will, nicht bekommt. Graf Badeni und sein Cabinet reichen ihre Demission ein; mehrere Tage Hangen und Bangen; der Kaiser lehnt die Demission ab und erklärt, daß er volles Vertrauen zum Ministerium habe und kein Parteiregiment wünsche. Graf Badeni bleibt — und inzwischen hat sich ohne ihn und nicht schlechtweg für ihn eine Majorität gebildet, die aus den Polen (59), Czechen (62), der kathol. Volkspartei (35), den slavischen Christlich-Nationalen (35), den conservativen Großgrundbesitzern (19), dem Rest des



alten Hohenwart-Club, Centrum genannt (6), den Rumänen (6), den Serben (2), zusammen aus 224 Abgeordneten besteht. In religiösen und socialen Fragen wird diese Majorität wohl auch die Unterstützung der 30 Christlich-Socialen gewinnen. Diese Majorität wählte das Präsidium und zwar zum Präsidenten den früheren Vicepräsidenten Dr. Kathrein aus der katholischen Volkspartei, zum ersten Vicepräsidenten einen Jungczechen und zum zweiten Vicepräsidenten einen Polen.

Die liberale Presse lamentirte über diesen Ausgang der Wahl, welche die Liberalen der als unverlierbares Erbstück betrachteten Führung des Reichsrathes beraubte, ohne daß das Parlament und das Reich erbebte. Wie im deutschen Reichstage der Centrumsmann Freiherr von Buol die Geschäfte zum Aerger der antikatholischen ehemaligen Cartellbrüder mit Geschick und Glück leitet, so wird der neue Präsident des österreichischen Reichsraths, Dr. Kathrein, seine Pflichten treu und erfolgreich erfüllen und seine Autorität und die Ehre des Reichsraths stets wahren. Für findige und phantasiereiche Zeitungsschreiber aber bietet die Thatsache, daß in den beiden eng verbündeten Reichen, in Deutschland und dem cisleithanischen Oesterreich zwei „Ultramontane" an der Spitze der Reichsvertretungen stehen, reichen Stoff zu gruselnden Phantasien über die kommende Reaktion und über Rückwärtsbewegung der mitteleuropäischen Cultur.

Was den Grafen Badeni bestimmte, die Majorität mit den Liberalen zu erstreben und die Majorität mit Dipauli und Genossen zurückzuweisen, wird der weitere Verlauf der parlamentarischen Verhandlungen enthüllen Heute ist seine Politik noch unverständlich; denn im Ernste konnte er doch nicht darauf rechnen, die durch die Sprachenverordnung gewonnenen Jungczechen und die denselben widerstrebenden Deutsch-Fortschrittler in dasselbe Joch zu spannen Die Gewinnung des verfassungstreuen Großgrundbesitzes (28), die er erstrebte, würde ihm aber — abgesehen von der Un-

zuverlässigkeit dieser Herren — die katholische Volkspartei auch nicht einmal numerisch ersetzt haben. Offenbar fürchtete Graf Badeni sowohl die Jungczechen wie die Katholiken, und wagte den abenteuerlichen Versuch, die Liberalen zur Sicherung gegen nationale oder kirchliche Unbequemlichkeiten heranzuziehen. Die Majorität, die sich nun ohne seine Mitwirkung gebildet hat, scheint er nicht für geeignet zu halten, seine Politik zu unterstützen. Welches aber seine Politik ist, und wohin „seine Führung" geht, wird heute schwerlich ein Mitglied des Reichsrathes sagen können. Für die katholischen Bestrebungen und Ziele, die in dem Wahlhirtenbriefe des österreichischen Episkopates ebenso maßvoll wie klar vorgezeichnet sind, wird Graf Badeni nach den politischen Kreuz- und Querzügen der letzten Wochen wohl nicht zu haben sein. Der Satz der Thronrede, daß „die erziehliche Thätigkeit der Schule durch entsprechende Einrichtungen in den Lehrerbildungsanstalten erreicht" werden soll, wird demnach wohl nicht viel zu bedeuten haben. „Quieta non movere," sagte der Unterrichtsminister v. Gautsch ganz im Sinne der Liberalen und der liberalen Schulbureaukratie.

Auf dem Schulgebiete ist auch von dem neuen Reichsrathe für die österreichischen Katholiken nicht viel zu hoffen — trotz der czechisch-polnisch-slavisch-katholischen Majorität. Vielleicht gelingt es, hie und da Mißstände zu beseitigen und die Verwaltung zu nöthigen, den Forderungen der Katholiken mehr, wie bisher, entgegen zu kommen; aber eine Aenderung im System ist nicht zu erreichen. Die Jungczechen und ein erheblicher Theil der Polen würden abschwenken und die Katholiken im Stiche lassen. Es ist daher mehr als lächerliche Uebertreibung, wenn die liberale Presse die Neuschule für gefährdet erklärt und alle Mann zum Schutze dieser angeblich kostbarsten Errungenschaft Oesterreichs aufruft.

Solche Uebertreibungen gehören zum erblichen Inventar unserer deutsch-fortschrittlichen Partei. Wie in der Kirchen-

und Schulpolitik, so stören und hindern sie auch in den nationalen Fragen den so dringend wünschenswerthen Ausgleich. Die Partei verschließt ihre Augen vor den offenkundigsten Thatsachen und lebt nur in den Erinnerungen ihrer einstigen Herrschaft. Während die Statistik sie belehren könnte, daß in Cisleithanien nur 36,05 % der Bevölkerung deutsch sind, und die Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre beweist, daß die slavischen Stämme sich einer erfreulichen Culturentwicklung rühmen können, erheben die Deutsch-Fortschrittler immer noch dieselben hohen Ansprüche in nationalen Fragen, wie sie dieselben zur Zeit ihrer Alleinherrschaft unter rücksichtsloser Bedrückung der anderen Nationalitäten durchzusetzen wußten. Wie die Magyaren in Ungarn, so sollen nach ihren Wünschen die Deutschen — natürlich nur die „liberalen" Deutschen — in Oesterreich gebieten und die slavischen Stämme sollen sich glücklich schätzen, die Brosamen der Gnade, die von ihrem Tische fallen, genießen zu dürfen. Die Preßorgane dieser Richtung überbieten sich darum in deutschem Chauvinismus und übermüthiger Herabsetzung der slavischen Stämme, ob diese nun Czechen, Polen oder Südslaven heißen. Und während sie von Deutschthum triefen, wenn es gilt, die Slaven zu bekämpfen, klatschen sie Beifall, wenn die italienischen Liberalen Deutsche wie Slaven in rücksichtslosester Weise bedrängen. Jener alte Anspruch auf die Hegemonie in Oesterreich, der weder den staatsrechtlichen noch thatsächlichen Verhältnissen entspricht, verblendet heute noch die Führer der deutsch-fortschrittlichen und fast noch schlimmer die der deutsch-volklichen Partei und macht sie unfähig, an der gedeihlichen Lösung der nationalen Fragen mitzuarbeiten. Aus dieser chauvinistischen Stimmung ist denn auch der heutige gewaltige Lärm wegen der Sprachenverordnungen für das Königreich Böhmen vom 5. April d. Js. zu erklären.

Die erste der neuen Verordnungen stellt sich als eine

Weiterbildung der mit der Unterschrift des deutschliberalen Ministers Stremayer am 19. April 1880 erlassenen „Sprachenordnung“ dar, welche die gesetzliche Gleichberechtigung der deutschen und czechischen Sprache in Amt, Schule und öffentlichem Leben der Verfassung gemäß ausspricht und die Behörden anweist, mit den Parteien und autonomen Organen in der Sprache zu verkehren, deren sich die letzteren bedienen. Damit wurde nur festgesetzt und neuerlich ausgesprochen, was in Oesterreich immer Rechtens war, was trotz mancher zeitweiliger Verdunkelungen stets bestand, und was die Verfassung vom 21. Dezember 1867 im Artikel 19 als Staatsgrundgesetz verkündet: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt. In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet sein, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder dieser Volksstämme die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält.“ Daraus folgt mit unerbittlicher Logik, daß die gerichtlichen und administrativen Behörden eines mehrsprachigen Kronlandes Parteien aus diesem Kronlande in der von den letzteren gebrauchten üblichen Landessprache bedienen müssen. Das verlangt an erster Stelle die neue Sprachordnung auch; sie schreibt dann aber vor, daß die Verhandlungen mit den Parteien sowohl wie in und zwischen den Landesbehörden im Verlaufe des gesammten gerichtlichen oder Verwaltungsverfahrens in der Sprache der Partei geführt werden. Das Neue besteht also darin, daß die innere Amtssprache in den Landesbehörden in jeder Sache sich nach der Partei zu richten hat.

Zur Durchführung dieser Sprachordnung bedürfen Justiz und Verwaltung aber zweisprachiger Beamten in größerer Zahl als dies bisher nothwendig war. Ob diese zur Zeit vorhanden sind, werden die Ressortminister wohl bejahen; sie würden sonst wohl nicht die neue Sprachordnung mit dem Tage der Publikation haben in Kraft treten lassen. Um aber die Durchführung dauernd zu sichern, haben sie sich entschließen müssen, in einer zweiten Verordnung über die „sprachliche Qualifikation" vom 5. April l. Js. zu bestimmen, daß alle vom 1. Juli 1901 ab im Königreiche Böhmen anzustellenden Beamten beider Landessprachen mächtig sein müssen.

Das ist der wesentliche Inhalt der beiden Sprachenverordnungen, gegen welche sich der Lärm der Deutsch-Fortschrittlichen und Deutsch-Volklichen wendet, und welchen ein Dringlichkeitsantrag derselben im Reichsrathe kurzer Hand das junge Leben rauben wollte. Wer aber mit der Rechts- und Verfassungsgeschichte Oesterreichs bekannt ist und die Verordnungen vorurtheilslos prüft, wird ihre Rechtsbeständigkeit und ihre Zweckmäßigkeit nicht bestreiten können. Der Chauvinismus und der Unmuth über die eigne Schwäche raubt jedoch der Opposition so vollständig alle Besinnung, daß sie Versuche machte, auf sächsischem Boden, im Bade Elster, eine Protest- und Agitationsversammlung zu halten, die verständiger Weise von der sächsischen Behörde verhindert wurde. Die deutschfortschrittliche Partei protestirte feierlich gegen die Verordnungen als eine Verletzung der Rechte der Deutschböhmen, als „Faustschlag gegen das deutsche Volk", als eine „dem Deutschthum angethane Schmach", als eine Bedrohung der „Rechtssicherheit" und als „Ausschluß des Großtheiles der Volksgenossen vom öffentlichen Dienste". Nach diesem Paradigma erlassen nun auch ein Unzahl liberaler Gemeindevorstehungen in Böhmen und andern Kronländern gleichlautende Proteste gegen das neue Attentat auf das

deutsche Volk. Wenn aber Deutsche, wie **Dipauli**, eine besonnenere Prüfung der Verordnungen fordern, tönt ihnen der fanatische Ruf „Verräther" entgegen Solche **Politiker** sind im Grunde genommen nur pathologisch zu behandeln. Nach der 1880er Sprachenordnung haben sie geradeso gezetert und gewettert und den baldigen Ruin des Deutschthums in Böhmen vorhergesagt. Aber das Deutschthum besteht noch fest und fast ungeschmälert; woher aber die Schmälerung gekommen, das mögen sich die deutsch-böhmischen Großindustriellen von ihrem ehemaligen Landsmanne Herkner in Karlsruhe sagen lassen. Der Grund ist für sie nicht ehrenvoll.

Das Königreich Böhmen hat nach der Zählung von 1890 5 843 094 Einwohner, von welchen 2 159 011 die deutsche, 3 644 188 die czechische und 866 eine andere Sprache als Umgangssprache haben. Die Zahl der Czechen dürfte aber, wie in diesen Blättern[1]) nachgewiesen wurde, größer sein, da die Fragestellung bei der Zählung zu Ungunsten der Czechen ausschlagen mußte. Im Norden und Westen liegen die zusammenhängenden Sprachgebiete der Deutschen, im Osten, Centrum und Süden die der Czechen. Beide Volksstämme aber haben zahlreiche Volksgenossen im ganzen Lande zerstreut und die Mischung wird immer stärker, je besser die Verkehrsverhältnisse werden und je reicher der czechische Arbeiterstrom sich in die industriellen Bezirke Nord- und Westböhmens ergießt. Es gibt keine einzige Bezirkshauptmannschaft in Böhmen, die nicht deutsche und czechische Bewohner zählte. Hie und da sind die Minoritäten gering an Zahl, aber die staatsbürgerlichen Rechte knüpfen sich nicht an die Majoritäten, sondern an die physischen Personen. Eine von mir gemachte Aufstellung über die

---

1) Bd. 115. S. 721 und 801 ff.: „Die Bevölkerung in Cisleithanien"

sprachlichen Minoritäten bis zu 10000 Einwohner in den Bezirkshauptmannschaften ergibt folgende Resultate:

In 29 Bezirkshauptmannschaften betragen die czechischen Minoritäten 10 bis 10,000, und zwar befinden sich unter 100 in 8 Bezirken; von 100—1000 in 10; von 1000—2000 in 5; von 2000—3000 in 2; von 3000—9000 in 1; von 9000—10,000 in 3; in der Stadt Reichenberg aber leben 1613 Czechen. Die Gesammtheit dieser czechischen Minoritäten beträgt 48,396 bei einer deutschen Bevölkerung von 1,489,047; in Prozentsätzen der Gesammtbevölkerung ergeben sich in diesen Distrikten 96,86 % Deutsche und 3,14 % Czechen.

Die deutschen Minoritäten variiren in 43 Bezirkshauptmannschaften wie folgt: unter 100 in 3; von 100—1000 in 29; von 1000—2000 in 1; von 2000—3000 in 0; von 3000—9000 in 8; von 9000—10,000 in 2. Die Gesammtzahl der deutschen Minoritäten beträgt in den bezeichneten Distrikten 66,646, denen eine czechische Bevölkerung von 2,714,525 gegenübersteht; in Prozenten der Gesammtbevölkerung ausgedrückt zählen in diesen Bezirken die Deutschen 2,86 %, die Czechen 97,14 % — wobei, wie oben, die verschwindend geringe Zahl der anderssprachigen Bewohner außer Ansatz bleibt.

Aus den vorstehenden Ziffern ergibt sich, daß Czechen wie Deutsche das gleiche Interesse haben, ihre zahlreichen Minoritäten geschützt zu sehen und denselben die ohnedies schwierige Lage durch den Schutz ihrer Sprache vor Gericht und vor der Verwaltung zu erleichtern. Ja, die Deutschen haben ein noch größeres Interesse, da ihre kleinen Minoritäten noch verstreuter im Lande als die der Czechen leben. Es ist aber weder gerecht noch klug, diese Minoritäten als quantité négligeable zu betrachten; das widerstreitet einmal dem Staatsgrundgesetz und würde auch für beide Nationen nach

und nach die Verluste der vorgeschobenen Posten herbeiführen.[1])

Aber liegt denn nicht — rufen die frondirenden Deutsch-Böhmen — in der Forderung, daß die **neuen** Beamten vom 1. Juli 1901 ab beide Sprachen verstehen müssen, eine ungerechte Bedrückung der deutschen Bevölkerung, deren Söhnen man eine neue Last auferlegt? Allerdings liegt hier ein Novum vor, ein Zwang, dessen Nothwendigkeit aber auch die **deutsche** Verschuldung herbeigeführt hat. Seitdem nämlich die deutschliberale Majorität die Einfügung des 3. Absatzes in den oben angeführten § 19 des Verfassungsgesetzes vom 21. Dezember 1867 veranlaßt hat, mußte die andere Landessprache als **obligatorischer** Gegenstand in den Mittelschulen wegfallen. Unter den Deutschen nahm von da an die Kenntniß des Czechischen ab, während die Czechen aus praktischen Erwägungen nach wie vor sich bemühten, Deutsch zu erlernen. So kam es denn, daß man fast überall, wo man zweisprachige Beamte brauchte, zu **Czechen** greifen mußte, weil deutsche Beamte nicht vorhanden waren, und wenn thatsächlich heute in gemischten Bezirken mehr czechische als deutsche Beamte angestellt sind, so liegt das weder im „System Taaffe" noch im „System Badeni", sondern in dem Mangel an zweisprachigen deutschen Beamten, unter welchem Mißstande in Regierung jedoch die Rechtspflege und Verwaltung nicht leiden lassen darf. Eine ähnliche, in ihren Folgen noch beklagenswerthere Erscheinung ist der Mangel an deutschen Seelsorgern in den sprachlich gemischten Bezirken. Im Uebrigen ist der **Beamte** des **Volkes** wegen da, nicht umgekehrt, und der Staat hat das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Beamte fähig ist, seine Pflichten

1) Inzwischen ist die vom 22. April datirte gleichlautende Sprachenverordnung für **Mähren** erschienen, auf die wir noch zurückkommen werden.

im Dienste des Volkes zu erfüllen. „Ein Beamter", führte in der Sprachendebatte am 5. Mai 1880 der bekannte verstorbene Abgeordnete Lienbacher gegenüber ähnlichen Beschwerden der Deutschliberalen aus, „darf gezwungen werden, alle jene Kenntnisse sich zu eigen zu machen, die erforderlich sind, um in einem bestimmten Lande dienen zu können, wenn er doch dienen will, wozu ihn niemand zwingt". Den so natürlichen Satz, daß der Beamte des Volkes wegen da ist, wird hoffentlich die deutsch-fortschrittliche Partei nicht bekämpfen wollen, so wenig er auch unsern liberalen dünkelhaften Bureaukraten behagt. Erkennt sie ihn an, so muß sie auch die Consequenzen hinnehmen, welche nach Lage der Rechts- und Sprachenverhältnisse die Regierung in den beiden Verordnungen gezogen hat.

Die Durchführung der Sprachenordnung wird allerdings zuerst mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein. Allein man wird sie in Kauf nehmen müssen um des höheren Gutes willen, das sie bringen soll. Ein solches Gut ist ohne Zweifel die sprachliche Gleichberechtigung zweier dasselbe Land bewohnender Volksstämme und die Anbahnung friedlichen Zusammenlebens dieser Stämme. Die Beamten aber müssen um dieser staatlichen Zwecke willen eine Mehrarbeit und Unbequemlichkeiten auf sich nehmen. Zur Verminderung derselben wird es beitragen, wenn die deutsche Jugend Böhmens mit dem fortschrittlichen Vorurtheil gegen die Erlernung der czechischen Sprache bricht, und die czechische Jugend sich die Aneignung der deutschen Sprache angelegen sein läßt. Bei der steigenden Durchmischung beider Stämme ist das ein Gebot staatlicher Nothwendigkeit. Schon hat darum der Unterrichtsminister Anstalten getroffen, um an den Prager Universitäten Curse zur Erlernung der deutschen und czechischen Sprache einzuführen. Die zweckmäßigste Maßregel aber würde darin bestehen, daß in allen Mittelschulen des Königreiches Böhmen der Unterricht in beiden Sprachen als

obligatorischer Lehrgegenstand eingeführt würde. In zwei Decennien würden dann die Regierung und die autonomen Behörden über ein Beamtenmaterial verfügen, welches den Aufgaben des Beamtenstandes in Böhmen völlig gewachsen wäre. Es gehört darum nur zu den gewohnheitsmäßigen lächerlichen Uebertreibungen der Partei, wenn sie in tragischem Tone den Ausschluß des „Großtheils der Volksgenossen vom öffentlichen Dienste“ prophezeit. Ausgeschlossen werden thatsächlich vom 1. Juli 1901 nur jene anzustellenden Candidaten, welche so träge oder so unfähig sind, die czechische Sprache zu erlernen — und um diese braucht weder der Deutsche noch der Czeche zu weinen.

Während Ungarn eine Staatssprache, die magyarische, unter brutaler Unterdrückung der Deutschen und Slaven eingeführt hat, besitzt Oesterreich keine Staatssprache. Die deutsche Sprache erfreut sich indessen vieler Bevorzugungen. Sie ist und bleibt nicht nur in Böhmen die gleichberechtigte Landessprache, sondern bleibt die Sprache des Verkehrs unter den Behörden in allen eigenen Angelegenheiten der Behörden und Beamten. Wo Parteien nicht in Frage kommen, verhandeln, wie jüngst in der Prager „Politik“ dargelegt wurde, die Behörden mit den Beamten und unter sich deutsch. Alle Berichte, die nicht zu den Parteisachen gehören, müssen deutsch abgefaßt werden: kurz, die deutsche Sprache ist nicht zu der Rolle eines Aschenbrödels verurtheilt, wie die böhmischen Deutsch-Fortschrittler klagen. Außerdem bleibt das Deutsche die Dienstsprache der Armee. Erwägt man endlich noch, daß das Deutsche die Sprache des Hofes, die Sprache der Centralbehörden, des Reichsrathes, der Gesetze bleibt, so versteht man nicht, mit welcher Stirn die deutsch-liberale Presse von dem bevorstehenden Niedergang der deutschen Sprache und des Deutschthums reden kann. Die deutsche Sprache wird in Oesterreich stets die Sprache der Reichseinheit bleiben. Die gemein-

samen Interessen der Kronländer und die Nothwendigkeit des geschäftlichen Verkehrs bedingen den Besitz einer Sprache als gemeinsamen Verständigungsmittels, und diese Sprache kann nur die deutsche sein. „Als einheitliche Sprache in diesem Sinne" — erklärte der Sprachenausschuß des österreichischen Reichsrathes vom Jahre 1884 — „ist die deutsche Sprache, ohne daß sie je der legislativen Stütze bedurft hätte, von allen Volksstämmen stets und freiwillig anerkannt worden".[1])

Das wird auch so bleiben, weil Klugheit und Zweckmäßigkeit und historische Ueberlieferung es verlangen; gefährdet wird aber die Stellung der deutschen Sprache im Reiche am schlimmsten durch den Chauvinismus jener Deutschen, welche den slavischen Staatsgenossen jedes Recht mißgönnen und für sich eine Alleinherrschaft verlangen, die nun einmal für alle Zukunft ausgeschlossen erscheint. Die papierenen Proteste, die Meetings und die Toaste werden dem Deutschthum nicht frommen und gegen die aus staatlicher Nothwendigkeit hervorgegangenen Verordnungen nichts vermögen. Die künstlich gemachte Erregung wird, wie 1880, verrauchen und die liberalen Deutschen werden um eine Niederlage reicher und um ein gut Theil Achtung ärmer sein. Wir Deutschen aber, die wir in Würdigung der staatsrechtlichen Verhältnisse und der Gesammtinteressen des Reiches die Verordnungen billigen, tragen den kindischen Vorwurf des Volksverrathes von jener Seite leicht, die in ihrem Gebahren nur allzuoft an Landesverrath streift.

---

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter Bd. 94, 103.

LXI.

Zeitläufe.

Der neue „Dreibund“ nach dem griechischen Kriege?

Den 24. April 1897.

Es ist also den Griechen gelungen, die Kriegserklärung Seitens der Türkei herbeizuführen. Deshalb den Sultan als den „Angreifer“ anzusehen, wird Niemanden einfallen. Denn er konnte nicht mehr anders; durch die Einfälle der griechischen Banden in türkisches Gebiet war ihm die Kriegserklärung absichtlich aufgezwungen. Das ist geschehen trotz Europa und der Noten seiner Diplomaten. Schon vor zwei Monaten schrieb das conservative preußische Hauptblatt: „Die Dreistigkeit des untergeordneten griechischen Staates gegenüber ganz Europa gränzt nahezu an's Unglaubliche; Griechenland wagt es, die europäischen Mächte fast der Lächerlichkeit preiszugeben, denn weit davon entfernt sind sie wahrlich nicht mehr, wenn man bedenkt, daß es ihnen bisher nicht erreichbar war, eine mehr oder minder rebellische Bewegung zu ersticken, die, von einem winzigen Ländchen ausgehend, nunmehr eine Gestalt angenommen hat, die bedrohlich geworden ist für ganz Europa“.[1])

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. Februar ds. Js.

„Die Zerbröckelung der Türkei": meint das Blatt. In der That mußte man wünschen, daß die Griechen nicht Sieger blieben; denn das würde unbedingt die Erhebung des Völkergewirres in Macedonien zur Folge haben. Bulgarien, Serbien, Montenegro würden sich aufraffen, um je ihren Antheil in dem Vaterlande Alexanders des Großen einzuheimsen, und Rußland müßte auf ihrer Seite stehen gegen Griechenland, aber auch gegen das Besitzrecht der Türkei in Macedonien. Rußland fürchtet von jeher die großgriechischen (byzantinischen) Aspirationen, und mit Recht hat das Münchener Bismarck-Blatt sofort bei der ersten Nachricht von der griechischen Vorrückung diesen Umstand hervorgehoben. „Ein Moment gibt es aber, das Rußland nicht übersehen kann und nicht übersehen wird, das ist die Zugehörigkeit der neu entstandenen christlichen Balkanstaaten zur slavischen Race. Es kann sich als Schutzmacht über diese staatlichen Gebilde wohl mit der benachbarten Großmacht Oesterreich-Ungarn verständigen, aber nimmermehr das Aufkommen eines neuen Panhellenismus dulden. Großgriechische Aspirationen bedeuten für politisch absehbare Zeit nichts Anderes als das Uebergewicht Englands im östlichen Mittelmeere".[1])

Es ist bezeichnend, daß gerade damals, als die kriegerischen Stellungen an der griechischen Nordgrenze auf Spitz und Knopf standen, in Paris das Gespenst der Wiederherstellung des alten „Dreikaiser-Bundes" an die Wand gemalt wurde, und zwar von einer dem auswärtigen Amt nahestehenden Presse. „Deutschland und Oesterreich seien bereit, Rußland in ihre Arme zu schließen und den klassischen Dreibund wiederherzustellen, den der drei Kaiserreiche des Nordens". Kaiser Wilhelm II. verfolge schon lange das Ziel,

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 20. April d. Js.

dem auf der Balkan-Halbinsel geschaffenen Gegensatz zwischen den Russen und Oesterreichern ein Ende zu machen. Zudem seien jetzt alle Anlässe zu Verstimmungen zwischen Oesterreich und Rußland verschwunden „Dank der deutschen Politik". Man tröste sich in Wien darüber, daß Bulgarien dem Einflusse Oesterreichs entschlüpft sei, Serbien nicht mehr die Losung am Ballplatz hole und der Weg nach Salonichi verschlossen sei. „Das Dreikaiser-Gespenst", hieß es am Schluß, „hat hier seit Wochen viele Leute erschreckt".[1])

Der alte „Dreikaiser-Bund" war lautlos erloschen, und er hat durch den erst kürzlich durch Bismarck verrathenen deutsch-russischen Rückversicherungs-Vertrag einen üblen Geruch hinter sich gelassen. Bis dahin wurde angenommen, daß laut wiederholter Versicherungen im ungarischen Parlament die beiderseitigen „Aktionssphären" links und rechts des Donaulaufes zwischen Oesterreich und Rußland friedlich getheilt seien.[2]) Noch zur Zeit des Bundes schrieb ein wohlunterrichteter Berichterstatter aus Wien: „Die Selbstbeschränkung österreichischerseits ginge dahin, daß es auch heute nicht mehr verlangen würde, als Fürst Felix Schwarzenberg einst als östlichste Grenze für Oesterreich bezeichnet hat. Es wäre dies Salonichi; dem Traum von einem Oesterreich bis zum Schwarzen Meere müsse man entsagen, und die gegenwärtigen österreichischen Staatsmänner dürften nicht machtgieriger seyn, als es jener schneidige Staatsmann von einst gewesen".[3]) Wie es jetzt steht, beweist die Thatsache der neuen Schöpfung des dreigliederigen Balkanbunds unter

1) Pariser Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. und 15. April d. Js.

2) „Histor.-polit. Blätter" 1884. Band 93. S. 474 ff.

3) „Oesterreich und Rußland" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 18. Januar 1883.



russischem Schutze mit ausdrücklicher Zurückstoßung Oesterreichs.

Mit der Bismarck'schen Erbschaft im neuen deutschen Reich ist naturgemäß das Bedürfniß verbunden, sich bei jeder Gelegenheit an Rußland heranzuschlängeln. Was aber Oesterreich davon haben soll, ist nicht abzusehen. Allerdings erhöht sich die Werthschätzung der deutschen Dienste für Rußland, wenn man aus Berlin die österreichische Ergebenheit in der Tasche mit nach St. Petersburg bringen kann. Als der österreichische Minister Graf Goluchowski zum Jahresfeste des Schwarzen Adler-Ordens nach Berlin reiste, konnte Jedermann ahnen, daß es sich um mehr als eine bloße Bedankung für den Orden handle.[1]) Jetzt reist der Kaiser von Oesterreich zum Gegenbesuch nach der russischen Hauptstadt; unmittelbar vorher, gleichsam um vorzubereiten, erschien der deutsche Kaiser zur Frühjahrsparade in Wien. Als im Herbst vorigen Jahres der neue Czar seine Antritts-Visite nicht in Berlin, von wo er den ersten Besuch empfangen hatte, erstattete, sondern in Wien, nahm man das dort nicht übel auf, sondern bald folgte dort der bekannte Toast auf den Kaiser von Oesterreich als „intimsten Freund und Bundesgenossen".[2]) Zur selben Zeit bemächtigte sich die französische Presse der Frage, was die Aenderung der Verhältnisse im europäischen Osten zu Gunsten Rußlands für die Rachepläne Frankreichs bedeute. Darauf folgte vom Rhein die ächt deutsche Antwort:

„Europa kosackisch zu machen, ist das Ziel des Panslavismus; den Halb- und Ganz-Barbaren, die den letztern vertreten, erscheint der Westen Europa's verfault, sie wollen ihm mit ihrer Knute, ihrer Sprache, ihrer Denkweise, ihren Ein-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. Januar d. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 20. August 1896.

richtungen, ihrer Orthodoxie wieder gesunde Zustände bringen. Dieses Ziel braucht ihnen nicht so entfernt zu scheinen. Unaufhaltsam dringt das Slaventhum in Europa nach Westen vor; seine Vorposten, die verschiedenen Natiönchen, Czechen, Slovaken, Serbocroaten usw. consolidiren sich, werden immer selbstbewußter und stärken sich im Hasse gegen das Deutschthum, dem sie das bißchen Civilisation verdanken, das sie vielfach wider Willen erhielten, und dem sie mit Undank lohnen. Dies ist das Moment, das diese bisweilen mit einander streitenden Stämme unter einander eint. Die Verantwortung für diese Steigerung der slavischen Gefahr fällt niemandem in höherm Grade zu, die Slaven sollten niemand dankbarer sein für die Förderung ihrer Interessen — trotz dem Berliner Congreß und trotz dem Mißmuth der Russen ob desselben — als dem ehemaligen deutschen Reichskanzler Bismarck Wenn der Verslavungsproceß Oesterreich-Ungarns immer weiter fortschreitet, wenn die österreichische Reichsregierung dem Slaventhum freundlich entgegenkommt trotz der immer stärkern Gefährdung des Deutschthums, zuerst nothgedrungen, dann aus eigenem Antriebe, ist dies die Folge jener Politik, die an Stelle eines großen Deutschland ein Großpreußen, an Stelle eines Reiches mit stark katholischer Bevölkerung ein protestantisches Reich zu setzen suchte, die Oesterreich aus Deutschland abdrängte und durch die Anbahnung des Dualismus den österreichischen Kaiserstaat spaltete, schwächte und, was darin deutsch war, dem Slaventhum überantwortete. Der Früchte dieser bismarckischen Politik freuen sich mit Recht die Franzosen, welche auf den Panslavismus als Bundesgenossen zu Niederwerfung des Deutschthums hoffen.“ [1])

In der That ist nicht abzusehen, was ein Reich, welches das Deutschthum in seinem prangenden Titel führt, von einem Bunde haben soll, in welchem Oesterreich zwischen der preußischen Vormacht und Rußland eingeklemmt ist wie zwischen zwei Mühlsteinen.

---

1) „Kölnische Volkszeitung“ vom 7. August 1896.

Auch auf anderer Seite beginnen die Augen allmählig aufzugehen. Einerseits haben die jüngsten Neuwahlen in Oesterreich, andererseits die neue Sprachenverordnung für Böhmen und Mähren dazu beigetragen, welche letztere geradezu als ein stilles Begräbniß für das Deutschthum in dem uns zunächst liegenden österreichischen Grenzland betrachtet wird. Nicht nur das liberale Deutschthum, jammert das preußisch-nationalliberale Hauptorgan in Berlin, sondern das Deutschthum überhaupt sei in Oesterreich an Händen und Füßen gebunden. Ein Stück nach dem andern des nationalen und culturellen Besitzstandes der Deutschen sei bereits abgebröckelt und noch größere, ja die schwersten Verluste stehen in Aussicht: ein zerstückeltes, in kleine, meist slavische, Staaten zerfallendes Oesterreich. „So werde man den Niedergang des Deutschthums in jeder Beziehung mit aufrichtigem Bedauern und nicht ohne Besorgniß registriren."[1]) Ein anderes Berliner Blatt betrachtet Angesichts des dem deutschen Reichstag vorliegenden Auswanderungsgesetzes das deutsche Unglück im Osten von einem weiter reichenden Gesichtspunkte:

„Das deutsche Volk mit seiner großen nationalen Colonialpolitik schuf in Oesterreich eine Macht, die, planmäßig vom Mutterland unterstützt und gefördert, heute die Balkanhalbinsel mitsammt Constantinopel, dem Schlüssel der Weltherrschaft, im Besitz hätte. Allein keiner der deutschen Fürsten und sogen. Staatsmänner hat ein Verständniß für diese national-internationale Colonialpolitik gehabt. Statt den Strom der deutschen Auswanderung nach dem Südosten Europa's zu leiten und einen unübersteiglichen Damm gegen russisch-mongolisches Barbarenthum zu errichten, trieb man die überschüssigen Millionen, die Deutschland zum vornehmsten Weltreich gemacht hätten, hinaus aus dem Land in ferne Erdtheile, und warf schließlich,

1) Aus der „National-Zeitung" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 9. April d. Js.

zur Krönung der dynastisch-junkerlichen ‚Nationalpolitik‘, Oesterreich aus Deutschland hinaus. Und jetzt, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen und alles deutsch-gründlich verpfuscht ist, kommt die deutsche Reichsregierung hinter der Weltgeschichte hergehinkt mit einem Plan, die deutsche Auswanderung, so lange es mit den afrikanischen Sumpf-, Sand- und Fieberlöchern noch nichts ist, nach — Südamerika zu lenken.“ [1])

Der bittere Vorwurf reicht allerdings weit zurück bis auf die innerliche Spaltung des Deutschthums im 16. Jahrhundert. Bezüglich der österreichischen Monarchie insbesondere hat aber das Jahr 1866 der Entwicklungsfähigkeit desselben unendlichen Schaden zugefügt. Der Zufluß der Kräfte, die ihm aus den westlichen Volksstämmen seit Jahrhunderten zukamen, hörte auf und Alles kam dem Slaventhum vom Nordosten her zu Gute. Was das alte Oesterreich für die Cultur der Balkanstaaten hätte leisten können, hat sich in der noch nicht zwanzigjährigen Besetzung Bosniens und der Herzegowina erwiesen. Bei den Delegations-Sitzungen des vorigen Sommers sprach der Reichsfinanzminister von Kallay, der Verweser Bosniens, bekanntlich Magyare, in stolzen Worten über die unerwartet erfreulichen Fortschritte dieses ehemals türkischen Gebiets, welche auch allgemein anerkannt sind, obwohl sie wegen der in Oesterreich nun einmal landesüblichen jüdischen Ausbeutung nicht ohne dunkle Flecken blieben. Er fügte bei: „Durch die Occupation Bosniens sind wir ein Balkanstaat geworden. Wir sind hiebei einem traditionellen Triebe der Monarchie gefolgt. Die ganze Geschichte der Habsburger deutet darauf hin, daß wir einen Stützpunkt im Balkan suchten, sowohl um die beiden Ufer unserer Grenzflüsse Save und Donau beherrschen zu können, als auch, um uns bei dem ganzen Völkergebilde des Balkans zur

---

1) Berliner „Vorwärts“ vom 10. April ds. Jrs.

Geltung zu bringen. Darum haben wir Bosnien und die Herzegowina occupirt und uns dadurch die nordwestliche Ecke des Balkans gesichert, denn von hier aus können wir commerciell sowohl als intellectuell und in Folge dessen politisch die Interessen des Balkans zu den unsrigen machen".[1])

Wesentlich bescheidener äußerte sich in derselben Sitzung der Minister des Aeußern. Er stellte das Bestehen einer geheimen Convention zwischen Rußland und Bulgarien in Abrede, und glaubte das vollste Vertrauen aussprechen zu dürfen, „daß Rußland an seiner jetzigen Politik, namentlich an der unbedingten Respektirung der bestehenden Verträge und an der Vermeidung jeder isolirten Einmischung in die Geschicke der Balkan-Staaten auch fernerhin festhalten werde". Noch drei Monate später wurde aus Wien berichtet: „Alles in Allem ist die nähere Verbindung Oesterreich-Ungarns mit Rumänien und Griechenland die Antwort auf die Verbrüderungskundgebungen, die zwischen Sofia, Belgrad und Cetinje in den letzten Monaten gewechselt wurden. Glücklicherweise sind die Dinge nicht scharf zugespitzt, sonst könnte man von einem Aufmarsch der slavischen und nichtslavischen Stämme des Balkan gegen einander sprechen, wobei sich die Einen um Rußland, die anderen um Oesterreich schaaren. So hat es denn mit der Bildung eines Balkanbundes seine guten Wege".[2]) Nun ist sie aber doch Thatsache geworden.

Man erräth wohl, was Oesterreich im besten Falle wenigstens bis auf Weiteres dafür zu erwarten hat, wenn

---

1) Bericht aus Wien s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 15. Juni 1896.

2) Wiener Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 23. Oktober 1896.

es sich an Rußland anschmieden läßt. **Was erwartet** man aber in Berlin zum Lohn für den Dienst? **Selbstverständlich** die Auflösung des „westöstlichen Bundes“, die **Zurückweisung** der Anlehnung Frankreichs. Aber sollte man in St. **Petersburg** sich das Bismarck'sche Spiel mit den „zwei Eisen im Feuer“ nicht gemerkt haben? In Paris haben schon seit Anfang des Jahres angesehene Blätter förmliche **Mißtrauenserklärungen** gegen das russisch-französische Bündniß veröffentlicht: Rußland wolle die slavischen Balkanstaaten zu seinen Vasallen machen, bringe Bulgarien und nun auch Serbien in seinen Machtkreis, hetze in Bosnien und der Herzegowina die Bevölkerung heimlich gegen Oesterreich auf; der slavische Einfluß wachse in einer für den Orient, dessen Cultur und Ideale bedrohlichen Weise und wolle nun auch Griechenland unterdrücken.[1]) Was antwortete auf solche Vorwürfe, gerade zur Zeit des Murawiew'schen Besuchs in Paris, das Blatt des Generals Komarow, des gelesensten in Rußland: „Wenn Rußland durch die Wiederherstellung des politischen Lebens der slavischen Völkerschaften Oesterreichs sich stärkt, so wird dieß nur eine Schwächung des deutschen Elements, eine Schwächung des schlimmsten Feindes Frankreichs seyn.“[2]) Sind dieß nicht schon „zwei Eisen im Feuer“ für den angeblich geplanten neuen Dreibund?

Zum Anfang des laufenden Jahres hat es in der Presse, der preußischen voran, Unheilprophezeiungen geregnet: „kriegsschwangere Frühlingszeit“, „ernste Lage“, „im höchsten Grade kritisch und gespannt“. Gräuel hat es dann im nahen Orient wieder genug gegeben, aber das Gräulichste war die Unfähigkeit des sogenannten „europäischen Concerts“, irgendwie

---

1) Pariser Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 16. März ds. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 3. Februar ds. Js.



dem verhängnißvollen Verlauf entscheidend entgegenzutreten. Dieser Verlauf ist eben Wasser auf die russische Mühle: auch der griechisch-türkische Krieg wird zu nichts Anderem dienen, als zu derjenigen endlichen Lösung, die Rußland in die Hand nimmt, wenn es Zeit seyn wird. Lord Salisbury soll geäußert haben, man sollte statt „Concert“ lieber sagen: „Föderation“. Aber nicht einen Bund, meint man, nach dem verrätherischen Beispiel Bismarck's, vor dem man in Paris nun zittert und im Osten noch mehr zu zittern hätte: „Gerade die Annäherung Rußlands an die beiden großen Kaiserreiche, empfindet man hier ungemein peinlich und ist dadurch gekränkt, verletzt, beunruhigt, mißtrauisch und eifersüchtig geworden; denn es gibt, glaube ich, kein Gespenst, das die Franzosen, und zwar nicht nur die Chauvinisten, sondern auch die ruhigst denkenden Leute, mehr ängstigt und bedrückt, als das eines Wiedererstehens des Dreikaiserbundes. Dieser Wiedererrichtung der ‚heiligen Allianz‘ zuzustreben, beschuldigt man hier aber nicht nur Deutschland und Oesterreich, sondern zur Zeit auch Rußland“.[1]) Eben darum wäre eine solche Allianz nicht „heilig“, sondern voll List und Falschheit.

---

1) Pariser Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 24. März ds. Js.

LXII.

Luis Coloma's spanische Sittenbilder.[1])

Das heutige Geistesleben der spanischen Nation ist auch für die besser Gebildeten in Deutschland ein vollkommen unbekanntes Gebiet, wenige Ausnahmen allerdings abgerechnet, wo der Zufall eine nähere Beschäftigung mit diesem einst so hochberühmten Volke nahegelegt. Nur zuweilen wird beim großen Publikum das Interesse für Spanien und sein eigenartiges Culturleben wachgerufen, so z. B. wenn gelegentlich einer internationalen Kunstausstellung die spanische Abtheilung die allgemeinste Bewunderung erweckt und es uns zum Bewußtsein bringt, daß das Aufhören der äußeren Machtstellung des pyrenäischen Königreiches nicht bedingt war durch den Niedergang der inneren Kräfte des geistig so hoch stehenden spanischen Volkes.

Die großen Namen, welche die spanische Literatur aus den Tagen der ruhmreichen Vergangenheit des Landes aufzuweisen hat, sind jedem Gebildeten geläufig; von der modernen spanischen Literatur ist der großen Mehrzahl kaum mehr bekannt als etwa die Proben zartester Lyrik, welche Geibel und Fastenrath durch meisterliche Uebersetzungen uns vermittelt haben. Um so dankenswerther erscheint es darum, daß die Herausgeber der Berliner Romanwelt ihre Spalten einmal einem spanischen Prosawerke geöffnet haben, welches nunmehr auch in Buchform vorliegt. Der Verfasser dieses Romans ist ein spanischer Jesuit, Luis Coloma, welcher denselben in

1) Lappalien von Luis Coloma. Autorisirte Uebersetzung aus dem Spanischen von Ernst Berg. Berlin, Verlag der Romanwelt.



einer zu Bilbao erscheinenden erbaulichen Zeitschrift, dem ‚Mensajero del Sagrado Corazon di Jesus' (Sendbote des göttlichen Herzens Jesu) seit 1890 zu veröffentlichen begann. Dieser Roman, dem Coloma den eigenthümlichen Titel Pequeñeces — Kleinigkeiten oder Lappalien — gab, erregte in ganz Spanien ein geradezu beispielloses Aufsehen, wozu sowohl der Verfasser als ganz vor allem der Inhalt den berechtigten Anlaß bot.

Von dem Verfasser Luis Coloma weiß der „autorisirte" Uebersetzer Ernst Berg Folgendes zu berichten. „Dieser Jesuitenpater hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Er war als Sohn eines reichen Advokaten 1856 in Jerez geboren, hatte einige Jahre die Marineschule besucht, war dann, da der Soldatenberuf ihm durchaus nicht zusagen wollte, nach Sevilla gegangen, um die Rechte zu studiren, betheiligte sich aber bald, sich der Journalistik zuwendend, an allen möglichen Intriguen und Conspirationen, so daß die Polizei ihn scharf beobachtete. Zu gleicher Zeit stürzte er sich in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens. Er lernte diese spanischen Aristokraten kennen, die er in Pequeñeces schildert als eine seltsame Mischung von Heimischem und Fremdem, in der der spanische Müßiggänger und der Sportsmann, der Zigeuner und der Flaneur der Boulevards unvermittelt und unausgeglichen nebeneinander zur Erscheinung gelangen. . . . Eines Morgens — es war im Jahre 1876 — fand man den jungen Coloma zu Hause mit einem Revolverschusse im Kopfe bewußtlos daliegend. War es ein Selbstmordversuch, ein Duell oder ein Mordanfall gewesen? Die Legende berichtete verschieden. Seine Freunde versicherten jedoch, daß es ein bloßer Zufall war. Einen ganzen Monat schwebte Coloma zwischen Tod und Leben. Die Leiden und die erzwungene Ruhe scheinen ihn, wie einst unter ähnlichen Verhältnissen Ignatius von Loyola, dazu geführt zu haben, sich mit dem Heile seiner Seele zu beschäftigen. Kaum war er nothdürftig genesen — seine volle Gesundheit erlangte er niemals wieder — da wurde er Jesuit. Nun folgten zehn Jahre strengsten Klosterlebens, die die Persönlichkeit des jungen Mannes vollständig umnodelten. Doch Luis Coloma sollte nicht unbekannt hinter Klostermauern verkommen (!). Die



aristokratische Welt, welche sich für die Schulen der Gesellschaft Jesu sehr interessirt und ihnen ihren Nachwuchs anvertraut. wurde auf ihn aufmerksam, und bald breitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit weit aus, so daß er als Prediger in die Hauptstadt geholt wurde. Ganz Madrid war von fieberhafter Neugier erfaßt, und namentlich die Elite des weiblichen Adels strömte zusammen, um die Antrittspredigt des berühmten Kanzelredners zu hören. Coloma sagte jedoch dieser Gesellschaft, die er von früher her durch und durch kannte, so derb und unverblümt die Wahrheit, daß eine allgemeine Empörung entstand und der König, dessen Intervention angerufen wurde, den unbequemen Mahner einfach wieder in sein Kloster zurückschickte. Aber der Glaubenseifer des Missionars war einmal in ihm entfacht. Und da er nun seine gefürchteten Wahrheiten nicht mehr von der Kanzel herunterdonnern konnte, so schrieb er sie nieder. Seine ersten ‚Predigten‘ waren Kindernovellen. Doch sein Ton hob sich sehr rasch. Es folgte eine Reihe von Skizzen und Novellen, in denen sich der Autor bereits als ein geschickter und kraftvoller Schriftsteller zeigte, und in denen er die Thorheiten und Laster der dekadenten Aristokratie unbarmherzig geißelte. Und schließlich erschienen die Pequeñeces, die denselben Ton in noch viel schärferer Weise anschlugen, und die einen Sturm der Entrüstung heraufbeschworen Man beschuldigte den Pater Coloma, den ‚edelsten und großmüthigsten Theil des spanischen Volkes‘ zu verleumden und in den Schmutz zu ziehen. Es erschien eine Fluth von Broschüren. die das Buch angriffen und zu widerlegen versuchten, die es als Pamphlet, als politische Schmähschrift bezeichneten, die es eine unverschämte Verleumdung, einen Appell an die niedrigsten Leidenschaften des Volkes, einen Vaterlandsverrath nannten. Andererseits fand der Autor auch zahlreiche Bewunderer und Vertheidiger."

Die Aufregung, welche das Erscheinen der Pequeñeces hervorrief, kann nicht verwundern; das Werk des Jesuiten aus der nördlichen Provinz Guypuzcoa ist ein ausgesprochener Tendenzroman, dessen Spitze sich gegen die vornehme Welt der Hauptstadt richtet. Der Verfasser macht daraus kein Hehl.

„Du wirst dich vielleicht wundern," sagt er zur Einführung seinen Lesern, „daß gerade ich, bei meinem Stande, mich auf ein so gefährliches Gebiet wage. Aber du darfst nicht vergessen, daß ich unter dem Gewande des Romanschreibers stets der Missionär bin und bleibe. Wie in früheren Zeiten der Mönch auf öffentlichem Platze einen Tisch bestieg und von dort aus den Indifferenten, die nicht ins Gotteshaus kamen, in der kräftigen Sprache jener Zeit, kräftige und handgreifliche Wahrheiten sagte, so errichte ich meine Kanzel auf den Blättern eines Romans." Kräftig und scharf fürwahr ist auch die Sprache Colomas. Mit unerbittlicher Offenheit deckt er die tiefen sittlichen Schäden auf, an denen ein großer Bruchtheil der madrilener Aristokratie krankte, ohne es, wie es den Anschein hat, zu ahnen, wie schwer sie sich gegen das christliche Moralgesetz dadurch verfehlt. „Mehr als irgend eine andere sociale Klasse," sagt Coloma, „übt die Aristokratie, vielleicht aus der ihr innewohnenden Höflichkeit und ihrer Gefallsucht heraus, Nachsicht gegen die elegant, vornehm, parfümirt und geistreich auftretende Immoralität. Sie spricht gern entschuldigend von Kleinigkeiten (Pequeñeces), von einem Nichts, wo es sich doch um Dinge handelt, die in den Augen des höchsten Richters ganz zweifellos als Verbrechen und Niederträchtigkeit gelten müssen."

Um diesen seinen Satz zu beweisen, entrollt er in dem Rahmen eines Romans eine Reihe von Bildern aus den eleganten Salons von Madrid und Paris, dem Badeleben in Biarritz und anderen Zusammenkunftsorten der madrilener vornehmen Welt, aus welchen Bildern sich einige „gesellschaftliche Typen" in aller Schärfe herauscrystallisiren. Um die Zeichnung dieser Typen ist es dem Verfasser hauptsächlich zu thun; so lebenswahr wie sie auf dem Velourteppich des Salons sich bewegen, sollen sie dem Leser entgegentreten, so daß er frappirt von der naturgetreuen Schilderung von täglich Beobachtetem den Verfasser der Uebertreibung nicht beschuldigen kann. Der strenge, geschlossene Aufbau eines Romans ließ sich dabei nicht durchführen, allein die aneinandergereihten Bilder stehen in so engem Zusammenhange, daß das ganze Werk als ein einheitlicher Guß sich darstellt.

Der Zeitpunkt, wo der Roman anhebt, ist die Regierungszeit des Königs Amadeo (1871—1873). Die Intriguen des bourbonisch gesinnten Adels gegen das neue Regiment, deren Fäden in den Salons bei Whisky und schweren Cigarren von vornehmen Damen gesponnen und von weibischen Elegants in ihren Clubs weitergeführt werden, bilden den ersten Theil des Buches. Das Hauptinteresse concentrirt sich schon hier auf die Gräfin Currita Albornoz, Marquise von Villamelon. Ein pflichtvergessenes, schamloses Weib und eine herzlose Mutter, gewandt, energisch und nicht ohne Geist, verfolgt sie nur ein Ziel: das Leben in vollen Zügen zu genießen und in der Gesellschaft die tonangebende Rolle zu spielen. Ihr Gatte, Grande von Spanien, ist ein ausgemergelter Dummkopf, dessen ganzes Interesse sich auf die Pflege seines Bauches beschränkt. Der Cicisbeo, der sich auf Befehl seiner Herrin duelliren und erschießen lassen muß, füllt die Stelle des Eheherrn im Hause aus. Trotz all dieser Scandale ist die Marquise von Villamelon eine hochangesehene Dame, denn sie ist elegant und alle Uncorrektheiten ihres Wandels sind schließlich nach dem Urtheile der aristokratischen Kreise doch Lappalien, die nur zimpferlichen Personen Anstoß bereiten. In den öffentlichen Veranstaltungen für Wohlthätigkeitszwecke steht die Marquise gleichfalls obenan. Als der unglückliche Velarde für die „Ehre" seiner Dame in den Tod gegangen, findet die Marquise in Paris, wo sie mit vielen ihrer Standesgenossen der verbannten Königin Isabella den Hof macht, einen Ersatz für den Jüngling in dem Marquis von Sabadell, in welchen sie sich gleich auf den ersten Blick verliebt und mit dem sie sofort auf Grund ihrer Verwandtschaft mit der verstoßenen Frau des Marquis enge Beziehungen anknüpft. Nachdem der Versuch dieses lasterhaften Menschen mißlungen, unter dem Schein der Versöhnung sein tugendhaftes Weib um ihr Vermögen zu betrügen, folgt er der Marquise von Villamelon nach Madrid, wo er auf die Kosten der Villamelons sein Schlemmerleben im großen Stile weitertreibt. Trotzdem die Vergangenheit Sabadells ihn für jede sich selbstachtende Gesellschaft unmöglich macht, findet er wegen seiner Eleganz in Madrid Bewunderer und Freunde, so viel er nur



braucht. Von Alfons XII. wird er feierlich unter die Granden von Spanien recipirt und es winkt ihm schon durch seine Geschicklichkeit und seine Beziehungen zur großen Welt ein einflußreiches öffentliches Amt, als ihn nächtlicher Weile der Dolch der Loge trifft, welcher er angehörte und der er gefährlich zu werden schien. Die Marquise von Villamelon ist an seiner Seite, als sein Schicksal ihn erreichte, weil sie aus Eifersucht ihm in dieser Nacht in den Straßen von Madrid aufgelauert hatte. Auf das äußerste compromittirt, wagt das kühne Weib es doch noch, sich in seiner Eigenschaft als Ehrendame der jungen Königin Mercedes im königlichen Palaste zu präsentiren, wird aber auf allerhöchsten Befehl schimpflich ausgewiesen. Ihre Rolle ist ausgespielt, sie geht nach Paris, wo sie den Versuch machen will, durch heuchlerische Bekehrung die verlorene Position in der Gesellschaft wiederzuerringen. In den Exercitien, welche sie mit anderen Damen der vornehmen Welt in einem Kloster macht, trifft sie der Strahl der Gnade, sie bekehrt sich wirklich und nachdem durch eine gräßliche Katastrophe ihr vernachlässigter Sohn zugleich mit dem Sohne Sabadells untergegangen, finden wir am Schluß des Romans diese Hauptperson desselben als Büßerin und gewissenhafte Krankenpflegerin ihres an Gehirnerweichung dahinsiechenden Gatten.

Die Marquise von Villamelon ist der am meisten durchgeführte gesellschaftliche Typus der Pequeñeces; die tiefdunkeln Schattenseiten dieses Charakters werden noch completirt durch die Schilderung anderer „Weiber“ — so verachtungsvoll drückt sich Coloma öfters aus — der madrilener Aristokratie, der Herzogin von Bara, der Gräfin Mazacan und anderer. Wohlthuend tritt daneben hervor das Bild der edlen Marquise von Villasis und der Dulderin Marquise von Sabadell.

Gleich vollendet und plastisch klar ist die Zeichnung der männlichen Typen, des scheußlichen Sabadell, des lächerlichen „Onkels Fränzchen“, sowie des durch den Spitznamen „Diogenes“ schon gekennzeichneten heruntergekommenen Cavaliers, der wie ein Thier sich betrinkt, von den Taschen der Anderen lebt und von ihnen mit durchgeschleppt wird. Und alle diese Gestalten sind in eine so lebendige, immer fortschreitende Aktion hinein-

verwoben, daß das Buch vom Anfang bis zum Ende den Leser in Spannung hält. Der ebenso fade als frivole Gesellschaftston ist unübertrefflich wiedergegeben, und wohlbemerkt so, daß das Sittlichkeitsgefühl in keiner Weise verletzt wird. Wohl ist sich der Verfasser bewußt, daß für „fromme und zaghafte Gemüther“, welche die Wahrheit „ärgert und entsetzt, weil sie nackt ist“, sein Buch keine geeignete Lektüre ist, aber er hegt auch die Ueberzeugung, daß für die muthigen Seelen, welche „die Wahrheit, auch wenn sie bitter schmeckt, über alles lieben“, sein Roman „ein nützliches, gutes und nothwendiges Werk“ sei, weil es ihnen „den gleichen Dienst leistet, wie der Leuchtthurm den Schiffern“. „Es wird ihnen die Gefahr zeigen, die ihnen droht, es wird ihnen ihre Sorglosigkeit nehmen, wird ihnen ihre eigene Schwäche enthüllen, die sie selbst nicht kannten, und wird vielleicht, nachdem es ihnen das Böse und Schlechte gezeigt hat, in ihnen den Wunsch rege werden lassen und ihnen die Kraft geben, sich davon frei zu machen.“

Und eben darin, dünkt uns, liegt auch die allgemeine Bedeutung der Pequeñeces und macht diesen Roman zu einem auch außerhalb Spaniens sehr beherzigenswerthen Buche. Mag auch Manches in demselben lokaler Färbung sein, die gebrandmarkten gesellschaftlichen Typen sind leider nicht nur in Madrid vertreten. Auch in den anderen Großstädten Europa's, die katholischen nicht ausgeschlossen, besteht die Duldsamkeit für das elegante Laster, das Wohlgefallen am Scandal. Auch in Wien, Paris, Brüssel und anderswo gibt es Damen, die gelegentlich mit dem Klingelbeutel für die Armen umgehen, die selbst, wenn es ihren Zwecken dient, mit dem Rosenkranz öffentlich zu manövriren wissen, deren intimes Leben aber ein Hohn auf die Sittlichkeit ist. Und diese geschniegelten Müssiggänger, welche für nichts anderes als den Sport und ihre Genußsucht oft der niedrigsten Art noch Sinn bewahrt haben, treten anderswo ebenso gut wie in Madrid das Pflaster und vergiften das öffentliche Leben in bedenklichster Weise. Der Jesuit Coloma hat sich einen Ruhmeskranz verdient, daß er dieses Treiben schonungslos aufgedeckt und mit warnendem Finger darauf hingewiesen hat.



Und ausdrücklich muß hier betont werden, daß Coloma die Sache nicht so darstellt, als ob die gegeißelten Zustände die Mehrzahl in den oberen Gesellschaftskreisen bereits inficirt hätten, das Gegentheil hebt er oft genug hervor; aber diese verdorbenen Elemente werden dort mit sträflicher Schonung behandelt, sie geben den allgemeinen Ton an oder beherrschen ihn und compromittiren dadurch die Aristokratie selbst auf's schwerste. Freilich ist damit das Lob des trefflichen Buches, das in Ernst Berg einen mustergiltigen Uebersetzer gefunden hat, noch nicht erschöpft. Es enthält eine Fülle von Schönheiten, welche ihm einen dauernden literarischen Werth sichern. So z. B. die ergreifende Schilderung des Schmerzes der Mutter Velarde's bei der Mittheilung des Todes ihres Sohnes und die geradezu köstlichen Scenen aus dem Schülerleben im Colleg, und in den Erziehungshäusern der Gesellschaft Jesu.

An einer anderen Stelle (Wissenschaftliche Beilage zur Germania Nr. 23, 11. März 1897) ist bemerkt worden, daß „das Buch Coloma's, seine Tendenz, die Grundsätze, nach denen er verfährt, die Art und Weise, wie er sein Ziel zu erreichen sucht, geradezu als vorbildlich für unsere katholischen Roman= und Novellenschreiber zu bezeichnen" sei. Das dort Gesagte wollen wir nicht wiederholen, aber es ist vollkommen richtig, daß Coloma's Art sehr der Nachahmung zu empfehlen ist. Als Elemente echter Bildung sind Romane und Novellen dann erst geeignet, wenn sich in ihnen die Dichtung mit der Wahrheit paart. Wie phantastische Reiseerlebnisse unsere Kenntniß über Länder und Völker nicht bereichern, so kann auch eine dem socialen Leben entnommene Erzählung nur dann wirklich be= lehren, wenn das Leben, wie es ist, mit seinen Licht= und Schattenbildern darin zum Ausdruck gelangt. Manche ernste Mahnung läßt sich da anbringen und wird gewiß oft auch eine Wirkung erzielen, welche einer Predigt um deswillen schon versagt bleibt, weil meist die, welche dieselbe brauchen, sie nicht hören.

Dresden. E. Klein.

LXIII.

Die Entwicklung des Cardinalats.

In seiner am 11. Febr. gehaltenen akademischen Antrittsrede als Professor des Kirchenrechtes hat Dr. Sägmüller das interessante Thema behandelt: „Die Idee von der Kirche als imperium Romanum im kanonischen Rechte.“ Darin führte er in ebenso gründlicher als geistvoller Weise aus, wie die Kirche die Verwaltungsorganisation des römischen Reiches nachahmte.[1] Der Papst hatte einen Hofstaat (palatium) wie der Kaiser und richtete sich in seinen Dekreten und Reskripten ganz nach dem altrömischen Gebrauch der Kaiser; ein Land aber hatte er im Ducatus Romanus und später durch die Pipin'sche Schenkung im Kirchenstaat, Res publica Romanorum genannt Aber doch drang erst nach dem Aufkommen der angeblichen „constantinischen Schenkung“ die Idee stärker durch, daß die Päpste die Nachfolger der Kaiser seien. Seit Innocenz III. stellte man sich die Kirche als absolute Monarchie vor, in welcher der Papst die plenitudo potestatis hat, die absolute Machtvollkommenheit der altrömischen Kaiser. Das Cardinalscollegium entspricht dem Senate, die päpstlichen Legaten den Proconsuln u. s. f.

Mit der Geschichte des Cardinalscollegiums befaßt sich nun näherhin die jüngste Schrift Sägmüllers: „Die Thätigkeit und Stellung der Cardinäle bis Papst Bonifaz VIII. historisch-canonistisch untersucht und dargestellt“ (Freiburg, 1896).

---

1) Vgl. das Referat Danneckers im „Deutschen Volksblatt“ (Stuttgart) vom 15. Februar 1897.

Der erste Theil handelt von der Thätigkeit der Cardinäle. Der Ausdruck Cardinal wurde früher allgemein gebraucht von Klerikern, die einer bestimmten Kirche (titulus), besonders einer Hauptkirche, einer bischöflichen Kathedrale, dem cardo, der Angel der übrigen Kirchen, zugetheilt waren (intitulati, incardinati). Speciell in Rom waren es die an den vier Haupt- oder Patriarchalkirchen abwechselnd funktionirenden ersten Presbyter der 25 tituli. Die Cardinalpresbyter hatten nicht blos die Aufsicht über die Geistlichen je an ihrem Titel, sondern über den gesammten Klerus Roms. Dazu kamen die Cardinaldiaconen. Zum Zweck der Armenpflege war nämlich Rom in sieben Regionen eingetheilt, in jeder derselben befand sich ein Armenhaus und eine dazu gehörige Kirche. Endlich standen auch die Bischöfe der kleinen um Rom gelegenen Diöcesen (suburbicariae) in näheren Beziehungen zur römischen Kirche und der Papst zog sie zu gottesdienstlichen und anderen Funktionen bei. Ihre Zahl war anfänglich größer, wurde aber allmählich auf sieben fixirt.

Neben dem Gottesdienste lagen dem Bischof von Rom noch viele andere Aufgaben ob, besonders die Verwaltung und Rechtsprechung in den ausgedehnten Patrimonien. Dazu bediente er sich des Regionarklerus, welchem die Armenpflege oblag, und des Palatinalklerus, der halb weltlich, halb geistlich, die meist dem römischen Adel angehörigen Hof- und Staatsbeamten des Papstes umfaßte. Vor allem zu nennen sind die indices palatini oder ordinarii (sie hießen auch iudices de clero im Gegensatz zu den iudices de militia); ferner die notarii, die ein schola (Zunft) bildeten, primicerius, secundicerius und protoscriniarius an der Spitze Das Armenwesen versah der nomenclator (adminiculator) und die Finanzen verwaltete der arcarius, der vestiarius der sacellarius und der primicerius defensorum. Die Defensoren waren gewissermaßen Landwirthschaftsminister.

Zwischen dem Palatinalklerus und den Cardinälen entstand nun eine gewisse Concurrenz, die mit dem Untergange der Pfalzrichter im 12. Jahrhundert endigte. Etwas später hörten die Notare und etwas früher die Defensoren auf. Der Vor-

stand der päpstlichen Kanzlei wurde der Cardinalbibliothekar und Cardinalkanzler. Die Finanzverwaltung kam an den Cardinalkämmerer. Auch als Legaten ersetzten die Cardinäle die alten iudices palatini.

Aber nicht blos den Palatinalklerus, sondern auch eine höhere Instanz, die alten Synoden verdrängten die Cardinäle. Die Bischöfe des Metropolitansprengels mußten zweimal im Jahr, im Frühjahr und Herbst in Rom zur Synode erscheinen und hier wurden nicht blos Provinzialangelegenheiten, sondern allgemein kirchliche Fragen erörtert. Dazu kamen Generalsynoden, von dem trefflichen Papst Leo IX. ins Leben gerufen, die aber schon unter Alexander III. aufhörten. Bei diesen Synoden spielten die Cardinäle bald die Hauptrolle und allmählig bedienten sich die Päpste ihrer Hilfe ausschließlich. So verurtheilte schon Papst Innocenz II. die Irrlehren des Abälard 1141 mit dem Beirathe der Cardinäle. Vollendet wurde ihre hervorragende Stellung, als Alexander III. die Papstwahl ausschließlich in ihre Hände legte.

Die ungemein vielseitige und umfassende Thätigkeit der Cardinäle wird nun von Sägmüller in gründlicher und erschöpfender Weise dargestellt. Dabei wird uns ein gutes Stück Kirchen- und Papstgeschichte vorgeführt. In dem zweiten Theil, der überschrieben ist „Stellung der Cardinäle," werden endlich ihre Standes- und Collegialrechte entwickelt. Es braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden, daß die Arbeit den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen entspricht. Für die wissenschaftliche Forschung bildet sie einen entschiedenen Ruhe- und Ausgangspunkt und wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Möge sie aber auch außerhalb des Kreises engerer Fachgenossen Beachtung finden und recht viel benützt und gelesen werden!

Grupp.

LXIV.

Die katholische Charitas und Professor Dr. Schell in Würzburg.

Der zeitige Rektor der Würzburger Universität hat soeben in einer Schrift „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts" (Würzburg, Göbel) die heutigen Zustände und Richtungen in der katholischen Kirche Deutschlands einer scharfen Kritik unterzogen. Das ist sein Recht, und wenn er es für seine Pflicht erachtet hat, öffentlich zu kritisiren, was nach seiner Ansicht irrig und verkehrt ist, und vor dem zu warnen, was nach seiner Auffassung verderblich und der Kirche wie den Katholiken Deutschlands nachtheilig ist, so wird ihm Niemand darob Vorwürfe machen. Die Kirche hat die Kritik ihrer Söhne zur Zeit des hl. Bernhard und der Reformconcilien des 15. Jahrhunderts und auch zu anderen Zeiten ertragen; warum sollte sie jetzt davor bangen? Es wäre ein Bruch mit der Tradition, wenn man aus Aengstlichkeit und übertriebenem Eifer dergleichen Publikationen als verwerflich und unkirchlich erklären wollte. Die Warner und Kritiker müssen sich freilich auch Widerspruch und Kritik gefallen lassen und gefaßt darauf sein, daß man von ihnen den überzeugenden Nachweis von der Berechtigung ihrer Kritik fordert. Klagen und Vorwürfe ohne Beweise aber sind bloße Nergeleien.

Das glaubte ich vorausschicken zu sollen, um die nachfolgenden Zeilen vor Mißverständnissen zu schützen sowohl bei den Lesern dieser Blätter wie bei dem Herrn Verfasser der oben bezeichneten Schrift, den ich als gelehrten Dogmatiker und Apologeten hochschätze. Je aufrichtiger ich überzeugt bin, daß er sich in seinem Schriftchen von dem Bernardinischen Motiv: „Quod audeam, charitas facit" leiten ließ, um so sicherer nehme ich an, daß er die Kritik, deren Rechte er für sich in Anspruch nimmt, auch Anderen in weitestem Ausmaße zugesteht Ich beabsichtige nun nicht, dem Warner auf das Gebiet der Controversen über Autorität, Glauben und Wissen zu folgen, auch nicht seine Klagen über die angebliche Geringschätzung der theologischen Universitäts-Fakultäten zu untersuchen, wiewohl diese zu einer Discussion stark verlocken; ich will auch die Bemerkungen über den vermeintlichen Einfluß der Jesuiten auf Lehre und Cultus berufenern Kritikern überlassen: mich bestimmen die kurzen und — ich will es vorweg sagen — befremdlichen Aeußerungen des Herrn Professors über die katholische Wohlthätigkeit zu den nachfolgenden Zeilen.

Er schreibt S. 17—18:

„Es ist unverkennbar, daß sich in katholischen Kreisen allmählich eine dualistisch-pessimistische Anschauung und Stimmung zur Vorherrschaft ausgebildet hat, welche sich zwar nicht in theoretischen Sätzen krystallisirt, aber thatsächlich die Handlungsweise bestimmt. Der Gegensatz zwischen dem Weltlichen und Göttlichen wird viel mehr betont als die Fähigkeit und Bestimmung des Weltlichen wie alles Geschöpflichen, zu einem Träger und Vermittler des Göttlichen zu werden. Die Gefahr und Verführung, mit welcher das Weltliche die geistlichen und kirchlichen Interessen bedroht, wird viel mehr ins Auge gefaßt als der Wert, den die Pflege der weltlichen und Culturaufgaben für die Religion in sich birgt. Ich meine dabei nicht bloß den äußeren Wert, den die Sache als Gelegenheit hat, um damit ein Verdienst zu gewinnen, dessen Quelle anderswo liegt,

sondern den inneren und sachlichen Wert selber. Solche Güter sind Staat, weltliche Wissenschaft, Kulturfortschritt, Entwicklung der volkswirthschaftlichen und industriellen Kräfte. Wenn freilich die Anschauung immer mehr Einfluß gewinnt, sogar das Gebet habe seinen Hauptwert von den damit verknüpften Ablässen, dann kann es nicht wundernehmen, wenn auch die guten Werke, welche methodisch und systematisch die Förderung des Nebenmenschen im einzelnen oder im allgemeinen bezwecken, in der religiösen Wertschätzung sinken, — einzig ausgenommen, wenn sie der Heranbildung zum Priestertum oder unmittelbar dem Kultus und dem eigenen Seelenheil dienen. Stiftungen und Schenkungen werden gerade in katholischen Kreisen aus religiösen Motiven außerordentlich viele gemacht: allein im Gegensatz zum katholischen Mittelalter hält man den religiösen Wert der That in dem Maße für gefährdet, als nicht unmittelbar geistliche Zwecke damit erreicht werden. Auch in der Nächstenliebe wird vielmehr die augenblickliche Abhilfe unmittelbar vorhandener Not als religiös wertvoll angesehen; hingegen viel weniger die systematische Verhinderung derselben durch entsprechende berufsmäßige oder freiwillige Kulturthätigkeit. Die konkrete Vorstellung des Nächsten wirkt auf die natürliche Engherzigkeit abstoßend, ausgenommen, wenn der Nächste in hilfloser Schwäche und Not einem entgegentritt. Es scheint dem Gemüt, auch dem religiösen Gemüt weniger Ueberwindung zu kosten, dem Leidenden von seinem Leiden zu helfen, als dem Vermögenslosen zu einer erfolgreichen Berufsthätigkeit zu helfen, wenn diese nicht gerade das Priestertum ist."

So der Kritiker. Wir wollen uns von dem Hagel von Vorwürfen, mit welchen er die heutige Uebung der katholischen Charitas überschüttet, nicht erschrecken lassen, vielmehr im Einzelnen prüfen, ob sie begründet sind und inwiefern etwa Besseres zu erstreben ist.

Die Erscheinungen, welche er beklagt, leitet er aus einer in katholischen Kreisen vermeintlich herrschenden falschen, dualistisch-pessimistischen Auffassung her, in welcher der Gegensatz zwischen dem Weltlichen und Göttlichen, dem Welt-

lichen und Geistlichen zu schroff betont und die natürlichen Dinge, die natürlichen Güter, materielle wie geistige, nicht nach ihrem wahren Werthe und nach ihrer Bedeutung für das geistige Leben und für die Culturentwicklung gewürdigt werden. Man legt angeblich einseitig Gewicht auf Geistliches und vernachlässigt das Weltliche. Der Vorwurf erinnert stark an die in protestantischen Polemiken üblichen Ausführungen über die von der katholischen Kirche angeblich geförderte Geringschätzung irdischer Dinge, natürlicher Güter und aller das Erwerbsleben betreffenden Bestrebungen. Man rühmt den Protestantismus als Culturträger und weist hochmüthig auf die angebliche Indolenz katholischer Bevölkerungen hin. Ihren Gipfelpunkt erreichen solche Polemiken in dem Nachweise, daß der Werth der Confession nach dem Nationalreichthum der katholischen und protestantischen Völker, nach ihrer Industrie und nach dem Besitze von silbernen Löffeln beurtheilt wird. Bei solchen Erörterungen übersieht man aber, daß die Fortschritte auf materiellem Gebiete eine Reihe natürlicher Voraussetzungen haben, die weder der Katholicismus noch der Protestantismus schaffen kann, und daß Verhältnisse, welche scheinbar die protestantischen Polemiker unterstützen, Resultate von Processen sind, welche mit dualistisch-pessimistischen oder mit lebensfreudigen Anschauungen schlechterdings nichts zu thun haben.

Wenn aber „in katholischen Kreisen" klarer und lauter als sonstwo darauf hingewiesen wird, daß der Mensch zuerst und vor Allem für das Heil seiner Seele sorgen müsse und daß die „Welt" im Sinne des Evangeliums voller Arg und Falsch und voller Gefahren sei, so klingt darin nur die evangelische und apostolische Lehre wieder, jenes Wort des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und dieses Alles wird euch gegeben werden" (Luc. 12, 31) und das andere: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber an seiner Seele Einbuße litte? Oder was wird ein Mensch geben als Entgelt für seine



Seele" (Matth. 16, 26) und die apostolische Mahnung: „Liebet nicht die Welt, noch auch das, was in der Welt ist. So Jemand liebet die Welt, ist nicht die Liebe des Vaters in ihm" (1. Joh. 2, 15). Wenn diese Mahnungen unter den Katholiken eifriger befolgt werden, und wenn darum unter denselben das Ringen nach irdischen Gütern minder heiß und minder rücksichtslos sein sollte, so würde man sich eben mit den evangelischen Verheißungen reichlich entschädigt fühlen, und man würde beglückt sein können, daß es immer noch ein Häuflein Getreuer gäbe, die ihre Kniee nicht vor dem Baal der modernen Zeit, der auch der Abgott vergangener Zeiten war, vor Geld und Gut, beugen.

Zwischen dieser dem Evangelium entsprechenden Würdigung der Güter dieser Welt und jener von dem Kritiker angenommenen dualistisch-pessimistischen Anschauung ist aber doch wahrlich ein großer Unterschied. Wir kennen unter den deutschen Katholiken der Gegenwart weder die Weltflucht der alten Asketen, noch Bußgesinnungen und Kasteiungen nach Art der mittelalterlichen Geißler. Wo und wie zeigt sich denn jene dualistisch-pessimistische Anschauung? Ich kenne einen guten Theil deutschen Landes und habe sie nirgends gefunden, weder in Schlesien noch am Rhein, weder in Bayern noch in Oesterreich; man kann vielmehr überall sehen, daß selbst der Klerus, dessen Hauptaufgabe doch in der Bereitung des Weges zum Himmel liegt, ein lebendiges und warmes Interesse an der materiellen Förderung des Volkes bekundet. Die Bauernvereine in allen Theilen Deutschlands zählen den Klerus zu ihren eifrigsten und thatkräftigsten Förderern, und die katholischen Arbeitervereine, die doch auch das materielle Wohl ihrer Mitglieder im Auge haben, sind sogar eine Schöpfung des Klerus. Eine große Zahl von Creditgenossenschaften, ob sie den Namen Raiffeisens führen oder einen anderen, erfreuen sich in solchem Maße der thätigen Mithilfe des Klerus, daß sich sogar ein bayerisches bischöfliches Ordinariat veranlaßt fand, dem Klerus eine

größere Beschränkung in der Mitarbeit aufzuerlegen. Und endlich: wenn wirklich diese weltfeindliche pessimistische Anschauung herrschte, wie wäre es möglich, daß die Theilnahme der deutschen Katholiken am politischen und am communalen Leben dauernd eine so rege bliebe, wie wir sie sehen? Nicht der Druck und Kampf allein ist der Grund dieser Erscheinung. Auch nachdem der Druck sich vermindert und der Kampf seine Hitze verloren, bekunden die deutschen Katholiken ein lebendiges, hie und da stets steigendes Interesse am öffentlichen Leben. Würden sie es thun, wenn sie die Güter, die errungen oder vertheidigt werden müssen, so wenig schätzten, wie ihnen vorgeworfen wird? Und diese Güter sind nicht blos kirchliche und religiöse, nein, auch irdische: die staatsbürgerlichen Rechte, die verfassungsmäßigen Freiheiten, die gleichwerthige Behandlung mit anderen Staatsbürgern, die Verhinderung zu großer Belastung mit öffentlichen Abgaben, die Förderung der Wohlfahrt des Handwerker- und Bauernstandes und der Schutz des ehrlichen Erwerbes gegen Bewucherung und sonstige Ausbeutung. Sind das nicht werthvolle irdische Güter, für welche gerade das katholische Volk Deutschlands unter glücklicher Führung seit Jahrzehnten mit aller Energie und nicht ohne hocherfreuliche Erfolge eintritt? Nirgends findet man da eine Geringschätzung materieller und idealer Güter, nirgends jene stumme Resignation, jenen gefährlichen Quietismus, der leichten Sinnes wohlerworbene und werthvolle Güter aufgibt, um sich in bequemem Seufzen über die Bosheit der Welt mit der frommen Hoffnung auf Ersatz in der Ewigkeit zu trösten; vielmehr herrscht überall, wie mir scheint, jene vernünftige Lebensmaxime, daß man sich, ohne den Sinn und das Hoffen auf die Güter des ewigen Vaterlandes zu vergessen, in dem irdischen Vaterlande, so gut es geht, nach Kräften in Kampf und Drang thunlichst gut einzurichten habe. Und man hört nicht, daß Geistliche, Welt- oder Ordensgeistliche, auf der

Kanzel oder in Schriften diesen Grundsatz bekämpft hätten oder bekämpfen.

Allerdings in einem Punkte unterscheidet sich die herrschende katholische Auffassung von andern: sie ist in der Werthbemessung irdischer Dinge und in der Beurtheilung von geistigen Richtungen etwas skeptisch und kritisch. „Nicht jedem Geiste glaubet, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, weil viele falsche Propheten ausgegangen sind in die Welt" (1. Joh. 4, 1). Auch die modernen Entwicklungen auf wissenschaftlichem, socialem und politischem Gebiete bedürfen einer Prüfung. Es gibt freilich Leute, die Alles, was sich als „Fortschritt" im Culturleben und im Staate anpreist, ohne Vorsicht als eine neue große Errungenschaft bejubeln und nüchterne und kritische Beobachter als Dunkelmänner und Reaktionäre verschreien. Sie erinnern an den temperamentvollen früheren preußischen Cultusminister von Goßler, der sich von der Erfindung des Tuberkulins so begeistern ließ, daß er sogar eine Nationaldotation für den Professor R. Koch plante, noch ehe die Erfindung die Probe bestanden hatte. Bekanntlich hat das Kochëin nur ein kurzes Leben gehabt. Vielen neuen Culturfortschritten gegenüber thut kühle Vorsicht noth; wer sie bewahrt, erspart sich Enttäuschungen. Gewiß ist es auch erlaubt, ja nothwendig, die modernen Erscheinungen auf ihre Wirkungen im moralischen Leben des Volkes zu prüfen, und zu untersuchen, ob gewisse Culturentwicklungen nicht mit so schweren Schäden an der geistigen Gesundheit des Volkes verknüpft sind, daß ihr Nutzen den Nachtheil nicht ausgleicht. Hiebei gebe ich zu, daß hie und da engherzige Anschauungen unter Katholiken obwalten mögen, und daß man sich verleiten läßt, einzelne, im engeren Kreise gemachte Beobachtungen zu verallgemeinern.

Wenn endlich unter Katholiken dem Staate und dessen Veranstaltungen gegenüber kühle Vorsicht und auch Mißtrauen herrscht, so darf das wahrlich nicht Wunder nehmen. Denn

die deutschen Katholiken haben in diesem nun bald zu Ende gehenden Jahrhundert unter der modernen staatlichen Entwicklung schwer gelitten. Die Beraubung der Kirche am Anfang des Jahrhunderts, die bureaukratisch-polizeiliche Bedrückung der Kirche bis in die vierziger Jahre, die systematische Zurücksetzung der Katholiken im öffentlichen Dienste, und endlich die brutale Verfolgung seit 1870 konnten unmöglich bewirken, daß den Katholiken das, was man „moderner Staat" nennt, lieb und theuer werden könnte. Aber ich finde sogar, daß die deutschen Katholiken rascher vergessen, als gut und nützlich für eine zielbewußte Politik ist. Sie sind so weit entfernt von pessimistischen Anschauungen, daß sie sich sogar in die vordersten Reihen stellen, wenn es gilt, die staatliche Ordnung gegen Bestrebungen zu vertheidigen, die auf den Umsturz des Bestehenden hinarbeiten. Wären sie die Pessimisten, wie behauptet wird, so würden sie die Todten ihre Todten begraben lassen und sich um den „Racker von Staat" wenig kümmern. Die staatliche Ordnung gilt ihnen aber — so erbärmlich sie oft in die Erscheinung tritt und so jammervoll sie von Staatsmännern zuweilen entstellt wird — dem Wesen nach immer als gottgewollte Ordnung, die anzuerkennen und zu fördern Pflicht ist.

Wenn der geneigte Leser nach den vorstehenden Ausführungen annimmt, daß unter den Katholiken Deutschlands eine dualistisch-pessimistische Anschauung in der Werthschätzung irdischer Güter weder theoretisch noch praktisch besteht, wird er auch die Anwendung, welche Herr Professor Dr. Schell daraus auf das Gebiet der katholischen Charitas macht, ablehnen. Der Würzburger Gelehrte schafft sich den Uebergang auf dieses Gebiet durch einen seltsam klingenden Satz. „Wenn freilich", schreibt er, „die Anschauung immer mehr Einfluß gewinnt, sogar das Gebet habe seinen Hauptwert von den damit verknüpften Ablässen", so sei es nicht zu verwundern, wenn die guten Werke zur Förderung des Nächsten — mit Aus-

nahme derjenigen, die zur Heranbildung des Priesterstandes oder zum eigenen Seelenheile dienen, — an Werthschätzung verlieren. Ich verstehe den Herrn Professor hoffentlich richtig, wenn ich annehme, daß er damit sagen will: man betet in manchen katholischen Kreisen nur, wenn dabei ein Ablaß zu gewinnen ist; man übt in solchen Kreisen Werke der Barmherzigkeit nur, wenn sie direkt kirchliche Zwecke verfolgen oder unmittelbar das Seelenheil fördern; man hält, wie er weiter sagt, „im Gegensatz zum katholischen Mittelalter den religiösen Wert der That in dem Maße für gefährdet, als nicht unmittelbar geistliche Zwecke damit erreicht werden."

Vorab gestehe ich, daß mir die Ansicht, „das Gebet habe seinen Hauptwerth von den damit verknüpften Ablässen", völlig neu ist, und ich glaube auch, Vielen neu sein wird. Ob sie von irgend einem neueren jesuitischen oder sonstigen Theologen vertreten wird, weiß ich nicht; würde sie von Jesuiten vertreten, so wäre sie sicherlich bei Beringer (Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch. Paderborn 1895.) erwähnt; ich habe sie aber da vergeblich gesucht. Es ist aber möglich, daß sie sich sonstwo bei einem asketischen Schriftsteller findet; keinenfalls haben wir es aber mit einer weitverbreiteten Anschauung zu thun — Herr Professor Dr. Schell müßte das nachweisen —, nicht mit einer Anschauung, die so tief in das religiöse Bewußtsein der deutschen Katholiken übergegangen ist, daß sie — wie hier gesagt wird — auch die Uebung der Charitas verhängnißvoll beeinflußt. Bis auf die Erbringung des Beweises muß sonach dem Vordersatz ein lautes Nego entgegengestellt werden.

Wie steht es nun aber mit den weiteren Behauptungen? Ist es denn wahr, daß die deutschen Katholiken heute die guten Werke mit Ausnahme von Meßstiftungen und Spenden für künftige Priester gering bewerthen? Ich weiß nicht, woher Herr Professor Dr. Schell seine Kenntnisse der Verhältnisse schöpft. Seit mehr als zwanzig Jahren habe ich

aus Vorliebe und aus Beruf die Entwicklung und die Arbeiten der katholischen Charitas in Deutschland ziemlich aufmerksam verfolgt und finde wiederum, daß der verehrte Kritiker sich im Irrthum befindet. Denn sobald der unselige Culturkampf in Preußen nachließ, regte sich in hocherfreulicher Weise der Geist der katholischen Liebe und Wohlthätigkeit. Es wurden zwar auch Kirchen gebaut, Kirchen renovirt, Meßstiftungen gemacht, — aber die Fürsorge für die Armen, für die Kranken, für verwaiste und verwahrloste Kinder, für schwachsinnige Wesen, für den Schutz der Gefährdeten, für Rehabilitation der Entgleisten, die Gründung von Unterstützungskassen u. s. w. nahm die katholische Liebe vor Allem in Anspruch. Bald wurden die Trümmer, welche die Verwüstung des Culturkampfes geschaffen hatte, beseitigt und neue, rasch aufblühende Schöpfungen erfreuten Alle, die mit warmem Herzen die Leiden der Armen und Verlassenen zu lindern und zu beseitigen suchen. Auch in Süddeutschland gewinnen die Werke der katholischen Charitas immer mehr thätige Freunde. Ist doch auch von da, von Freiburg i. B., der Versuch einer Organisation der katholischen Charitas ausgegangen. Aber auch die deutschen Katholiken Oesterreichs lassen es an werkthätiger Liebe nicht fehlen. Von der regen Betheiligung an gemeinnützigen socialpolitischen Schöpfungen war schon die Rede. Und bei allen diesen Werken handelt es sich nicht um „unmittelbar geistliche Zwecke", nicht um Meßstiftungen, nicht um Stipendien für angehende Theologen, sondern recht eigentlich um Gewährung, Sicherung oder Wiedergewinnung jener irdischen Güter — materieller wie geistiger — welche die Katholiken angeblich zu niedrig bewerthen! Wenn jene fabulose dualistisch-pessimistische Richtung vorherrschte, wäre es nicht thöricht, Arbeit und Mühe, Geld und Gut zu opfern, um Dinge zu fördern, die man für minder werthvoll hält?

Befindet sich sonach Herr Professor Dr. Schell hier in einem thatsächlichen Irrthum, so wird man auch seine weitere



Behauptung, daß „man heute im Gegensatz zum katholischen Mittelalter den religiösen Wert der That in dem Maße für gefährdet erachtet, als nicht unmittelbar geistliche Zwecke damit erreicht werden", als unbegründet bezeichnen müssen. Die oben angeführte lange Reihe von guten Werken verfolgen nicht unmittelbar „geistliche Zwecke". Der Wunsch aber, durch Ausübung guter Werke nicht bloß zu Gottes Ehre beizutragen, nicht bloß dem Nächsten Gutes zu erweisen, sondern auch sein eigenes Seelenheil zu fördern, wird doch auch in den Augen des Kritikers das gute Werk nicht entwerthen. Wie dabei ein Gegensatz zum katholischen Mittelalter gefunden werden kann, verstehe ich nicht. Denn wenn heute so manche Dinge, die im Mittelalter Gegenstand der privaten Fürsorge waren, aus dem Kreise der charitativen Werke ausgeschieden sind, so ist das lediglich eine Folge der politischen und socialen Entwicklung. Staat und Commune haben heute eine Reihe von Aufgaben übernommen, die im Mittelalter Sache der privaten Opferwilligkeit waren. Es geht daher nicht an, einen Gegensatz zu construiren und die heutige Uebung der katholischen Charitas herabzusetzen. Was aber die Motive jener mittelalterlichen guten Werke anlangt, so gedachten unsere frommen Vorjahren mit Vorliebe in ihren Stiftungsurkunden ihrer Absicht, das Heil ihrer Seele zu wirken. „Pro refrigerio, pro salute animae suae", hieß es, mochte Jemand eine Meßstiftung machen oder ein Krankenbett stiften, eine Brücke bauen oder einen Altar dotiren, eine Armenpfründe gründen oder ein Buch schenken. Wie oft findet man in den mittelalterlichen Handschriften die Bemerkung: „Pro salute animae suae hunc librum dedit N." Damals wie heute also wünschten die Katholiken durch Ausübung guter Werke neben anderen Zwecken auch ihrer Seele Heil zu fördern. Und das war und ist ein vollberechtigter Egoismus.

Wenn der Herr Professor tadelt, daß in der Nächstenliebe viel mehr die augenblickliche Abhilfe unmittelbar

vorhandener Noth als religiös werthvoll angesehen wird; hingegen viel weniger die systematische Verhinderung derselben durch entsprechende berufsmäßige oder freiwillige Culturthätigkeit, so thut er den deutschen Katholiken wiederum Unrecht. Wollte er nur tadeln, daß hie und da die Ausübung der Wohlthätigkeit einer zweckmäßigen Organisation ermangele, und mahnen, auf die Prophylaxis ein größeres Gewicht zu lagen, so würde man ihm beistimmen können. Die verdienten Vincenz- und Elisabeth-Vereine bemühen sich längst redlich, die katholische Armenpflege zu organisiren: wenn ihre Erfolge hinter ihren Wünschen zurückbleiben, so liegt der Grund in dem rapiden Anwachsen der Verarmung in größeren Orten, die auch der öffentlichen communalen Armenpflege die schwersten Sorgen macht. Es liegt aber nun einmal in der menschlichen Natur, daß das Elend, das in seiner Mitleid erregenden Gestalt *unmittelbar* vor den Menschen tritt, rascher und erfolgreicher die Hand zur Hilfe bestimmt, wie der Gedanke der *bloßen* Vorbeugung. Damit hat jedoch die angebliche religiöse Werthschätzung der guten Werke unter den Katholiken nichts zu thun; dieselbe Erscheinung kann man unter *Protestanten* wie unter Juden, unter Gebildeten wie Ungebildeten finden. Denn wo große Noth schleunige und thatkräftige *Ab*hilfe fordert, wird jeder christlich gesinnte Mensch unter Beiseitestellung der Theorie über das Almosengeben sofort helfen, so gut er kann, und erst dann erwägen, was sich durch systematische Hilfe erreichen läßt. Auch der Protestant wird leichter geneigt sein, dem Leidenden von seinem *Leiden* zu helfen, als dem Vermögenslosen zu einer erfolgreichen Berufsthätigkeit zu verhelfen, schon darum, weil im ersteren Falle unter Umständen eine strenge Christenpflicht vorliegt und die Hilfe meist ihren nächsten Zweck erreicht, während im letzteren Falle gewöhnlich größere Opfer verlangt werden, und die Erreichung des Zweckes von der Persönlichkeit des Unterstützten wesentlich abhängt, also immer-



hin fraglich bleibt — was auch von Unterstützungen zur Vorbereitung für den Priesterstand gilt. Insoweit also in jenem Tadel Berechtigung liegt, trifft er die Armenpflege überhaupt und die Uebung der Wohlthätigkeit im Allgemeinen; er ist aber unberechtigt, insoferne er den Katholiken eine nicht vorhandene irrige religiöse Anschauung unterschiebt.

Damit schließe ich meine Bemerkungen. Ich wünsche, daß sie mit derselben freundlichen Gesinnung aufgenommen werden, in welcher sie niedergeschrieben wurden. Niedergeschrieben wurden sie aber, um die Katholiken deutscher Zunge gegen eine Kritik zu vertheidigen, die unberechtigt und unverdient ist, und um so schmerzlicher empfunden wurde, je rühmenswerther die Leistungen der katholischen Charitas unter den deutschen Katholiken sind, und um einen verdienstvollen katholischen Gelehrten zu veranlassen, auch in diesem Punkte seine Voraussetzungen und Schlüsse zu prüfen und seine einem bedenklichen Pessimismus zuneigenden Anschauungen zu corrigiren.

Gmunden. Adolph Franz.

LXV.

Kritische Nachlese zu Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert.

II.

Deutsche Patrioten verlangten eine Wiederherstellung des Kaiserthums, Preußen einen Dualismus, demzufolge der Süden Oesterreich, der Norden Preußen zufiele. Beide Pläne waren, was immer T. dagegen einwenden mag, unmöglich, denn die souveränen Fürsten hätten sich die Beschränkung ihrer Vorrechte nicht mehr gefallen lassen, eine Theilung des Reiches aber hätte unfehlbar zu Kriegen zwischen Preußen

und Oesterreich geführt, die vielleicht viel blutiger geworden wären als der Krieg von 1866. Die äußere Politik Metternichs läßt sich im Großen und Ganzen rechtfertigen. Hardenbergs Forderungen hätten keine Bürgschaft für die Ruhe Europa's geboten. Sie lauteten: Verstärkung der Niederlande durch eine Reihe französischer Festungen, das Elsaß an Deutschland zurückgegeben, seine festen Plätze durch Oesterreich besetzt; für Preußen die Festungen an der Saar und der oberen Mosel, für die Schweiz einige Festungen im Jura, für Piemont ganz Savoyen. Eine solche Zerstückelung Frankreichs würde die Regierung der Bourbons unmöglich gemacht und eine Erhebung Frankreichs zur Folge gehabt haben, ähnlich der Preußens. Die österreichischen Staatsmänner hätten besser daran gethan, Vorderösterreich und das Elsaß, das Preußen anbot, zu nehmen und einige der italienischen Besitzungen preiszugeben; aber das Mißtrauen gegen Preußen war so tief eingewurzelt, daß sie an die Aufrichtigkeit eines Bündnisses mit Preußen nicht glauben konnten. Der Kanzler Hardenberg beging einen folgenschweren Fehler, der die Vereinbarung zwischen Preußen und Oesterreich fast unmöglich machte, weil er ganz Sachsen dem preußischen Staate einverleiben wollte. Im Besitze von Sachsen und Schlesien hatte Preußen zwei Ausfallsthore gegen Oesterreich und machte für letzteres die Vertheidigung eines so wichtigen Kronlandes wie Böhmen unmöglich. Oesterreich hatte außerdem besondere Verpflichtungen gegen das katholische Herrscherhaus in Sachsen. In dem Widerwillen und der Abneigung der österreichischen Diplomaten gegen die Vorschläge der preußischen Unterhändler wittert T. beständig Neid, Undankbarkeit und Verrath; Preußen hätte schon damals erreichen sollen, was ihm nach der Niederwerfung Oesterreichs 1866 zufiel, die Suprematie in Deutschland. Das war freilich damals noch nicht zu erreichen, denn die Großmächte England, Rußland, Oesterreich, Frankreich wollten Preußen nicht zu mächtig werden lassen. Wenn T. mit den großen Mächten



und ihren Unterhändlern scharf ins Gericht geht und gleich Thersites die leiblichen und geistigen Fehler eines jeden anschaulich zu schildern versteht, so sind doch auch jetzt wieder die Oesterreicher und Metternich die Zielscheibe seines Hohnes und Spottes.

„In diesem Wien," heißt es, „dem Mittelpunkte des ungeheuren Familiengutes, das man Oesterreich nannte, in diesem Wirrwarr zusammengeheiratheter Länder, hatte man nie (!) etwas geahnt von den sittlichen Kräften, welche ein nationales Staatswesen zusammenhalten, und es war so recht im Geiste der alten Habsburgerpolitik, wenn Oesterreich und Bayern jetzt selbander über die Frage stritten, ob die Unterthanen der Mediatisirten, die ihren Landesherren nur wenig einbrachten, als halbe oder als Drittelsseelen zu betrachten seien" (I, 601). Der Berliner Professor hat keinen Grund, über Wien zu spotten, denn Berlin war niemals wie Wien ein Bollwerk gegen die Barbaren, hat auch nicht dieselbe Zahl ruhmreicher Vertheidigungen aufzuweisen wie Wien. Der Spott ist somit ganz unpassend. Das zusammengeheirathete Reich machte zwei Jahrhunderte lang Front gegen die Türken im Osten, gegen die Franzosen im Westen, oft ohne Brandenburg, ja auch gegen Brandenburg, gegen den größten Feldherrn und Herrscher, den die Dynastie Hohenzollern hervorgebracht hat. In diesen österreichischen Ländern soll man nie etwas von sittlichen Kräften geahnt haben? T. schreibt einfach in's Blaue hinein und vergißt, was er über die Regierung Maria Theresia's bemerkt hat. Er verfügt über ein sehr glückliches Gedächtniß und ist besonders stark im Vergessen, wenn es gilt, den Gegnern Preußens eines anzuhängen. Er schildert sehr weitläufig die Intriguen und Ränke Englands, Frankreichs und Rußlands sowie der deutschen Souveräne und kommt dann zu dem sonderbaren Schlusse: „Oesterreich war von Deutschland (ist Preußen etwa identisch mit Deutschland, verfolgte Preußen damals eine rein patriotische und nicht vielmehr eine Haus-

politik?) abgefallen. Jene alte habsburgische Hauspolitik, welche so oft deutsche Reichslande gegen kaiserliche Erblande an die Fremden dahingegeben, hatte diesmal, da für das Haus Lothringen nichts Wünschenswerthes zu erwerben stand die Deutschen einfach im Stich gelassen" (I, 794). Die von Preußen für Deutschland gewünschten Grenzen hätten Frankreich für den Augenblick gewaltig geschwächt, aber nie und nimmer den Frieden gesichert. Es lag im Interesse der Russen und Engländer, Deutschland nicht zu mächtig werden zu lassen; deshalb wurde der preußische Kanzler Hardenberg von Metternich nicht unterstützt. Man könnte allenfalls, aber kaum mit Recht, Metternich der Kurzsichtigkeit, der Vertrauensseligkeit bezichtigen; von einem Verrathe kann jedoch nicht die Rede sein.

Wenn Bayern gegen Oesterreich kämpft, wird es von T. gelobt; wenn sich T. erinnert, daß Altbayern ein vorwiegend katholisches Land ist, dann entlädt er seinen Grimm gegen dasselbe:

„Seit jenem Unglücksjahr 1524, da die alten Wittelsbacher ihre Erblande der evangelischen Lehre eigenmächtig verschlossen und dadurch die kirchlichpolitische Spaltung der deutschen Nation begründeten (sic!), war der tapfere und treue, an rüstiger Kraft des Leibes und des Willens den besten Deutschen ebenbürtige altbayerische Stamm dem geistigen Leben dieses paritätischen (!) Volkes fast so fremd geworden wie die Oesterreicher" (I, 359). „Niemand verfiel auf den so naheliegenden Gedanken, den Schwerpunkt des jungen Königreichs in einen paritätischen Landstrich, nach Nürnberg oder Augsburg zu verlegen. Die Residenz blieb in München und die Hauptstadt übte auf die Provinzen einen schädlichen Einfluß. Das Bier, das den Altbayern nach dem Geständniß ihres gestrengen Criminalisten Kreitmayr das fünfte Element des Lebens bildete, hielt seinen Siegeszug durch's ganze Land. Die rührigen Schwaben und Franken nahmen bald Vieles von der bequemen läßlichen Sinnlichkeit der Altbayern. Diese reichbegabten Stämme kamen langsam herab in ihrem geistigen Leben; sie haben unter

bayerischem Scepter niemals wieder so Großes für deutsche Cultur geleistet, wie einst in den Zeiten ihres reichsstädtischen Glanzes.“ (T. ist viel zu vornehm, als daß er Beweise für seine Behauptungen erbrächte.) „Was konnten die tüchtigen aus dem Norden berufenen Gelehrten hier leisten in der stockigen Luft dieses napoleonischen Satrapenlandes, dem der sittliche Schwung des preußischen Lebens völlig fehlte“ (I, 359)!

T. ist ein vollendeter Optimist, sobald er auf preußische Verhältnisse zu sprechen kommt, ein Pessimist, wenn die politischen Gegner Preußens abgewandelt werden. Die leichtlebigen Pfälzer fügen sich leicht dem wälschen Wesen. „Selbst unter preußischen Patrioten wurde vielfach bezweifelt, ob es noch möglich sei, dies Bastardsvolk dem deutschen Geiste wiederzugewinnen“ (I, 361). T. ist doch sehr vergeßlich. Kurz vorher hat er sie als hochbegabt gepriesen, jetzt sind sie ein Bastardvolk.

Auch auf England und Hannover gießt T. die Schale seines Zornes aus. „Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europa's dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre schlaue und gewaltthätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit“ (I, 444). Die Engländer haben den Zorn T.s erregt, weil sie aus Furcht vor den Zornreden der parlamentarischen Opposition und in Folge des Mitgefühls des Prinz-Regenten für den gefangenen Sachsenkönig eine Schwenkung machten und die Einverleibung Sachsens in Preußen bekämpften. T. in seiner kräftigen Sprache drückt sich über diese Schwenkung also aus: „Castlereagh erhielt aus der Heimat Befehl, die preußische Sache gänzlich aufzugeben, und er ist sich in seiner Beschränktheit des begangenen Verrathes niemals klar bewußt geworden.“ Seit wann nennt man die Ausführung der von der Regierung erhaltenen Instruktionen oder Abänderungen der ursprünglichen Instruktionen Verrath? Der Unwille gegen Sachsen,

den man künstlich erregt und durch wenig ehrliche Mittel unterhalten hatte, nahm immer mehr ab. Preußen konnte für seine Machtstellung und die Einverleibung Sachsens nicht länger auf die warme Theilnahme des großen Publikums rechnen und konnte nicht ganz Sachsen annexiren. T., der sich selbst fast auf jeder Seite einer Inconsequenz schuldig macht, gewährt Anderen dieses Vorrecht nicht: „Castlereagh wußte späterhin zur Entschuldigung seines Gesinnungswechsels nur das Eine vorzubringen: die öffentliche Meinung sei der Einverleibung Sachsens entschieden ungünstig gewesen — eine wundersame Behauptung im Munde der Hochtorys, welche sonst die Geringschätzung der Wünsche der Völker geflissentlich zur Schau trugen" (I, 649).

Alle anderen Mächte, Rußland vielleicht ausgenommen, sind nach T. entweder Schurken oder Verräther, aber der Schild preußischer Ehre war ohne Makel geblieben. „Die Haltung des Staates, der uns von den Fremden befreit, gereichte noch in Wien allen anderen Deutschen zur Beschämung, wenn in einem solchen harten Interessenkampf die Scham überhaupt Raum fände" (I, 712). Nun, in den Gebietshändeln haben Preußens Staatsmänner durch die Festigkeit ihres Königs doch einen halben (!) Erfolg erreicht nach T.s Geständniß; sie können daher in ihren Forderungen nicht eben bescheiden gewesen sein. Fast wäre es damals zum Kriege gekommen, der indeß durch Napoleons Rückkehr von Elba glücklich vermieden wurde. So wenig hatten die Leiden der letzten 25 Jahre die leitenden Staatsmänner Preußens von der Ländergier geheilt, daß sie bereit waren, Deutschland wiederum in einen langjährigen Krieg zu stürzen, und zwar einfach darum, weil sie Sachsen ihrem Staate nicht einverleiben konnten. Man wollte, wie Stein sich ausdrückte, kein norddeutsches Bayern in der Nähe haben; auf denselben Grund hin hätte auch Oesterreich die Vernichtung Bayerns verlangen können.

Die Bundesakte wird von T. „die unwürdigste Ver-



fassung" genannt, welche je einem großen Culturvolke von eingeborenen Herrschern auferlegt ward, „ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher als das Gebäude des alten Reiches in den Jahrhunderten des Niederganges. . . . Das alte Reichsrecht sprach doch noch von einer deutschen Nation, die Vorstellung mindestens, daß alle Deutschen ihrem Kaiser treu, hold und gewärtig seien, war niemals ganz verschwunden" (I, 710). Man sollte meinen, diese Stelle sei ein Citat aus einem andern Buche, denn sie stimmt durchaus nicht mit dem Spott über die alte Kaiserwürde und das alte Reich. T. wird sogar sentimental, wenn er klagt: „Blank und neu stieg dieses politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst versunkenen Diplomatie, die aller Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllt die dürftige Häßlichkeit der Formen" (I, 710). Sein Schmerz ist nicht tief; er weiß sich bald in das Neue zu schicken und entdeckt in der von ihm geschmähten Bundesakte große Schönheiten:

„Gleichwohl," so lesen wir S. 712, „besaß die neue Ordnung der deutschen Dinge drei folgenschwere Vorzüge. Die welthistorischen Wirkungen der Fürstenrevolution von 1803 blieben unverändert, das fratzenhafte theokratische Wesen kehrte nicht wieder, das neue Deutschland athmet in der gesunden (!) Luft weltlichen Staatswesens. Sodann ward durch die Bundesverfassung die Entstehung eines neuen Rheinbundes zwar keineswegs verhindert, aber wesentlich erschwert. Endlich war der deutsche Bund so locker und ohnmächtig, daß er den Staat Friedrichs in seiner inneren und äußeren Entwicklung kaum stören konnte." . . . „Und dies bleibt uns, die wir die abgeschlossene Laufbahn überschauen, der historische Ruhm des deutschen Bundes: er besaß nicht die Kraft, das Erstarken des einzig lebendigen deutschen Staates zu hindern — des Staates, der berufen war, dereinst ihn selber zu zerstören und diesem unglücklichen Volke eine neue würdige Ordnung zu schenken" (I, 713).

Die politische Abneigung des Berliner Professors gegen

das Haus Habsburg, von dem wir oben so viele Beispiele gegeben, hat ihren Grund in dem Haß der katholischen Kirche, der sich dem protestantischen Historiker oft unbewußt auf alle Bekenner der katholischen Kirche ausdehnt. Dieser Haß, der sich bei T. sehr oft zu einem grenzenlosen Fanatismus steigert, tritt ganz besonders hervor in seiner Schilderung des Verhältnisses Preußens zum hl. Stuhl, und in der Darstellung des großen Kirchenstreites 1837—39. Als Culturkämpfer und leidenschaftlicher Bewunderer der Kirchenpolitik des Herrn von Bismarck war T. weniger als irgend ein anderer moderner Geschichtsschreiber befähigt, eine unparteiische Geschichte der Kirchenpolitik Preußens zu schreiben. Nur bisweilen durchbricht der natürliche Scharfsinn das Dunkel des Vorurtheils, das er sich künstlich geschaffen, nur bisweilen findet man vernünftige Bemerkungen, die jedoch gleich wieder vergessen werden. T. steht ganz auf dem Standpunkt der altpreußischen Beamten, eines Flottwell, eines Schön, die jede Unterhandlung mit dem hl. Stuhl mißbilligen und eine energische, gewaltsam durchgeführte Protestantisirung der katholischen Rheinlande und Westfalens befürworten. Die Verpflichtung des Königs und sein feierliches Versprechen, die katholische Kirche in allen ihren Rechten erhalten und schützen zu wollen, betrachten sie dem preußischen Landrecht gegenüber, das um jeden Preis auch in den katholischen Ländern eingeführt werden muß, als nicht bindend. Was T. am meisten schmerzt, ist, daß die preußische Regierung die Gelegenheit nicht beim Schopf ergriffen und die katholische Kirche, als sie noch schwach war, nicht vernichtet, oder die liberalen Katholiken nicht ermuthigt habe. Napoleon, wohl einer der bittersten Feinde und Verfolger der katholischen Kirche, hatte alles gethan, was in seinen Kräften stand, um den Protestantismus in Deutschland zu stärken und den Katholicismus aller Macht und alles politischen Einflusses zu berauben. „Wie war doch, sagt T., die deutsche Hierarchie zugerichtet worden

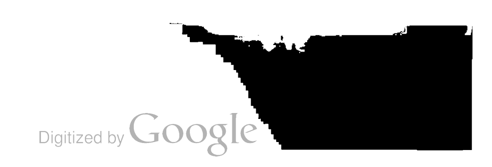


durch die Sekularisationen und die zahllosen andern Gewaltthaten des Napoleonischen Zeitalters. Und wie tief war die politische Machtstellung gesunken: statt jener Wolke geistlicher Fürsten saßen jetzt im höheren Rathe des deutschen Bundes nur noch sechs katholische Souveräne, Oesterreich, Bayern, Sachsen, zwei Hohenzollern und Liechtenstein" (I, 705).

Die Bemühungen des Cardinals Consalvi und der katholischen Oratoren auf dem Wiener Congreß, die Wiederherstellung wenigstens einiger geistlichen Fürstenthümer zu erlangen, wurden von den katholischen Mächten entweder gar nicht oder nur schwach unterstützt, die Interessen der Kirche wurden politischen Vortheilen geopfert. Dank den Grundsätzen des Josephinismus und der Aufklärung, welche an den katholischen höheren Lehranstalten und Universitäten, nicht nur in Oesterreich und Bayern, sondern auch in den geistlichen Fürstenthümern vorgetragen worden, waren viele Laien und Geistliche von einem falschen Liberalismus angesteckt worden, den Niebuhr also beschreibt: „Ich kenne nichts Flacheres und Widrigeres als diese liberalen Katholiken, wie ich sie durch die Wessenbergischen Händel kennen gelernt habe. Noch so hochmüthig mit ihrem katholischen Namen und so hochmüthig und affektirt auskramend mit ihrer brüderlichen Toleranz für uns alle, und ihrem hohen christlichen Sinn, der alle Confessionen umfasse, so prahlend mit ihrer Bibelverbreitung und ihren Schulverbesserungen, ihren neumodischen Liturgien und ihren wässerigen geistlichen Liedern" (Mejer, Erinnerungen an Niebuhr S. 44). Einer der Führer dieser Richtung war Heinrich von Wessenberg, der ganz offen ein verschwommenes Christenthum lehrte, die Mahnungen des Papstes verachtete und vom Christenthum nichts übrig ließ, als wohlgemeinte moralische Betrachtungen. Dieser Mann wird von T. gerühmt wegen seiner gewissenhaften Thätigkeit und der apostolischen Reinheit seines Wandels. Gleich darauf wird hinzugefügt: „Seine Geistlichen verehrten ihn wie einen Heiligen, seinen adelichen

Standesgenossen galt er als ein Wunder der Gelehrsamkeit. So gelangte er allmählich zu starker Selbstüberschätzung, obgleich der Hochmuth seiner weichen Seele ursprünglich fremd war. Er sah die Jesuiten im Begriff, ein Gemisch von gesetzlichem Judenthum und neuem selbstgeschaffenen Heidenthum an die Stelle der Religion des Geistes, der Liebe der Wahrheit zu setzen, und hielt sich berufen, diesen Schlag von der Kirche abzuwehren" (II, 365). Schon diese eine Stelle charakterisirt den Dünkel und die Unwissenheit Wessenbergs. Als die Gesellschaft Jesu wieder hergestellt wurde, schrieb er warnend an seinen Vetter Metternich: auf das Andringen der katholischen Höfe sei dieser Orden einst beseitigt worden, jetzt erdreiste sich die Curie, ihn ohne jede Rücksprache mit den Mächten zu erneuern; welch' eine Aussicht für die Zukunft! Die Jesuiten waren diesem Josephiner, der Ungehorsam und Trotz gegen den hl. Stuhl mit sklavischer Unterwürfigkeit gegen die Regierung, Verfolgung der streng kirchlichen alten Priester mit offener Begünstigung der Rationalisten verband, ein Dorn im Auge.

Die protestantischen Fürsten Deutschlands suchten sich die hülflose Lage der Katholiken und ihre Uneinigkeit zu Nutzen zu machen und obgleich sie den hl. Stuhl nicht umgehen konnten, seinen Einfluß so viel als möglich zu beschränken. Es ist richtig, sie ahmten hierin nur das Beispiel der katholischen Souveräne Europas nach, aber das Verhältniß war doch ein grundverschiedenes. In einem vorwiegend katholischen Lande, von einem katholischen Herrscher konnte sich die katholische Kirche mehr gefallen lassen, als in einem vorwiegend protestantischen Lande, wo der Protestantismus begünstigt, der Katholicismus und seine Anhänger unterdrückt wurden. Die Tage des Absolutismus auf kirchlichem Gebiet waren gezählt, die katholische Kirche erhob sich aus dem Zustand der Erniedrigung und bestand auf den Rechten, die ihr vertragsmäßig zugesichert waren. Der Berliner Professor, ein Cäsaropapist vom reinsten



Wasser, ist entsetzt über diesen Geist und voll des Unwillens gegen „den neuen plebejischen Klerus, der nun heranwuchs, denn er stand der bürgerlichen Gesellschaft fern, er grollte dem neuen Deutschland wegen des großen Kirchenraubs, er kannte keine Heimath mehr als die Kirche und fügte sich, als späterhin die römischen Weltherrschaftspläne wieder erwachten, den Geboten des Papstes mit einem blinden Diensteifer, der für die Curie kaum weniger werthvoll war, als die fürstliche Macht der alten, selbstbewußten Prälatur.“

T. liebt die grellen Farben und die rohen Striche, richtig ist jedenfalls, daß verwöhnte Weltkinder und nachgeborne Söhne des Adels sich nicht länger herandrängten und um geistliche Aemter sich bewarben. Der Klerus wurde eifriger und volksthümlicher, und suchte und fand eine Stütze und Schutz gegen die Plackereien der Beamten in der engeren Verbindung mit Rom. Die Fürsten, welche die Kirche beraubt, hatten ohne es zu wissen und zu wollen, ihre Ketten gesprengt. Der Staat, der die Kirche unterdrücken wollte, hatte es von nun an nicht bloß mit den Priestern, sondern mit dem ganzen Volke zu thun. T. ahnt bisweilen die Wahrheit, geht ihr dann immer wieder aus dem Wege, und verliert sich in nichtssagende Abstraktionen. Das eine Mal übertreibt, das andere Mal unterschätzt er die geistige Bewegung im katholischen Volke; sobald er aber die Gründe für die Entwicklung und Ausdehnung dieser Bewegung angeben soll, tappt er in der Finsterniß. Alle möglichen und unmöglichen Gründe werden aufgesucht, welche den Fortschritt des Katholicismus erklären sollen, der allernächste Grund, die innere Lebenskraft, ferner die Intoleranz der protestantischen Regierung, ihre offenbare, Aergerniß erregende Begünstigung lauer und schlechter Katholiken werden kaum berührt. Die protestantischen Beamten glaubten das katholische Volk durch schöne Redensarten von Parität, Duldung, vom Geist der Liebe täuschen zu können; das

Volk durchschaute sie vollkommen und schloß sich wieder enger an die Kirche an.

Der katholische Adel, der gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts die Wiedererneuerung der Kirche und des katholischen Lebens so wesentlich gefördert hatte, war namentlich in Deutschland vielfach entartet und betrachtete die reichen Pfründen und Prälaturen als Apanage der nachgeborenen Söhne, welche die Einkünfte ihrer Beneficien bezogen, aber die ihnen von der Kirche auferlegten Pflichten versäumten. Viele dieser adeligen Prälaten und höheren Würdenträger widersetzten sich instinktmäßig jeder kirchlichen Reform und wollten vom Papste nichts wissen. Sie hatten den protestantischen Fürsten vielfach in die Hand gearbeitet und ernteten den Lohn für ihre Pflichtvergessenheit. Die reiche deutsche Kirche verlor ihre politische Macht und ihre großen Besitzthümer und erhielt in den meisten Fällen statt der katholischen protestantische Herrscher, welche sofort begannen, ihre neuen katholischen Unterthanen nach protestantischen Grundsätzen zu regieren, alle die Rechte, welche sie als Landesbischöfe der protestantischen Kirche übten, auch den Katholiken gegenüber geltend zu machen.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, machte von dieser Regel keine Ausnahme.

„Er beurtheilte, so berichtet uns T., das Verhältniß seiner Krone zum römischen Stuhl ganz nüchtern und sagte zu Niebuhr (seinem Gesandten in Rom), als dieser im Jahre 1816 nach Rom abging: den Verzicht auf einen Grundsatz dürfe man dem Papste nicht zumuthen. Aber auch er wollte nicht verzichten auf die territorialistischen Grundsätze des Allgemeinen Landrechtes, die ihm sein Lehrer Suarez schon in seiner Jugend eingeprägt hatte. Das Landrecht kannte weder den Papst, noch die römisch katholische Kirche, sondern nur die in Preußen bestehenden ‚Kirchengesellschaften‘, denen der Staat nach seinem Ermessen ihre Rechtssphäre anwies. Diese Vollgewalt seiner Krone hielt der König fest“ (III, 201).

Wie wenig indeß der preußische König für seine katholischen Unterthanen that, zeigen folgende Thatsachen. Niebuhr richtete am 15. Oktober 1819 eine Denkschrift über die katholischen kirchlichen Zustände Preußens an das Ministerium des Aeußeren, in dem es heißt: „Die katholische Kirche in der preußischen Monarchie ist fast allenthalben in einem Zustand der Anarchie und Zerstörung, welcher schon seit Jahren als sehr dringend und verderblich anerkannt ist. Die Geistlichkeit ist mißmuthig, mißvergnügt, bitter, und die Erfahrung läßt besorgen, daß sie in ihrem Mißgefühl geneigt werden könnte, sich ihren entschiedensten Feinden zu nähern und ihr natürliches Verhältniß zu einer gesetzmäßigen Monarchie zu verkennen. Auf der andern Seite darf man hoffen, daß es wie spät auch immer, doch noch nicht allzu spät ist, sie und die ihr untergebenen Unterthanen durch eine wohlwollende Behandlung und Feststellung einer ihnen erwünschten Ordnung der Dinge, deren Erhaltung von der ungestörten Fortdauer der Ruhe und Gesetzlichkeit abhängt, zu einer wesentlichen Stütze der Regierung zu machen" (bei Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland II, 6). Selbst der Minister Altenstein versicherte: „Ohne die Erledigung der katholisch kirchlichen Angelegenheiten könne nichts Gedeihliches hervorgebracht werden — es sei nicht Gnade, sondern heilige Regentenpflicht" (ebend. II, 7). In einer anderen Denkschrift der Minister des Aeußeren und des Cultus heißt es: „Es ist unbestritten, daß die katholische Kirche in den rheinisch-westfälischen Landen sich in einem Zustand der Verwaisung befindet, der auf die sittliche und religiöse Cultur der Bewohner derselben und also auf die innersten und heiligsten Quellen des Staates einen sehr verderblichen Einfluß haben muß. . . . In dem Allerhöchsten Anrufe an das Rheinland vom 5. April 1815 ist der katholischen Religion Schutz feierlich versprochen, die Diener derselben sollen in ihrer äußeren Lage verbessert, ein Bischofssitz, Universität rc. sollen errichtet werden" (l. c. 8).

Aus diesen Angaben, die sich leicht vermehren ließen, geht hervor, daß der König bis jetzt keine Gelegenheit gefunden sein königliches Wort auszulösen. Während die Protestanten der Rheinlande und Westfalens mit Gunstbezeugungen überhäuft wurden, während man protestantischen Predigern alle Eingriffe in die Rechte der katholischen Priester nachsah, ließ man die Klagen der Katholiken unberücksichtigt. Davon weiß natürlich der Berliner Historiker nichts, der allen Klatsch, den ihm seine Bewunderer zukommen lassen, auftischt, und uns allen Ernstes versichert: „Die Curie war endlich wieder in der Lage, Farbe zu bekennen und offen auszusprechen (wo?), was sie stets gedacht, daß sie nicht die Gleichberechtigung der Bekenntnisse, (wie himmelweit war man damals und ist man noch heute entfernt von dieser Gleichberechtigung!), sondern die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche erstrebte" (III, 201). T. hat offenbar den Anspruch auf Weltherrschaft mit dem Anspruch, die alleinseligmachende Kirche zu sein, verwechselt, ist überhaupt zu sehr geneigt, mit Worten um sich zu werfen, deren Bedeutung er nicht versteht. Der Vorwurf, den T. den preußischen Beamten macht, trifft ihn selbst in weit höherem Grade, als er selbst ahnt. Denn er besitzt nicht nur keine lebendige Kenntniß von der römischen Kirche, sondern fällt in Irrthümer, welche die preußischen Beamten vermieden haben.

„Sie betrachteten", meint der große Historiker, „die wesentlich politische Partei der Ultramontanen als eine Gesinnungsverwandte der evangelischen Orthodoxie und verstanden nicht recht zu leben mit diesem Klerus, der schon von der Schulbank her an die römischen Künste des silere, dissimulare, scire, tolerare posse gewöhnt, für die ruhige Sprache der selbstbewußten Macht immer empfänglich ist, aber jede Unsicherheit der weltlichen Gewalt rücksichtslos auszubeuten verstand."

T.s Sprache ist bisweilen orakelhaft, dunkel. Sind denn das Stillschweigen, das Zurückhalten mit der eigenen



Ansicht, Würdigung der Sachlage, die Duldung von dem, was man zwar mißbilligt, aber doch nicht hindern kann, an und für sich böse Dinge und römische Künste, sind sie einem tyrannischen Regimente gegenüber nicht die fast einzigen Waffen der Unterdrückten und Verfolgten? Tyrannei, Verfolgung der katholischen Kirche betrachtet T. als die geeignetsten Mittel den Unterthanen gegenüber, die kirchliche Freiheit verlangen. Rücksicht auf die katholischen Unterthanen wird als Unsicherheit der weltlichen Gewalt bezeichnet. Die von T. empfohlene Politik eignet sich trefflich für einen Sklavenstaat, und erinnert uns weit mehr an den Talmud als an das Evangelium. Zum Glück für die Ruhe und den Frieden des Vaterlands sind die von T. so oft und so beredt entwickelten Grundsätze weder in Preußen noch in den andern Staaten Deutschlands durchgeführt worden, sahen die protestantischen Fürsten ein, daß sie mit Rom sich verständigen, Concordate abschließen müßten. Preußen schloß zuerst ein Concordat ab. Rom machte große Zugeständnisse, die der Berliner Professor in folgende Sätze zusammenfaßt:

„Die Staatsbehörden allein vermittelten den amtlichen Verkehr zwischen dem römischen Stuhl und den Bischöfen, sie hatten die Censur der kirchlichen Schriften (und mißbrauchten sie in wahrhaft empörender Weise), die Aufsicht über alle Unterrichtsanstalten, wie über die Prüfung der Candidaten. Ohne ihre Erlaubniß wurde kein geistlicher Orden zugelassen, und bisher bestanden in den westlichen Provinzen, außer einigen Orden für Krankenpflege und weiblichen Unterricht, nur zwei oder drei ganz unbedeutende Mannsklöster; ein Mönch war in den Straßen der rheinischen Städte eine so unerhörte Erscheinung, daß der Bonner Schirrmeister einst bei seinem Postdirektor ganz erschrocken anfragte, ob er einen Franziskaner, der eine Fahrkarte gelöst, im königlichen Eilwagen mitnehmen dürfe. Mit Rechten der Kirchenhoheit war die preußische Regierung bis zum Uebermaß ausgerüstet. Dennoch fühlte sie sich unsicher, denn befangen in dem Gesichtskreis des Nordostens, vermochte sie nicht zu verstehen, welche folgenschwere

Wandlung sich in den Gesinnungen der katholischen Welt allmählich vorbereitete."

Die Stelle ist einseitig übertrieben; der deutsche Macaulay gefällt sich wie sein Vorgänger zu sehr in Antithesen; das ist jedoch richtig, die Regierung erhielt, obgleich sie protestantisch war, fast alle Vergünstigungen katholischer Herrscher. Eines fehlte ihr noch, eine Bestätigung der im Osten üblichen Einsegnung gemischter Ehen durch die katholischen Priester, die das geeignetste Mittel zur Protestantisirung der Rheinlande und Westfalens schien. Die Protestantisirung dieser katholischen Länder galt den leitenden Staatsmännern als das geeignetste, die Rheinländer und Westfalen zu loyalen Unterthanen zu machen, wie T. selbst an vielen Stellen zu verstehen gibt.

Die Schwächung des Katholicismus in diesen Landen ließ sich indeß nicht so leicht bewerkstelligen, als Flottwell, Schön und andere altpreußische Beamten sich vorstellten. Einmal war die katholische Religion so enge verbunden mit dem Sinnen und Denken, den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, die sich der milden Herrschaft des Krummstabs erfreut hatten, daß ein Massenübertritt ganz aussichtslos war. Selbst Einzelne, die mit der Kirche zerfallen waren, zeigten wenig Hinneigung zum Protestantismus; es galt daher, die Katholiken durch gemischte Ehen, durch Versprechungen und Drohungen in ihrem Glauben wankend zu machen, still und geräuschlos die wohlhabenden und einflußreichen der Familien für die protestantische Lehre zu gewinnen. Die von dem Minister Altenstein befürwortete Methode wurde von den heißblütigen Protestanten verworfen: sie hielten die katholische Kirche für so schwach und machtlos, daß sie alle Regeln der Klugheit und Mäßigung vernachläßigten.

(Dritter Artikel folgt).

LXVI.

Kapitalistische Raubritter.

In geschichtlichen Darstellungen jammerte und jammert man viel über Despoten, die ihren Völkern Gut und Blut aussaugten; mit Schaudern erzählt man von den Hunnen- und Mongoleneinfällen und in nicht viel besserem Rufe stehen die Ungarn und Normannen, die alles brandschatzten. Wie viel wird endlich über das Raubritterthum gescholten und wie dunkel erscheinen die Zeiten des Faustrechts! Man glaubt die Zeiten weit hinter sich, wo ein solches System des Aussaugens und Plünderns möglich war. Und doch wiederholt sich das alles, nur unter veränderten Formen. Die Tyrannen und Räuber, die Blutsauger und Unterdrücker sind nicht ausgestorben. Es gibt immer Herrenmenschen und Heerdenvieh, Ausbeuter und Ausgebeutete. Nur wendet man nicht mehr so offen die Gewalt an, sondern geht mit List zu Werke. Die Raubritter unserer Zeit muß man an der Börse suchen, wo man mit Hausse und Baisse statt mit Hurrah und Halali Jagd macht. Dort gibt es große Kesseltreiben, große Gemetzel von Zeit zu Zeit, wenn die Krache hereinbrechen und tausend Opfer verlangen.

Das Großkapital ist eine Großmacht geworden und wie bei jeder Großmacht beruht ihre Stärke auf der gewaltigen Centralisirung, die der heutige Verkehr ermöglicht. Es benützt,

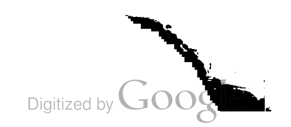


die gewaltigen Verkehrsmittel zu einer **unerhörten** Concentrirung und zur Beherrschung des ganzen **Geldmarktes**. Und nicht blos das; auch die Eisenbahnen selbst **wurden** ein Mittel in der Hand des Großkapitals, ungeheure **Gewinne** zu machen und das Interesse der Regierungen **und der** Völker zu allerlei Spekulationen zu benützen. Es **ließ sich** von den Staaten Vorschüsse und Zinsgarantien **für** die Privatbahnen gewähren und baute doch nur rentable **Bahnen**, während man die unrentablen dem Staate überließ. **Die** nothwendig gewordenen Verstaatlichungen wurden **benützt**, um die Eisenbahnaktien in die Höhe zu treiben, **und die** Staaten mußten die Bahnen oft zu ungebührlichen **Summen** kaufen, da keine Abschreibungen gemacht, d. h. die **Abnützung** des Anlagekapitals nicht abgerechnet wurde.

Diese Verhältnisse kamen ja jüngst zur Sprache, **als** es in der Schweiz sich darum handelte, die Bahnen zu **ver**staatlichen. Am unverschämtesten benahmen sich bekanntlich die Eisenbahngesellschaften in Frankreich, wie schon öfters in diesen Blättern auseinandergesetzt wurde. Hier hatten sie 700 Millionen Vorschüsse vom Staate erhalten und 1883 wurden die Eisenbahnen an das Haus Rothschild durch Gambetta und Freycinet ausgeliefert.[1])

Aber nicht blos mit den Staaten, sondern auch mit den Privaten, die ihr Kapital zum Eisenbahnbau vorstreckten und Eisenbahnpapiere kauften, trieb das Großkapital, sagt Ruhland, sein Spiel. Das vaterlandslose Großkapital war es, das die Milliardenanleihen vermittelte, durch die in den Ländern mit zurückgebliebener Cultur die Eisenbahnen mit hypertrophischer Raschheit ausgebaut wurden. „Das gleiche Großkapital war es, das dann durch einen Eisenbahnkrach mit Landesvalutaverschlechterung dafür sorgte, daß an dem Eisenbahnbaukapital möglichst gründliche Abschreibungen vor-

1) Oncken, Zeitalter Kaiser Wilhelms. II, 834.



genommen wurden, die natürlich in entsprechenden Tarif-herabsetzungen ihren Endausdruck fanden. Und als dann noch die Unterscheidung zwischen Lokaltarif und Ferntarif hinzutrat, wurde schließlich das Getreide zu Frachtsätzen exportirt, die kaum die Kohlen in der Locomotive bezahlten." Es ist noch in guter Erinnerung, wie es die nordamerikanischen Eisenbahnen mit ihren europäischen Gläubigern machten.

Wie man die Eisenbahnen und Dampfer noch in weiterer Hinsicht ausnützen könne, davon gab der amerikanische Petroleumkönig Rockefeller ein klassisches Beispiel.[1]) Rockefeller, ein ehemaliger Mehlhändler, der von einem einfachen Mechaniker sich den Gedanken einer besseren Raffinirung des Rohöles verschaffte, gründete eine Petroleumsgesellschaft. Diese Gesellschaft schloß mit drei Eisenbahnlinien, ohne daß sie von einander wußten, geheime Verträge dahin ab, daß sie das Oel der Gesellschaft um den halben Tarif beförderten. Niemand wußte etwas davon, auch die Eisenbahngesellschaften wahrten ihr Geheimniß gegenseitig. Aber nach und nach gingen eine Reihe von Oelgesellschaften zu Grunde. Der eine Unternehmer machte Bankerott, der andere beging Selbstmord, der dritte wanderte in's Irrenhaus. Das gab natürlich zu allerlei Vermuthungen Anlaß. Man munkelte etwas von dem Geheimnisse, aber den maßgebenden Persönlichkeiten, Richtern und Beamten, wurde der Mund geschlossen durch Bestechung. Gefährlicher war der Concurrenzkampf, den Vanderbilt mit der Pennsylvaniabahn begann. Die Fracht war bei diesen Concurrenten fast gleich Null. Rockefeller aber brachte den andern Eisenbahnen die Meinung bei, daß der Kampf ihnen gelte, und warf, wenn er von dem Vanderbilt'schen Unternehmen wußte, daß es große Vorräthe hatte, riesige Massen auf den Markt. Zuletzt wurde Vanderbilt mürbe

1) Vgl. Duimchen, Das Petroleum, in den Grenzboten 1895. IV, 372 ff.



und verkaufte die Raffinerien an Rockefeller. Ja Rockefeller schickte einen angeblichen Concurrenten zu Vanderbilt, um ihm, scheinbar Rockefeller gegenüber, günstige Frachtbedingungen abzulocken. Als Vanderbilt merkte, wer dahinter steckte, soll er bewundernd gerufen haben: „Was für ein geriebener Junge" (what a smart fellow)! Als der Kampf mit den Eisenbahnen siegreich beendet war, suchte Rockefeller alle Röhrenleitungen, Raffinerien und zuletzt die Rohproduktion in die Hände zu bekommen und kaufte die Geschäfte gewöhnlich um Spottpreise auf. Bei den Petroleumsgesellschaften, die widerstanden, wußte er Aktien in die Hand zu bekommen und durch abhängige Aktionäre mißliebige und schwierige Gesellschaften zu sprengen. Dadurch bildete sich der Petroleumring (trust). Anfangs rief er großen Unwillen beim Publikum hervor. Die Gerichte thaten, wie wenn sie ein altes Gesetz anwenden wollten, das ein „Complott zum wucherischen Aufkauf" verbot. Aber der Trust konnte nachweisen, daß er die Preise nicht in die Höhe treibe, sondern eher niedriger halte, und der Trust hatte nicht blos den Handel, sondern auch die Produktion selbst in der Hand. Ueber dem kamen allmählig zu dem Petroleumtrust noch andere Ringe hinzu. der Zuckertrust 1887. Der Zuckertrust hat in 10 Jahren 97 Millionen gemacht und 3 Millionen an Arbeitslöhnen gespart, da 5000 Arbeiter entlassen wurden. Die Trusts bemächtigten sich immer weiterer Artikel, des Gummis, Kautschuks, Kaffee's, Leders, Oels, Natrons, Stahls, Eisens, der Zündhölzer, der Steinkohlen und des Gases. Gegen die Trusts und die Uebermacht der Banken wendete sich die demokratische Partei, und ihr Präsidentschaftskandidat Bryan stellte Reformen in Aussicht, aber er ist, wie bekannt, unterlegen und an seiner Niederlage ist gerade das Großkapital schuld. Es befürchtete nicht ohne Grund eine Entwerthung seiner Forderungen, wenn durch Bryan die Silberwährung begünstigt worden wäre, und benützte die Abhängigkeit, in der das Publikum von den Banken steht, um es zu schrecken In



Amerika wird nämlich der Güterverkehr nur zum geringsten Theil durch Baargeld vermittelt, alle großen Zahlungen geschehen in Anweisungen auf Banken (Checks). Die Kaufleute bezahlen Löhne und Waarenpreise mit ihrem Bankkredit, die Bauunternehmer lassen bei der Bank eine Hypothek eintragen und zahlen die Löhne mit Bankpapier. Dadurch ist das Publikum von den Banken ganz abhängig.[1] Die Banken drohten nun, wenn Bryan gewählt werde, würden alle Credite, Hypotheken u. s. f. um die Hälfte sinken. Ein solch rapides Sinken war und ist allerdings ausgeschlossen, so lange der Staat seine Schatzamtscheine mit Geld deckte. Die Banken benützen das häufig und sammeln Schatzamtscheine, während sie nur Silbercertifikate geben. Die Schatzscheine werden dann der Regierung präsentirt. Dadurch verringert sich der Goldvorrath und die Regierung muß neue Goldanlehen machen. Unter Cleveland war deshalb eine Bondausgabe von 260 Mill Doll. nöthig. Das vermehrte die Staatsschuld zu Gunsten des Großkapitalismus. Die Staatsschuld will nun Mac Kinley sehr einfach dadurch lösen, daß er das Ausland mit Zöllen schlägt. Das bedeutet eine doppelte Förderung des Großkapitals und der Großindustrie. Es kann zugleich die Goldwährung aufrecht erhalten und die aufstrebende Industrie geschützt werden.

Der großamerikanische Zoll wird bekanntlich nicht gewünscht von der ackerbauenden und viehzüchtenden Bevölkerung. Diese muß leichte Ausfuhr nach Europa und billige Fabrikwaare wünschen. Sie wünscht auch billiges Geld oder, was dasselbe ist, höhere Preise. Ihre Interessen sind gerade entgegengesetzt denen der Großindustriellen und Großkapitalisten, die ihren Hauptsitz im Westen Amerika's haben. Das Großkapital bemächtigt sich aber immer mehr auch des Ackerbaues und sucht den Getreidehandel vollständig in die Hand zu

1) Vgl. „Allg. Zeitung" vom 21. November 1896, Nr. 322.

bekommen. Es bildet Aufkaufsgesellschaften und benützt die Eisenbahnen zu billiger Fracht. Durch Hypotheken umschließt das Großkapital vollends das flache Land. Durch die gewaltige Concurrenz werden die Güter- wie die Getreidepreise auf das tiefste Niveau herabgedrückt.

Es ist das Eigenthümliche des modernen Kapitalismus und Monopolismus, daß er durch Preisdruck und Baissespekulation verhältnißmäßig viel mehr arbeitet und gewinnt als durch das entgegengesetzte Verhalten. Im Mittelalter hat man den Vor- und Aufkauf, den Wiederverkauf und den Alleinhandel deshalb so heftig verfolgt, weil man eine Preissteigerung befürchtete. Preissteigerungsgesellschaften waren so viel wie Monopolgesellschaften. Das hat sich nun alles merkwürdigerweise gedreht, die Dinge werden auf den Kopf gestellt. Die Baisse ist das große Mittel geworden, womit die Börse den ausgiebigsten Schnitt macht, allerdings nach vorausgegangener Hausse.

An und für sich ist das natürliche, für jeden Handel und jede Spekulation, daß man theurer verkauft als man einkauft. Jeder Händler ist insofern Spekulant, als er mit der Differenz zwischen Einkauf und Verkauf einen Gewinn machen will, und jeder Handel ist in gewissem Sinne Differenzgeschäft. Das reine Differenzgeschäft unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Handelsgeschäft nur dadurch, daß Uebergabe und Annahme der Waare wegfällt und der Transport erspart bleibt.

Die Waaren pflegen durch verschiedene Hände zu gehen und jede Hand schlägt ihren Gewinn hinzu, bis sie vom Großhändler zum Kleinhändler und Consumenten gelangt. Das natürlichste ist also eine Preissteigerung und das trifft im Großen und Ganzen auch zu. Bis das Getreide als Brot verzehrt wird, ist sein Preis gestiegen, aber zwischendrin ging es nicht ohne Baissebewegung ab. Gerade beim Getreide hat sich die räthselhafte Erscheinung des Preis-

druckes am besten gezeigt, es eignet sich am besten zu der verschiedenartigsten Spekulation, da die Produktion hier am wenigsten zu übersehen ist. Die großen Börsen haben die beste Uebersicht und sie pflegen ihr Geheimniß in ausgiebigstem Maße zu verwerthen. Das Auslandsgetreide ist für sie ein treffliches Mittel, mit dem nach allen Richtungen operirt werden kann. Die Börse, in der Mitte zwischen den Producenten und den Kleinhändlern, führt vor allem mit den letztern einen raffinirten Kampf, wie die Katze mit der Maus. Wenn die inländischen Spekulanten, die Mehlhändler, Müllereien und Bäckereien eine Hausse erwarten, antworten die Börsen mit einer Baisse, wenn jene eine Baisse erwarten, antworten sie mit einer Hausse. Im Einzelnen geht es so her. Im Herbste kaufen die Mehlhändler, wenn der Preis sich auf einer mittleren Höhe bewegt und die Landleute mit dem Verkaufe zögern, bei der Börse und diese läßt eine kleine Steigerung eintreten, bis der Bedarf gedeckt ist. Dann folgt eine Stockung und ein Druck der Preise, was den Mehlhändlern und den Landwirthen große Verluste bringt. Oft kommt es auch vor, daß schlechtes Getreide von der Börse geliefert wird, wo dann die Händler froh sind, wenn sie es mit Verlusten wieder anbringen. Infolge der Baissebewegung suchen die inländischen Spekulanten und Händler das Getreide los zu werden und zahlen Differenzen. Ist dann aber der Preis tief genug gesunken, dann entsteht eine rückläufige Bewegung mit vielen Käufen, bis wieder ein Sturz kommt. Es kann aber auch umgekehrt vorkommen, daß schon am Anfang der Bewegung eine Hausse besteht, alles wartet auf ein Herabgehen der Preise und man verkauft; aber der Rückgang tritt nicht ein und man kann Differenzen dazu zahlen müssen. So sei es, sagt man, 1889, 1890 und 1891 gewesen.

Das Getreide ist, wie gesagt, am besten geeignet zu solchen Operationen, aber auch eine Reihe anderer Artikel und Effekten, deren Unterlage schwer zu bemessen ist. Je

weniger die Produktion zu übersehen ist und je mehr sich die Monopolgesellschaften ihrer bemächtigten, um so leichter ist, mit Hausse und Baisse zu spielen. So machte es Rockefeller mit den europäischen Spekulanten, um sie und zugleich die russische Concurrenz zu schlagen. Sein Recept war einfach: Kurze jähe Haussen; sobald aber Europa mächtig gekauft hatte, stetig sinkende Preise durch lange Zeiträume. Schon oft acht Tage, nachdem man eingekauft hatte, war in Europa das Petroleum im Großhandel gesunken und brachte den Spekulanten Verluste. Der Preis richtete sich nach dem telegraphisch vermittelten Weltmarktpreise, während der Ankauf schon wegen der langen Fracht um Monate zurück liegen konnte. Infolge der unberechenbaren Bewegung der Preise zogen sich selbst die zähesten Spekulanten von dem „blödsinnigen" Artikel zurück.

In den meisten Fällen bedarf übrigens das Großkapital nicht einmal eines immerhin complicirten Verfahrens, es reicht mit noch einfacheren Mitteln aus. Die gewöhnliche Methode des modernen Raubritterthums ist einfach die: man schwätzt durch die vielen kleinen zerstreuten Banken und eine abhängige Presse dem Publikum die Papiere so lange auf und treibt sie hinauf, bis sie eine schwindelnde Höhe erreicht haben. Dann folgt ein Krach, wo es sehr leicht ist, im Trüben zu fischen. Die großen Häuser kennen genau den Werth der einzelnen Aktien und der entsprechenden Unternehmungen. Das Haus Rothschild z. B. kennt genau den Werth der Goldminen und wird sie, nachdem das Publikum genug mit Goldminen beschwindelt war, an sich bringen, wie es die Kupferminen bereits besitzt. Ist der Rothschildsgruppe das gelungen, so kann sie in Verbindung mit den amerikanischen Silberkönigen der Welt die Währung diktiren. Die Staaten dürfen sich dann die Mühe ersparen, die Währungsfrage gesetzgeberisch zu lösen.

Um den „kleinen Mann" heranzulocken, benützt man die kleinen „Börsenmenschen", die Wechsel-, Winkelstuben-

und Comptoirbesitzer. Aber damit nicht genug, richten die Börsen vielfach, wie in Oesterreich, eigene Comptoirs, „Parteienbüreaus“ mit Börsenspielkundschaft ein, spiegeln vor, wohlmeinende Berather zu sein und geben verlockende Credite. Vollzahlung für die Papiere ist nicht nöthig, man gewährt Prolongationen und Reports mit hohen Zinsen. Während die Banken nur 2½ bis 3% zahlten, ist der Reportsatz oft doppelt so hoch. Dadurch wird auch dem kleinen Mann das Börsenspiel erleichtert, er hat eine Zeit lang Freude an kleinen Gewinnen, bis der Krach allen Gewinn sammt Einzahlung verschlingt. Der Cursrückgang braucht gar nicht groß zu sein, um bei der hohen Verzinsung der Vorschüsse, beziehungsweise des Reports dem Publikum die empfindlichsten Verluste beizubringen.

So macht es das moderne Raubritterthum. Der Vergleich des modernen mit dem mittelalterlichen Raubritterthum hinkt freilich mehr als in einer Hinsicht. Das moderne Ritterthum hat keine politischen Vorrechte, wie das mittelalterliche, im übrigen aber steht dieser thurmhoch erhaben über dem modernen, nicht bloß weil man seine Thätigkeit in der Regel allzusehr übertreibt und weil sein Raub verhältnißmäßig gering war, sondern weil es sein Gewerbe offen trieb, so daß jedermann wußte, woran er war. Das moderne Raubritterthum, dem in mancher Hinsicht der römische Ritterstand, die professionellen Steuerpächter und Wucherer gleichen, treibt seine Thätigkeit im Dunkeln. Die kleinen und großen Häuser pflegen sehr vorsichtig zu sein, Rothschild und seine Genossen sind zu klug, als daß sie ihre Allmacht schrankenlos ausnützten. Sie legen sich ein gewisses Maß auf und daher werden auch die ärgsten Befürchtungen, die man an die Entstehung des amerikanisch-russischen Petroleumcartelles knüpfte, kaum zur Wahrheit werden. Man will den Unwillen des Volkes nicht gar zu sehr reizen und das Joch, das sie den Völkern auflegen,

nicht gar zu drückend machen. Ein Joch ist es aber dennoch und die Thätigkeit, die die großen Geldmächte entfalten, gleicht jenen Plünderungszügen, mit denen einst Hunnen und Mongolen die Völker heimsuchten.

Und dieser Uebermacht steht die Gesellschaft, stehen die Staaten wehrlos gegenüber. Höchstens daß man sich fatalistisch mit der Marx'schen Weisheit tröstet, das Kapital vernichte sich am Ende doch selbst. Es liegt ja darin etwas Wahres, der gewaltige Concurrenzkampf bringt es mit sich, daß die Baisse und die Zinsherabsetzung ein Hauptmittel wird, und dieser Druck wird immer stärker, so daß man allerdings denken sollte, Kapitalanlagen und Spekulation werden zuletzt als unrentabel aufgegeben werden. Aber die Folge wird eben die sein, daß alles Kapital sich in ganz wenig Händen sammelt. Nur noch die größten Kapitalisten werden den tiefsten Niederdruck aushalten und alles übrige Kapital ist zur Unthätigkeit oder zur Beute bestimmt. So war es schon einmal im frühen Mittelalter, wo das Edelmetall in „Schätzen“ aufgehäuft entweder vergraben und verborgen oder in den Händen beutegieriger Eroberer lag.[1])

G.

1) Vergl. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. I, 157.

LXVII.

Nach dem Sturme.

Aus Rom.

Als ich meine beiden Aufsätze über den antifreimaurerischen Congreß von Trient an dieser Stelle (Bd. 118, S. 657 u. 719) veröffentlichte, war mir klar, daß die „Scheidung der Geister" näher bevorstand, wie man allgemein glaubte. Daß es darum so schnell geschehen konnte, daß Leo Taxil sich selbst entlarvte, überraschte mich nicht; daß es aber mit solchem Cynismus und mit solch auserwählter Bosheit seinen bedauernswerthen Opfern gegenüber vor sich ging, war gegen Jedermanns Erwarten. Der Ostermontag des Jahres 1897 wird in der Geschichte der internationalen Gauner und Schwindler für alle Zukunft einen hervorragenden, wenn nicht den hervorragendsten Platz einnehmen. Wie armselig nimmt sich einem Taxil gegenüber jener Schurke aus, der es verstand, die römische Prälatur durch drei oder vier Jahre hindurch zu täuschen und es schließlich fertig brachte, daß Papst Leo XII. ihn in der sixtinischen Kapelle (im Jahre 1827, wenn ich nicht irre) zum Bischof consecrirte! Was wollen die berüchtigt gewordenen Schwindler des vorigen Jahrhunderts gegenüber einem Taxil besagen, der im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität durch 12 Jahre hindurch Fürsten, Prälaten, Priester, Ordensleute und weiteste Kreise der katholischen Laienwelt für eine schwindelhafte Ausgeburt seiner Phantasie zu erhitzen verstand! Es wäre wenig christlich, allen jenen

Opfern zuzurufen: „Es geschieht euch recht, warum habt ihr euch nicht warnen lassen?“ Bedauern und der Ausdruck der Hoffnung, daß die von Taxil angewendete Radikalkur sie vor allen weiteren Rückfällen behüten möge, sind die Gedanken, die mich beim Niederschreiben dieser Zeilen bewegen. Was sie gegen uns, die wir den ganzen Machenschaften direkt feindlich entgegentraten, gesündigt haben, wird ihnen gerne verziehen. Eine andere Frage ist es jedoch, ob Manche aus der früheren Gemeinde der Gläubigen nicht zu einer öffentlichen Genugthuung verpflichtet sind, da sie auch in breitester Oeffentlichkeit die Gegner des Taxil'schen Gaunerromans mit Wort und Schrift angegriffen und stellenweise mehr oder weniger verdächtigt haben.

So haben verschiedene Persönlichkeiten in offener Sitzung des Congresses in Trient den höchst verdienten P. Gruber S. J. für verrückt erklärt. Bis heute jedoch hat, soweit meine Kenntniß reicht, noch keiner dieser Redner dem ausgezeichneten Kenner der maurerischen Verhältnisse eine öffentliche Genugthuung geleistet. Auf dem Congresse wurden die schwersten Vorwürfe gegen die deutsche katholische Presse in öffentlicher Sitzung erhoben; und bis heute sind diese Vorwürfe, soweit ich es übersehe, vor der Oeffentlichkeit nicht zurückgenommen worden. Die Redner, die auf dem Congresse von Trient gegen Taxil sprachen, sind in Wort und Schrift auf das schwerste verdächtigt worden, und bis heute, wenn ich mich nicht täusche, sind diese Verdächtigungen noch nicht vor der Oeffentlichkeit zurückgenommen worden. Das sind Pflichten, die die Betreffenden zu erfüllen haben. Es sind das Grundsätze der Moral, über die man keinen Compromiß schließen kann und soll.

Die Farce in dem Hotel der Société Géographique zu Paris, würdelos in der Inscenirung, cynisch in der Aufführung und dramatisch bewegt am Ende, war der Abschluß des zweiten Theils und die Einleitung zum dritten Theile des beschämenden Vorganges, der mit so manchen andern



Erscheinungen das absterbende Jahrhundert (fin de siècle) illustrirt. Dieser dritte Theil wurde von mir in meinem letzten Aufsatze schon angedeutet. Es wird sich nunmehr um den sehr reichen dossier handeln, der sich bei Taxil im Laufe der vergangenen 12 Jahre angesammelt hat. Wenn nicht ein gemeinschaftliches gerichtliches Vorgehen aller Geschädigten gegen Taxil denselben für immer daran hindern wird, von der bei ihm aufgespeicherten Correspondenz Gebrauch zu machen, so werden weitere Skandale höchst unangenehmer Art die ganze Angelegenheit noch einige Jahre am Leben erhalten. Die französische Rechtsprechung, die sich glücklicherweise eine freie Bewegung gewahrt hat und dem zuweilen ertödtenden Formalismus unserer Rechtsanschauungen und Rechtssprüche hundert Mal überlegen ist, hat Mittel und Wege, den Schwindler zu bestrafen, — wenn man ihn bestrafen will. Wirkt dagegen die Loge in seinem Interesse so wird auch ein derartiges gemeinschaftliches Vorgehen im Sande verlaufen. Auch in Italien ist zu einer verbündeten Klage von den katholischen Blättern aufgefordert worden; doch werden die meisten der Betrogenen es vorziehen, sich nicht auch noch von der Oeffentlichkeit bescheinigen zu lassen, daß sie hereingefallen sind. Wenn also Taxil an der Ausschlachtung seines dossier nicht gehindert werden kann, dann werden wir es in diesem dritten Theile erleben, daß in der facsimilirten Correspondenz wiederum eine große Zahl von Verdächtigungen, die sich in den an „Diana Vaughan" gerichteten Briefen über ihre Gegner befinden, in die Oeffentlichkeit geschleudert werden. Denn nicht in der Veröffentlichung der Briefe an sich liegt das scandalum publicum, sondern vielmehr in den zuweilen unglaublichen Urtheilen über andere Menschen, die in den Briefen gefällt werden. Darum haben manche der Correspondenten „Diana Vaughans" das allerdringendste Interesse daran, die Veröffentlichung ihrer eigenen Briefe zu hintertreiben. Andere Briefe gleichen Charakters, die an Generalvikariate,

römische Prälaten, Bischöfe, leitende Parlamentarier u. s. w. geschrieben worden sind, ruhen in einem sicheren Grabe, von wo aus sie keine literarische Auferstehung mehr feiern werden. Ueber diese brauchen sich also die Briefschreiber nicht zu härmen.

Wenn Taxil am Ostermontage Se. Eminenz den Herrn Cardinalvikar Parocchi als schwer compromittirt darzustellen sich nicht entblödete, so kann ich diesen Anschuldigungen gegenüber auf Wunsch des Herrn Cardinals folgende, an anderem Orte schon einmal berührten Punkte feststellen:

1. Alle von Mgr. Villard, „secrétaire de Son Eminence le Cardinal Parocchi", an die „Heilige" gerichteten Briefe sind lediglich Privatleistungen des französischen Prälaten. Wenn er in der Unterschrift sich als Secretär des Herrn Cardinals bezeichnet, so hat das die Bedeutung: a) daß er nur zur Erledigung der nicht sehr umfangreichen französischen Correspondenz gelegentlich herangezogen wird, b) daß damit nur eine Thatsache, nicht aber ein Auftrag des Herrn Cardinals zum Ausdruck gebracht wird. „Le lettere sono state scritte da lui come persona privata, all'insaputa mia" (die Briefe wurden von ihm als Privatperson geschrieben, ohne daß ich darum wußte).

2. Se. Eminenz der Herr Cardinal hat nicht „Briefe" — wie Taxil glauben machen möchte — sondern lediglich einen einzigen Brief in der Sache geschrieben. Derselbe war ein Antwortschreiben und betraf folgende Punkte: Eine von „Diana Vaughan" übersandte Geldsumme sollte zur Hälfte an den Peterspfennig und zur Hälfte an die mildthätigen Zwecke des Herrn Cardinals abgeführt werden. Derselbe bestätigte dem Absender, das sei geschehen. Auf die Anfragen, ob „Diana Vaughan", wenn sie nach Rom käme, ihn sprechen, sowie eine Audienz beim hl. Vater haben könne, erwiderte Se. Eminenz, dem ersten Gesuche stände nichts im Wege, bezüglich des zweiten sei der Maestro

di camera die Instanz, an die sie sich zu wenden habe. Den erbetenen Segen sende ihr der hl. Vater, was im Uebrigen Niemanden verweigert wird. Schließlich bestätigt der Herr Cardinal den Empfang zweier Exemplare der eucharistischen Novene, von denen er eins dem hl. Vater übergeben habe, wie gewünscht worden sei. Das ist der gesammte Inhalt des Briefes Sr. Eminenz, der dazu noch in den einfachsten Ausdrücken abgefaßt war. Es ist gut, wenn man rechtzeitig einer Legendenbildung vorbeugt, die geeignet wäre, den Vicedekan des heiligen Collegiums in schwerer Weise in seiner Ehre zu kränken.

Zum Schlusse noch zwei Episoden, die Taxils Audienz und Taxils goldene Feder betreffen.

Kurz vor der Feier des goldenen Priesterjubiläums Sr. Heiligkeit kam Taxil mit warmen Empfehlungen des Pariser Nuntius, den er ganz für sich einzunehmen gewußt, nach Rom. Er erhielt eine nachgesuchte Audienz bei Sr. Heiligkeit und wurde von dem damaligen Superior del sacro cuore del Circo Agonale in Rom in den Vatikan begleitet. Dienstthuender Kammerherr an jenem Tage war der jetzige Präsident der Accademia dei Nobili Ecclesiastici Mgr. Castruccio de Castracane degli Interminelli. Das Auftreten Taxils in der Anticamera war ein keineswegs bescheidenes. Als er in das Zimmer des hl. Vaters geführt wurde, nahte er sich dem Stellvertreter Jesu Christi nicht wie das jeder andere Katholik zu thun pflegt, ehrfurchtsvoll und zurückhaltend, sondern er eilte auf den Papst zu, warf sich in demonstrativer Weise auf den Boden, um ihm den Fuß zu küssen, und zeigte ein so exaltirtes Betragen, wie man es nie zu sehen gewohnt war. Die Uebertreibung war es, die so abstoßend wirkte. Die Audienz dauerte etwa eine Viertelstunde.

Welchen Eindruck die Persönlichkeit Taxils auf den hl. Vater gemacht hatte, ergibt sich klar aus Folgendem. Kurz nach dieser Audienz fand am 6. Januar die Eröffnung der Vatikanischen Ausstellung statt. Am 10. Januar machte

römische Prälaten, Bischöfe, leitend
geschrieben worden sind, ruhen in e
wo aus sie keine literarische A
werden. Ueber diese brauchen si
nicht zu härmen.

Wenn Taxil am Ostermonta
Cardinalvikar Parocchi als schwer
sich nicht entblödete, so kann
gegenüber auf Wunsch des He
anderem Orte schon einmal beri

1. Alle von Mgr. Villard,
le Cardinal Parocchi", an di
sind lediglich Privatleist
laten. Wenn er in der Unt
Herrn Cardinals bezeichnet,
a) daß er nur zur Erledigu
französischen Correspondenz
b) daß damit nur eine Tha
trag des Herrn Card
wird. „Le lettere sono st
privata, all'insaputa
ihm als Privatperson g
wußte).

2. Se. Eminenz der
— wie Taxil glauben
einen einzigen Br
selbe war ein Antw ... er
Punkte: Eine von „Di ... ist,
sollte zur Hälfte an d ... r ihm
die mildthätigen Zw ... „Taxil,
werden. Derselbe bes
Auf die Anfragen, ... öffentlichen
Rom käme, ihn spre ... noch einmal
haben könne, erwid ... öge das Nach-
stände nichts im W

LXVIII.

...opäische Eisenbahnstreik.

...März dieses Jahres streikten die 5000
...erischen Nordostbahn; 42 Stunden hin=
...hr auf dem ganzen weitverzweigten Netze

...ge dauerte die Diensteinstellung, und doch
...e dem Lande die ungeheure Macht dieser
...eit! Am Morgen des ersten Tages freilich
... nach den Bahnhöfen wie zum Theater. Die
...akate in den Wartsälen erregten mehr Neugierde
... Die Morgenzüge standen ja zur Abfahrt bereit,
...in wenigen Stunden werde die Arbeit wieder
...n. Wie aber der Streik fortdauerte, bewies seine
...Tragweite, daß unsere Zeit eine Sclavin der Maschine
... Keine Haushaltung, kein Geschäft im ganzen Streik=
... die unter seinen Folgen nicht mehr oder minder
...lich litten. Zahllose Reklamationen wurden in die Be=
...debücher eingeschrieben von solchen, die ihren Reiseplan
...rn oder seine Ausführung verschieben mußten. Eine große
...umme muß für Entschädigungen ausbezahlt werden. In
...zern allein sind Ansprüche von 100,000 Frk. angemeldet
...worden. „Daß die Züricher keine Milch hatten, keine Briefe
bekamen und keine absenden konnten," schrieb die Neue Wiener
Zeitung, „sind Kleinigkeiten im Vergleich zu den geschäftlichen
Verlusten, die der Streik im Gefolge hatte, und zu der That=
sache, daß der durch die Schweiz vermittelte große Verkehr

der hl. Vater einen Rundgang durch die Ausstellung, um sich alles anzusehen. Er wurde dabei vom Commendatore Filippo Tolli, dem Präsidenten des römischen Comité's, begleitet. Derselbe zeigte dem Papste alle Dinge und der hl. Vater hatte für Alles Worte der Anerkennung und Freude. Als ihn nun Tolli auf die goldene Feder aufmerksam machte, die Taxil als Geschenk für den Papst gesandt hatte, drehte sich der hl. Vater sofort ab und schritt mit einem ihm eigenen mißbilligenden „Hm" weiter, ohne die Feder anzuschauen oder ein Wort darüber zu verlieren. Diese Episode hat sich, wie mir Commendatore Tolli ausdrücklich versicherte, nirgendwo sonst wiederholt; darum fiel sie ihm damals schon so auf, zumal er wußte, daß Taxil kurze Zeit vorher in Audienz empfangen worden war.

Wie leicht erklärlich, schwirren jetzt allerlei Gerüchte durch die Luft über das, was der heilige Stuhl gegenüber Taxil und „Diana Vaughan" seiner Zeit beabsichtigt hätte. Es werden Nachrichten colportirt, als ob man in Rom einverstanden gewesen wäre, den Congreß von Trient in eine Dankeskundgebung an Taxil und „Diana Vaughan" ausklingen zu lassen; es werden unter der Hand sowohl, wie in wenig umsichtig geleiteten Blättern Italiens und Frankreichs, allerlei Andeutungen weiter gegeben, die auf intimere Skandälchen in höheren geistlichen Kreisen schließen lassen, kurz die Gespanntheit der Atmosphäre ruft Wetterleuchten hervor, woraus Manche auf einen gehörigen Sturm schließen wollen, der noch viel Unheil anrichten würde. Demgegenüber kann ich versichern, daß an allen diesen wenig definirbaren Dingen kein wahres Wort ist. Der heilige Stuhl als solcher steht dem ganzen Treiben, so weit es compromittirend ist, ferne; so weit es untersuchend und strafend ist, steht er ihm sehr nahe, wie die im Sant' Uffizio angelegten Akten „Taxil, Diana Vaughan und Genossen" ausweisen können.

Ich will im Interesse des Friedens und der öffentlichen Moral hoffen, daß ich in diesen Blättern nicht noch einmal auf diese Angelegenheit zurückkommen muß. Möge das Nachspiel des dritten Theiles ausbleiben!

LXVIII.

Der erste europäische Eisenbahnstreik.

Am 12. und 13. März dieses Jahres streikten die 5000 Angestellten der Schweizerischen Nordostbahn; 42 Stunden hindurch stockte der Verkehr auf dem ganzen weitverzweigten Netze der V. O. B.

Kaum zwei Tage dauerte die Diensteinstellung, und doch wie fühlbar wurde dem Lande die ungeheure Macht dieser Männer der Arbeit! Am Morgen des ersten Tages freilich strömte das Volk nach den Bahnhöfen wie zum Theater. Die rothen Streikplakate in den Wartsälen erregten mehr Neugierde als Besorgniß. Die Morgenzüge standen ja zur Abfahrt bereit, und es hieß, in wenigen Stunden werde die Arbeit wieder aufgenommen. Wie aber der Streik fortdauerte, bewies seine ungeahnte Tragweite, daß unsere Zeit eine Sclavin der Maschine geworden. Keine Haushaltung, kein Geschäft im ganzen Streikgebiete, die unter seinen Folgen nicht mehr oder minder empfindlich litten. Zahllose Reklamationen wurden in die Beschwerdebücher eingeschrieben von solchen, die ihren Reiseplan ändern oder seine Ausführung verschieben mußten. Eine große Summe muß für Entschädigungen ausbezahlt werden. In Luzern allein sind Ansprüche von 100,000 Frk. angemeldet worden. „Daß die Züricher keine Milch hatten, keine Briefe bekamen und keine absenden konnten," schrieb die Neue Wiener Zeitung, „sind Kleinigkeiten im Vergleich zu den geschäftlichen Verlusten, die der Streik im Gefolge hatte, und zu der Thatsache, daß der durch die Schweiz vermittelte große Verkehr

zwischen dem Westen und Osten Europas unterbunden war. Nicht bloß der Arlbergerzug mußte in Basel liegen bleiben, auch der Frachtentransport erlitt große Verzögerungen, und in Wien sind die Posten aus Paris, Brüssel und Zürich ausgeblieben."

Hätte die Arbeitseinstellung ein weniger rasches Ende genommen, dann hätte der durch den Italienerkrawall sattsam bekannte Straßenpöbel von Zürich zweifellos neue Proben seiner Zerstörungslust abgelegt. Eine immer größerer, gefahrdrohende Masse jener dunklen Elemente, welche bei solchen Anlässen wie aus der Versenkung auftauchen, sammelte sich an. Um ihretwillen hatte das Militärdepartement von Zürich Kavallerie aufgeboten. „Verwundert schaute," so schrieb das Nidwalder Volksblatt (Nr. 12), „der eherne Eisenbahnkönig Alfred Escher vor dem Bahnhofe von seinem steinernen Sockel herab auf die wogende Menschenmenge, verwundert und entsetzt. Das waren doch noch andere Zeiten, als er das Scepter führte im Vollgefühle unerschütterlicher Macht, als der schlichte Eisenbahner noch nicht daran dachte, in kühnem Trutze seinen Dienstvertrag zu brechen und dem Kapital, dem allgewaltigen, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Tempi passati! Die Zeit ist inzwischen nicht stille gestanden, wie der Mann von Erz auf dem Bahnhofplatze. Höher und höher gehen die Fluthen der socialdemokratischen Bewegung in der Großstadt am Limmatstrande, und in immer wuchtigerem Wellenschlage werden sie den ehernen Eisenbahnkönig umtosen."

Aber wie ist es denn so gekommen? Schon längere Zeit herrschte große Unzufriedenheit unter den Eisenbahnern. Aber im letzten Frühjahr wurden nach langen Unterhandlungen ihre Begehren zu einem guten Theile erfüllt und es schienen auch die Dinge bei der Nordostbahn geordnet. Man hörte monatelang nicht die leiseste Klage, nicht einmal in der „Eisenbahnerzeitung," die damit sonst nicht zurückhaltend ist. Nach einer Stille von nahezu neun Monaten brach dann plötzlich ein Krieg in jener Zeitung los, ein ganzer Hagel von Angriffen und zwar in einem Tone, daß selbst die Vertreter des Bundes in der Nordostbahnverwaltung darüber ihre Entrüstung äußerten. Ohne über jene Kundgebungen und die damit verbundenen

Drohungen besonders beunruhigt zu sein, glaubte man den Nordostbahnern doch gratuliren zu dürfen, als sie den legalen Weg beschritten und ihre Klagen und Forderungen gegenüber der Direktion in einer Eingabe an die gegebene zweite Instanz, an den Verwaltungsrath, gelangen ließen und zwar Ende Februar. Schon am 3. März trat derselbe auf die bezügliche Eingabe ein, und das Resultat war, daß nicht nur sozusagen einstimmig eine Untersuchungscommission eingesetzt, sondern daß dieselbe auch in einem entschieden arbeiterfreundlichen Sinne bestellt wurde. Dieser Schritt fand denn auch überall die wohlwollendste Aufnahme; man war der Meinung, die Angelegenheit sei nun in durchaus legitime Bahnen gelenkt und werde ihre gerechte und befriedigende Lösung finden; selbst die socialdemokratischen Blätter opponirten nicht mehr. Daraus geht doch hervor, daß den Verwaltungsrath der Nordostbahn keine Schuld traf; denn ehe die Reklamation an ihn gelangte, konnte er sie doch nicht behandeln; mit der Niedersetzung der bezüglichen Commission that er auch, was billigerweise erwartet werden konnte. Denn daß er ohne alle Untersuchung gegen die Direktion entscheiden werde, konnte man ihm auch nicht zumuthen. Wenn man aber sagen wollte, die Untersuchungscommission wäre schon recht gewesen, aber ihre Anträge wären doch nicht angenommen worden, so glauben wir, daß die Verwaltung, die eine solche Commission zu bestellen im Stande war, gewiß auch ihre Anträge geschützt hätte.

Nach dem 3. März trat dann einige Ruhe ein, bis zur Versammlung der Nordostbahner, welche 400 Mann stark am Sonntag darauf, am 7. März, unter dem Vorsitze von Arbeitersekretär-Adjunkt Morf im alten „Schützenhaus" in Zürich tagte. Wohl wurde dort ein Antrag eines Zeitungsreporters (Böhny), falls die Forderungen nicht binnen drei Tagen bewilliget seien, zu streiken, mit Beifall aufgenommen, aber schließlich siegte doch der Antrag des Arbeitersekretärs Greulich, zuzuwarten bis zum April, um der „den Arbeitern günstigen Untersuchungscommission," wie Greulich selber sagte, Zeit zu lassen, ihres Amtes zu walten. Denn daß dies in drei Tagen hätte möglich sein können, wird im Ernste niemand gemeint haben. Nach jenem Entscheide der Nordostbahner selber

konnte man erst recht auf eine ruhige Erledigung der Dinge hoffen.

Aber schon am Montag darauf, den 8. März, kam ein Telegramm des Dr. Sourbeck an den Präsidenten der Nordostbahn, bis zum Mittwoch, d. h. binnen zwei Tagen, zu erklären, ob die Forderungen der Angestellten bewilligt würden oder nicht, die Erledigung der Sache dulde keinen Aufschub wegen der Erregung unter den Angestellten. Es ist klar, daß die Antwort auf das Telegramm eine negative sein mußte; denn der Präsident konnte in derselben nichts anderes thun, als auf die den Arbeitern günstigen Beschlüsse des Verwaltungsrathes vor fünf Tagen hinweisen. Was aber die Berufung auf die Erregung unter den Angestellten der Nordostbahn betrifft, machte sich diese Behauptung mehr als sonderbar, nachdem gerade sie am Abend zuvor in Zürich beschlossen hatten, abzuwarten. Es liegt also ziemlich auf der Hand, wer den Streik wollte und von welcher Seite er lancirt wurde. Am gleichen Montag hatte dann Sourbeck, das Haupt der Eisenbahner, eine Conferenz mit Bundesrath Zemp, der mit allem Ernste vor einem Streik warnte und die Führer für die Folgen des Streiks verantwortlich machte. Gleichwohl kam es am Donnerstag Nachmittags 2 Uhr zum Streikbeschluß. Man hat also den Streik gewollt, indem man die Verhandlungen der Untersuchungskommission gar nicht abwartete.

Zum Glück dauerte derselbe nicht lange; auch kam nicht die geringste Ausschreitung vor; in den Gefahren und Aufregungen des Streiks haben die Tausende von Männern die gleiche Disciplin und die gleiche Nüchternheit und Selbstbeherrschung gezeigt, wie bei den Strapazen und Anstrengungen des Dienstes. Es war ein „Musterstreik", der nach zwei Tagen sein Ende fand. Nach mehreren Conferenzen zwischen der Abordnung des Bundesrathes, mit Dr. Zemp an der Spitze, der Commission der Streikenden, mit ihrem Wortführer, Nat.-Rath Dr. Sourbeck, und der Direktion der Nordostbahn unterwarfen sich die streikenden Parteien einem bundesräthlichen Schiedsgericht. Samstag den 13. März Nachmittags 2 Uhr kam die Einigung zu Stande. Der Schiedsspruch des Chefs des schweizerischen Eisenbahndepartements, Dr. Zemp, lautet:



Der Vorstand des eidgenössischen Post- und Eisenbahndepartements hat, gestützt auf den unterm heutigen Tage zwischen der Direktion der Nordostbahn und dem Centralcomité des Verbandes des Personals schweizerischer Transportanstalten abgeschlossenen Schiedsvertrages, sowie auf die mit den Parteien gepflogenen Verhandlungen und auf die von denselben abgegebenen Erklärungen erkannt:

1. Das Anstellungsverhältniß und die Gehalte des Personals der Nordostbahn sind in Uebereinstimmung mit dem Anstellungsvertrage und der Gehaltsordnung, sowie den bezüglichen Einführungs- und Vollziehungsbestimmungen der schweizerischen Centralbahn zu ordnen, soweit nicht die zur Zeit bei der Nordostbahn bestehenden Normen für das Personal günstiger sind. Auch für die Lohnverhältnisse der Taglohnarbeiter sollen die Normen der schweizerischen Centralbahn zu Grunde gelegt werden. 2. Es sind mit dem Personal neue Anstellungsverträge auf dieser Grundlage abzuschließen, zu datiren vom 1. Januar 1897 und mit Rückwirkung der darin vorgesehenen Lohnerhöhungen auf 1. Januar 1896. 3. In Bezug auf zu bestellende Cautionen ist dem Personal die Wahl zwischen Baarcaution und Bürgschaft der Bürgschaftsgenossenschaft zu lassen. 4. Die Direktion der Nordostbahn ist verpflichtet, die Klassificirung der Stationen einer Revision zu unterstellen. 5. Wegen dieser Lohn- und Streikbewegung darf die Direktion der Nordostbahn gegenüber dem Dienstpersonal weder Entlassungen noch irgend welche Maßregelungen eintreten lassen, auch sind civilrechtliche Ansprüche gegenüber dem Personal, wie auch gegenüber dem Centralcomité des Verbandes, sowie dem Verbande selbst ausgeschlossen. Es wird überdies die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß die Direktion der Nordostbahn durch angemessene Behandlung des Personals und das Personal durch gewissenhafte Pflichterfüllung das Möglichste zur Herstellung eines im beiderseitigen Interesse liegenden guten Einvernehmens beitragen. 6. Die Parteien werden eingeladen, bis zum 1. Mai nächsthin sich über die Anstellungsverhältnisse und Gehaltsfestsetzungen zu verständigen. 7. Sollten sich bei Vollziehung des gegenwärtigen Schiedsspruches Differenzen ergeben, über welche sich die Parteien nicht zu einigen vermögen, so sind die-

selben dem Schiedsrichter zur Prüfung und Entscheidung vorzulegen. 8. Auf weitergehende Begehren des Personals wird nicht eingetreten. 9. Dieser Schiedsspruch wird beiden Parteien mitgetheilt.

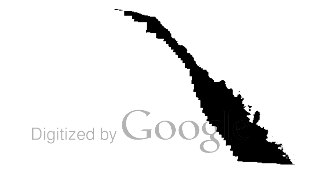
Zürich, den 13. März 1897.

Der Schiedsrichter: Zemp.

Nachdem die Parteien den Schiedsgerichtsvertrag angenommen und unterschrieben hatten, wurde sofort an all Betriebsstellen der Nordostbahn telegraphirt und der Betrie wieder aufgenommen. Nach allen Richtungen der Windroj dampften die Züge aus der Züricher Bahnhofhalle, vielerort auf den Stationen mit Jauchzen begrüßt. Von allen Knoten punkten des weitverzweigten Nordostbahnnetzes fuhren die fahr planmäßigen Züge ab, hochbeladen mit den in blos zwei Tage riesenmäßig angestauten Post- und Waarenfrachten.

Aus dem bundesräthlichen Schiedsspruche ergibt sich, da die Verwaltung der Nordostbahn den am 1. März 1896 ver einbarten Anstellungsvertrag nicht loyal gehalten. Sie ha wohl gewissen Angestellten den Gehalt erhöht, ihnen aber zu gleich für die Dienstwohnungen mehr angerechnet; sie hat woh den älteren Arbeitern die Alterszulage gegeben, aber zugleic solche alte Arbeiter wegen minderwichtiger Fehler aus der Dienst entlassen oder ihnen den ursprünglichen Gehalt gekürz Ferner war auch das Bußenwesen in chikanöser, rachsüchtig Weise gehandhabt worden. Die Arbeiter waren also bei ihr Forderungen im vollen Rechte, aber nicht recht war die ihres Vorgehens. Die Eisenbahner kämpften für i gutes Recht, und sie haben es erlangt; aber erkämpften es auf rechtswidrigem Wege, ohne Entscheidungen der eigens zur Prüfung der schwerden aufgestellten, den Arbeitern günstig Unterstützungskommission auch nur abzuwart

Wir können auch die Moral nicht anerkennen, daß Streik dadurch gerechtfertigt sei, weil er zum Ziele füh Das ist die Moral vom Zwecke, den die Mittel heiligen, Moral, daß Gewalt Recht sei, sobald sie siegt, und so Grundsätze anzuerkennen, hätte seine großen Gefahren unser Vaterland, denn sie würden die natürlichen Gesetze



Arbeitsordnung nicht nur bei Eisenbahnen umstürzen, sondern auch in jeder Werkstätte.

Zwei Dinge aber sind sicher. Erstens war die Thatsache der Arbeitseinstellung, die plötzlich, von einer Stunde zur andern erfolgte gewaltsame Unterbrechung allen und jeden Eisenbahnverkehrs in einem großen schweizerischen Gebiete, eine Störung, die ihre Wellen weit über die Grenzen des letztern wirft, so recht dazu angethan, dem Schweizervolke klar zu legen, daß die Eisenbahngesellschaften allerdings nicht bloße Erwerbsgesellschaften sind, sondern daß sie auch im Dienste öffentlicher Pflicht, öffentlicher Aufgaben, im Dienste der Interessen der Allgemeinheit stehen, ein Grundsatz und eine Wahrheit, die noch leider allzuwenig in den Kreisen der Eisenbahnverwaltungen, wie in den Kreisen der Angestellten derselben zum klaren Bewußtsein durchgedrungen sind.

Zweitens ist sicher: Wir stehen hier vor einem glänzenden Siege der organisatorischen Thätigkeit der Socialdemokraten. Den „obern Zehntausend" ist ein mächtiger Feind erwachsen, der im Kampfe ohne Bedenken zu jeder Waffe greift, wie sie selber. Unsere Verfolger und Culturkämpfer von ehedem sind heute die Verfolgten, sind nun verfehmt von ihres eigenen „freien" Geistes Kindern. Wir haben keinen Grund, ihr Schicksal übermäßig zu beklagen.

LXIX.

Karls IV. Burg Karlstein in Böhmen.

Den vielen und überaus werthvollen Publikationen, mit denen in letzteren Decennien Oesterreich und seine einzelnen Kronländer die kunstgeschichtliche Literatur bereicherten, hat sich in jüngster Zeit ein neues sehr beachtenswerthes Werk beigesellt. [1]) Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen bietet uns in einer umfangreichen Folio-Ausgabe Geschichte und Darstellungen der zahlreichen Gemälde, welche die berühmte Burg Karlstein erfüllen. Auf 113 Textseiten, denen 50 photographische Lichtdrucktafeln beigegeben sind, wird uns gründlicher Einblick in die Entstehung und Ausgestaltung eines mächtigen Bauwerkes geboten, welches zunächst schon durch die historische Gestalt seines Veranlassers, des kunstliebenden Kaisers Karl IV., besonderes Interesse zu beanspruchen vermag. Wir haben demnach allen Grund, den Veranstaltern dieser gediegenen Ausgabe, ganz besonders aber Professor Dr. Neuwirth, hiefür dankbar zu sein. Mit liebevollerem Eingehen, mit umfassenderen Erwägungen hätten die Darlegungen, die der reichliche Text spendet, wohl nimmermehr geboten werden können.

---

1) „Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens, veröffentlicht von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. I. Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein von Dr. Joseph Neuwirth, Professor der Kunstgeschichte an der deutschen Universität Prag". Prag 1896. Großfolio. J. G. Calve'sche K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

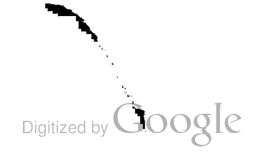


In der einleitenden Geschichte der Burg Karlstein sucht Dr. Neuwirth den Nachweis zu erbringen, daß Karl IV. mit dem Bau seines Lieblingsschlosses, der im Jahre 1348 begann und um 1367 vollendet wurde, gewissermaßen ein Seitenstück zu der in Avignon erstandenen Papstburg habe schaffen wollen. Im Hinblicke auf die Berufung eines französischen Baumeisters, des Matthias von Arras, dessen Thätigkeit zunächst am Prager Dombau nachweisbar ist, mag solche Annahme ja nahe liegen; ihre volle Begründung scheint uns jedoch nicht gelungen zu sein. Wir begnügen uns mit der einfachen Thatsache, daß Karl IV. mit besonderem Ernste und Eifer seinen Burgbau unternommen, daß er in demselben nicht nur ein dauerndes Ruhmesdenkmal seines Namens, sondern vor allem ein deutsches Nationalheiligthum bieten wollte. Sollten doch in den Kapellen der Burg außer werthvollen religiösen Reliquien, die dem Kaiser ganz besonders theuer, auch die ehrwürdigen Kleinodien des hl. römisch-deutschen Reiches ihre Verwahrung finden.

Die kunstgeschichtliche Bedeutung Karlsteins liegt, wie Dr. Neuwirth selbst zugibt, nicht so sehr auf dem Gebiete der Architektur, als auf jenem der Malerei. Letztere hatte zur Zier der verschiedenen Räume, zunächst der Kapellenwände, ihr Können in einer Reichhaltigkeit zu entbieten, welche fast an das pomphafte Wesen byzantinischer Prachtentfaltung erinnert. Dieser üppige Wandschmuck der böhmischen Königsburg, überreich an „auro puro et gemmis preciosis", an „picturis multum preciosis", bietet in der deutschen Kunstgeschichte des 14. Jahrhunderts eine wohl vereinzelte, daher um so auffälligere Erscheinung. — Freilich ist Burg Karlstein von der ihr zugedachten Aufgabe und Bedeutung längst herabgestiegen; Gleichgültigkeit und Ungunst der Jahre haben die dortigen Kunstleistungen vielfach so sehr geschädigt, daß es höchste Zeit war, zum Schutze der verbliebenen Reste sich aufzuraffen und zugleich dem berechtigten Wunsche nachzukommen, den Friedrich Schlegel, der im Jahre 1808 Karlstein staunend betreten, dahin ausgesprochen hat, daß doch Böhmens Kunstfreunde und Patrioten sich vereinigen möchten, um den Karlstein mit seinen Schätzen zum Gegenstande eines künstlerischen Nationalwerkes zu machen.

Unter den Kapellen der Kaiserburg ragen ob ihres reichen Schmuckes vor allem die Marienkapelle, die Kreuz-, sowie die Katharinenkapelle hervor. Die ursprüngliche Ausmalung der Marienkapelle hat leider am meisten Schaden genommen, indem in der Zeit Rudolfs II. die alten Bilder übertüncht und völlig neue darübergemalt worden sind. Eine Restauration im Jahre 1857 hat nun, so gut es eben ging die ersteren Malereien wieder bloßgelegt; erklärlicherweise sind es daher nur Gemälde-Ruinen, welche man zu schauen bekömmt. Aber selbst in diesem beklagenswerthen Zustande ist der kunstgeschichtliche Werth dieser Wandbilder aus mehrfachen Gründen ein bedeutender; einmal schon deshalb, weil sie aus so früher Zeit einen wenn auch durch die Umstände lückenhaft gewordenen Cyklus von Darstellungen aus der Apokalypse uns vorführen.

Wenn in den ältesten Wandmalereien Italiens und Frankreichs, welche die Apokalypse behandeln, die vier bekannten Reiter immer getrennt zur Vorführung gebracht worden sind, so zeigt das Karlsteiner Gemäldefragment dieselben bereits auf einem Bilde vereinigt. Sicherlich bedeutet ein solches Zusammenziehen der vier Reiter eine mächtige Steigerung der dramatischen Wirkung der Darstellung und damit zugleich einen eminent künstlerischen Fortschritt. Wie weit dieses Vorgehen des Malers hier von auswärts, etwa von der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Pariserschrift „de ortu et obitu patrum“, in welcher ein leiser Versuch die Reiter aneinanderzuschließen gemacht erscheint, beeinflußt worden ist, wird sich wohl niemals feststellen lassen. Daß aber der Maler der Marienkapelle ähnliche Apokalypse-Illustrationen gekannt haben dürfte, steht außer allem Zweifel. Wenn somit auch das eine oder andere derartige Werk — darunter am wahrscheinlichsten die Prager Handschriften: Scriptum super apocalypsim oder die Welislaw'sche Bilderbibel — von dem Karlsteiner Maler im allgemeinen benützt worden ist, so spricht trotz alledem aus den Spuren seines Schaffens die Bethätigung einer selbständigen, für die damaligen Kunstverhältnisse geradezu als bahnbrechend zu bezeichnenden Kraft. Dr. Neuwirth dürfte Recht haben, wenn er (S. 36) sagt: „Unbestreitbar sind die Wandbilder der Marienkirche in Karlstein der bedeutendste Cyklus der Apokalypsedarstellungen, mit



welchen ein Künstler des 14. Jahrhunderts einen Kirchenraum Böhmens, ja des ganzen deutschen Reiches schmückte."

Diese Bekundung muß uns reizen, nach dem Maler dieser Bilder zu fragen. Wenn nun Dr. Neuwirth, anknüpfend an die Thatsache, daß der Italiener Thomas von Modena einige Altartafeln für Karlstein geliefert, annimmt und zu beweisen versucht, Thomas von Modena sei auch der Hersteller der Apokalypsebilder, so verkennen wir nicht die Möglichkeit, gestehen aber, eine Ueberzeugung hievon nicht gewinnen zu können. Es scheint uns — auch abgesehen von dem überaus schadhaften Zustande der Gemälde — höchst gewagt, aus einzelnen Formenanklängen die persönliche Thätigkeit eines bestimmten Meisters feststellen zu wollen. Aus noch so vielen Aehnlichkeiten, aus Fingerspitzen und Nasenflügeln u. dergl., die hier und dort sich gleich zeigen, den gleichen Urheber erkennen zu wollen, führt nur zu leicht auf ein Gebiet, auf welchem, zahlreich wie Pilze, die Irrungen erwachsen, von denen die kunstgeschichtliche Literatur leider noch immer allzu sehr belastet erscheint. Die meisten solcher, nicht selten höchst geistreich abgegebener, „stilkritischen" Bestimmungen haben unsere skeptische Anschauung bisher nur zu bestärken vermocht. Wenn wir auch festhalten, daß Zeiten, Gruppen, Schulen ganz gut und verlässig zu bezeichnen sind, so glauben wir hingegen, daß einzelne bestimmte Meister früherer Perioden nur äußerst selten erkannt werden können. Das Wiederholen und das Sichtreffen in der Formengebung ist besonders in einer Kunstepoche, die noch tief in den Kinderschuhen steckt, etwas Selbstverständliches. So fein wiegt die Wage des besten kunsthistorischen Urtheils niemals, um auf ihr den bedauerlichen Mangel des archivalischen aufschlußgebenden Materials ersetzen zu können. Daß aber, wenn wir auch den Meister Thomas von Modena aus dem Spiele lassen, in der Marienkapelle zu Karlstein italienische Maler thätig gewesen, darf wohl nicht bezweifelt werden. Das dramatisch erregte Wesen, das trotz der meist sehr hilflosen Detailformen aus den Apokalypsebildern spricht, steht den giottesken Einwirkungen so sehr nahe, daß man gut thut, hier im Allgemeinen an ein Wirken von Landsleuten Giotto's zu denken.

Auch in der kleinen, reichgeschmückten Katharinen-

kapelle, welche zunächst der Privatandacht Karls IV. diente, haben sicherlich Italiener den Pinsel geführt. Unter den dortigen Bilderfragmenten ist besonders eine thronende Madonna mit Kind hervorzuheben. Zur Seite des Thrones der Himmelskönigin sind hier die adorirenden Gestalten des Kaisers und der Kaiserin (Anna von Schweidnitz) zu schauen. Die Darstellung Karls IV. und seiner dritten Gattin Anna findet sich außerdem auch über dem Eingange zur Katharinenkapelle. Beide halten hier vereint ein großes goldenes Reliquienkreuz. Der Strahl anmuthigen Wohlwollens, der nach Dr. Neuwirths begeisterter Schilderung (S. 46) aus den Augen der Kaiserin, aus „den so huldvoll schimmernden Sternen, zu denen der Beschauer immer wieder gerne zurückkehrt,“ leuchtet, ist in dem uns vorliegenden Lichtdruckblatte freilich weniger fühlbar. So weit war die Porträtmalerei des 14. Säculums wohl doch noch nicht gediehen, um Lieblichkeit und Frauenschönheit in so entzückender Kenntlichkeit nachbilden zu können. Gleichwohl sind diese Bildnisse sowie jene, die sich von Karl IV. und seiner ersten Gemahlin Blanka in der Marienkapelle finden, von hohem Werthe, indem ja schon die Anläufe, die Versuche ein Porträt zu geben, ein ernstes Streben bekunden, welchem bei weiterer Entwicklung des künstlerischen Könnens naturgemäß prächtige Erfolge erwachsen mußten.

Der Löwenantheil an den Malereien der Burg Karlstein fällt nicht Italienern, sondern, der Liebe Karls IV. für sein Stammland Böhmen entsprechend, einem böhmischen Meister zu. Den wichtigsten Raum der Burg, die Kreuzkapelle, schmückte — wohl unter Mitwirkung von Gehilfen — der Maler Theodorich von Prag. Arbeiten seiner Hand sind vor allem die heute noch vorhandenen, auf reich ornamentirtem Goldgrund hergestellten 126 Tafelgemälde, welche die Brustbilder von Propheten und Aposteln, von heiligen Bischöfen und Frauen, von heiligen Rittern und Fürsten zur Schau tragen. Die handwerksmäßige Art, in der die meisten Bilder hergestellt sind, kann das Interesse für sie nicht mindern. Schönheit finden wir im Ganzen wenig; doch ist nicht zu verhehlen, daß einzelne Frauengestalten, u. a. St. Elisabeth und Agnes, höchst anziehend gegeben sind. So eingehend mit



slavischen Gesichtstypen vertraut, wie sie zunächst an den Tafelbildern der Männergestalten zu Tage treten, kann im 14. Jahrhundert wohl doch nur ein Maler sein, der selbst ein Tscheche. Solche Nasen, solch' vordringliche Backenknochen malt kein Deutscher, geschweige ein italienischer Meister. Beachtet man neben dieser derben Kunstsprache der Gemälde den außerordentlichen Reichthum, den Hang zu überladener Pracht, der von allen Wänden spricht, so ergibt sich ein gar merkwürdiger Eindruck: hier ein Anflug von höchst urwüchsigem Realismus, dort, durch die massigen Zuthaten von Gold und Edelsteinen wesentlich gesteigert, eine erdrückende Starrheit. Ob dieser seltenen Mischung dünkt uns die Karlsteiner Kreuzkapelle wahrhaft ein Unikum. Unwillkürlich muß man sich gestehen, daß hier ein kunstgeschichtlicher Punkt markirt sei, von dem die eine Richtung stark nach Byzanz-Moskau, die andere aber nur schwächlich nach südlichen, lebensregeren und schönheitsfroheren Zonen weist.

Die außer den erwähnten Tafelbildern noch theilweise sichtbaren Wandgemälde in den Fensternischen der Kapelle, welche Scenen aus dem Leben Mariens und aus der Geschichte der Maria Magdalena, sowie einige den Cyklus der Marienkapelle ergänzende Apokalypsebilder zeigen, dürften ebenfalls von Theodorich stammen. Letztere stehen künstlerisch etwas höher, als die prunkenden Tafelmalereien. Möglich, daß die in Theodorichs Nähe schaffenden Italiener nicht ohne günstige Einflüsse auf dessen weiteres Wirken geblieben sind. Daß die Zeitgenossen Karl IV. nichts Höheres kannten, als die reichgeschmückte Kreuzkapelle von Karlstein, ist erklärlich. Von ihrem Glanze förmlich berauscht und zugleich von kräftigem Patriotismus getragen, konnte daher der böhmische Geschichtsschreiber Benesch von Weitmil muthig den Ausspruch thun, daß Karlstein und seine Kreuzkapelle über alle gleichartigen Anlagen des Erdkreises zu setzen sei.

Noch ist einer wichtigen Gruppe von Bilderresten zu gedenken, welche im Treppenhause des Karlsteiner Hauptthurmes sich befinden; dieselben bieten Darstellungen aus dem Leben des hl. Wenzel und der hl. Ludmila. Die Bilder der Wenzellegende, die mit der Darstellung des Todes Wratislaws, Wenzels

Vater, beginnen, weisen manch' anziehenden Vorgang auf und lassen das rühmliche Bemühen des Malers ersehen, den Aktionen seiner Figuren einen möglichst deutlichen Ausdruck zu leihen. So ist u. a. die Vorführung der landwirthschaftlichen Thätigkeit des Heiligen, der die Ackerkrume bearbeitet, Getreide säet und erntet, um schließlich das Backen von Hostien vorzunehmen, reich an Beweisen, daß der Maler die Art und Weise, wie solche Arbeiten vollführt werden, einer aufmerksamen Beachtung unterstellte. Auch die spärlich erkennbaren Scenen aus dem Leben der hl Ludmila lassen ersehen, wie sehr der Künstler mit Liebe und Interesse seine Aufgabe ergriffen und vollzogen hat. Daß Karl IV. auch auf diesen Schmuck des Treppenhauses, welches zur Kreuzkapelle emporführt, großes Gewicht gelegt und die Anordnung der einzelnen Bilder wohl selbst diktirt hat, dürfte bei der Begeisterung, die er für die beiden Landesheiligen Böhmens zu wecken bestrebt war, nicht bezweifelt werden. Hat doch Karl eigenhändig ein Leben des hl. Wenzel verfaßt, in dem er neben der Frömmigkeit dieses Fürsten vor allem auch dessen politische Bedeutung und Machtstellung zur besonderen Betonung zu bringen wußte.

Wenn wir bei Schaffung der Malereien von Karlstein bereits Italiener und Böhmen thätig gesehen, so ist es erfreulich, mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu können, daß der Schöpfer des Wenzel- und Ludmila-Cyklus ein deutscher Meister, der Maler Nikolaus Wurmser aus Straßburg gewesen ist. Der deutsche Charakter dieser Legendenbilder ist bereits früher schon von Kugler und Passavant erkannt und festgestellt worden. Indem Nikolaus Wurmser, der um 1356 eine Böhmin heirathete, mehrmals in den Jahren der Entstehung Karlsteins urkundlich als Hofmaler Karls IV. aufgeführt erscheint, dürfte ein Einwand gegen seine Urheberschaft der Treppenhaus-Malereien schwerlich zu erbringen sein. [1])

1) Mittlerweile ist ein zweites Heft der „Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens" erschienen mit dem Titel: II. Der Bildercyklus des Luxemburger Stammbaumes aus Karlstein. Von Dr. Joseph Neuwirth. Mit 16 Lichtdrucktafeln und 2 Abbildungen im Text. Prag, Calve'sche Hof- u. Universitäts-

In der Feststellung eines italienischen, böhmischen und deutschen Meisters bei Ausführung der Malereien in der Kaiserburg Karlstein ergibt sich gewissermaßen der deutliche Ausdruck des verschiedengearteten Schaffens, welches auf dem Felde der Kunst im alten Rahmen des heiligen römisch-deutschen Reiches zur Entfaltung gelangte. Schon unter diesem Gesichtspunkte allein muß uns Burg Karlstein, die einstige Bewahrerin der Kleinodien des Reiches, in anziehendem Lichte erscheinen. Ein poetischer Nimbus umwebt dieses böhmische Schloß. An und in seinen ehrwürdigen Mauern reflektirt noch, gleich einem goldigen Abendleuchten, die ganze Romantik der alten Reichs- und Kaiserpracht. Es ist daher hocherfreulich, daß in der Neuzeit ein forschendes und fürsorgendes Auge seine Blicke wieder auf Karlstein gelenkt, daß man überdies an hoher Stelle sich entschlossen hat, die Durchführung einer umsichtigen Restaurirung des alten Schlosses in die Wege zu leiten. „So bleibt Karlstein, die Schönheit und Pracht der früheren Jahrhunderte langsam wiedererlangend, ein glänzendes Zeugniß nicht nur der kunstfreundlichen Gesinnung seines ihm den Namen verleihenden Erbauers, sondern auch kunstfroher Förderung der Beherrscher Böhmens aus dem erlauchten Hause Habsburg."

Max Fürst.

buchhandlung 1897. (54 S. Text.) Die Originalgemälde dieses kunstgeschichtlich interessanten Cyklus sind nur noch in Copien vorhanden, die durch einen glücklichen Fund in einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek entdeckt wurden. Auch dieses auf die Verherrlichung des deutschen Kaiserthums abzielende Bilderwerk war zur Ausschmückung der Karlsteiner Palasräume bestimmt und wurde wahrscheinlich ebenfalls von dem deutschen Hofmaler Nikolaus Wurmser ausgeführt. D. R.

LXX.

Zeitläufe.

Zwischen Rußland und England; der Osten über den Westen.

Den 12. Mai 1897.

Der Vorhang ist gefallen. Niemand kann sich mehr darüber täuschen, was es seit zwei Jahren mit dem ölglatten Geschwätz von der Einigung der Mächte, dem europäischen Concert, dem Statusquo, der türkischen Integrität für eine Bewandtniß hatte. Rußland wartet nur die gelegene Zeit ab, um sich in Constantinopel und der ganzen Interessensphäre häuslich einzurichten, und in den Armen desselben Rußland liegt jetzt Oesterreich. Eine solche Offenbarung hat doch Niemand von dem Gegenbesuch des Kaisers Franz Joseph in Petersburg erwartet. „Vollständige Solidarität", sagte der Czar in seinem Toaste, „bezüglich des hohen Ziels, welches wir verfolgen". Welches Ziel? Nun: freie Bahn für Rußland im nahen Orient.

„Die Trinksprüche, welche gestern (28. April) im Petersburger Winterpalast zwischen dem Czar und dem Kaiser Franz Joseph gewechselt wurden, sind Dokumente von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung. Solche Worte der Freundschaft, gesprochen in einem so warmen und herzlichen Tone, hätte man vor wenigen Jahren noch nicht für möglich gehalten, und sie bekunden eine Annäherung zwischen den beiden Nachbarstaaten Oesterreich und Rußland, welche Alles weit hinter sich läßt, was bisher über die Resultate der Bemühungen, ein



freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen anzubahnen, bekannt geworden ist. Das, was den größten Theil der Schrecken der orientalischen Frage ausmacht, das ist schließlich doch immer die Furcht, die auf der Balkan-Halbinsel sich begegnenden Interessen Oesterreichs und Rußlands könnten in irgend einer der dort nun schon periodisch sich wiederholenden Verwicklungen in Conflikt gerathen, in einen Conflikt, von dem man nicht voraussehen kann, wie weit er dem System europäischer Staatenbündnisse, von dem die beiden Mächte einen Theil bilden, sich mittheilt und welche Gefahren für den Weltfrieden er in Folge dessen nach sich zieht. Da hört das staunende und freudig aufhorchende Europa aus dem Munde des Czars, nicht bloß, daß ein Conflikt nicht zu besorgen sei, sondern daß eine ‚Gemeinsamkeit der Absichten und Principien‘ zwischen den Monarchen, eine ‚vollständige Solidarität‘ zwischen den beiden Staaten bestehe, es hört von unserem Kaiser, daß ihn enge Freundschaft mit seinem russischen Gastfreund verbinde, daß dieselbe auf Gefühlen ‚gegenseitiger Achtung und Loyalität‘ gegründet sei und für die beiden Völker eine ‚dauernde Garantie des Friedens und des Wohlergehens‘ bilde. Beide Monarchen wollen nicht bloß den Frieden jeder für seinen Staat und für seine Völker, sondern er ist auch das Ziel ihrer gemeinsamen Bestrebungen, die sich bis zur vollständigen Solidarität verdichtet haben. An die Stelle des wie eine bedrückende Last auf den Gemüthern ruhenden Gegensatzes ist ein auf loyaler wechselseitiger Verständigung aufgebautes, gemeinsames und solidarisches Bestreben getreten, den Frieden zu erhalten. Aus diesen weithinschallenden Eröffnungen folgt, daß, welche Entwicklung immer die gegenwärtige Orient-Krise nehmen mag, sie an der Solidarität der beiden auf der Balkan-Halbinsel zunächst betheiligten Großmächte eine unübersteigliche Schranke findet.“ [1])

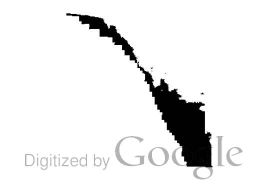
Es ist das, allerdings deutsch geschriebene, große Wiener Blatt des Judenthums, welches in diesen Jubelhymnus

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 29. April d. Js.



ausbricht. Dieselbe Stimmung macht sich aber in Oesterreich allgemein laut. Wäre das möglich gewesen, als Oesterreich noch als alte deutsche Vormacht gegen den Orient galt? Der Schritt in Petersburg war nur möglich durch den Bruch mit den theuersten Ueberlieferungen der Habsburg'schen Monarchie. Noch vor fünfzig Jahren hatte sie stets die Westmächte als ihre Stütze gegen das russische Vordringen hinter sich. Jetzt mußte sie allerdings aus der Noth eine Tugend machen. Es hatte sich ein Reich gebildet, das sich „deutsch" nannte, aber im „Orient kein Interesse" zu haben meinte, dagegen mit allen Fasern an Rußland hing, und sich nun ein Verdienst um das Czarthum erringen wollte, wenn es Oesterreich ihm in die Arme warf. In Berlin saß der Werber. Wie der russische Dank ausfallen wird, mag die Zukunft lehren. Das Deutschthum in unseren Nachbarländern empfindet ihn schon an seinem Leibe.

Der Hauptverbrecher an uns macht aus seiner hellen Freude an der russisch-österreichischen „Soldarität" kein Hehl Das Bismarck'sche Leibblatt hebt sogar ein Verdienst hervor, welches seine berüchtigten Enthüllungen über den Rückversicherungs-Vertrag Deutschlands mit Rußland an dem nunmehrigen Anschluß an das Czarthum gehabt hätten, denn damit sei Frankreich mißtrauisch gemacht worden. Man könnte freilich meinen, das österreichische Kabinet habe aus den Enthüllungen vielmehr die Lehre gezogen, sich vorkommenden Falles lieber mit Rußland unmittelbar zu verständigen, als auf den Dreibund sich zu verlassen, in dem wieder ein Rückversicherungs-Vertrag im Falle der Gefahr entdeckt werden könnte. Ein anderes Bismarckblatt verräth die Berechnung: die neue Mächtegruppe Deutschland, Oesterreich und Rußland würde selbstverständlich den Bruch Frankreichs mit Rußland zur Voraussetzung haben, weßhalb es Deutschland nur zur Befriedigung gereichen könne, wenn Oesterreich und Rußland die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze zu überbrücken suchten. „Fürst Bismarck habe



stets die Ansicht vertreten, daß Deutschland Alles acceptiren könne, worüber die beiden anderen Kaiserreiche sich einigten."[1])

Aber da zeigt sich eben der Fehler in der Rechnung. Das Wort „Dreikaiser-Bund" wird geflissentlich vermieden; die Besorgnisse der Franzosen sollen also unbegründet seyn, wie Rußland will. Fürst Uchtomski, der bekannte Freund und Reisebegleiter des Czaren, sagte in seinem Blatte ausdrücklich: es handle sich keineswegs um eine Schöpfung des „Dreikaiserbundes", sondern um ein „unificirtes Continental-Europa". Das französisch-russische Einvernehmen stimme hinsichtlich der Einigkeit der Friedensziele mit dem Dreibund überein, beides sollte unberührt bleiben, nothwendig sei aber eine Einigung in „Betreff der reellen Ziele", und eine solche werde durch den Meinungsaustausch der zwei Kaiser angestrebt. Daß der dritte Kaiser bei Seite gestellt blieb, ließ sich einfach damit erklären, daß ja das Deutsche Reich im Orient kein Interesse habe. Dagegen war die Richtung gegen England offen ausgesprochen. Die Eintracht zwischen Rußland und Oesterreich, sagte die Petersburger „Nowoje Wremja", sei das beste Mittel, alle (continentalen) Mächte gegen die Interessen Englands zu vereinigen; sie werde „ein unüberwindliches Hinderniß für die englischen Pläne im Orient schaffen".[2])

Solange Oesterreich als deutsche Macht an der Ostgrenze im Ansehen stand, war England sein natürlicher Bundesgenosse. Im Krimkrieg wirkte England an der Spitze der Westmächte, welche das Vordringen Rußlands abwehrten, während man in Wien weder Zeit noch die Mittel fand, dabei mitzuhelfen. Vor neunzehn Jahren war es ebenso; nur den Engländern war es zu danken, daß die Russen nicht Constantinopel besetzten und dafür die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina occupiren durften. Es sollte auch un-

1) S. die Citate der „Kölnischen Volkszeitung" v. 1. Mai d. Js.
2) S. die Citate im Wiener „Vaterland" vom 29. April ds. Js.



vergeßlich bleiben, daß Lord Salisbury in seiner Banketrede vom Herbst 1895 ein entschlossenes Vorgehen gegen die armenischen Gräuel vorschlug und die Sultanswirthschaft dafür verantwortlich machte, und es ist aktenmäßig erwiesen, daß der österreichische Minister des Auswärtigen „Feuer und Flamme“ dafür war. Aber es wurde von „befreundeter Seite“ abgewinkt und die armenischen Schlächtereien stiegen auf Hunderttausende. Noch vor zwei Monaten hatte der englische Premier in dem Oberhause heftige Angriffe von Seite eines Lords zu bestehen, der zur Zeit des Krimkriegs selber Minister war, und nun im Namen der Liberalen gegen eine Politik protestirte, deren Ziel unter solchen Umständen die Aufrechthaltung der Integrität der Türkei sei. Das Haupt der Regierung blieb dabei, daß eine Aenderung nur mit Zustimmung aller Mächte geschehen könnte, die „aus der Integrität einen Theil des europäischen Rechts gemacht haben“;[1]) und er vertrat damit abermals den ererbten Standpunkt Oesterreichs.

Die Hetze gegen England hat inzwischen bei uns einen solchen Grad erreicht, daß selbst nüchterne Centrumsblätter nicht unangesteckt geblieben sind. An der Spitze stund natürlich wieder der grimmige Hasser im Sachsenwalde. Er hielt es für die höchste Zeit im allgemeinen Interesse, nicht nur „Griechenland schnell und so gründlich zu Boden zu schlagen, daß es für alle Zeiten unschädlich bleibe“, sondern auch „dem Anstifter aller Wirren der letzten Jahre das Handwerk zu legen, England, welches die Griechen seiner Politik ebenso kaltblütig geopfert habe, wie vordem die Armenier (!), und auch in Serbien und Bulgarien kein Geld spare, um diese ehrgeizigen Staaten ebenfalls zum Kriege gegen die Türkei zu verleiten.“[2]) Als nun die Kunde von

1) Wiener „Vaterland“ vom 20. März und Berliner „Kreuzzeitung“ vom 21. März ds. Js.

2) Aus den „Hamburger Nachrichten“ s. Berliner „Germania“ vom 29. April d. Js.



den russisch-österreichischen Abmachungen, deren Grundlegung er durch seine „Enthüllungen" vorbereitet zu haben sich einbildete, an ihn gelangte, erließ er von Neuem „die dringende Aufforderung an die Großmächte des Festlandes, sich gegen den gemeinsamen Feind, diesen gefährlichen Ränkeschmied, gegen England, zu vereinigen." [1]) Sollte man in Wien nicht mehr gewußt haben, wer von jeher der gefährlichste Ränkeschmied war?

Uebrigens scheint die neue russisch-österreichische Allianz mit dem Plan einer Vereinigung der Großmächte des Festlandes keineswegs so plötzlich bei der Begegnung der zwei Monarchen in Petersburg vom Himmel gefallen zu seyn. In dem Blatte desselben Fürsten Uchtomski, welches als das „führende" in der russischen Presse bezeichnet wird, war schon vor dritthalb Monaten davon zu lesen: „Vom europäischen Concert sei für Rußlands Interessen nichts zu erwarten; man müsse daher eine andere Combination suchen, welche die historischen Anrechte Rußlands an die Meerengen anerkenne. Ein Bund der Continentalmächte gegen England: das sei die richtige Combination, die natürlich nur durch russische Initiative geschaffen werden könne. Jede der Continentalmächte würde dabei ihren Vortheil finden." Das preußisch-conservative Berliner Blatt war zwar damit noch nicht ganz einverstanden; denn das hieße den Gedanken des ersten Napoleon unter russischer Führung verwirklichen: der Continent gegen England. [2]) An höchster Stelle in Berlin aber theilte man augenscheinlich die grundsätzliche Anschauung Uchtomski's: „In der orientalischen Frage ist keine der europäischen Mächte der Altersgenosse Rußlands. Rußland kann auf gemeinsame Aktionen eingehen, bei diesen gemeinsamen

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. „Augsburger Postzeitung" vom 2. Mai d. Js.

2) Aus der „Nowoje Wremja" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. März d. Js.

Aktionen behält es aber das unbestreitbare Recht auf Suprematie und auf die erste Rolle, und auf diesem Rechte muß es bestehen, dieses Recht muß es immer und unbedingt fordern." Für jetzt, und bis Zeit und Gelegenheit gekommen wäre, dieses Recht vollständig geltend zu machen, würde sich Rußland bescheiden, wie es bereits zu thun angefangen: so meint der russische Fürst:

„Die Besetzung des Bosporus mit Einwilligung der Türkei, das ist der Ausgang, den wir im Interesse beider Nachbarn stets für den glücklichsten aus dieser drückenden Lage gehalten haben. Für Rußland hieße das den Schlüssel zum eigenen Hause in die eigene Hand bekommen, für den Sultan wäre das eben solch eine Unterstützung, wie sie der Türkei im Jahre 1833 gegen die siegreichen Truppen Ibrahim Paschas von Rußland zu Theil wurde. Diese Thatsache wird den zurückgesetztesten Elementen der Türkei Geduld verleihen, und zugleich die Autorität der Gewalt des Sultans der böswilligen Agitation gegenüber unterstützen, weil sie jener seltsamen Lage ein Ende machte, bei welcher ein griechisches Torpedoboot beinahe im Stande ist, die Theilung der Türkei herbeizuführen!" [1])

Dasselbe Berliner Blatt hat damals bezüglich Englands gesagt: „Es kann als feststehend gelten, daß die englische Politik in den letzten Jahren sich ganz in den Gedanken eingelebt hat, sich um die Schicksale des kranken Mannes, soweit sie sich auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien abspielen, nicht weiter zu erhitzen, jedenfalls auf diesem Boden nicht direkt einzugreifen. Die Zeiten, da England sich bedroht fühlte, wenn es Bosporus und Dardanellen gefährdet glaubte, sind endgültig überwunden. England sucht sein Theil bei der allgemeinen Abrechnung in Egypten, am westlichen Ufer des Kanals von Suez, und am persischen Meerbusen; sitzt es dort fest, so mag in Europa alles drunter und drüber gehen, je toller je besser." Das ist ohne Zweifel

1) Aus der „Nowoje Wremja" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 24. Februar ds. Js.



richtig. Bezüglich Oesterreichs wird bereits als feststehend angesehen, daß Rußland der Habsburgischen Monarchie ein weiteres Vorschieben seiner Macht nach Salonichi hin zugestanden habe, wogegen sie ihrerseits mit allen Abmachungen Rußlands mit der Türkei sich einverstanden zu erklären habe.[1]) Wie zunächst Serbien sich darüber zu trösten hätte, ist freilich nicht gesagt. Die Hauptfrage ist aber, ob Frankreich sich dazu herbeilassen würde, an der Seite des Deutschen Reiches unter russischem Commando zu marschiren.

Es ist ja nichts Neues, daß die französische Begeisterung für das russische „Einvernehmen", welche sich bei dem Czarenbesuch in Paris zum förmlichen Bündniß-Taumel steigerte, in der öffentlichen Meinung völlig verraucht ist. Schon im Anfange des Jahres, als es sich um die Berufung eines neuen Ministers des Auswärtigen in Petersburg handelte, verrieth sich die eintretende Spannung. „Ein Entgegenkommen von russischer Seite schien nöthig, um einen Bruch zu verhindern; immer mehr Stimmen wurden in Paris laut, welche erklärten, man habe Rußland Milliarden geopfert, ihm ungeheure, ganz mühelose, politische Erfolge in Ostasien, in Bulgarien u. s. w. ermöglicht, man wünsche einmal eine Gegenleistung zu sehen."[2]) Die Socialdemokratie machte glänzende Geschäfte mit ihrem Ansturm gegen das Verhältniß zu Rußland. „Die Kreta-Debatte in der französischen Kammer", schrieb ein Bericht aus ihrer Mitte, „hat eine hochbedeutsame Thatsache an's Licht gebracht: nämlich einen Umschwung der öffentlichen Meinung mit Bezug auf die russische Allianz. Unsere Genossen wandten sich am Montag mit äußerster Schärfe gegen die Allianz, die nichts anderes sei, als die Unterordnung Frankreichs unter Rußland. Und dieser Kritik wagte niemand in

1) Der, allerdings vielwissende, Londoner Correspondent der Münchener „Allg. Zeitung" vom 6. Mai ds. Js. behauptet dieß mit aller Bestimmtheit.

2) Pariser Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Januar ds. Js.

der Kammer zu widersprechen. Die Linke stimmte leidenschaftlich zu und die Rechte ließ in schweigender Scham die Anklagen und Peitschenhiebe über sich ergehen. In Frankreich fängt man an zu begreifen, daß die Allianz mit Rußland zu theuer erkauft ist." [1]) Die Franzosen vergessen auch nicht, daß sie Guthaben zu fordern haben bei der Türkei 2500 Millionen, bei Rußland 7000 Millionen, im Ganzen fast 10 Milliarden. Und Rußland braucht nächstens wieder Geld, viel Geld, welches von den neuen Bundesgenossen nicht zu haben ist, wenigstens von Oesterreich nicht.

Als Bismarck die freudige Nachricht von der Petersburger Abmachung empfing, da beunruhigte ihn der Eine Gedanke, daß England nicht sofort die Flinte in's Korn werfen werde. „Nach allen Erfahrungen der letzten Monate darf man als gewiß annehmen, daß England dem noch immer nach Revanche dürstenden, aber von Rußland nichts mehr hoffenden Frankreich ein Bündniß der Westmächte vorgeschlagen hat". [2]) Dazu müßte aber vor Allem der ägyptische Zankapfel begraben werden, den Rußland und Deutschland zur Festhaltung Frankreichs immer noch vorsichtig in der Hand halten. Indeß hat es in Frankreich nie an Stimmungen für die Vereinbarung mit England gefehlt. Der frühere Botschafter in London, de Courcel, hat einem englischen Berichterstatter erklärt: eine englisch-französische entente cordiale sei nicht nur eine Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit, die „unglückliche ägyptische Frage sei im Grunde nur ein großes Mißverständniß". Niemand in Frankreich denke daran, das frühere Condominium wieder herzustellen, wenn dieses System noch bestände, würden die Araber ihm ebenso feindselig gegenüber stehen, wie ehemals.

In französischen Blättern wurden diese Erwägungen sehr günstig aufgenommen. Sie gestanden zu, daß Niemand

1) Pariser Correspondenz des Berliner „Vorwärts" vom 26. Febr ds. Js.

2) In den „Hamburger Nachrichten" s. oben.



in Frankreich daran denke, England zur Räumung aufzufordern, um dann selbst das Land in Besitz zu nehmen, sondern unter der Suzerainetät des Sultans sollte die Unabhängigkeit und Ruhe Aegyptens gesichert werden.[1]) Aber nunmehr sollte doch ein Blick auf die grauenhaften Zustände, an welchen die türkischen Länder unter der Sultansherrschaft leiden, im Vergleich mit dem ruhigen Gedeihen Aegyptens, unbedingt zu Gunsten Englands sprechen. Und wenn nun gar der Sultan unter die Vormundschaft Rußlands gestellt bleibt, wie es bereits der Fall ist, so hätte Frankreich durch den Abzug der Engländer wieder nichts zu gewinnen. Uebrigens ist in Paris schon vor Monaten sehr deutlich zu verstehen gegeben worden, daß das Drängen wegen Aegyptens in St. Petersburg sehr lästig falle. Es war wiederum die „Nowoje Wremja", welche warnte: Rußlands Aufmerksamkeit sei im Augenblick lediglich auf den Bosporus gerichtet, nicht auf Aegypten, wo Frankreich sich zunächst nicht ernstlicher einmischen möge; Rußland zähle auf seine Unterstützung in Constantinopel, und „habe sich zuerst an Frankreich, dann an Deutschland gewendet, das jenes nöthigenfalls ersetzen könne."[2]) Blasser Schrecken im Bureau des Herrn Hanotaux!

Was nun das „weltgeschichtliche Ereigniß" in der russischen Hauptstadt, der „erste Schritt außerhalb des eisernen Ringes des Dreibunds", wie ein anderes Telegramm sich ausdrückt,[3]) zunächst zur Folge haben wird, bleibt abzuwarten. Für das Deutschthum, wie unsere Väter es verstanden haben, bedeutet es Trauer in Sack und Asche. Ungetheilte Freude hat dabei nur das Großjudenthum, denn der griechische Krieg hat die Kassen des Sultans, und wohl auch andere, vollends geleert, und Finanzirungen in großem Maßstabe werden die Welt in nächster Zeit beschäftigen.

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Januar ds. Js.

2) Correspondenz aus Paris s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 11. Februar ds. Js.

3) Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. April ds. Js.

LXXI.

Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche.

Professor M. Heimbucher in Bamberg hat dem ersten Bande über die Orden und Congregationen der katholischen Kirche, der in diesen Blättern Bd. 118, 301 eine Besprechung fand, rasch den Schlußband folgen lassen.[1]) Durch die Geschichte des Carmeliterordens beendete der Verfasser die Darstellung der älteren Orden und wandte sich dann zu den „Regularklerikern“, welche seit dem 16. Jahrhundert aus Anlaß der Kirchentrennung gegründet wurden, um sich theils dem Unterrichte, theils der Seelsorge, theils der Armen- und Krankenpflege zu widmen. Hieher zählen die Theatiner, Barnabiten, Somasken, Piaristen, die Väter für einen glückseligen Tod, die Regularkleriker der Mutter Gottes, die clerici regulares minores, endlich und hauptsächlich die Jesuiten. Der Ordensgeschichte der Jesuiten hat Heimbucher mit Vorliebe sich zugewandt und er entwirft davon ein ebenso anziehendes als belehrendes Bild.

Damit hatte der Verfasser das Gebiet der Ordensgeschichte erschöpft. Er ging über zur geschichtlichen Darstellung der Congregationen, d. h. jener klösterlichen Genossenschaften, deren Mitglieder die feierlichen Gelübde nicht ablegen, aber durch einfache Gelübde vor dem geistlichen Obern auf Lebenszeit sich verpflichten. Um den Charakter einer religiösen Congregation zu erlangen, ist die Bestätigung des päpstlichen Stuhles nothwendig. Von diesen kirchlichen Genossenschaften (congregationes religiosae) sind die einfachen Congregationen

---

1) Paderborn bei Schöningh 1897, II. Bd. 557 S. (6 Mk.)

(congregationes saeculares) zu unterscheiden, in welchen entweder gar keine Gelübde abgelegt werden oder doch nicht auf Lebenszeit. Heimbucher bringt eine möglichst erschöpfende geschichtliche Darstellung der Congregationen. Er beginnt mit den Schulbrüdern, schildert dann die Passionisten, Redemptoristen und eine Reihe kleinerer religiöser Genossenschaften von Männern. Dann wendet sich der Verfasser zu den zahlreichen weiblichen religiösen Congregationen, von denen die Frauen vom guten Hirten, die barmherzigen Schwestern und die englischen Fräulein eine eingehendere Darstellung finden.

Den Schluß bildet eine übersichtliche geschichtliche Schilderung der Säcularcongregationen, welche für die verschiedensten kirchlichen Zwecke in kaum übersehbarer Anzahl sich gebildet haben. Die meisten dienten lokalen Bedürfnissen oder enge begrenzten Aufgaben. Von solchen männlichen Säcularcongregationen seien erwähnt die Oblaten des hl. Ambrosius in Mailand, die Sulpizianer in Paris, das Institut des Bartholomäus Holzhauser, die Oratorianer, die Lazaristen und Eudisten, in neuester Zeit die Pallotiner, die Väter vom heiligen Geiste, die Salesianer Dom Bosco's, die weißen Väter des Cardinals Lavigerie u. s. w. Von den weiblichen Säcularcongregationen heben wir hervor die Beguinen, die Schwestern vom hl. Vincenz von Paul und zahlreiche andere weibliche Genossenschaften für Unterricht und Erziehung, Armen- und Krankenpflege. — Den Schluß des Heimbucher'schen Werkes bildet ein nahezu 100 Seiten umfassendes Personen- und Sachregister (S. 467—557).

Ueber die Bedeutung des Werkes haben wir uns ausführlich verbreitet bei Anzeige des ersten Bandes. Der Verfasser gibt bei den Orden und Congregationen an erster Stelle immer das Quellenmaterial und die einschlägige Literatur in umfassendster Weise, selbst die Aufsätze in Zeitschriften. Darauf folgt die geschichtliche Darstellung, die Angabe der Klöster und Niederlassungen, die Schilderung der Organisation, die Erwähnung der Heiligen und hervorragenden Personen, der Gelehrten und der literarischen Leistungen jedes einzelnen Ordens und jeder bedeutenderen Congregation. Daraus ergibt sich der umfangreiche Stoff, welchen der Verfasser mit Glück und Geschick, mit großer Belesenheit und seltener Kenntniß zu

bewältigen verstanden hat. Der Leser findet für die ganze Ordensgeschichte vollständige Orientirung und Anleitung zu weiteren Studien.

Wer sich in das Gebiet des klösterlichen Lebens vertieft, wird mehr als in irgend einer anderen Beziehung die Lebenskraft des Geistes Christi bezeugt finden. Wo irgend eine allgemeine Nothlage eintritt, bildet sich alsbald ein Orden, um dem Bedürfnisse zu genügen. Sobald eine lokale Aufgabe sich zeigt, tritt eine Congregation ins Leben, um sich ihr zu unterziehen. Ist die Aufgabe gelöst, verschwindet auch die klösterliche Genossenschaft wieder oder wendet sich neuen Bedürfnissen zu. Zahlreiche religiöse Genossenschaften haben Großartiges geleistet und sind dann wieder verschwunden, um neuen Orden und Congregationen Platz zu schaffen, welche für die Bedürfnisse ihrer Zeit sich bildeten. Dauernden Bestand haben nur wenige Orden gehabt, welche die allgemeinsten Aufgaben sich als Ziel erwählt haben: Erziehung und Unterricht in allen Zweigen des Lebens, Missionen, Armen- nnd Krankenpflege. Die meisten religiösen Genossenschaften aber waren das Produkt von zeitlich und lokal begrenzten Aufgaben, nach deren Lösung sie wieder verschwanden. Gerade aus diesem Umstande, daß das Ordensleben den Bedürfnissen der Zeit und des Ortes entgegenzukommen hat, ergibt sich die Nothwendigkeit der freien, von hemmenden Fesseln unabhängigen Klosterbildung. Gerade auf dem Gebiete der Ordensthätigkeit ist die Freiheit der Bewegung die Vorbedingung, daß die jeweiligen Aufgaben geeignete Organe zur Lösung finden. Die staatliche Beengung und Bevormundung ist hier am allerwenigsten am Platze. Gerade aber auf dem Ordensgebiete finden wir in der Praxis das rauheste Eingreifen der Staatsgewalt. Deshalb ist es Aufgabe Aller, denen die Verbreitung und Vertiefung des Geistes Christi auf Erden am Herzen liegt, immer wieder die freie Bewegung der klösterlichen Genossenschaften zu fordern. Die allerdings sehr nothwendige Beaufsichtigung, Visitation und Controle muß den kirchlichen Organen überlassen werden.

Professor Heimbucher hat in seinem Werke den Katholiken Deutschlands einen werthvollen Leitfaden auf dem Gebiete des Ordenswesens geliefert und hat sich damit für die Wissenschaft

und Praxis ein großes Verdienst erworben. Daß in der Darstellung auch Irrthümer sich eingeschlichen haben, daß verschiedene Wiederholungen sich finden, daß sonstige Mängel gerügt werden können, ist bei einem so umfassenden Material und bei einem so weiten Gebiete wohl zu entschuldigen und beeinträchtigt den Gesammtwerth des Werkes nicht. Der Verfasser hat ein Nachschlagebuch geschaffen, welches für lange Zeit den Bedürfnissen genügt.

LXXII.

Ordensgeschichtliche Forschungen.

Das belgische Monasticon.[1])

Als die erste Lieferung dieses hervorragenden Werkes vor mehreren Jahren erschien, äußerte die Presse einstimmig ihren Beifall über das Zeitgemäße und den Nutzen dieses großen Unternehmens eines Benediktiners von Maredsous.[2]) Auch die Forschungsergebnisse wurden günstig aufgenommen. Der Verfasser, Dom Ursmer Berlière, plante nur die Berichtigung und Vervollständigung der Gallia christiana, insoweit sich diese mit der alten Klosterwelt der heutigen Provinzen Belgiens beschäftigte. Aber in Wirklichkeit lieferte er gemäß verschiedenen Beurtheilungen „eine durchaus selbständige Arbeit.“ Die von den französischen Mauriner Benediktinern veröffentlichten Angaben waren lückenhaft, sehr mager und ziemlich häufig unsicher, sie schlossen ab mit den ersten zwei Jahrzehnten des letzten

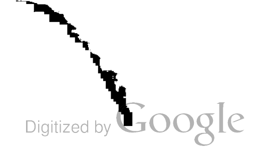
---

1) Monasticon belge, par le R. P. Dom Ursmer Berlière, Bénédictin de l'abbaye de Maredsous, de la congrégation de Beuron. Tome I. Provinces de Namur et de Hainaut. Abbaye de Maredsous 1890—97. 4°. VIII + 575 S. 1. Lief. Namur (8 M.); 2. Lief. Hennegau, S. 153—575. (16 M.).

2) Vgl. das Referat von P. P. Schmieder in den Histor.-polit. Blättern Bd. 106, 885 ff.

Jahrhunderts. Hätte man da lediglich mit Hülfe der Druckwerke ausfüllen wollen, so wäre das sofort einer Selbstverurtheilung zur Unvollständigkeit gleich gekommen. Zur Erreichung wünschenswerther Ergebnisse galt es, um jeden Preis alle geretteten Archive der alten Ordensgenossenschaften gründlich auszubeuten und im Nothfalle alle irgendwie hierhin gehörigen Handschriften zu durchmustern. Das Bestreben Berlière's ging auf diese Ziele los: jedes nur erreichbare Manuscript nutzbar zu machen, jede Veröffentlichung über die frühern Klöster anzugeben, Alles einer aufmerksamen Controlle zu unterwerfen, dann auf wenigen und gedrängten, aber urkundlich gefestigten Seiten die Gründung und Entwicklung der Klöster vorzuführen, ein möglichst genaues Verzeichniß der Obern aufzustellen und zwar mit genauer Angabe der Urkunden, in welchen sie vorkommen, nebenbei zuverlässige Berichte über hauptsächlich als Schriftsteller ausgezeichnete andere Persönlichkeiten dieser Klöster zu sammeln, jede Notiz mit einer vollständigen Bibliographie auszurüsten. Das bedeutet überhaupt nicht weniger als eine auf wenige Seiten für jedes Kloster gedrängte und geordnete Materialiensammlung, mit deren Hülfe man leicht je eine in's Einzelne gehende Monographie hätte verfassen können. Man darf annehmen, daß der Verfasser bei Bereitschaft der Geldmittel seinem Werke den Umfang des Monasticon Anglicanum ohne Schwierigkeit zu geben vermocht hätte: denn dazu bedurfte es nur einer Entwicklung des jetzt Zusammengedrängten und einer Ausstattung mit zahlreichen, vom Herausgeber eingesehenen und analysirten Urkunden. So sehr auch die Leichtigkeit dieser Aufgabe aus den benützten Materialien hervorleuchtet, so verlangt unser Zeitalter doch mehr Ordnung, Klarheit und Genauigkeit in einem Werke. Die Urkundensammlungen, die Nekrologe müssen einzeln, vollständig, mit dem gesammten kritischen Apparate für derartige Arbeiten veröffentlicht werden.

Das zweite große Heft des belgischen Monasticon bildet mit dem ersten der Provinz Namur gewidmeten den ersten Band dieser Arbeit und handelt von den ehemaligen Klöstern der Provinz Hennegau. Letztere gehört zu den angesehensten Belgiens in Anbetracht der Zahl, des Alters und der Bedeutung ihrer Klöster. Dasselbe zweite Heft enthält, außer einem



wichtigen Nachtrag von 38 Seiten zum ersten, 41 Abhandlungen, die sich also vertheilen.

1. Benediktinerorden. Abtei Aubechies, Lobbes, St Denis en Broqueroie, St. Ghislain, St. Martin von Tournai, Propstei Basècles, Prische, Sirault, Frasnes-lez-Gosselies, Priorat Halletrud, Heigne, Sart-les-Moines, Kloster Antoing, Leuze, Merbes le-Château, Pommeroel, St. Pierre in Bergen (Mons), Soignies, Abtei Ghislenghien, Abtei de la Paix in Bergen.

2. Cisterzienserorden. Abtei Aulne, Cambron, Notre-Dame in Scourmont, Ath, Epinlieu, Olive, Saulchoir, Soleilmont.

3. Prämonstratenser. Abtei Bonne-Espérance, St. Feuillien in Roelx, Propstei Renissart, Priorat Herlaimont, Rivreulle.

4. Regulirte Augustiner-Chorherren. Abtei St. Nicolas-des-Prés, Val-des-Ecoliers in Bergen, Priorat-Oignies, Kloster der Croisiers in Tournai, Abtei Bélian, Présporchins, la Thure.

5. Die Karthause Mont-St. André bei Tournai.

An zahlreichen Stellen tritt dem Leser hier ein zum ersten Mal bebautes Geschichtsfeld entgegen. Es gilt dies besonders von den Frauen-Abteien des Cisterzienser- und Augustiner-Ordens.

Der Plan der Arbeit ist im zweiten Hefte derselbe geblieben: bei jedem Kloster bietet der Verfasser zuerst die urkundlichen Formen der Ortsnamen unter Angabe der Zeit, dann gibt er alle benutzten Quellen an, und zwar die gesammte gedruckte Literatur wie nach Aufbewahrungsorten die noch geretteten Archivalien und Handschriften, darauf folgt eine kurze Geschichte der Gründung und ein Verzeichniß der Obern. Letzteres macht den Haupttheil der Arbeit aus. Man hat da eine gewaltige Anhäufung von Thatsachen und Daten vor sich. Alles zeigt sich in möglichster Kürze mit genauen Quellennachweisen. Statt umständlicher Auseinandersetzungen begnügte sich Berlière mit kurzen und klaren Angaben. Wo eine chronologische oder kritische Schwierigkeit sich in den Weg stellt, wird sie beleuchtet. Wenn die Urkunden nicht die volle Klarstellung gestatten, wird der Fall gewissenhaft auseinandergesetzt und die wahrscheinliche Lösung dargelegt. Der Werth

einer solchen Arbeit hängt offenbar von der Ausdehnung der Nachforschungen und von der Akribie des Verfassers ab. Die fachmännischen Beurtheilungen lauteten in dieser Hinsicht sehr günstig über das erste Heft. Es wurde hervorgehoben, Berlière sei mit dem ganzen kritischen Apparat gut ausgerüstet und bewege sich mit Leichtigkeit und Sicherheit auf seinem Arbeitsgebiete.

Es versteht sich von selbst, daß der Band zahlreiche Einzelheiten in sich birgt, welche für die allgemeine Geschichte werthvoll sind. Dahin dürfen die Reformnachrichten über das 10. und 11., dann jene über das 15., 16. und 17. Jahrhundert, besonders die Angaben über die Einführung des Bursfelder Klosterwesens in Belgien gezählt werden. Ferner kommen hier in Betracht Schriftsteller verschiedener Abteien, und. da ist sehr kostbares Nachrichten-Material niedergelegt, z. B. über Cardinal Jakob de Vitry, Reginald de Alna, Professor in Heidelberg und Köln, u. s. w.

Der zweite Theil übertrifft wohl noch den ersten an Gediegenheit. Wer schon einmal Fleiß auf Herstellung eines größern und schwierigern Registers verwandt hat, wird hier ein ausgezeichnetes von 80 Seiten zu würdigen wissen. Druck und Ausstattung verdienen Lob. Das Werk ist ein Ehrendenkmal für die junge Abtei Maredsous, die sich bereits in der Gelehrtenwelt einen Namen gemacht hat durch verschiedene Arbeiten, auch durch die Revue bénédictine. Diese hat nicht wenige kostspielige Beiträge aufgenommen, für die kein Buchhändler weit und breit aufgekommen wäre und denen gegenüber Staatshülfe sich in recht sparsamer Vorsicht zeigt.

Dr. R. Förster.



LXXIII.

Kritische Nachlese zu Treitschke's deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert.

(Schluß.)

III.

Das Elend und der Jammer der Kriegsjahre von 1791—1815 hatte ganz allmählich in den höheren Klassen eine Umkehr zum Bessern vorbereitet, das Volk in den kleinen Städten und auf dem Lande war großentheils gut geblieben und hatte trotz mancher Schwierigkeiten seitens aufgeklärter Geistlichen die alten Andachten und religiösen Uebungen beibehalten. Die neue geistige Bewegung fand empfängliche Gemüther und stärkte die Bischöfe in ihrem Kampf gegen die Regierungen, welche die Freiheit der Kirche zu unterdrücken suchten. Diese katholische Bewegung zog immer weitere Kreise und führte zu einem Bruch mit der protestantischen Philosophie und der rationalistisch-josephinischen Theologie der Aufklärungsperiode. Man begann die älteren katholischen Theologen wieder zu studiren und suchte die kirchliche Lehre gegen die neuesten Angriffe des Protestantismus zu vertheidigen T., der überhaupt kein katholisches Buch liest, weiß von dieser katholischen Bewegung nichts und behauptet mit großer Zuversicht: „Erst die romantische Schule weckte wieder den Schaffensdrang in dieser schlummernden Welt und führte eine dichte Schaar begabter Katholiken in

die Reihen unserer Dichter und Denker ein. Sie wirkte verbindend, indem sie die Ergebnisse einer wesentlichen protestantischen Gedankenarbeit dem katholischen Deutschland mittheilte; aber leider auch trennend, denn alle Religion ist positiv, mit der Kraft religiösen Gefühls erwachte daher auch in ungeahnter Stärke das Bewußtsein der kirchlichen Gegensätze" (III, 207).

Die Romantik ist eine Rückkehr zur katholischen Vergangenheit, eine Reaktion gegen den öden Rationalismus, ein Suchen nach den Quellen christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit, ein Wiederanknüpfen an die vorreformatorischen Lehren und Gebräuche. Diese geistige Bewegung war auf gebildete protestantische Kreise beschränkt und drang infolge der heftigen Opposition der protestantischen Geistlichen nicht in die Tiefen. Einige gebildete Katholiken wurden durch die Romantik wieder mit der Kirche ausgesöhnt, aber ein Einfluß derselben auf die katholische Theologie läßt sich unseres Erachtens nicht nachweisen; die katholischen Theologen beschäftigten sich wohl mit Kant, Hegel und Schelling; daß sie bei Gefühlsmenschen wie den Romantikern in die Lehre gegangen, ist unwahrscheinlich. Der Satz „Abermals wie einst in den Zeiten der Gegenreformation verstand die römische Kirche dem Protestantismus mit seinen eigenen Waffen entgegenzutreten, mit den Waffen, welche ihr Friedrich Schlegel und die anderen Convertiten des romantischen Dichterkreises zuerst geschliffen hatten" (III, 207) ist einseitig und verkehrt. Weil T. sich von dem überkommenen Vorurtheil nicht losmachen kann, die katholische Lehre und Papismus als zwei grundverschiedene Dinge zu betrachten, kann er nicht begreifen, daß die katholischen Gelehrten (Hirscher, Drey, Staudenmaier, Möhler) „sich als Vorkämpfer des allein seligmachenden Glaubens wider die Irrlehren der Ketzerei fühlten, daß ihre Lehre in den römischen Papismus ausmündete". „Wir Rückschauenden," so bemerkt der Berliner Professor mit Kennermiene, „können nicht bezweifeln, was



die Zeitgenossen nicht zu ahnen vermochten, daß der jesuitische Katholicismus unserer Tage in gerader Linie von jenen wohlmeinenden und gemäßigten schwäbischen Theologen abstammt" (III, 208).

Die Censur wurde von den protestantischen Regierungen Deutschlands mit der größten Strenge namentlich gegen die Katholiken gehandhabt. Jede Stelle, die einem Protestanten Anstoß hätte geben müssen, wurde unbarmherzig gestrichen. Die deutschen Censoren machten sich aller der Fehler schuldig, deren man die katholische Inquisition bezichtigt. Den Katholiken wurde nicht einmal gestattet, ungerechte Angriffe und Verleumdungen zurückzuweisen, so gemäßigt auch der Ton war. Die Confiskationen von katholischen Schriften und Zeitungen hatten die katholischen Drucker vollständig eingeschüchtert. Gleichwohl schreibt T.: „Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit bemächtigte sich die klerikale Partei der neuen Machtmittel, welche ihr die revolutionäre Gesetzgebung darbot Die Vereine und Zeitungen, beide hundertmal von der Curie verflucht (!), wurden bald zu furchtbaren Waffen in der Hand der ultramontanen Propaganda" (III, 210). Um den Anachronismus vollkommen zu machen, hätte T. die Kaplanspresse erwähnen müssen. Man erwartet eine Aufzählung der deutschen Zeitungen, doch nein, bei T. muß man immer auf Ueberraschungen gefaßt sein. „In dem bigotten 13. Jahrhundert hatte Rom (?) die Bettelorden gegründet, um die Massen an sich zu ketten; jetzt in dem verweltlichten Zeitalter der Revolutionen erstand die neue Größe der ultramontanen Presse und erfüllte die Pflichten des Demagogenthums mit der gleichen Rührigkeit und dem gleichen Erfolg. Der erste Anstoß kam von Frankreich. In Paris bestanden mittelbar oder unmittelbar durch die Jesuiten geleitet (?) drei große klerikale Gesellschaften. Aus diesen Kreisen empfing die Presse der Ultra's ihre Weisungen." Haben diese französischen Ultra's etwa die Deutschen inspirirt? Warum weiß denn T. keine katholische Zeitung,

keine Zeitschrift zu nennen, als die 1820 von Räß und Weiß gegründete „Der Katholik"? Von dieser Zeitschrift sagt T., sie habe den Kampf gegen den souveränen Staat mit wachsender Aufrichtigkeit geführt. Er wagt sie der Schmähsucht nicht zu beschuldigen. Andere werden nicht genannt, wohl aber wird die katholische Kirche für einige übertriebene Sätze des Abbé Lamennais verantwortlich gemacht. T. weiß nicht, daß die Schriften dieses Mannes in Rom verurtheilt wurden.

Unsere obigen Ausführungen werden zum Theil bestätigt durch T. selbst: „Noch stand dieser neue Romanismus, dem Fernstehenden kaum bemerkbar, ganz in den ersten Anfängen, er gebot nur über wenige Blätter und besaß in den süddeutschen Landtagen erst vereinzelte Anhänger, die nur selten Farbe zu bekennen wagten. Ein großer Theil der älteren Priester war noch in der Schule des Rationalismus aufgewachsen, oder stand den nationalkirchlichen Ideen Wessenbergs nahe" (III, 212). Die guten Gedanken kommen bei T. immer zuletzt und werden gleich wieder vergessen. Seine Geschichte gleicht einem Panorama, in dem man alle möglichen Bilder und Karikaturen, aber leider sehr selten ein wahres Bild findet. Wie T. einseitig und parteiisch ist, so fällt er mit einer wahren Wuth über die her, welche der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Weil Johannes von Müller im Triumphe Gregors VII. den Sieg des Geistes über die Waffengewalt sah, weil er die einseitig protestantische Beurtheilung des Papstthums erschütterte, erklärt T.: „Er hatte das Wunder vollbracht, die absoluteste Gewalt, welche die Geschichte kennt, durch die Idee der Freiheit zu rechtfertigen, und die werdende ultramontane Partei säumte nicht, die kühne Paradoxie des protestantischen Denkers für sich zu verwerthen" (III, 214). Bewiesen wird diese Behauptung natürlich nicht, ebenso wenig die gegen den Biographen Innocenz' III. geschleuderte Anklage: „In der Stille seines Schweizer Pfarrhauses brütete ein Fanatiker

der Priesterherrschaft, F. Hurter, bereits über dem Plane, dem herrschsüchtigsten aller Päpste, Innocenz III., ein leuchtendes Denkmal zu errichten" (III, 214).

Geben wir noch weitere Stilproben.

„Alle anderen aber übertraf Adam Müller an Talent, Rührigkeit, Fanatismus; es war, als wollte der geistreiche, von Grund aus verlogene Sophist durch wüthenden Ketzerhaß den Makel seiner Berliner Abstammung auslöschen; überall, wo im deutschen Norden Umtriebe der Jesuiten sich zeigten, hatte er die Hände mit im Spiel" (II, 96). Der Uebertritt Schlegels und Stolbergs warf, nach T.s Urtheil, „ein grelles Licht auf die sittliche Schwäche der noch immer überwiegend ästhetischen Weltanschauung des Zeitalters" (I, 315). „In Deutschland wurden alle ultramontanen Umtriebe durch Metternich unterstützt in einer Zeit, da der Protestantismus zwar an wissenschaftlichen Kräften unermeßlich überlegen, aber durch Parteien zerrissen, in seinen Cultusformen vertrocknet, in seiner Verfassung unfertig und mithin keiner Ausbreitung fähig war" (III, 215).

Wie reimen sich diese Stellen mit den Lobsprüchen, welche der Sittlichkeit und Religiosität der Norddeutschen ertheilt werden? Bei T. stehen die Gegensätze unvermittelt nebeneinander.

Der zehnte Abschnitt des vierten Bandes „Der Kölnische Bischofsstreit" ist so wichtig und zugleich so merkwürdig, daß wir auf denselben näher eingehen müssen. T. beschreibt die unheimliche Gährung und die furchtbaren Gegensätze im deutschen Leben und fährt dann also fort:

„Und in dieser Welt des Unfriedens entbrannte auch ein kirchenpolitischer Streit, der alle Leidenschaften des dreißigjährigen Krieges wieder zu erwecken, das theuerste Gut der Nation, den schwer erkauften Frieden der Glaubensbekenntnisse zu vernichten drohte. Der preußische Staat gerieth zum ersten Male in offenen Krieg mit dem wieder erstarkten Papstthum und mußte nach einem kurzen Waffengange den Rückzug an-

treten. Er kämpfte im Geist seiner Geschichte, für den Gedanken der Parität (!), aber er kämpfte mit den Waffen des polizeilichen Zwanges und einer gänzlich veralteten Kirchenpolitik, so daß er vor der Welt als ein Bedränger der Gewissensfreiheit erschien und überdies durch das Ungeschick seiner Diplomaten in den Ruf der Zweizüngigkeit kam" (IV, 683).

Durch eine Cabinetsordre vom 17. August 1825 wurde die bisher nur für die östlichen Provinzen geltende Declaration vom 21 November 1808 hinsichtlich der Mischehen auch auf die Rheinlande und Westfalen ausgedehnt. Letztere verbot die Verträge über Kindererziehung vor Abschluß der Ehe und verfügte, daß alle Kinder der Religion des Vaters folgen müßten, wenn nicht beide Eltern über den Unterricht der Kinder einig seien. Die zeither von Verlobten eingegangenen Verpflichtungen werden durch die Cabinetsordre als unverbindlich erklärt, die Erfüllung der Bedingungen, unter welchen katholische Priester eine gemischte Ehe einsegnen konnten, wurde praktisch unmöglich gemacht; es blieb den Priestern nur die Wahl zwischen Uebertretung der Kirchengesetze und Unterwerfung unter die Ordre des Königs. Nach dem Grundsatz, man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, weigerten sich die Pfarrer nicht nur die gemischten Ehen einzusegnen, sondern machten auch auf die schwere Sünde und die große Gefahr, welche gemischte Ehen zur Folge haben, aufmerksam. Man ließ den widerspenstigen Pfarrern den Proceß machen, der jedoch gewöhnlich mit Freisprechung endigte. Es war nicht gelungen, die niedere Geistlichkeit einzuschüchtern, durch sie einen Druck auf die Bischöfe auszuüben; man sah sich genöthigt, den Papst anzugehen, von ihm eine Schlichtung des Streites zu begehren. Aber auch seine Entscheidung genügte den preußischen Beamten nicht, da das von ihm erlassene Breve die Einsegnung gemischter Ehen verbot, zum höchsten passive Assistenz gestattete. Da man weitere Aenderung in Rom nicht erlangen konnte, wurde Erzbischof Spiegel nach Berlin berufen und daselbst so lange bearbeitet, bis er



die von Bunsen und Dr. München redigirte Convention vom 19. Juni 1834 annahm. Die Pastoralschreiben an die Pfarrer und Seelsorger, in denen die Bestimmungen der Convention mitgetheilt werden sollten, waren in Berlin verfaßt worden; die Instruktion wurde nur an die Generalvikare versandt, wenn gleich ihr Hauptinhalt bald auch in weiteren Kreisen bekannt wurde. Wie leicht vorauszusehen war, hatten manche Pfarrer Bedenken, gemischte Ehen einzusegnen und beruhigten sich auch nicht bei den Erklärungen der Generalvikariate; früher oder später mußte es doch bekannt werden, welch frevles Spiel mit dem Papste getrieben worden T., der von den Vorgängen nur das berichtet, was in seinen Kram paßt, sucht die Hauptschuld auf Bunsen abzuwälzen, muß aber doch gestehen, daß der König demselben besonderes Vertrauen schenkte und auf die Rathschläge Altensteins und anderer, welche Vorsicht empfahlen, nicht hörte.

In Rom hatte die preußische Regierung viele Freunde; sie hatte bisher viel mehr Takt und Mäßigung bewiesen, als die süddeutschen Staaten; man war daher nicht wenig erstaunt, daß sie zu Lug und Trug ihre Zuflucht genommen, und gab sich alle Mühe, zu einem modus vivendi zu gelangen. T., der überall wälsche Tücke wittert und seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, sieht dagegen überall päpstliche Umtriebe und beschuldigt den heiligen Stuhl, die Rheinländer zur Rebellion aufgereizt zu haben. Seine Charakteristiken der leitenden Persönlichkeiten in Rom sollen seine grundlose Behauptung wahrscheinlich machen. Wir geben wenigstens einige dieser Karikaturen des Berliner Professors.

„Als Papst wie als General der Camaldulenser führte Gregor das Leben eines vornehmen Mönches; beim Gelage unter den geistlichen Amtsbrüdern (!) konnte der häßliche Mann mit den wulstigen Lippen und dem rothen Fistelgeschwür auf der rothen Nase fast liebenswürdig erscheinen, wenn er seiner

satirischen Laune freien Lauf ließ. Auch seine Weltanschauung blieb mönchisch, noch schroffer und härter als seine beiden Vorgänger trat er der weltlichen Gewalt entgegen. Cardinal Lambruschini, das Haupt der Eiferer, war ein Mann von strengen Sitten, herrisch, leidenschaftlich, schonungslos, unbeugsam in den harten Grundsätzen des Papalsystems. Der Niederländer Roothan (bekannt als großer Geistesmann) war an die Spitze der Gesellschaft Jesu getreten, der fähigste der Jesuitengenerale seit den Tagen Aquaviva's, ausgezeichnet durch Verschlagenheit, Welt- und Menschenkenntniß, rastlosen Thatendrang. Seitdem ließ sich die unterirdische Wirksamkeit der Jesuiten in allen Staaten verspüren" (S. 684).

Die Verschwörer hat T. uns geschildert, aber wo sind die Verschwörungen, die Intriguen, die Aufstände? Auf diese Frage bleibt er uns die Antwort schuldig. Nicht doch, denn er versichert uns: Die Krone Preußen war bemüht, den einzigen Streit, der zwischen ihr und dem Papst bestand, endlich zu beseitigen. Wir haben also nur einen Streit, wir lesen weder bei T. noch anderswo, daß die preußische Diplomatie über die Umtriebe und Intriguen des hl. Stuhles Klage führt, die nöthigen Beweise beibringt, mit Repressalien drohte. Hätte T. in der Correspondenz irgend eines preußischen Beamten irgend welchen Beweis gefunden, so würde er denselben seinen Lesern nicht vorenthalten haben. Das einzige Verbrechen des hl. Stuhles bestand darin, daß er zwei Stellen des Breves vom Jahre 1830 nicht abändern wollte, wie T. selbst eingesteht.

Dem König mißfielen in dem päpstlichen Breve zwei Stellen; er hielt es für unchristlich und der Würde der evangelischen Kirche widersprechend, daß die katholische Braut vor der gemischten Ehe feierlich verwarnt werden sollte, und wenn er sich auch zur Noth mit der passiven Assistenz des römischen Priesters begnügen wollte, so verlangte er doch, daß die kirchliche Einsegnung der gemischten Ehen nicht geradezu verboten würde. Der hl. Stuhl war bis an die



äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen, er konnte doch **nicht** erklären, die evangelische Kirche sei gerade so gut die **allein** seligmachende Kirche als die katholische. Wenn der **König** persönlich eingriff und die katholische Erziehung von **Kindern** aus gemischter Ehe hintertrieb, so konnte er sich **nicht** beklagen, daß der Papst ihn an seine vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen die katholische Kirche erinnerte.

Wir haben keine hohe Meinung von dem Charakter des Erzbischofs Spiegel: er war ein schwacher, weltlicher Mann,[1]) aber daß er den Gedanken, den ihm T. in den Mund legt, gehegt oder ausgesprochen habe, scheint uns höchst unwahrscheinlich. „Der milde, weltkundige Prälat sah voraus, wie vielen Unfrieden die Forderung der katholischen (ebenso der evangelischen) Kindererziehung in der so bunt gemischten Kölner Erzdiöcese hervorrufen mußte; er erkannte, daß nicht blos die evangelische Kirche beleidigt, sondern auch die persönliche Ehre jedes evangelischen Bräutigams beschimpft wurde, wenn man ihm die unwürdige Zumuthung stellte, in seinen eigensten und heiligsten Angelegenheiten einem fremden Priester ein verbindendes Versprechen zu geben" (III, 687). Wenn der Erzbischof der Regierung vollkommen zustimmte, wenn er unumwunden anerkannte, der protestantische Prediger dürfe die protestantische Kindererziehung fordern, nicht aber der katholische Priester, wie erklärt sich, was T. weiter unten berichtet: „Der Erzbischof schwankte lange und fühlte sich in seinem Gewissen schwer bedrängt. Da fand sich ein geistlicher Tausendkünstler bereit, Bunsens dreiste Dialektik zu unterstützen: der Domkapitular München, ein gelehrter Canonist, bewies in einem schwergelehrten Gutachten — denn was kann römische Hermeneutik nicht beweisen? — das Breve erlaube alles, was nicht ausdrücklich darin verboten sei." Katholiken, welche ihre Kirche verrathen, brauchen für den Spott der Protestanten nicht zu

1) cf. Histor.-polit. Blätter Bd. 89 S. 50—63.

sorgen, der wird ihnen ganz von selbst, und zwar mit Recht, in reichem Maße zu Theil.

Spiegel starb am 25. Juli 1835. Sein Tod setzte die Regierung in große Verlegenheit. Ein verweltlichter Pfaffe und Regierungsmann hatte wenig Aussicht auf Bestätigung von Seiten Roms. Es galt, einen wegen seiner Frömmigkeit und Anhänglichkeit an den hl. Stuhl allgemein geschätzten Mann als Candidaten aufzustellen, von dessen Milde und Herzensgüte man Nachgiebigkeit betreffs der Ehegesetze erwarten durfte.

Der Geheimrath Schmedding, der die vornehmen Lebemänner der alten Generation verachtete, glaubte in Clemens August von Droste Vischering den rechten Mann gefunden zu haben und empfahl ihn dem Minister Altenstein. Auch der Kronprinz, der Clemens August persönlich schätzte, wollte nur einem so musterhaften Priester den Kölnischen Stuhl anvertrauen, und so wurde Clemens August zum Bischof bestellt. Die Leiter der Regierung waren einfach Werkzeuge in der Hand eines Höheren, denn die Kirche Deutschlands besaß keinen kühneren Vertheidiger ihrer Rechte und Freiheiten als diesen Mann. Weil Clemens August betheuerte, er wolle mit Allen in Frieden leben, die gemäß dem päpstlichen Breve getroffene Vereinbarung nicht angreifen, glaubte die Regierung gewonnenes Spiel zu haben. Dieselbe hatte aus guten Gründen dem neuen Erzbischof den wahren Thatbestand verheimlicht und war nicht wenig erstaunt, sehen zu müssen, daß dieser nicht die Grundsätze der Convention, sondern die des Breves durchführte. T. stellt die Sache ganz anders dar. „Als die Regierung," so sagt er, „Clemens August vorhielt, er habe doch feierlich gelobt, die Instruktion im Geiste der Liebe zu befolgen, da ertheilte er die unerwartete Antwort, diese Instruktion hätte er gar nicht gekannt. Diese in jedem anderen Munde lächerliche Versicherung wurde von der Regierung selbst nicht in Zweifel gezogen" (S. 697). Warum wird die Antwort des Bischofs

lächerlich genannt? war denn die Instruktion veröffentlicht? kannte man in Rom ganz genau ihren Inhalt? hat nicht T. selbst uns berichtet, wie sorgfältig das Geheimniß gewahrt worden sei? Wenn die Instruktion geheim gehalten wurde, so werden auch die weiteren Bemerkungen hinfällig: „Droste lebte ganz in kirchlichen Vorstellungen und verachtete von Grund aus die Staatsgewalt des protestantischen Königs; also blieb immerhin denkbar, daß er es wirklich nicht der Mühe werth gehalten hatte, die Instruktion, deren Befolgung er heilig angelobte, auch nur eines Blickes zu würdigen." Die Instruktion kam offenbar Clemens August nicht zu Gesicht, man theilte ihm den Hauptinhalt, d. h. die unverfänglichen Bestimmungen mit, und war natürlich nicht wenig betroffen, daß der Erzbischof sein Versprechen nicht erfüllte. Die Regierung, welche in ihrer Verlegenheit die abenteuerliche Anklage erhob, der Erzbischof hätte verrätherische Verbindungen mit dem Ausland angeknüpft, für die sich auch keine Spur des Beweises fand, hätte den Eidbruch, wenn er desselben schuldig gewesen, sich sicherlich nicht entgehen lassen. Wie kommt es doch, daß der so sehr scharfsinnige Berliner Professor so befangen und ungeschickt ist, wenn es gilt, Katholiken gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen?

Kirchenrechtliche Studien sind nicht Jedermanns Sache, aber so viel Rechtskenntniß darf man von einem Historiker doch erwarten, daß er einen katholischen Erzbischof von einem Staatsbeamten unterscheidet. Letzteren kann die Regierung aus irgend welchem Grunde nöthigen, seinen Abschied zu nehmen, über den Erzbischof, der die unauslöschliche Weihe des Hohenpriesters hat, dessen geistlicher Oberer der Papst ist, hat sie keine solche Gewalt. T.s Behauptung: „Nach den gewöhnlichen Ansichten menschlicher Rechtschaffenheit war er freilich verpflichtet, seine Würde niederzulegen, wenn er die Bedingungen nicht zu erfüllen vermochte, unter denen sie ihm anvertraut war", trifft nicht zu. Die Bedingungen waren nicht klar formulirt, waren überdies dem Erzbischof

nicht bekannt. Jeder Angeklagte hat ein Recht, sich zu vertheidigen, eine gerichtliche Untersuchung oder ein Ehrengericht zu verlangen. Die Convention war kein Landesgesetz, das Dawiderhandeln gegen dieselbe war somit kein Verbrechen. Clemens August war wie jeder andere Katholik davon überzeugt, daß ein Bischof der katholischen Kirche sein Amt der Gnade Gottes und des heiligen Stuhles verdankt: dabei verkannte er jedoch keineswegs seine Pflichten der Regierung gegenüber. Er war ja vollkommen im Rechte, wenn er erklärte, an die Instruktion halte er sich nicht gebunden, sofern sie dem Breve widerspreche, ebenso wenig verging er sich gegen die Staatsgesetze, wenn er erklärte, er wolle die Rechte der Kirche gegen die Anschläge der weltlichen Gewalt vertheidigen. In jedem geregelten Staate muß der Unterthan das Recht haben, auf die vom Staate gegebenen Gesetze sich zu berufen.

Der gelehrte Professor kann nicht einmal die einfachste Cabinetsordre richtig wiedergeben. Man eröffnete dem Erzbischof, „daß ihm kraft landesherrlicher Machtvollkommenheit die Ausübung seines erzbischöflichen Amtes untersagt sei, und forderte ihn auf, seine Amtswirksamkeit einzustellen und nach Münster zu reisen, um dort die weiteren Beschlüsse Sr. Majestät zu erwarten.“ Als der Oberhirte erwiderte, er dürfe das ihm anvertraute Amt weder freiwillig niederlegen, noch auch die ihm anvertraute Heerde verlassen, da „wurde ihm eröffnet, daß er unverzüglich die Reise nach Minden, nöthigenfalls zwangsweise, antreten müsse“ (cf. Brück II, 306). Dem Bischof ließ man nicht einmal Zeit, seine nöthigsten Sachen einzupacken, der Oberst der Gendarmerie nahm im Wagen neben ihm Platz, auf den Bock setzte sich ein Gendarm. Die preußische Regierung copirte das Beispiel Napoleons. T. äußert sich über die Wegführung des Erzbischofs also: „Der Befehl wurde durch Bodelschwingh und General Pfuel gewandt und ohne unnütze Härte (?) ausgeführt. Droste verblieb vorläufig auf der Festung Minden, da er nicht in



seine Heimat gehen wollte." Richtig ist nur, daß der Erzbischof von Ende November 1837 bis zum 22. April 1839 in Minden bleiben mußte und dann unter Gendarmeriebegleitung nach Darfeld gebracht wurde, von wo er später nach Münster übersiedeln durfte. Weder die Verwendung des hl. Stuhles um die Freisetzung des ehrwürdigen Prälaten, noch die Mißstimmung des katholischen Volkes, noch die Forderung des hohen Gefangenen, man solle ihn vor Gericht stellen, noch die Deputation des Adels hatte irgendwelchen Erfolg. Erst eine bedenkliche Erkrankung des großen Dulders bewog den König, ihm die Rückkehr nach seiner Heimat zu erlauben. Hätte der Erzbischof sich gedemüthigt, den König um Verzeihung gebeten, dann hätten sich die Thore seines Kerkers wohl früher geöffnet. T. behauptet kühn: „Unzweifelhaft gebrauchte die Krone nur ihr gutes Recht, da die altpreußische Gesetzgebung für politische Vergehen auch im Rheinlande galt". Zum größten Leidwesen des Absolutisten T. war die Zeit verwandelt „Dies Recht der absoluten Krone lebte nicht mehr im Rechtsbewußtsein des Volkes, sondern erschien bereits als Willkür, und was noch übler war, die öffentliche Meinung mußte glauben, daß der Staat katholische Priester zur Spendung des Sacraments der Ehe, das die Kirche nach ihrem eigenen Ermessen gewähren oder versagen kann, durch zwingenden Befehl nöthigen wolle" (698). Das Urtheil des großen Publikums war viel vernünftiger, als das der königlichen Beamten. T. macht gleichwohl aus seiner Verachtung der öffentlichen Meinung kein Hehl, er ist ein eingefleischter preußischer Junker.

Im fünften Band wird der Papst der Undankbarkeit gegen den Erzbischof beschuldigt, im vierten wird die Allocution des Papstes, in der Clemens August als Bekenner gefeiert wird, scharf getadelt. Was sollen die Päpste thun, um den Berliner Historiker zufrieden zu stellen? War der Papst im Unrecht, wenn er unter anderem sagte: er erhebe seine Stimme, um die verletzte kirchliche Freiheit, die ver-

höhnte bischöfliche Würde, die mit Füßen getretenen Rechte dieses hl. Stuhles öffentlich klagend zurückzufordern? Der Papst tadelt das Verfahren der Regierung nicht, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, sondern weil er durch seine Stellung hiezu gezwungen war. Wenn er den Katholiken kein Aergerniß geben wollte, mußte er für den Erzbischof eintreten. Es ist durchaus unwissenschaftlich, einen Protest als Flüche zu bezeichnen, die in der katholischen Welt wiederhallten.

„Auf solche Beschimpfungen hin," meint T., „gab es nur eine Antwort. Die Krone Preußen mußte ihren Gesandten aus Rom abrufen und, ohne den Vatican eines Wortes zu würdigen, sofort die bürgerliche Eheschließung einführen" (die bestand ja in den linksrheinischen Landen) — „ein entscheidender Schlag, worauf man in Rom wenig gefaßt war. Dann bot die Lage des verwaisten Bisthums wenig Schwierigkeiten." Dieser Satz zeigt klar, daß T. ein unpolitischer Kopf war, der in seinen Theorien lebte, wie der von ihm so scharf getadelte Bunsen. Die preußischen Diplomaten sahen weit tiefer als der Historiker, die Zeit für einen Culturkampf war noch nicht gekommen, noch mehr, es war unumgänglich nothwendig, die in Schlesien und Polen bestehende Praxis abzuändern. Der Klerus und das Volk Schlesiens verlangten, daß die Bestimmungen des Breves beobachtet würden; der im Herzen protestantische, nur dem Namen nach katholische Bischof Sedlnitzky weigerte sich jedoch, dem Beispiel der übrigen Bischöfe zu folgen. Der Papst tadelte denselben hart, weil er die Rechte der Kirche saumselig und gleichsam schläfrig vertheidigt habe, und forderte ihn auf, das durch seine Schuld dem gläubigen Volk zugefügte Leid zu sühnen. Sedlnitzky wollte sogleich seine Würde niederlegen; nur auf des Königs ausdrücklichen Befehl vertagte er diesen Entschluß noch (cf. III, 710). T. hat kein Wort des Tadels für dieses Vorgehen. Weil der Staat daraus Vortheil zu ziehen hoffte, sollte Sedlnitzky fortfahren,

die Rolle eines katholischen Bischofs zu spielen. Da derselbe bei den Katholiken allen Halt verloren, legte er sein Amt nieder. „Einem Befehle des Papstes, sein Amt niederzulegen," sagt T., „wagte der gutmüthige Prälat nicht zu widersprechen" (711). Auf Sedlnitzky, nicht auf Clemens August passen die Worte unseres Professors: „Nach den gewöhnlichen Ansichten menschlicher Rechtschaffenheit war er freilich verpflichtet, seine Würde niederzulegen." Ihn trifft jedoch nur der Tadel zu großer Gutmüthigkeit, er hätte „schneidiger" sein müssen!

Friedrich Wilhelm III. verstand es nicht, die Zeichen der Zeit zu deuten und verwickelte sich in Folge seiner verkehrten Kirchenpolitik in immer neue Schwierigkeiten. Das gestrenge alte Beamtenregiment stieß auch bei dem protestantischen Volk auf einen stillen, beständig wachsenden Widerwillen, denn eine neue Zeit war gekommen, wie T. selbst eingesteht, die neue Männer forderte. Gerade der Widerstand reizte den König und seine Beamten: nicht zufrieden, einen Erzbischof auf die Festung geschickt zu haben, schickten sie noch einen zweiten, den Erzbischof Dunin von Posen nach Colberg. Der Papst beantwortete diese Gewaltthat durch eine andere Allocution, in der er die „unbesiegte Mannhaftigkeit" Dunins hervorhob. „Wie häßlich," urtheilt T., „erschien dieses bald kriechende, bald trotzige Benehmen des Polen neben der ehrenhaften Mannhaftigkeit des westfälischen Starrkopfs" (709). Was hatte Dunin gethan, um diesen Tadel zu verdienen? Er hatte um Versetzung an einen Ort gebeten, wo eine katholische Kirche sich fände, er hatte in seinem Briefe bemerkt, daß er für den König und seine Heerde beten werde. Hätte er das unterlassen müssen?

Der Name Clemens August war in Folge des Kirchenstreites in aller Mund; nicht blos eifrige Katholiken feierten ihn als den großen Bekenner, auch laue und gleichgültige Katholiken, selbst Protestanten nahmen offen Partei für ihn

und verurtheilten die Arglist und Gewaltthätigkeit der Regierung. Die Schriften des alten Görres, des Juristen Lieber und des alten Rotteck übten einen großen Einfluß auf das Volk. T. nennt den Athanasius — das gereicht der Schrift zum besonderen Lob — das wildeste der Görres'schen Bücher, das die jakobinische Heftigkeit seiner Jugend noch überboten habe. Die Schrift Rottecks wird ein thörichtes Büchlein genannt. „Der alte Freund Preußens fühlte sich gedrungen, gegen die Diktatur der Staatsgewalt zu protestiren." Weshalb wird Rotteck getadelt? darum, daß er den „Eidbruch" des Bischofs und seine Verletzung der Staatsgesetze nicht in Betracht zieht. Nun, T. ist ja an anderen Stellen ganz der Ansicht, daß der Erzbischof die Convention nicht kannte.

Hören wir T. noch über die Historisch-politischen Blätter: „Naiver ließen sich die friedenstörerischen (!) Absichten der Partei nicht aussprechen" (nämlich durch den Nebentitel „für das katholische Deutschland"). „Evangelische Kirchenzeitungen gab es längst, so gut wie katholische, aber ein historisches Blatt für das evangelische Deutschland zu schreiben, war unter den weitherzigen (!) Protestanten noch keinem in den Sinn gekommen" (718). T erinnert sich doch wohl, daß die Berliner mit den Leipzigern unzufrieden waren und ein eigenes Literaturblatt gründeten. Nicht blos einzelne Parteien, sondern auch einzelne Universitäten haben in Deutschland und anderswo ihre eigenen Zeitschriften. Der Grund ist häufig der, weil in den älteren Zeitschriften nur ihre Gegner zum Worte kommen, sie selbst verhöhnt werden. Nahmen die protestantischen Zeitschriften katholische Artikel auf? Nahmen sie nicht Partei gegen dieselben? Solche Lufthiebe treffen nicht. „Hinter gebildeten Formen verbargen die Historisch-politischen Blätter einen Fanatismus, der nicht nur den kirchlichen, sondern selbst den bürgerlichen Frieden unmöglich machen mußte". Das ist wiederum eitles Gerede, denn T. stolpert wie gewöhnlich über Kleinigkeiten. Heinrich



Leo's Schrift über den Kölner Streit wird höchlich belobt, weil die Katholiken darin Welfen genannt werden. Der Name ist durchaus unpassend, schon deswegen, weil es damals in Deutschland nur Territorialfürsten gab.

„Kein Volk," sagt T. (I, S. VII), „hat besseren Grund als wir, das Andenken seiner hartkämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk leider erinnert sich so selten, durch wie viel Blut und Thränen, durch wie viel Schweiß des Hirnes und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde". Ganz richtig. Warum hat T. sein schönes Talent, seine glänzende Darstellungsgabe in den Dienst der Parteileidenschaft gestellt? Kann er die Helden seiner eigenen Wahl nicht lieben, nicht loben, ohne ihre Gegner in den Staub zu ziehen? Haben nur die Preußen allein die politische Größe Deutschlands begründet? Verdanken wir alle die geistigen Errungenschaften einzig dem Protestantismus? Wer T.s polemische Ergüsse liest, dem geht die Freude am Vaterland verloren, der kann seinen Unwillen über die Zänker, welche die alten Wunden immer wieder aufreißen, nur mit Mühe zurückhalten. Sybels Werk ist nicht so farbenprächtig, ist aber frei von dem widerwärtigen Gebelfer, das das Treitschke'sche Werk verunziert.

LXXIV.

Die Resultate der archäologischen Forschung in Aegypten.

Ein Rückblick auf die Ergebnisse der letzten Jahre.

Unaufhaltsam schreitet die Wissenschaft voran. Während am Fuße des Parnasses, wo heute das unscheinbare Griechendorf Kastri sich ausbreitet, die delphische Orakelstätte Dank den Bemühungen der französischen Regierung wieder ersteht, sind deutsche Gelehrte damit beschäftigt, vom Herrschersitze der Attaliden, der Akropolis von Pergamon in Kleinasien, den letzten Schutt wegzuräumen. Man hatte geglaubt, die von der Ecole française d' Athènes unternommenen Ausgrabungen würden lediglich der Epigraphik zu gute kommen, und war nicht wenig erstaunt, als bedeutende Bildwerke zu Tage traten, und als das Schatzhaus der Athener wieder aufgefunden wurde, ein archäologisches Ereigniß, da die den Bau schmückenden Metopen auserlesene und chronologisch datirbare Werke der attischen Schule boten und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ausfüllten. Ueber die kunsthistorische Bedeutung der Pergamonfunde belehrt ein Gang durch die Antikenabtheilung der königlichen Museen zu Berlin. Eben so wichtig wie diese Arbeit in der Ferne darf die auf Mommsens Rath und mit staatlicher Unterstützung unternommene Erforschung des obergermanisch-rhätischen Limes im Reiche selbst genannt werden.

Die Entdeckung der Sidonischen Sarkophage andrerseits durch den unermüdlichen Hamdi-Bey hat einen völligen Umsturz in den Anschauungen der Archäologen bezüglich der Farbanwendung in der antiken Plastik bewirkt. Namentlich der im Tschinli-Kiosk-Museum untergebrachte sogenannte Alexandersarkophag mit seiner farbenprächtigen Löwenjagd war es, der die bekannte Streitfrage der Bemalung der Fleischtheile plastischer Figuren wenigstens für die alexandrinische Periode positiv entschied. Die Erforschung der Fürstengräber von Tamassos und Kition (auf Cypern) durch Ohnefalsch-Richter, die der syracusanischen Katakomben durch Orsi, der christlichen Denkmäler Carthagos seitens P. Delattre's, die Basilikenfunde in Tunesien und Algier, die Gräberfunde auf Salamis und bei Theben, alle haben in Verein mit größeren Lokalfunden auf nicht-klassischem Boden das Augenmerk der Gelehrten auf sich gezogen.

Aber insgesammt stehen sie an Menge, Werth und Bedeutung weit zurück hinter den Ergebnissen, welche die letzten Jahre archäologischer Forschung in Aegypten geliefert haben. Es sei nur an die mittelägyptische Landschaft Faijum erinnert, wo sich vor nunmehr fünfzehn Jahren die Erde aufthat, um nach und nach die alte Stadt Arsinoë oder Krokodilopolis von sich zu geben. Fellahs, die auf dem Trümmerfelde nach Düngererde gruben, stießen damals auf ganze Pompejis. Und auf welch' hoher Culturstufe standen die Aegypter vor etwa 5000 Jahren, müssen wir fragen, wenn wir den Goldschatz von Dahschur im Gizeh-Museum übersehen und hören, daß sein materieller Werth allein sich auf 400,000 Pfund = 8,000,000 Mark beziffert!

I. Papyrus-Funde.

Unter den Papyrusfunden zunächst sind es drei, die von vornherein das weiteste Interesse beanspruchen durften: Die Sammlung Erzherzog Rainer, die durch Brugsch Pascha nach Berlin gelangte Papyruscollection und eine dritte im

Museum von Gizeh. Fast alle diese Schätze stammen aus dem Bereiche des El-Faijum.

a) Die Sammlung Erzherzog Rainer.

Den Erwerb dieser Sammlung verdankte der Käufer Erzherzog Rainer dem Teppichhändler Theodor Graf, der sie nach Wien brachte, wo sie nun eine eigene Bibliothek von über 100,000 Schriftdenkmälern in zehn Sprachen bildet, chronologisch einen Zeitraum von nahezu 2700 Jahren umfassend. Unter Karabacek's Leitung sind bereits einige stattliche Bände dieser Urkunden edirt; sie behandeln die Schicksale von Arsinoë oder Krokodilopolis unter alt-ägyptischer, macedonischer, römischer und arabischer Herrschaft. Ein stets wechselnder Theil des Papyrusschatzes steht überdies der Einsicht der Besucher in einem eigens hergerichteten Museum offen. Inhaltlich so verschieden wie möglich bietet jedes einzelne Faserstreifchen, jede vergilbte Rolle, zuweilen mit Thonsigeln versehen, dann wieder außerordentlich fein geglättet, ein Monument für sich. Sie reichen, den Publikationen Karabacek's und seiner Mitarbeiter zufolge, vom hieratischen reichillustrirten Todtenbuch der Priesterin (Taruma) bis zur Quittung des Analphabeten, der mit drei Querstrichen zeichnet, vom Fragment des Urevangeliums bis zur Klageschrift eines um die Erbschaft von drei Goldstücken betrogenen Waisenkindes, vom grammatikalischen Versuche eines Schülers zum apokryphen Briefe des Herrn an Abgar von Edessa. Eine Quittung bietet das erstbekannte Beispiel der Anwendung arabischer Zahlzeichen; sie datirt aus dem Jahre 260 der Hedschra; ein anderes Schriftstück das letzte bekannte Beispiel der Anwendung griechischer Ziffern im Nillande. Ueber viele bisher zweifelhaften geschichtlichen Begebenheiten verbreiten die Papyri Rainer helles Licht. So bieten sie das einzige größere Denkmal von der kurzen Regierung des Kaisers Pupienus, und vom Sohne und Mitregenten der palmyrenischen Königin Zenobia werden zum

erstenmal Namen und Titel völlig sicher verbürgt. Auch **griechische** Literatur und islamitische Religionsgeschichte sind **in den** Dokumenten bedacht. Ein Fragment der Partitur **zum 408** vor Christus erstmalig aufgeführten euripideischen **Orest weist** uns in der von den Franzosen entdeckten del**phischen** Apollohymne ein Seitenstück auf. Die zur Zeit **Christi** geschriebene Musikrolle, welche sowohl Vokal- wie **Instrumentalmusik** umfaßt, bietet also thatsächlich das älteste **Musikstück** aller Zeiten.

Ungleich wichtigere Incunabeln fallen dem Islam zu. **Vom** Jahre 22 der Hedschra, also 12 Jahre nach Muhammeds **Tod**, ist eine arabisch-griechische Urkunde datirt, welche die Bestätigung des arabischen Commandanten über eine von Megaheracleopolis empfangene Lieferung von Naturalien quittirt Dazu kommt ein im 10. Jahrhundert gedruckter Koran, der genau wie die chinesischen Modelldrucke hergestellt ist und somit im Verein mit ca. 50 weiteren Drucken der Sammlung zu den ältesten Druckwerken der Welt zählt.

Das Koranblatt (10,5 × 11 cm) enthält in der bekannten punktirten kalligraphischen Zierschrift die ersten sechs Verse der vierunddreißigsten Sure ohne Interstitien. Der Formschnitt der Typen ist bei mehreren Lettern roh und mißlungen. Auch aus dem Grunde gehört dieser Theil einer Koransure zu den größten Merkwürdigkeiten, da ein kaiserliches Handschreiben von 1727 die Vervielfältigung des Korans auf typographischem Wege, auf Grund der Ueberlieferung verbot. Einen Ueberrest des ältesten arabischen Geschichtswerkes bildet ferner ein Blatt einer Abschrift der von Ibn Ishak überlieferten Biographie Muhammeds. Andere Papyri liefern wichtige Beiträge zur Profangeschichte. So dient ein Pachtvertrag der Sammlung als urkundlicher Beweis dafür, daß Harun-al-Raschid thatsächlich aus Wuth über Musa den Omar-ibn-Mihran zum Statthalter ernannte. Omar-ibn-Mihran hat also wirklich im Jahre 176 der Hedschra (791/2 nach Christus) das Amt bekleidet.



Ein sog. Traditionszettelchen bildet nach Karabacek ein literarisches Denkmal von fundamentaler Bedeutung. Es enthält vier Zeilen von dem klassischen Satiriker Dscherir († 728), die gegen die Numeiriten gerichtet diesen Stamm so erniedrigten, daß er seinen Namen verleugnete und aufgab. Ein Papyrus aus dem 8. Jahrhundert bietet die älteste Kunde über Brieftauben, ein anderer Werthangaben über Kleidungs- und Gebrauchsgegenstände der damaligen Zeit, ein dritter ist ein ausgefülltes Volkszählungsformular der zweiten arabischen Zählung. Recepte, Geheim- und Spiegelschriften, Stenogramme, geschäftliche Aviso's, Zauber- und Gebetsformeln, alles dies tritt vor das Auge des Forschers.

Auch die christliche Alterthumswissenschaft ist wesentlich durch diese Funde bereichert worden. Es sind zwei Antiphonen vorhanden, die vielleicht das älteste bekannte altchristliche liturgische Schriftstück darstellen (aus d. Anhang des 4. saec.). Ferner fand sich das Fragment eines vorkanonischen Evangeliums aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts, welches (4,3 × 3,5 cm) wahrscheinlich eine Uebersetzung des aramäischen Urevangeliums sein dürfte.

b) Die Berliner Sammlung.

Weit weniger umfassend, aber dennoch namentlich an bemerkenswerthen griechischen Texten reich ist die durch Heinrich Brugsch nach Berlin gelangte Sammlung. Jedenfalls der wichtigste Papyrus derselben ist der libellus eines libellaticus, welchen Krebs entdeckte und den Harnack zuerst im kirchenhistorischen Seminar der Berliner Universität besprach. Da es sich um ein Monument von eminenter Bedeutung handelt, sei es gestattet, den Inhalt desselben kurz zu rekapituliren. Das kleine braune Blatt — gleichfalls aus dem Faijum ist 20 cm lang und 8 cm breit, ein Originallibellus aus der Zeit der decianischen Christenverfolgung, datirt vom 26. VI. 250. Es lautet in Form einer Eingabe an die Behörden wie folgt:

Den Opfercommissaren des Dorfes Alexanderinsel von **Aurel** Satabus, des Diogenes Sohn, alt 72 Jahre, mit Narbe **an der** rechten Augenbraue: ich habe den Göttern immer ge**opfert**, so auch jetzt gemäß dem Edikt in eurer Gegenwart; **auch** habe ich an der Weihe der Opferthiere theilgenommen **und** bitte, daß ihr dies bescheiniget. Möge es Euch wohl **ergehen**. Ich Aurelius Diogenes habe die Eingabe ausgefertigt.

Aurelius ... ich sah ihn opfern. Mysthation Sohn des ... beglaubigt.

Im ersten Jahre des Selbstherrschers, des Kaisers Cajus Messius Quintus Trajanus Decius Pius Felix Augustus am 2. Ep.

Das Dokument stellt einen für den 72jährigen Greis Satabus geschriebenen Paß dar, einen Freibrief auf Grund des decianischen Ediktes, einen Brief, durch den Satabus, falls er überhaupt Christ gewesen, oder nicht nur böswilliger Weise bei der Behörde verdächtigt wurde, der Klasse der libellatici anheimfiel. Die Eingabe ist ein fertiges Formular gewesen, welches nur gehörig ausgefüllt werden mußte. Auf dem Original hebt sich die stark aufgetragene, flüchtig hingeworfene Cursive sehr gut von der glatten Kanzleischrift des übrigen Theils ab. Aus dem Dokument folgt jedoch nicht, daß der Satabus wirklich geopfert habe.

Die Mehrzahl der übrigen Berliner Papyri werfen kein wesentlich neues Licht auf das bisher Erforschte und dürfen daher im Interesse des für diese Uebersicht verfügbaren Raumes zurücktreten vor dem

c) Papyrusschatz des Gizeh-Museums.

Auch hier sei nur auf zwei der wichtigsten Funde des näheren hingewiesen, namentlich den, welcher unter den Hunderten von Rechnungsauszügen, Lieferungszetteln, Briefen, Avisos, Todtenbuchresten u. dgl. des Gizeh-Museums, fast durchgängig dem Ausgrabungsgebiete Oberägyptens entstammend, die erste Stelle einnimmt: der in einem Grabe

zu Akhmim-Panopolis[1]) entdeckte Pergamentcodex mit den Bruchstücken des sog. Petrusevangeliums und der Petrusapokalypse.

O. von Gebhardt gab 1893 die neu aufgefundenen Bruchstücke nach einer Photographie der Handschrift zu Gizeh in Lichtdruck heraus und nach ihm haben Harnack, Dietrich (Nekyia) und viele andere ihn mit mehr oder weniger Scharfsinn zu verwerthen gesucht. Das Fragment des sog. Evangeliums des hl. Petrus bietet die Erzählung des Leidens und der Auferstehung Christi, das apokalyptische Stück eine Schilderung des Ortes der Seligen und desjenigen der Verdammniß; außerdem enthält der Codex noch einen Bruchtheil der Henochapokalypse. Die eschatologischen Bilder der Petrusapokalypse erinnern vielfach an analoge apokryphische Schilderungen der altchristlichen Literatur. Sie beginnen mit einer Rede des Herrn über die letzten Dinge, von den falschen Propheten und dem kommenden Gerichte, im Anschluß an welche eine Erscheinung von Seligen beschrieben wird. Im Wechselgespräch zwischen Petrus und seinem Führer wird dann eine Vision des Ortes der Seligkeit und der Stätte der Verdammniß geschildert, mit deren Einzelheiten vielfach die visio Pauli übereinstimmt.

Der Papyrus Men-um-ha des Gizeh-Museums stammt ebenfalls aus der Nekropole von Akhmim-Panopolis und dürfte neben dem Papyrus Ani des British-Museum der bedeutendste Todtenbuchrest sein, den wir besitzen. Während das Londoner Exemplar, welches aus Theben stammt und dessen Uebersetzung und Interlinearinterpretation der Orientalist Wallis-Budge besorgte, ca. 75 Fuß lang ist und eine Menge schön gemalter Vignetten aufweist, bietet der Papyrus

1) Ueber „die Gräberfunde von Achmim-Panopolis und ihre Bedeutung für das christliche Leben der alten Kirche" handelt ein eingehender Aufsatz in Band 115, S. 241—266 der Histor.-polit. Blätter (1895). D. R.



Men-um-ha — allerdings in Fragmenten — die stattliche Größe von beiläufig 29 m. Er fällt in die Zeit um 2000 vor Christus und nur der Pyramidentext, von Maspero so genannt, weil er in die Wände der Mastabas eingegraben war, ist bedeutend älter (ca. 3500 vor Christus). Wie die meisten Papyri jener Zeit — ich erinnere an die unter der Priesterkaste Amen von Theben ca. 1900 gesammelten und neuedirten Todtenbuchreste — ist derjenige des Men-um-ha, eines Provinzialbeamten, sehr sorgfältig und kalligraphisch fein geschrieben, die Illustrationen der Epoche entsprechend hübsch ausgeführt. Die Rolle scheint von Men-um-ha, wie das vielfach geschah, selbst geschrieben worden zu sein; im Anschluß an den Todtenbuchrest findet sich in ihr eine mit Bildnissen und Titeln des Schreibers gezierte Aufstellung seiner Besitzthümer u. s. w. Die ihm unterstehenden Dörfer sind durch Männer und Frauen dargestellt, seine Heerden durch entsprechende Thiere nebst den zugehörigen Zahlbegriffen (10,000 Tauben, 10,000 Schafe, 10,000 Gazellen, Gänse, Rindvieh u. dgl.) und endlich eine Aufzählung der vor seiner Reise in die segit-heteb, die Seligkeitsinseln, nöthigen Naturalien (Brod, Käse u. dgl.). Damit verlassen wir die Papyrusfunde und kommen zu sprechen auf:

II. Die Entdeckungen auf dem Pyramidenfelde von Dahschur.

Am 11. März 1894 wurde im Gizeh-Museum der Gold- und Juwelenschatz aufgestellt, der drei Tage zuvor von Arbeitern der Ausgrabungskommission in der Ziegelpyramide von Dahschur aufgefunden wurde. Er datirt fast in seiner Gesammtheit aus der Zeit der XII. Dynastie und scheint damals zusammengeraubt und in der Ziegelpyramide verborgen worden zu sein, wenn man nicht an ein Verstecken seitens der Angehörigen glauben will, wofür analoge Fälle vorliegen. Mehrere Kartuschen zeigen die Namen der Könige Usrtsen II. und Usrtsen III. Den Glanzpunkt des Schatzes bilden dem seinerzeitigen Fundberichte des „Bosphore égyptien“

zufolge aber einzelne Cloisonné-Arbeiten, so ein Lotosbouquet mit verschlungenen Stengeln, drei figurirte Brustspangen in Goldcloison eingelegt in Türkis, lapis lazuli und durchbrochen gearbeitet in Form von kleinen Naoi, welche Idole, kronentragende Sperber u. dgl. schmücken. Scarabäen, Amethystketten, Ringe, goldgefaßte Schäschen aus Jaspis, Alabasterkrüglein, Muscheln (eine emaillirte Austernschale aus Gold), Spiegel, alles in prächtiger Ausführung stempelten den Fund zu einem in jeder Beziehung außergewöhnlichen, so daß der Leiter der damaligen Ausgrabungen, de Morgan, schon im April desselben Jahres seine Nachforschungen nach dem in die Königskammer der Pyramide führenden Kanale fortsetzte, während der Generaldirektor des Museums die zweite Schlammziegelpyramide in Angriff nahm, die sich ungefähr auf der Höhe des Dorfes Menschieh erhebt. Das Resultat war zunächst eine Bereicherung der Königsliste um zwei Namen. Eine mit Goldblech überzogene Holzstatue, welche Morgan fand, bot nämlich die Namen der Pharaonen Fu-ab-ra (Au-ib-re) und Hor. Weiter entdeckte man epigraphisch wichtige Kanopen mit neuen unbekannten Leichentexten, welche die gleichen Königsnamen aufwiesen. An der gleichen Stelle, aber einige m tiefer, fand Morgan eine von Brettern überdachte kellerartige Vertiefung und unterhalb dieser den erbrochenen Eingang in eine Kammer mit spitzem Dache aus weißem Turahkalkstein: die Arbeit antiker Grabschänder. Im weiteren Verfolgen der gewonnenen Spur entdeckte man zwei übereinanderliegende Mastabazellen, worin eine Kiste und ein Holzsarkophag, sowie die Grabstatuetten der Verstorbenen noch ihre alten Plätze einnahmen. Oben sah man die geflügelte Sonnenscheibe neben der Legende: „Behudti, der große Gott, der Strahlenspender, der Herr des Himmels", seitlich den officiellen Titel eines Königs: „Horus: hotep-ab (gnädigen Sinnes), Herr der Diademe, Glanz der Götter, der Herr Ober- und Unterägyptens, Herr beider Welten: der Befehlende: Fu-ab-ra, der gesetzmäßige geliebte Sohn

der Sonne, lebender königlicher Schatten in Pameri, der Leben, Standhaftigkeit und Stärke gewährt, freue sich auf dem Throne des Horus der Lebenden wie die Sonne ewiglich."

Die Kiste, welche in diesem kapellenartigen Raum stand, füllten imitirte Speisen und Todtengaben an, um sie herum lagen Vasenfragmente, Kanopen u. dgl. Außerdem entdeckte man Alabastertitel, deren Inhalt an die Todtentexte in den Pyramiden der Pharaonen Unas und Pepi I. erinnern. Merkwürdigerweise war der Sarkophag von den Grabräubern verschont geblieben und de Morgan staunte nicht wenig, als er die Goldinschrift des Ebenholzdeckels entzifferte und bald darauf die prächtig geschmückte Mumie des Königs Fu-ab-ra aus einer dichten Schicht Erdpech unversehrt hob. Den Kopf des vorher nicht einmal dem Namen nach bekannten Pharaonen bedeckte eine Goldmaske mit Krystallaugen in Bronceumfassung. Brustschilde, Goldfibeln und Perlennetze und anderes lagen dabei. Unweit davon am Boden der Hammer, mit welchem die Mumienräuber vor tausend und mehr Jahren hantirten. Den Fund aber wies man wohl mit Recht der XIII. Dynastie zu. — Eine ganze Reihe von Gräberschachten traten nun nach und nach zu Tage; der wichtigste derselben, kaum 3 m vom Königsgrabe des Fu-ab-ra entfernt, führte in einer Tiefe von 8 m zu einer nord-süd dirigirten Mastaba, in welcher hinter gewaltigen Platten ein großer Mumienkasten aus Akazienholz reich mit Goldstreifen und Hieroglyphen geschmückt stand: der Sarg von niemand geringerem als Nub-hotep Ta-kruti, der Königstochter. Die Leiche, vom Erdpech sehr verdorben, zierte ein Silberdiadem, ein Gold-Carneolarmband mit Sperberköpfen, ein Dolch, Bänder von Goldperlen, Carneol und Smaragd. An ihrer Stirne glänzten königliche Insignien, ein goldener Geierkopf, der Kopf einer Uräusschlange mit Smaragd- und Carneolincruste. Zur Rechten lag ihr umgebogenes Scepter und eine dreitheilige Geißel mit schönem Sperberkopf, deren

Stränge zapfenförmige Glieder aus Carneol und türkisblauem Email besetzten.

De Morgan hat es unterdessen unternommen, ein möglichst vollständiges Verzeichniß seiner Entdeckungen, namentlich der kostbaren Kleinodien zu publiciren,[1]) und auch die ägyptische Regierung zeigte sich durch eine würdige Aufstellung der Funde im Museum zu Gizeh — dessen Direktor de Morgan ist, auf der Höhe ihrer Aufgabe. Der berühmte Giuliano, der die Goldfunde von Mykenae und Hissarlik seinerzeit auf ihre Technik hin untersuchte und vom Standpunkte der modernen Emaillirkunst für unnachahmbar erklärte, würde beim Anblick der minutiösen Granulirarbeit des Dahschurschatzes, bei welcher winzige Goldkörnlein in mikroskopische Vertiefungen einzulöthen waren, vollends gestaunt haben. Die Arbeit beweist übrigens, daß diese urzeitliche Technik, und ebenso die mykenische und altetrurische, nicht nur mit den feinsten Bohr- und Schneidewerkzeugen, sondern sogar mit Linsen von ungewöhnlicher Schärfe operirte, und das alles in dem Zeitalter, in dem Abraham lebte.

Carl Maria Kaufmann.

(Schluß folgt.)

---

1) Erschienen unter dem Titel „Le trésor de Dahschour; liste sommaire des bijoux de la XII. Dynastie découverts dans la pyramide de briques de Dahschour.

LXXV.

Philipp-André Grandidier (1752—1787).

Sous ces fidèles traits la muse de l'histoire
A reconnu son jeune favori,
Le dieu des vers son poète chéri,
L'Amitié son héros et l'Alsace sa gloire.
(Boudon de S. Amans unter ein Porträt Grandidiers.)

Der geniale Kirchenhistoriker des Elsaß hat die Anerkennung und Beachtung nicht gefunden, die seine Werke verdienen und die verhältnißmäßig in viel reicherem Maße seinem älteren Zeitgenossen Schöpflin zu Theil geworden. Freilich, sein Name steht auch nicht in Goethe's „Dichtung und Wahrheit" rühmend erwähnt, wie der des elsässischen Profanhistorikers, und entbehrt somit schon einer in den Augen der modernen Lesewelt schwerwiegenden Empfehlung. Aber von großen Sammelwerken, wie der Allgemeinen deutschen Biographie oder dem Kirchenlexikon hätte man doch wohl erwarten dürfen, daß diesem so kurzen, nur mit intensivster Arbeit und bittern Erfahrungen ausgefüllten Leben eine Ehrenstätte eingeräumt würde, ähnlich derjenigen, die Wiegand in ersterem Werke Schöpflin schuf. Indeß weder die eine noch das andere erwähnt den Namen Grandidiers: er ist vergessen. Und wo er heute noch erwähnt oder benützt wird, da geschieht es mitunter nicht ohne herbe Urtheile wegen seines kirchlichen Liberalismus und seiner Hyperkritik, Anklagen, die zu seinen Lebzeiten schon sein schriftstellerisches Wirken hemmten, die

auch mit dem jungen Gelehrten nicht zu Grabe gestiegen, sondern selbst die große Revolution und ihre wechselreichen Folgen überdauert haben.

Die Lebensläufte dieses merkwürdigen Mannes sind bald erzählt; folgenschwere Ereignisse haben seine kurze Laufbahn nicht gekreuzt und die zu berichtenden Daten sind fast alle aufs engste mit seinen literarischen Schöpfungen verknüpft. Als Sohn eines aus Lothringen zugezogenen Advokaten 1752 in Straßburg geboren,[1]) wandte sich der vierzehnjährige, schon sehr frühreife **Philippe-André Grandidier**, einem in seiner Familie nicht seltenen Beispiele folgend, dem geistlichen Berufe zu, der ihm zugleich auch die beste Aussicht bot, seine wissenschaftlichen Neigungen zu befriedigen. Als Neunzehnjährigen berief ihn der Cardinalbischof von Straßburg, **Louis Constantin de Rohan**, an das bischöfliche Archiv zur Ordnung des dort aufgespeicherten Aktenmaterials mit dem Nebenauftrag, die Diöcesangeschichte von Straßburg zu bearbeiten. 1776 erschien auch bereits der erste Band[2]) und rief allenthalben Aufmerksamkeit und Aufsehen hervor durch die geistvolle und elegante Darstellungsweise, wie durch die fleißige und geschickte Benutzung der Urkunden und ganz besonders durch die scharfe, einschneidende Kritik. Gerade in letzteren Eigenschaften und in der weit gehenden Heranziehung der Culturgeschichte beruht das Schwergewicht und die noch heute geltende Bedeutung des Werkes. Als einer der fähigsten und meistversprechenden Schüler wandelt Grandidier hier die Bahnen der gelehrten Männer von St. Maur und St. Blasien. Von den bedeutendsten Fachgelehrten[3]) der damaligen Zeit erhielt er

1) Histoire de l'Eglise et des évêques-princes de Strasbourg.

2) Sein Geburtstag ist der 9. November, nicht wie bei Spach, Oeuvres choisies I, 171 steht, der 29.

3) Aus dem eben publicirten **Briefwechsel** Grandidiers citire ich u. a. den berühmten Abt Gerbert von St. Blasien, den Bollandisten Dom Berthod, den Mauriner Dom Clément. Letzterer schrieb in

Worte der Beglückwünschung und Aufmunterung. Bereits Mitglied der Académie des Inscriptions in Paris, der Akademien in Chalons, Clermont, Dijon, Stockholm, Mannheim, München und Erfurt, wurde er auf diese größere literarische Erstlingsprobe hin noch in diejenigen von Rouen und Toulouse aufgenommen. Nicht minder fehlte es aber auch an Gegnern: der strenge Conservatismus des Klerus ertrug die Kritik nicht, die der vierundzwanzigjährige Grandidier an der Urgeschichte der Straßburger Kirche und an den alten Legenden übte, ebenso wenig das scharfe Urtheil über die Mißstände mancher früheren Perioden. Schon die Vorrede zu dem 1778 erschienenen zweiten Bande berichtet von Chikanen und Anfeindungen von Seiten seiner Mitbrüder, ohne daß sie aber vorerst vermocht hätten, den Schaffenseifer des Autors zu beeinträchtigen. Da starb 1779 der Cardinalbischof, mit dessen reichlicher Unterstützung die Drucklegung des Werkes vor sich gegangen war, und sein Nachfolger und Neffe, Louis Edouard de Rohan, der die überflüssigen Mittel zu anderen Zwecken zu verwenden wußte, sah in den gegen die „Geschichte des Bisthums Straßburg" gerichteten Beschuldigungen einen willkommenen Anlaß, eine fernere Protektion zu verweigern. So bleiben die folgenden druckfertigen Bände Manuskript. Grandidiers edle, feine Natur ertrug diesen Schlag äußerlich mit Würde und sprach sich auch in Briefen darüber mit wehmüthigem Schmerz zwar, durchaus aber nicht mit Lieblosigkeiten gegen seine Gegner oder mit einer Kritik über das Verhalten seines kirchlichen Obern aus.[1]) Verdrängt von dem ihm liebgewordenen

---

einem enthusiastischen Briefe vom 15. Januar 1777: „Votre manière d'écrire est brillante, pleine d'imagination, assaisonnée d'une critique judicieuse et exacte." Ingold, Les Correspondants de Grandidier. V: Dom François Clément (Paris et Colmar 1895) p. 4.

1) Ils (scil. meine Gegner) m'ont supposé des principes et des vues dangereuses qu'ils n'auraient pas même dû soupçonner.

Arbeitsfeld, fühlte er aber ein Erlahmen seiner Spannkraft und eine Unbehaglichkeit, die ihm eine Zeit lang den Gedanken nahelegte, eine passende Verwendung in einer andern Diöcese aufzusuchen. Von der Annahme eines Canonikates in Besançon hielt ihn die Anhänglichkeit an seine Heimat, seinen Familienkreis und sicherlich auch an seine Präbende am Straßburger Münster ab. Jedenfalls wollte er künftighin der Geschichte fern bleiben. Sein Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg (1782), ein in den historischen Partien noch immer sehr brauchbares Werk, schon deshalb, weil das altehrwürdige Gotteshaus damals noch nicht den Vandalismus der französischen Revolution über sich hatte ergehen lassen müssen, sollte nach der in der Vorrede ausgesprochenen Absicht der letzte historische Versuch sein; fürderhin wollte Grandidier nur in „der Erfüllung seiner Standespflichten jenes Glück suchen, das die Wissenschaften nicht geben können, wenn sie vergiftet sind durch Neid und Intriguen".

Diesen Vorsatz hielt er indeß nicht lange, sein reger Schaffensdrang ertrug eine solche Fesselung nicht. 1787 erschien bereits wieder ein neues Werk, der erste Band einer weit angelegten, für die Diöcesangeschichte mit zahlreichen Urkunden versehenen allgemeinen Geschichte des Elsasses.[1] Das abgeklärte, scharfsinnige Urtheil, die Kritik der Quellen und die vornehme Darstellung, die man schon an seinem ersten Werk bewundert hatte, zeigten auch hier wieder des Verfassers hohe Begabung für Geschichtsforschung. Daneben

---

Je leur pardonne volontiers, parceque je sais avoir plus de charité qu'eux. Grandidiers Antwort im Journal encyclopédique 1780, II, 122—126 auf den „Brief eines elsässischen Geistlichen" in demselben Journal vgl. Ingold, Correspond. de Grand. VIII: Martin Gerbert de Hornau (Colmar 1896) S. 36.

1) Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace. Der zweite Band, bis zu den Ottonen reichend, erschien erst nach des Verfassers Tod (1788).



aber nahmen noch eine ganze Reihe anderer wichtiger Dinge seine Arbeitskraft in Anspruch. Für Gerberts Germania sacra hatte er die Darstellung der Straßburger und Baseler Diöcese übernommen und dem St. Blasianer Prälaten selbst das Programm hiezu überbracht.[1])

Am meisten und angelegentlichsten beschäftigten ihn aber in seinen letzten Lebensjahren die Sorgen für Verbesserung des römischen Breviers und die Pläne für Ausarbeitung eines Diöcesanbreviers. Im schriftlichen Verkehr mit Martin Gerbert und Dom Berthod fand Grandidier Gelegenheit, seine Ansichten hierüber auszusprechen. In einer eigenen Denkschrift, die als Anhang zum ersten Band der „Geschichte des Elsasses" erschien,[2]) fixirte er diese näher. Gegenüber dem römischen Brevier sind seine Vorschläge jedoch ziemlich radikaler Art. Im Wesentlichen wünschte er eine dem Inhalt und der Bedeutung der einzelnen Psalmen entsprechende Vertheilung des ganzen Psalteriums auf die einzelnen Wochentage und eine bessere Anpassung von Antiphonen, Versikeln, Responsorien und Kapiteln, ein „vernünftiges" Verfahren bei Aufnahme der Legenden, eine weitgehende Heranziehung der echten Werke der Kirchenväter, sprachlich und metrisch bessere Hymnen, als das römische Brevier enthält, und eine andere Anordnung des Calendariums. Größere Gleichmäßigkeit der einzelnen Officien, Abwechslung und die Möglichkeit einer besseren Aufmerksamkeit und Andacht glaubt Grandidier als besondere Vorzüge dieses von ihm geplanten Breviers vermerken zu dürfen. Man sieht, Grandidiers Absichten waren edle, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß der Elsässer Gelehrte zu radikal vorging. Ihn bestimmten in dieser Frage zu seinem energischen Auftreten einmal die

1) Brief an Abt Gerbert vom 23. August 1784 bei Ingold, Les Correspondants de Grandidier VIII, 20.

2) Specimen Novi Breviarii Ecclesiastici Ecclesiae Germaniae, abgedruckt bei Ingold a. a. O. S. 39 ff.

Mängel des römischen Breviers und der in jener Zeit de
Individualismus und der separatistischen Bestrebungen leic
erklärliche Gedanke, für jeden Kirchensprengel die Möglichk
zu wahren, den lokalen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeite
entsprechend seine Gottesverehrung zu gestalten und doch b
dieser „lebendigen Mannigfaltigkeit“ die Einheit in wesent
lichen Dingen nicht aufzugeben.[1]) Daß aus derartigen An
schauungen ein gallikanischer Geist weht, kann nicht bestritte
werden, aber sie werden begreiflich, wenn sie im Zusammen
hang mit der ganzen Richtung jener Zeit gewürdigt werde

Das Brevier war Grandidiers letztes Sorgenkind; e
scheint sich damit mehr beschäftigt und abgemüht zu habe
wie mit historischen Arbeiten, trotzdem er diese wieder m
vollen Kräften aufgenommen und aus dieser Zeit eine Reih
kleinerer historischer Studien veröffentlicht hatte. Zu einem
Abschluß sollte er aber keine seiner größeren Unternehmunge
mehr führen. Anfangs Oktober 1787 befiel ihn mitten i
archivalischen Untersuchungen in der Abtei Lützel (Elsaß)
ein heftiges Fieber, das ihm unerwartet rasch am 11. Oktober
den Tod brachte. Neben seiner außerordentlich zarten Con
stitution und dem rastlosen, ungesunden Studium in Biblio
theken und Archiven haben sicherlich auch die Kränkungen
und Angriffe, so anscheinend ruhig er sie auch äußerlich hin
nahm, ihren Theil beigetragen zu diesem frühen Ende; die
im Herzen verbliebene Bitterkeit hatten die zahlreichen
ehrenden Anerkennungen,[2]) deren er sich besonders in der
letzten Zeit noch zu erfreuen hatte, nicht mehr zu beseitigen
vermocht.

---

1) A. a. O. S. 40, 49.

2) Noch kurz vor seinem Tode hatte ihn Ludwig XVI. an Schöpflins Stelle zum Hofhistoriographen für das Elsaß ernannt und ihm eine Abtei in Aussicht gestellt. Vgl. Ingold, Les Corresp. de Grand. VIII, 29. Der hl. Stuhl hatte ihn schon vorher zum Protonotar gemacht; er war außerdem Generalvikar der Diöcese Boulogne, Canonikus von Hagenau, Neuweiler und Straßburg.



Grandidier hat natürlich wie damals so auch heute noch eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Unbestritten blieben[1]) die Akribie, der Fleiß, Scharfsinn, die gereifte Urtheilskraft und die edle, klassische Form, die aus seinen Werken sprechen. Nicht so allgemein zugestanden wird die Objektivität, wenigstens beruhen die Angriffe gegen seine Schriften auf der Meinung, als hätte den „jungen, unbesonnenen" Historiker[2]) sein scharfer, kritischer Geist auf's Gebiet des Skepticismus, selbst in religiösen Fragen, geführt. Vor allem kommt hier seine Behandlung der Heiligenlegenden in Betracht, aus der man geradezu geschlossen hat, Grandidier sei ein direkter Leugner von Wundern und des Uebernatürlichen gewesen. Nun aber „bezeugen Hunderte von Stellen in seinen Werken die völlige Rechtgläubigkeit seiner Anschauungen über die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder".[3]) Was man bei andern, in der Wissenschaft schon zu bekannten Männern ruhig hinnahm, von einem Tillemont z. B. und den Maurinern überhaupt, die Verwerfung der Maternuslegende, das reichte schon hin, diesen jungen Gelehrten als von Voltaire'schem Geiste beeinflußt zu charakterisiren. Anders haben freilich die ernsten Männer der Wissenschaft und dabei treue Söhne der Kirche über Inhalt und Geist der Schriften Grandidiers geurtheilt, so Gerbert

---

1) Nicht ausnahmslos. Hegel (Die Chroniken der deutschen Städte Bd. 8, S. 76) bemerkt: „die historische Kritik sei überall Grandidiers schwache Seite". Aber dieses ganz vereinzelte Urtheil ist ebenso ungerecht, wie die Vorwürfe, die ihm wegen seiner Hyperkritik von anderer Seite gemacht werden. Anm. d. Red.

2) Die „Jugendlichkeit" spielt überhaupt in der Polemik gegen Grandidier eine große Rolle. Glöckler gebraucht die Worte „jugendlich und unbesonnen" wiederholt mit einem nicht mißzuverstehenden Nachdruck (Geschichte des Bisthums Straßburg 1879, I, S. VIII und St Maternus, Rixheim 1894 S. 2.)

3) So Ingold, Correspond. de Grandidier VIII, 24 (Colmar 1896), der überhaupt Grandidier gegenüber den vielerlei Verdächtigungen in Schutz nimmt.

von St. Blasien, der Bollandist Dom Berthod, d
Mauriner Dom Clement u. a. m. Alles soll der
sicherlich nicht gutgeheißen sein, was Grandidier vertr
und bestritten hat: sein herbes Urtheil über die Schola
die Jesuiten, manche seiner liturgischen Ansichten sind ni
frei von Ungerechtigkeit und lassen nur zu sehr den vol
unbeeinflußten Scharfblick vermissen oder zeugen von Mang
einer tiefen dogmatischen Durchbildung. Derartige „wun
Punkte" an Grandidiers Schriften sollten aber vor den me
zahlreicheren Vorzügen nicht allzu sehr hervorgestellt werden
und ohne Zweifel hat man ihm Unrecht gethan dadurch
daß man auf Grund solcher schiefen Ansichten des Autors
Rechtgläubigkeit in Zweifel zog und nicht eher ruhte
als bis die Diöcesangeschichte von Straßburg sistirt war
Anstatt mit wissenschaftlichen Gegengründen dem jungen, der
Belehrung wie der Aufmunterung bedürftigen Gelehrten
gegenüber zu treten, hat man den giftigen Stachel der Ver-
bitterung in diese zarte, sensible Seele gestoßen und ihm
den Glauben an die Menschheit geraubt. „Mit 17 Jahren
habe ich die literarische Laufbahn betreten, in einem Alter,
wo ich die Menschen noch nicht kannte; ich stellte sie mir
damals alle als gut, gerecht, ehrlich und dankbar vor; sie
haben mich enttäuscht. Ich bedaure, meine Illusion ver-
nichtet zu sehen. Aber ich hasse die nicht, die mir zu schaden
gesucht haben . . . Ich verzeihe ihnen die Verläumdung,
und mein einziges schmerzliches Bedauern besteht darin,
ihnen nicht nützlich sein zu können."[1] Diese wenigen Worte
gestatten einen tiefen, und gewiß nicht unvortheilhaften Ein-
blick in das Seelenleben dieses Unglücklichen.

Wenn die Geschichtswissenschaft die schöne Aufgabe hat,
das Bild der Vergangenheit in immer schärferen, klareren
Zügen herzustellen, so wird diese Aufgabe zur heiligen Pflicht

1) Aus der Vorrede zu seinem Essai sur l'église cathédr. de Strasbourg bei L. Spach, Oeuvres choisies I, 182.

wo es sich um Charaktere handelt, die einer derart schwankenden Beurtheilung unterliegen, wie es bei Grandidier der Fall ist. Bislang ist indes so gut wie gar nichts geschehen, um dessen Geistesentwickelung und -Bethätigung vorurtheilslos darzulegen. Das wichtigste und dankenswertheste Unternehmen in der Grandidier-Literatur war sicherlich die Herausgabe der Oeuvres historiques inédites de Grandidier (6 Bde. in Groß 8°. Colmar 1865—68). Der Herausgeber der Revue d'Alsace, J. Liblin, gebrauchte hiezu drei verschiedene Kategorien von Manuscripten; eine 1851 von der Stadt Straßburg bei einer öffentlichen Versteigerung erworbene Sammlung von geschriebenen Heften, eine andere 1861 in Leipzig bei einem gleichen Anlaß erstandene ähnliche Sammlung, beide von dem Autor selbst geschrieben und geordnet, und endlich die von Abbé Métrot gefertigten Abschriften der Manuscripte Grandidiers. Die drei ersten Bände der Liblin'schen Edition enthalten die vom Verfasser schon für den Druck vorbereitete Fortsetzung der Histoire de l'Eglise de Strasbourg, während Band IV und ein kleiner Theil von V theils die erste Niederschrift, theils die einer solchen vorangehende Sammlung von Noten und Bruchstücken enthält; die allerletzte Periode (18. Jahrhundert) ist nach den „Annalen des Bisthums Straßburg" wiedergegeben, die Grandidier als jugendlicher Seminarist schon angefertigt. Als Anhang sind jedem Band zahlreiche Aktenstücke und Urkunden, außerdem reichliche Fußnoten, von dem Verfasser selbst herrührend, beigegeben. Wenn man an dieser Publikation Liblins auch eine gewisse Flüchtigkeit sehr unangenehm bemerkt, so verliert sie durch letztere doch nicht ihren hohen Werth.

Eine eingehende Darstellung der Lebensverhältnisse und Würdigung der schriftstellerischen Leistungen Grandidiers existirt noch nicht, dürfte auch kaum in nächster Zeit zu erwarten sein, wenn nicht der ungemein fleißige Abbé Ingold, wohl der beste zeitgenössische Kenner dieses seines

Vorbildes, uns mit einer solchen beschenkt. Ohne Benützung der noch vorhandenen zahlreichen Anecdota und vor allem des weit verzweigten Briefwechsels wäre eine solche Aufgabe auch gar nicht zu lösen. Die Erinnerungsworte, die Dom Grappin seinem Freunde widmete,[1]) waren bald vergessen; erst Louis Spach rief dann in einem feinen, geistvollen Aufsatz seinen Landsleuten das Bild seines großen Amtsvorgängers wieder ins Gedächtniß.[2]) Die Studie ist auch bis heute noch das einzige zusammenfassende, selbständige Lebensbild geblieben, das Programm für eine künftige, ausführliche Darstellung. Als Beiträge zu einer solchen sind die Arbeiten von Tony Grandidier[3]) und Merklen[4]) zu betrachten. Seit den letzten zwei Jahren hört man den Namen des elsässischen Historikers wieder häufiger, und das Verdienst hiefür gebührt Herrn Ingold, der gewissermaßen als Praeludium zu seiner geplanten Alsatia sacra in Verbindung mit einigen Freunden Grandidiers Briefwechsel zu publiciren begann. In früheren Jahren hatte schon die Revue d'Alsace einen Theil davon gebracht, so den mit Bertin, Moreau, Oberlin, Dom Grappin (1855. 1865. 1866) u. a. m.[5]) Auf die Bedeutung dieser Briefe braucht kaum noch besonderes hingewiesen zu werden. „Außer ihrem wirklichen Interesse lassen sie uns in das Innere dieses großen Mannes blicken; neues Material bieten sie für dessen so kurzes und so wohlausgefülltes Leben“, sagt Ingold in der

---

1) Éloge historique de l'abbé Grandidier. 1788.

2) Aus der Revue d'Alsace 1865 S. 465—477 in die Oeuvres choisies (Strasbourg 1866) I, 171—186 aufgenommen.

3) Notice sur la vie et les ouvrages de l'abbé Grandidier. Colmar 1858.

4) Jeunesse, famille et amis de Grandidier. 1872.

5) Vgl. noch die Publikation von weniger bedeutenden Grandidieriana in den Jahrgängen 1858, 1869, 1876 derselben Zeitschrift und in „Beilage zum „Ecclesiasticum“ von Straßb.“ 1892.



Vorrede zu „Les Correspondants de Grandidier,[1]) I: Dom Anselm Berthod.“ Zweifelsohne dürfte gerade diese erste,[2]) sodann die fünfte (Dom François Clément) und die achte Nummer (Abt Martin Gerbert von St. Blasien) das meiste Interesse beanspruchen, einmal weil darin Grandidiers Anschauungen über eine Reform des Breviers und dessen geplante Bearbeitung mitgetheilt sind, dann auch weil sie uns die Genesis seiner Werke, Freud' und Leid des Verfassers hierbei am klarsten vor Augen führen. Viel wichtiger noch ist eine weitere Publikation, die der unermüdliche elsässische Kirchenhistoriker jüngst in Aussicht gestellt hat, die Herausgabe eines in Karlsruhe gemachten Fundes. Es repräsentirt dieser einen sehr beträchtlichen Bestand des Grandidier'schen Nachlasses, der durch Freiherr von Türckheim nach Baden geflüchtet wurde.[3]) Das darin enthaltene Material (über 1000 von Grandidier copirte und als Anhang zu seinen größeren Werken geplante Urkunden und Dokumente; der fast ausgearbeitete Beitrag zur Germania sacra der St. Blasianer, die Diöcesen Straßburg und Basel umfassend; eine ebenfalls nahezu druckfähige Alsatia literata, in alphabetischer Reihenfolge, bis ins vorige Jahrhundert reichend u. a. m.) hat als Produkt eines unbeugsamen Fleißes und eines reifen Geistes auch heute noch seinen Werth und dürfte sicherlich dazu beitragen, die Züge eines Todten, dem die Mit- und Nachwelt nicht immer gerecht geworden, in ein schärferes Licht zu stellen.[4]) Dann wird man wohl auch eine Biographie erhalten, wie es Grandidier verdient.

J. Sauer.

1) So lautet der Haupttitel der Publikation. Die einzelnen Hefte tragen als Untertitel die Namen der jeweiligen Correspondenten. Erschienen sind sie in Colmar 1895 ff.

2) Hierher gehört noch die Mittheilung weiterer Dom Berthod'schen Briefe in Miscellanea alsatica II. série. Colmar 1895. S. 59—72.

3) Vgl. hierüber Ingold in Revue catholique d'Alsace 1896 Sept.

4) Die Herausgabe dieser neuen Serie „Oeuvres inédites de Grandidier“, die auf fünf Bände berechnet ist, wird von Herrn Abbé Ingold soeben angekündigt (Preis per Band 5 M. in Subscription). A. d. Red.

LXXV.

Im protestantischen Deutschland.

Die katholischen Blätter und Bücher halten sich, bei Beurtheilung des Protestantismus, fast ausschließlich an dem, was in den Kreisen der Prediger und Professoren vorgeht. Bei diesen, wie überhaupt in den gebildeten Kreisen der Protestanten herrschen heillose Zerfahrenheit und Widersprüche in der Lehre; der Unglaube in allen Formen wiegt über, selbst offenbare Gottesläugnung wird gelehrt; wo noch Gott zugelassen wird, werden Menschwerdung, Opfertod, überhaupt alle Grundwahrheiten des Christenthums umgedeutet, wenn nicht ganz weggeläugnet. Die Sakramente werden meist nur noch als hergebrachte Gebräuche, symbolische Handlungen ohne inneren Werth und Wirkung hingestellt. Wenn es darauf ankäme, was in den meisten Lehrstühlen der theologischen Fakultäten vorgetragen, was auf vielen Kanzeln gepredigt wird, dann wäre es schon längst um den Glauben im protestantischen Volke geschehen.

Aber im Volke sieht es heute noch ganz anders aus. Die meisten Katechismen und kirchlichen Lehrbücher enthalten immer noch die hauptsächlichsten Grundwahrheiten des Christenthums. Und viele Prediger, welche in Schriften und öffentlichen Reden als Freigeister auftreten, predigen die christlichen Wahrheiten auf der Kanzel, wenn auch nicht immer vollständig und ausgiebig. Die Kirchenbehörden schreiben Katechismen, Lehr- und Gesangbücher vor, sehen nach, daß dieselben gebraucht, innegehalten werden. Wie oft ist nicht ein Gesangbuch- oder



Katechismusstreit in irgend einer Landeskirche ausgebrochen! **Die meisten** Kirchenbehörden aber lassen sich hiebei von **conservativen** Grundsätzen leiten, weshalb die kirchliche **Unterweisung** des Volkes noch fast durchgehends mehr oder weniger **orthodox** geblieben ist.

Dann sind aber auch die aus katholischer Zeit stammenden **Ueberlieferungen** in Anschlag zu bringen; **anima humana catholica est.** Der Christ ist unbewußt katholisch, so sehr er sich äußerlich dagegen sträubt, nur Haß und Verachtung gegen die Kirche hegt. Das Volk glaubt, hält heute noch an Lehren fest, welche von Luther und Genossen verworfen, Ursachen der Trennung geworden sind. Die Lehre von dem unfreien Willen ist nie etwas anderes als ein Steckenpferd, ein Zankapfel für die Führer des Abfalles gewesen Die wirklichen Verbreiter der Neulehre, die Fürsten, haben den unfreien Willen nur für sich, zur Rechtfertigung ihres Wandels gelten lassen. Durch Staatsanwalt und Polizei haben sie dagegen ihre Unterthanen um so nachdrücklicher fühlen lassen, daß sie für ihre Thaten verantwortlich sind, was die Freiheit des Willens unbedingt voraussetzt.

Wie haben nicht die Neuerer gegen die guten Werke gedonnert, den allen „Reformatoren“ als besonderes Verdienst und christliche Vollkommenheit angerechneten Lutherzorn über die verdammte Werkheiligkeit ausgegossen! Dies verhindert aber nicht, daß bei dem protestantischen Volke Almosengeben, Bethätigung der Nächstenliebe als christlich, verdienstlich und löblich gelten. Freilich, dasselbe fühlt sich nicht besonders zu Werken der Nächstenliebe angetrieben, da die amtliche Kirchenlehre solche nicht so ausdrücklich einprägt als die Kirche. Das Bewußtsein der Nothwendigkeit der guten Werke hat aber doch dazu geführt, daß eigene Anstalten zu diesem Zwecke eingeführt, sogar Nachahmungen des Ordenslebens, durch Diakonissen und Brüder geschaffen wurden. Daß diese Nachahmung den Urstand nicht erreichte, auch nicht entfernt so viele Protestanten sich zu derselben entschließen, liegt in der Natur der Dinge. Wenn manche Mädchen Diakonissen werden, um sich von einem verpflegten Kranken heimführen zu lassen, so ist doch bei andern die christliche d. h. katholische Ueberlieferung unbewußt wirksam.

In Berlin und andern großen Städten werden zahlreiche,

wo nicht die meisten Todten ohne Mitwirkung des Predigers begraben. Wenn der Sarg in das Grab gesenkt ist, spricht dann gewöhnlich der Todtengräber zu einem stillen Gebete an. Die Anwesenden halten den Hut vor das Gesicht und beten eine oder mehrere Minuten lang. Eigentlich ist eine solche „stille Beerdigung" mitunter christlicher, als wenn ein Prediger sich anstrengt, in hohlen Redensarten und Gemeinplätzen den Verstorbenen, den er meist im Leben nicht gesehen, zu loben und zu verhimmeln, denn in die Hölle darf er ihn nicht verdammen und ein Fegfeuer gibt es für ihn ja nicht. Aber der Todtengräber und die Leidtragenden glauben doch, wie im Ganzen das Volk, daß das stille Gebet irgendwie ersprießlich sei, obwohl sie nicht wissen wie. Denn in der Schule und beim Prediger ist ihnen eingeschärft worden, daß es nur Himmel und Hölle gibt. Diesem unwillkürlichen christlichen Bewußtsein des Volkes entspricht es auch, daß alle protestantischen Landeskirchen in unserem Jahrhundert ein Todtenfest eingeführt haben. Es soll nur dem Gedächtniß des Verstorbenen gelten; Professoren und Prediger strengen sich fortwährend an, eine besondere Lehre zur Rechtfertigung dieses Todtenfestes zu finden, um so dem Glauben an ein Fegefeuer vorzubauen, auszuweichen. Auf das Bewußtsein des Volkes hat dies noch wenig gewirkt. Das Volk glaubt unwillkürlich, durch seine Gebete den Verstorbenen Gutes zu erweisen.

Das Volk ruft auch Gott an in seinen Nöthen, für sich wie für Andere. Und warum sollte es nicht, da die Kirchenregierungen jährliche Buß- und Bettage eingeführt haben, auch bei außerordentlichen Anläßen dieselben vorschreiben. Für den Landesherrn und seine Familie, für deren Genesung bei Krankheiten u. s. w. werden öffentliche Gebete angeordnet, ebenso beim Tode des Landesfürsten. Dies setzt doch den Glauben an Erhörung des Gebetes, an wechselseitige Fürbitte voraus, wie bei den Katholiken. Wenn die Lebenden wechselseitig für einander beten, ist es wiederum ganz folgerichtig, die Seligen (d. h. die Heiligen) anzurufen, damit sie auch ihre Fürbitte für die Erdenkinder einlegen. Bußtag setzt nothwendig voraus, daß Buße für nothwendig, unerläßlich gehalten wird, um Nachlaß der durch Sünden verdienten Strafen zu erlangen.

Also wiederum katholische Auffassung, katholische Begriffe, wenn auch nicht so klar und ausdrücklich, wie in der Kirche selbst. Uebrigens hat Luther auch vergessen, das Wort „Almosen tilgt die Sünde“ aus der Bibel weg zu verbessern.

Wie oft und ausdrücklich hat nicht Luther die Ehe als ein rein weltlich Ding erklärt, ja sie durch manche seiner bekannten Kraftäußerungen sogar auf den rein thierischen Standpunkt herabgewürdigt! Das Volk aber sieht in der Ehe immer noch eine religiöse Einrichtung, weshalb, trotz Einführung des Staatsehezwanges, die meisten Ehen (sogar in Berlin über 86 vom Hundert) immer noch in der Kirche eingesegnet werden. Niemand sieht in der Scheidung etwas Löbliches, die Geschiedenen werden immer etwas schief angesehen, die Prediger selbst vermeiden die Scheidung. Doch nur weil der katholische Begriff der Ehe noch stärker ist, als die Luther'sche Herabwürdigung.

In Berlin und in allen Städten Norddeutschlands ist Freitags Fischmarkt, ganz wie zu katholischen Zeiten, weshalb an diesem Tage auch in den meisten Familien und in den Wirthshäusern Fische auf den Tisch kommen. Auch Mehlspeisen sind am Freitag wie am Samstag üblich. Ich habe überhaupt zu meinem größten Erstaunen gefunden, daß in Norddeutschland eine Reihenfolge der Speisen für die Woche herrscht, die unzweifelhaft aus katholischer Zeit stammen muß, wie dies die Fastenspeisen an den beiden letzten Wochentagen genugsam beweisen. Der Vorabend der großen Kirchenfeste heißt allgemein Heiliger Abend. Und am Weihnachts-Heiligenabend ist es in Berlin althergebracht, zum Nachtessen Karpfen aufzutragen. Beim Volke, besonders auf dem Lande, hat sich die Ueberlieferung erhalten, am Charfreitag kein Fleisch zu essen. Aus Gegensatz zu den Katholiken, welche den Charfreitag in Trauer begehen, haben die protestantischen Kirchenbehörden einen weltlichen Festtag daraus gemacht, das Volk nennt ihn trotzdem „stiller Freitag“. Im Volke hat sich auch hin und wieder noch die Gewohnheit erhalten, nüchtern das Abendmahl zu empfangen, während Prediger und Orthodoxe geflissentlich das entgegengesetzte Beispiel geben.

In seinem Gewissen, seinen religiösen Gefühlen und Be-

griffen ist also das Volk trotz allem vielfach auf katholischem Boden stehen geblieben, so sehr auch die amtliche Kirchenlehre dagegen arbeitet. Mir ist es vorgekommen, daß Protestanten bestritten, die Katholiken hielten an dem Grundsatze fest, der Glaube ohne Werke sei ein todter Glaube. Sie hielten diesen Satz, wie noch andere, für ausschließlich protestantisch. Es ist deshalb oft weniger das Glaubensbewußtsein, als die siebenfache Mauer von Vorurtheilen, welche das Volk von der Kirche trennt. Die Prediger und andere Führer wissen sehr gut, warum sie das Volk mit Haß und Vorurtheilen gegen die Kirche erfüllen. Das Volk blickt mit einer gewissen mißtrauischen Hochachtung, mit einer Art Furcht (vor Scheiterhaufen u. s. w.) nach der Kirche hin. Aber am ausgebildetsten dürfte die Verachtung sein, welche den Protestanten gegen Katholiken und Kirche eingepflanzt ist. Sie sehen in den Katholiken rückständige, geistig unterstehende Menschen, scheuen sich *nicht* — wie ja selbst Minister und hohe Beamten in Landtagen schon gethan — sie rundweg als Dummköpfe zu *bezeichnen*. Der Protestant ist mit Stolz und Hoffart gegenüber den Katholiken erfüllt und bethätigt dies auch offen. Schon dieser Dünkel ist ein starker, fast unüberwindbarer Wall gegen jeden Gedanken einer Rückkehr, Annäherung zur Kirche.

Sehr wichtig ist auch, daß in den protestantischen Ländern sich durchwegs eine strenge Beobachtung des Sonntags und der großen Kirchenfeste erhalten hat. Es ist Sache der Gewohnheit, die schon daraus hervorgeht, daß am Samstag und an den Vorabenden der hohen Festtage das Tagewerk einige *Stunden* früher geschlossen wird. Denn die Protestanten wissen gar nichts mehr von der Ursache dieser Abkürzung der Tagesarbeit, die ganz katholisch ist: denn sie soll Jedem Zeit gewähren, sich (durch Beichte ꝛc.) auf den Sonn- oder Festtag vorzubereiten, alle Vorkehrungen zu treffen, um an diesem Tage aller Geschäfte entledigt zu sein.

In der Lebensbeschreibung Luthers ist zu lesen, daß er in seiner Jugend mit andern armen Schülern vor den Häusern der Stadt gesungen, um Gaben zu erhalten. Dergleichen geschieht — oder geschah wenigstens noch bis in die jüngste Zeit — in vielen Städten Norddeutschlands. Die singende Schüler-



schaar heißt die Currende Ich habe dieselbe in den sechziger Jahren in Berlin singen hören, ihr auch bereitwillig ein Almosen gespendet. Dieses Jahr meldet die „Vossische Zeitung" vom 16. April aus Lübbenau: „Die alte, schöne Sitte des Passionssingens nimmt in den wendischen Dörfern immer mehr ab. Sonst versammelten sich die erwachsenen Mädchen des Ortes an jedem Samstag in der Leidenszeit auf dem freien Dorfplatze und sangen in ihrer wendischen Mundart drei geistliche Lieder, die von dem Leiden und Sterben Christi handelten; heute hört man die feierlichen Klänge nur noch selten" Uebrigens war dies Passionssingen auch vor nicht langer Zeit noch in deutschen Dörfern der Lausitz üblich. Jedenfalls noch in manchen Dörfern der Mark Brandenburg gehen die Schulknaben auf Aschermittwoch „aschern", trotz aller Verbote und Strafen seitens der Prediger und Lehrer. Sie gehen von Haus zu Haus, singen oder sagen einen Spruch und erhalten kleine Gaben oder doch eine freundliche Antwort.

In den fünfziger Jahren wurde zu Perleberg (Brandenburg) Kirche und Schule für die Katholiken gegründet, die sich nach und nach angesiedelt hatten. Dies ging ohne Widerstand der Bevölkerung ab, denn das Volk ist durchgehends viel duldsamer als Behörden und Prediger. Aber eine gewisse Aufregung ging durch die ganze Stadt, als bekannt wurde, die Katholiken hätten auf Weihnachten ebenfalls den Quempas gesungen. Es besteht nämlich in dieser Stadt die Sitte, daß Alt und Jung sich am Vorabend des Christfestes Abends spät in die erleuchtete Kirche begibt, die mehr Besucher zählt als am Feste selber. Die Menge singt den Hymnus Quem pastores laudavere aus voller Kehle, worauf ein großer Christbaum geplündert wird. Der lateinische Hymnus erschallt oft noch vor- und nachher in den Wirthshäusern. Daß die Katholiken ebenfalls den Quempas sangen, machte sie sofort beliebt bei dem Volk, welches gewöhnlich die sonderbarsten Vorstellungen von Katholiken und katholischen Dingen hegt.



Am 21. Februar 1897 brachte die „Vossische Zeitung" unter dem Titel „Der Quempas" folgenden Aufsatz von Hermann Bohm, den wir unverkürzt wiedergeben müssen:

„Von der alten Bischofsstadt Havelberg führt eine etwa



vier Kilometer lange, schnurgerade Kunststraße zu dem kleinen Städtchen Sandau an der Elbe. Wer auf dem unebenen Pflaster der geraden, zum Theil breiten, aber mit unansehnlichen Häusern besetzten Straßen dahinschreitet, dem fällt von hervorragenden Bauten nur die hochgelegene, sehr stattliche romanische Kirche ins Auge. Der mächtige, mehr breit als hoch angelegte Thurm des in einfachen Formen gehaltenen, aber recht ansehnlichen Gotteshauses zeigt große Aehnlichkeit mit dem Thurm des nahegelegenen Havelberger Domes, dessen älteste Theile etwa gleichzeitig mit der Sandauer Kirche entstanden sind. Die Bewohner des durch dieses alte Bauwerk ausgezeichneten Städtchens haben von je her eine große Anhänglichkeit an ihre Vaterstadt gezeigt. Einen kleinen Theil dieses stark entwickelten Heimatgefühles schreibe ich einer uralten Sitte zu, die Sandau eigen ist und die dem Sohne dieser Stadt seinen Heimatort besonders lieb macht. Denn dieser altehrwürdige Gebrauch rührt ihm, so oft er wiederkehrt, immer aufs neue das Herz; er verleiht in seinen Augen seiner Vaterstadt eine ganz besondere Auszeichnung; er erweckt auch in dem reifen Manne liebe Erinnerungen an manche in der Kindheit festlich froh verlebte Stunde — um so froher verlebt, als sie mit dem höchsten und schönsten Feste der Christenheit innig verbunden war. Es ist die uralte Sitte des Quempassingens, die für den Sandauer immer noch ihren alten Zauber bewahrt.

Der Quempas ist eine Sammlung theils lateinischer, theils deutscher Gesänge, die größentheils noch aus den Zeiten vor der Reformation stammen und die in einem besonderen Gottesdienst am Weihnachtmorgen in alter Frische und Freudigkeit ertönen. Die alterthümliche, kindlich naive Form dieser Lieder steht im Einklang mit der Andacht, womit sie noch heute gesungen werden. Doch ist das Quempassingen nur der letzte Ueberrest eines alten, einst weit ausgedehnteren Gebrauches. In der katholischen Zeit war es üblich, in den Frühmetten oder in den Vespern Bilder darzustellen, welche die Geburt Christi, die Ankunft der heiligen drei Könige, die Anbetung der Hirten und Aehnliches zum Gegenstande hatten. Die lateinischen Sequenzen, die von den Kindern zu diesen

Bildern gesungen wurden, sind uns zum Theil im Quempas erhalten. Sie scheinen für den Gebrauch der Kinder gedichtet worden zu sein. So beginnt das Hauptlied: Resonet in laudibus cum jucundis plausibus, und dieses cum plausibus, ‚mit Klatschen', weist noch auf den alten Gebrauch hin, daß an manchen Stellen des Liedes die Kinder auf- und niedersprangen und in die Hände klatschten. In den protestantischen Zeiten erschienen diese Gebräuche, zu denen namentlich auch das ‚Kindelwiegen' durch Joseph am Altar gehörte, mehr und mehr als anstößig und wurden an den meisten Orten abgeschafft. Aber noch eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1739 verbot ausdrücklich das Anlegen von Masken in den Kirchen zur Darstellung des Engels Gabriel und des Knechtes Ruprecht sowie das Singen des Quempasses. Diese Verbote haben keinen durchgreifenden Erfolg gehabt; in Sandau und in einigen andern Orten (so meines Wissens in Perleberg und in Höxter) besteht das Quempassingen noch heute. Zum Sandauer Quempas gehören drei lateinische Gesänge: das einst sehr beliebte und verbreitete Resonet in laudibus, nach dessen Melodie in den Zeiten der Reformationskämpfe katholische und protestantische Spottlieder gesungen wurden, das in eigenthümlicher Weise in das vorige Lied hineingeflochtene Magnum nomen Domini und die Sequenz Quem pastores laudavere. Auf jede Strophe dieser letzteren folgt unmittelbar deren deutsche Uebersetzung, und, wiederum im unmittelbaren Anschluß daran, je eine Strophe von der deutschen Bearbeitung eines anderen altkirchlichen Liedes „Nunc angelorum gloria", dessen deutsche Strophen also einzeln in das Quempaslied eingefügt sind.

Wenn auch die verschiedenen Bestandtheile des Quempasses in wissenschaftlichen Werken einzeln uns erhalten sind, so ist doch der Quempas als Ganzes nie gedruckt worden. Am wenigsten zum gottesdienstlichen Gebrauche; für diesen sind nur geschriebene und gemalte Exemplare vorhanden. Denn der Quempas wird noch heute ‚gemalt', so gut wie die Mönche des Mittelalters ihre Majuskeln und Minuskeln gemalt und mit bildlichen Darstellungen anmuthig verziert haben. Auf jene mittelalterlichen Schreib- und Malkünste weist der heutige

Quempas noch deutlich zurück. Freilich sind es in der Gegenwart nicht mehr ehrwürdige Mönche, die ihn malen, sondern jeder einheimische Sandauer sucht sich, bevor er das Mündigkeitsalter erreicht hat, einen Quempas herzustellen. Feder, Tuschkasten und Pinsel werden zur Hand genommen, und das künstlerische Werk beginnt. Die einzelnen Blätter, nicht zu klein und liegenden Formates, werden sauber geheftet. Auf jeder Seite gilt es zunächst, die Umrahmung für den Text herzustellen. Dieser Text, der den Hauptheil jeder Seite einnimmt, wird mit Blüthengewinden oder ähnlichen, arabeskenartigen Darstellungen schön eingefaßt. Aber schwieriger als diese dekorativen Theile ist das Bild herzustellen, das auf jeder Seite unter den Gesangesworten stehn muß.

Wie die Niederschrift des Textes, dessen erste Reihe in schöner großer Druckschrift ausgeführt sein muß, und seine malerische Verzierung auf mittelalterliche Muster hinweisen, so auch Gegenstand und Form der unten befindlichen Malereien, die die einst zum Text gehörigen Bilder ersetzen müssen und uns ihren Inhalt bewahrt haben. Maria mit dem Jesuskind im Stalle, die Anbetung der Hirten, die Verehrung des Kindes durch die heiligen drei Könige oder ihr Einritt in die heilige Stadt — wobei sie mächtige Lanzen oder Scepter in den Händen schwingen — bilden die Hauptgegenstände der Darstellung. Aber wie in jener Schrift, so waltet auch hier künstlerische Freiheit ob. Orientalische und abendländische, altkirchliche und moderne Motive werden zusammengewürfelt; an die Stelle von Darstellungen, die zum Text in Beziehung stehen, treten oft profane Jagdstücke oder Landschaften. Wie die zahlreichen Thürme Jerusalems bereits das christliche Kreuz zeigen (wenn nicht ein besonders kühner Neuerer sogar den Halbmond erglänzen läßt), so erblickt man auch deutsche Häuser und Windmühlen in Palmenlandschaften. Anheimelnd berührt es, wenn nach alter Ueberlieferung auch der Weihnachtsmann dargestellt wird, wie er als Frachtfuhrmann einen riesigen Wagen mit Geschenken fährt. Welche künstlerischen Meisterwerke die Hand der Knaben zu Stande bringt, läßt sich denken. Doch ist das Malen des Quempasses nicht nur eine sehr ernst genommene Thätigkeit, sondern auch eine sehr gute Uebung, und wenn

einmal aus Sandau ein berühmter Landschafter oder Heiligenmaler hervorgehen sollte (was meines Wissens bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist), so wird er gewiß seinen Quempas als erste künstlerische That aufbewahren.

Der malerischen Ausstattung an Werth gleich ist im allgemeinen die philologische Genauigkeit des lateinischen Textes. Da unter zweihundert Quempasmalern wohl kaum einer ist, der etwas Lateinisch gelernt hätte, so kommen die seltsamsten Entstellungen des Textes vor. Der Name Quempas z. B. selbst, entstanden aus dem Anfang der Sequenz Quem pastores laudavere, weist auf eine willkürliche Silbenzusammenziehung hin; man liest oft viertheilig: Quempas tores lauda vere.

Der Gottesdienst, bei dem der Quempas gesungen wird und der darnach selbst der ‚Quempas' heißt, findet am Weihnachtmorgen schon in aller Frühe statt, während noch völlige Dunkelheit herrscht. Unermeßliche Schaaren strömen zum Gotteshause, das trotz seiner ansehnlichen Größe bald vollständig gefüllt ist. Wer möchte, wenn er zu Weihnachten in Sandau verweilt — und nun gar, wenn Sandau seine Vaterstadt ist — den Quempas versäumen? Auch von den Nachbarorten sieht man manchen dort wohnenden Sandauer in der Dunkelheit, oft auf schneebedeckten Wegen und in bitterer Kälte, dem hellerleuchteten Gotteshause seiner Heimatstadt zuwandern. In der Kirche haben die Anwesenden auch die breiten Gänge, die das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennen, größtentheils besetzt. Jeder trägt in der Hand ein brennendes Licht. Dem dumpfen Summen der Stimmen machen die mächtig brausenden Töne der Orgel ein Ende; das Lied: ‚Vom Himmel kam der Engel Schaar' ertönt. Während der Sandauer es andächtig mitsingt, hat er doch das Gefühl, daß ihm das Schönste erst noch bevorstehe. Und nun kommt es — der Gesang, der ihn von den Bewohnern fast aller anderen Städte unterscheidet, der gewissermaßen sein Feldgeschrei, der das ehrwürdige Wahrzeichen seiner Heimatstadt ist. Mächtig läßt er sein Resonet in laudibus ertönen; kein Römer hat je mit größerem Stolze sein civis romanus sum der Welt verkündet. Bald erhält der Gottesdienst noch ein lebhafteres Gepräge; auf beiden Seiten der Kirche ziehen die

Knaben, ihre brennenden Kerzen in den Händen, in wohl geordnetem Zuge vom Thurm her dem Altar zu. Abwechselnd werden jetzt die drei Theile einer Strophe von den beiden Hälften der Knabenschaar und von den auf dem Orgelchor aufgestellten Mädchen gesungen; in den Kehrvers fällt wieder die ganze Gemeinde ein. Das Resonet ist zu Ende, und es beginnt das eigentliche Quempaslied, in dessen einzelnen Gesängen das lateinische und das deutsche Quem pastores mit je einer Strophe des deutschen Nunc angelorum im Text und namentlich auch in der Melodie zu untrennbarer Einheit verschmolzen sind. So heißt es:

Quem pastores laudavere, Quibus angeli dixere: Absit vobis jam timere, Natus est rex gloriae. Den die Hirten lobeten sehre Und die Engel noch viel mehre; Fürcht' euch fürbaß nimmermehr; Euch ist geborn ein König der Ehr'. Heut' sind die lieben Engelein Im hellen Schein Erschienen bei den Nachten Den Hirten, so ihr Schäfelein Beim Mondenschein Im weiten Feld bewachten. Große Freud' und gute Mär' Wolln wir euch offenbaren, Die allem Volk der Welt ist widerfahren. Gottes Sohn ist Mensch geborn, Hat versöhnet seines Vaters Zorn, Hallelujah.

Nicht minder rührend klingt in ihrer alterthümlichen Form und ihrer Naivetät die nächste Strophe:

Ad quem reges ambulabant; Aurum, thus, myrrham portabant; Immolabant haec sincere Leoni victoriae. Zu dem die Könige kamen geritten; Gold, Weihrauch, Myrrhen brachten sie mitten, fielen nieder auf ihre Knie: Gelobet seist du, Herr, allhie! Ein'n Sohn die göttliche Majestät Euch geben hat und einen Mensch läßt werden. Ein' Jungfrau ihn geboren hat In Davids Stadt, da ihr ihn finden werdet Liegend in ein'm Krippelein Bloß, nackend und elende, Daß er von euch euer Elend abewende. Gottes Sohn u. s. w.

Unmittelbar darauf wird die nächste Strophe angestimmt, ohne daß bisher der Gesang durch einen andern Theil des Gottesdienstes unterbrochen worden wäre. Sie lautet:

Exsultemus cum Maria In coelesti hierarchia; Natum promat voce pia Dulci cum melodia. Freuet euch heute mit Maria In des Himmels Hierarchia, Da die Engel singen all'

An des Höchsten Thron mit Schall. Darauf singen die lieben **Engelein**: Gott sei allein Preis in der Höh' und Ehre; **Groß' Freude** wird auf Erden sein; Deß sollen sich die Menschen **freuen** sehre, Und ein Wohlgefallen han, Daß nun der Heiland **kommen**, Der uns zu gut' hat Fleisch an sich genommen. Gottes **Sohn** u. s. w.

Hatte uns dieser Gesang zum Himmel emporgeführt, so **kehren** wir in dem nächsten und letzten wieder auf die Erde **zurück**: Christo regi, Deo nato, Per Mariam nobis dato Merito resonant vere Laus, honor et gloria. Lobet alle Menschen zugleiche Gottes Sohn im Himmelreiche; Uns zum Trost ist er geborn; Lob und Preis sei Gott dem Herrn. Die Hirten sprachen: Nun, wohlan, So laßt uns gehn und diese Ding' erfahren Die uns der Herr hat kund gethan; Er wird indeß wohl unser Vieh bewahren. Funden drauf das Kindelein In Tüchlein eingehüllet, Das alle Welt mit seiner Gnad' erfüllet. Gottes Sohn u. s. w.

Bis hierher ist ohne Unterbrechung gesungen worden, und doch hat niemand von den Anwesenden das Gefühl gehabt, daß dieser Theil des Gottesdienstes lang oder einförmig sei. Es folgt nun die Predigt. Sie ist kurz, und sie muß es sein; denn sie tritt heute an Wichtigkeit weit zurück hinter dem Gesange der Gemeinde, der dieser Frühandacht ihr anziehendes Gepräge gibt. Und wenn die Augen des jugendlichen Theiles der Kirchgänger während der Predigt zuweilen in einem Glanze leuchten, der anscheinend nicht den Worten des würdigen Geistlichen entstammt, so weiß man nicht, ob dies noch ein Nachglanz des schönen Quempassanges ist, oder ob sich die Gedanken der Kinder bereits auf die Gaben unter dem Weihnachtsbaum richten. Denn nach altem Herkommen schließt sich an den Quempas die Bescheerung an. Die Predigt ist zu Ende, und die Gemeinde singt andächtig noch: ‚Lobt Gott, ihr Christen allzugleich'; dann geht es nach Hause. Auf den Straßen ist es inzwischen einigermaßen hell geworden. Hinter manchem Fenster sieht man schon den brennenden Weihnachtsbaum". —

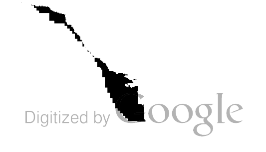
Daß die Uebersetzung der Gesänge offenbar aus katholischer Zeit stammen dürfte, erscheint unzweifelhaft. Die folgenden

Wochen brachte die Vossische Zeitung Zuschriften aus verschiedenen Städten, wo überall der Quempas ebenfalls noch heimisch ist.

So aus der Lausitz: „Die in der Sonntagsbeilage beschriebene Christmettefeier ist in ganz ähnlicher Weise in verschiedenen evangelischen Gemeinden der Niederlausitz vorhanden; am meisten verwandt sind die Gebräuche zu Luckau, wo der Gottesdienst, an dem sich viele Besucher aus benachbarten Dörfern betheiligen, morgens um fünf Uhr stattfindet. zum Schluß wird von vier an verschiedenen Stellen des sehr geräumigen Gotteshauses aufgestellten Sängergruppen das „Quempastores“ gesungen; inzwischen drängte sich vormals die Gemeinde in fortwährender Bewegung durch die Gänge, wobei die Kinder einander ihre Weihnachtsgeschenke zu zeigen pflegten. Erst im Jahre 1870 wurde dieser Brauch durch Beschluß des Kirchenrathes beseitigt; das Quempastores Singen aber ist geblieben. Die Texte sind meist mit farbiger Schrift hergestellt und mit Bildern aus der heiligen Geschichte geziert. In anderen Städten findet eine ähnliche Feier morgens sechs oder sieben Uhr, in einzelnen schon am Vorabend statt.“

Dann meldet ein Bürger aus Bernau, daß in dieser berühmten Husitenstadt am Weihnacht-Heiligenabend von fünf bis sechs Uhr der Quempas gesungen wird, wobei jeder Kirchenbesucher sein Licht mitbringt. Die Feier wird, wie auch anderwärts, nicht Quempas, sondern Christmette genannt.

In der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin legte der Professor Dr. Bohm das mit Arabesken und Malerei verzierte Liederbuch „Quempas“ vor, und wiederholte die Aufschlüsse seines Aufsatzes in der Vossischen Zeitung. Geheimrath Liebenow bemerkte, daß er vor 50 Jahren einer solchen Weihnachtfeier in Schönfließ beigewohnt. Die Schüler hatten sich ihr Liederheft selbst gefertigt und mit Verzierungen, Bildern ausgestattet, ganz wie in Sandau. Von der sehr feierlich gestimmten Kirchengemeinde, von der ohne Noth kein Mitglied fehlte, wurde das Quempassingen mit großer Andacht angehört. Der Gesellschaft wurde auch ein „Quempas“ aus einem andern Orte der Mark Brandenburg vorgelegt Der Quempas oder die Christmette findet sich



vereinzelt auch außerhalb der Provinzen Brandenburg und Sachsen. Alle Berichte stimmen überein, daß das Volk gar sehr an diesem Gottesdienst hängt, sich mehr als bei andern daran erbaut, stets sehr andächtig, freudig dabei gestimmt ist. Dieser Gottesdienst geht ihm zu Herzen, obwohl es den lateinischen Gesang nicht versteht. Man darf dabei nicht vergessen, daß kirchliche und weltliche Behörden einen fast ununterbrochenen Kampf gegen diesen Brauch führen, denselben öfters verboten haben, dieweilen er aus katholischer Zeit stammt. Aehnlich ist ja auch von Beginn der Kirchenneuerung gegen alles Katholische vorgegangen worden. Daß das Volk hartnäckigen Widerstand leistete, geht schon aus der Thatsache hervor, daß Einzelnes sich, wie der „Quempas", trotz aller Verfolgung bis heute erhalten hat. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, die Bräuche und Ueberlieferungen aus katholischer Zeit, die sich bis heute erhalten haben, zu erfragen und zu sammeln. Es würde dadurch gewiß noch viel Merkwürdiges zu Tage gefördert werden.

Wenn das protestantische Volk katholischer geblieben ist, als es selbst weiß, so ist es um so mehr Pflicht der Katholiken, diese Thatsache zu erforschen und kennen zu lernen. Denn dies ist ja auch der Boden, auf welchem die Rückkehr zur Kirche erfolgen kann. Freilich, in Deutschland stehen dieser Rückkehr, außer den vorhin schon angeführten, ganz besondere, ungeheure Hindernisse entgegen. Seinem Ursprung gemäß ist der Protestantismus durchaus Sache des Staates, der Regierung, welche gerade bei uns in Deutschland den Einzelnen wie die Gesammtheit mit zahlreicheren Fangarmen und Ketten umschlungen halten, als in irgend einem andern Land. Der Protestantismus ist die bevorzugteste Anstalt des Staates, Fleisch und Bein von seinem Fleisch und Bein. Die Schulen aller Stufen, Polizei, öffentliche Einrichtungen sind auf den Protestantismus zugeschnitten, arbeiten für denselben, in dessen Sinne. Der Protestant fühlt sich als Theil des Staates, der ja fast ausschließlich von Protestanten regiert und verwaltet wird. Diese unzähligen Staatsfesseln halten die Protestanten so fest, bestärken sie so sehr in ihrer Ueberhebung, daß ihnen ein anderer Zustand kaum denkbar ist. Deshalb sind in Deutschland die Fälle

der Rückkehr zur Kirche sehr selten im Verhältniß zu der Thatsache, daß die Katholiken doch zahlreich sind, sich in den allen namhaften Städten wenigstens kleine katholischen Gemeinden befinden. Bei unsern heutigen Staatseinrichtungen wird es kaum anders werden. Um so mehr ist es unsere Pflicht, das protestantische Volk kennen zu lernen, wie es ist und nicht wie es nach seinen Predigern und Professoren eigentlich sein müßte. Denn auf diesem Wege können wir immerhin etwas thun, die Vorurtheile gegen die Kirche bekämpfen.

LXXVII.

Zeitläufe.

Ereignisse und Stimmungen in und um Berlin I.

Den 24. Mai 1897.

Noch vor dem Schluß der Berliner Parlamente hat der preußische Landwirthschaftsminister in der Rede bei einem Festmahle eine Reihe von Uebeln beklagt, an welchen unsere Zeit kranke und die unser Volksleben vergiften. Darunter hat er auch den „öden Parlamentarismus" genannt. Hochgradig langweilig ist er: das ist wahr. Aber an der Unruhe, die alle Volkskreise fieberhaft schüttelt, an der Ungewißheit von Heute auf Morgen, welche das Vertrauen und die Geduld in Gefahr bringt, an den „Krisen", die seit Jahren Land und Reich immer wieder erschrecken: daran ist der Parlamentarismus nicht schuldig. Gerade der Sonntag nach der Rede des Ministers galt in Berlin wieder als ein kritischer Tag erster Ordnung: es handelte sich darum, ob der Reichskanzler endlich seine Versprechungen bezüglich des Vereinsgesetzes und des Militärstrafgesetzes erfüllen könne oder nicht.



„Wir unsererseits sehen den kommenden Ereignissen und etwaigen kommenden Männern mit größter Gemüthsruhe entgegen. Daß es aber die Stimmung im Volke verbessern werde, wenn Versprechungen nicht gehalten werden, glauben wir kaum. Und uns scheint sich doch in den letzten Jahren so viel Mißstimmung aufgehäuft zu haben, daß die Regierenden allen Grund hätten, sie nicht noch zu vermehren Welcher Stand, welche Classe, welche Partei ist denn überhaupt noch zufrieden im Lande? Mit Ausnahme der fleißig Feste feiernden Hof-Gesellschaft wohl niemand".[1])

Als auf kaiserlichen Befehl das hundertjährige Geburtsfest Kaiser Wilhelms I. mit auserlesenem Pomp gefeiert werden sollte, brachte die bekannte Berliner Zeitschrift, deren Leiter sich ein Geschäft daraus macht, mit stechenden Nadelspitzen die Rachsucht Bismarcks zu kitzeln, die Befürchtung des Reichshistorikers Treitschke's in Erinnerung, daß die Errungenschaften des Jahres 1871 das Herrscherhaus mit dem Größenwahn, den „Wahnbegriffen des göttlichen Königsrechtes", erfüllen könnten. „Dem alten Wilhelm gelang das schwere und heikle Werk scheinbar mühelos; wie er sich in die constitutionellen Zustände Preußens gefügt hatte, so schickte er sich bescheiden jetzt in das karg bemessene Kaiserrecht. Man sah ihn nie im Getümmel, wußte nie genau, wie er über einen Gesetzentwurf, eine Partei oder eine politische Maßregel dachte, fand ihn nie persönlich für einen Plan engagirt. Montesquieu's Rath, die Fürsten möchten laute Uebungen streitbarer Beredtsamkeit meiden, hat er, ohne ihn wohl zu kennen, stets pünktlich und peinlich befolgt. Er machte nie, selbst in militärischen Fragen nicht, die ihm doch besonders am Herzen lagen, den Versuch, mit dem Monarchenwillen in den Geschäftsgang einzugreifen oder durch persönliche

---

1) Aus Berlin in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 4. Mai ds. Js.

Beeinflussung einen Druck auszuüben, und hielt seine privaten Liebhabereien dem spähenden Blicke verborgen." [1])

Zehn Tage darauf kam das Geburtsfest des Fürsten Bismarck. Obwohl der Kaiser bei seiner feurigen Brandenburger Tischrede vom 26. Februar d. Js. des Fürsten gar nicht Erwähnung gethan, sondern nur von den „Handlangern" bei dem großen Werke seines Großvaters gesprochen hatte, überraschte es doch nicht, daß das Berliner Telegraphen-Bureau zum 1. April die Nachricht brachte: der Kaiser habe den Fürsten in sehr herzlichen Worten beglückwünscht. Das Bureau hatte die Angabe durch seinen Hofberichterstatter erhalten, aber sie war falsch. Wie das kam, ist nicht aufgeklärt, es bestand sogar die Vermuthung, die Falschmeldung sei dem Hofberichterstatter irgendwie aus Friedrichsruh unterschoben worden. Genug, der Draht zwischen Berlin und dort war für immer gerissen. Wer erinnerte sich aber nicht an den Heidenlärm, als am 23. März 1895 die Mehrheit des Reichstages, insbesondere das Centrum, mit 163 gegen 46 Stimmen es ablehnte, dem Exkanzler eine Huldigung zum 80. Geburtstag darzubringen. „Es war ganz schauerlich. Die arme Mehrheit galt für gerichtet und verloren. Besonders niederschmetternd wirkte, daß der Kaiser, lebhaften Entschlusses wie immer, sofort an Bismarck depeschirte: ‚Euer Durchlaucht spreche ich den Ausdruck tiefster Entrüstung über den eben gefaßten Beschluß des Reichstages aus; derselbe steht im vollsten Gegensatz zu dem Gefühl der deutschen Fürsten und ihrer Völker'. [2])

Der Vorgang vor zwei Jahren erinnert heute an die „vaterlandslosen Gesellen". Doch waren in der Brandenburger Rede vom 20. Februar nur die Socialdemokraten gemeint; der Kaiser benannte sie ausdrücklich als die „Pest,

---

1) M. Harden's „Zukunft". Berlin, den 20. März d. Js.
2) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 10. April d. Js.

die bis auf den letzten Stumpf ausgerottet werden müsse". Er werde sich freuen, setzte er bei, „jedes Mannes Hand in der seinen zu wissen, sei er edel oder unfrei". Das war die Ergänzung des früheren Königsberger Aufrufs an den Adel zum Kampfe gegen die Umsturzpartei. Unmittelbar nach dem Toast in Brandenburg fand eine conservative Versammlung in Malchow statt, die den Fürsten Bismarck als den „Baumeister des Reichs" begrüßte, und darauf aufmerksam machte, daß der Fürst nicht aufhöre, die Nothwendigkeit eines neuen strengern Socialistengesetzes zu betonen [1])

In der That ist dies ein Punkt, um den seit Monaten die sogenannte schleichende Krisis sich drehte. Es handelte sich um den Paragraph 8 des preußischen Vereinsgesetzes, in welchem der Zusammenschluß politischer Vereine untersagt wurde, und dessen Aufhebung in beiden Parlamenten angestrebt war. Aber die obere Strömung ging dahin, die erwünschte Gelegenheit zu benützen, um zu Diensten der Polizei etwas von dem berühmten „Umsturzgesetz" in die neue Vorlage einzuschwärzen. Selbst die Bismarck-Presse sträubte sich: „Der Blick in die Zukunft unserer inneren Politik wird sehr trüb und unsicher, wenn man sich sagen muß, daß im preußischen Staatsministerium Männer sitzen und mit ihrer Meinung durchdringen, die ein Vereins- und Versammlungsgesetz wie das vorliegende am Schlusse des 19. Jahrhunderts ein- und durchführen zu können glauben. Wir stehen allem Anschein nach am Vorabend weitreichender Entschlüsse, denen gegenüber die bisher mit so leidenschaftlichem Eifer behandelten Personalfragen völlig zurücktreten." [2]) Inzwischen war der Minister des Innern gegen den Reichskanzler bereits durchgedrungen, welcher die einfache Aufhebung des § 8 zugesagt hatte.

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 6. März d. Js.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 16. Mai d. Js.

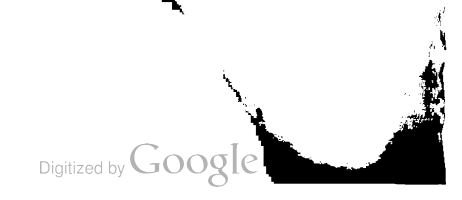
Als am letzten April die Nachricht von der Kaiser-Depesche in Berlin sich verbreitete, welche Prinz Heinrich auf kaiserlichen Befehl der Mannschaft seines zur Geburtstags-Feier der Königin von England zu entsendenden Flaggschiffes vorzulesen hatte, war das Aufsehen und Befremden so groß, daß man tagelang auf eine amtliche Klarstellung wartete. Aber nichts dergleichen erfolgte. Die Depesche enthielt von unverantwortlicher Seite eine so schwere Beleidigung des Reichstages, aber hauptsächlich des Centrums, daß man glaubte, es würde in öffentlicher Sitzung die gebührende Antwort gegeben werden. Es war auch schon vor Wochen von drohenden Worten des Kaisers gegenüber dem Freiherrn von Stumm beim Spaziergang im Thiergarten und von der Aeußerung berichtet worden: man werde ein Gedächtniß für die Partei haben, die hauptsächlich bei der Ablehnung der Marine-Forderungen entscheide.[1]) Das war das Centrum. Allein auch jetzt schüttelte es sich kaltblütig und schwieg. Der betreffende Wortlaut wird wie folgt angegeben:

„Ich bedaure tief, daß ich Dir zur Feier kein besseres Schiff als den ‚König Wilhelm‘ zur Verfügung stellen kann, während andere Nationen mit ihren stolzen Kriegsschiffen glänzen. Dies ist die traurige Folge des Verhaltens jener vaterlandslosen Gesellen (nach anderer Lesart ‚jener Vaterlandslosen‘), welche die Anschaffung der nothwendigsten Schiffe zu hintertreiben wissen. Ich werde aber nicht ruhen, bis ich meine Marine auf dieselbe Höhe gebracht habe, auf der sich die Armee befindet“.

Es ist sofort aufgefallen, daß dieser Ausspruch mehrfache Unrichtigkeiten enthielt. Den genannten „alten Kasten“ zum Jubiläum nach England zu schicken, lag keineswegs eine Nothwendigkeit vor. Speciell zu solchen Prunkfesten stünde ja die mit großen Kosten erbaute Kaiseryacht „Hohenzollern“

---

1) „Kölnische Volkszeitung“ vom 20. Februar d. Js.



zur Verfügung, das eigentliche Hofschiff. Ueberhaupt sind unter der Regierung des heutigen Kaisers 310 Millionen Mark zu neuen Kriegsschiffen bewilligt worden, darunter sieben Panzerschiffe erster Classe, acht vierter Classe und sechszehn Kreuzer. Die ordentlichen Marine-Ausgaben haben sich in zwanzig Jahren vervierfacht, seit 1889 bis 1896 sind sie von 40 Millionen auf 81 Millionen Mark gestiegen. Dazu kommen in den zwanzig Jahren außerordentliche Ausgaben für die Marine 295 Millionen.[1]) Auch ist wohl zu merken, daß von den Mehrforderungen für 1897 zu Schiffsneubauten im Betrag von 58 Millionen nur 12 Millionen Mark für zwei neue Kreuzer abgelehnt wurden.

Noch im vorigen Sommer, als der Referent Dr. Lieber mit dem Marineminister die bekannte Erkundigungsreise zu den Häfen machte, fiel es Niemanden ein, ihn als den Führer „vaterlandsloser Gesellen" anzusehen. Das Centrum wurde sogar, trotz alles Mißtrauens, gelobt, daß es „in den letzten Jahren gegenüber den dringendsten Bedürfnissen und Forderungen der Marineverwaltung verhältnißmäßig viel Verständniß und Rücksicht an den Tag gelegt habe". Damals konnte man aber noch sagen: „Flottenliebhabereien und Weltreichpläne haben damit nichts zu thun; hier handelt es sich nur um das Wohl und Wehe, um die Sicherheit des Reichs, wie es ist und bleiben soll."[2])

Indeß hatte es im Geheimen mit diesen Plänen bereits seine Richtigkeit. Bei seiner Begegnung mit dem neuen Czaren, meinte man in Berlin, habe Kaiser Wilhelm in Görlitz doch zu entschieden von dem denkbar besten Einvernehmen mit Rußland gesprochen, als daß es möglich wäre, die deutsche Nation in absehbarer Zeit zum Zwecke neuer militärischer Forderungen zu allarmiren, und es wäre

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 20. Februar d. Js.

2) Leitartikel der Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Juli 1896.

zu wünschen, „daß das Schießen der Marine-Enthusiasten hinter der Scene aufhörte".[1]) Aber als am Anfang des Jahres die Aeußerung des Kaisers vom „Deutschen Weltreich" bekannt wurde, fing die wilde Flottenagitation zu Gunsten „uferloser Marinepläne" erst recht an. Officiös wurde zwar beschwichtigt: es handle sich nur um eine Erweiterung der Kreuzerflotte zum besseren Schutze des überseeischen Handels. Aber schon der dem Reichstag vorgelegte neue Marine-Etat überraschte durch das übermäßige Anwachsen der außeretatsmäßigen Forderungen, und endlich enthüllte ein Vortrag des Kaisers bei dem Diner des Finanzministers, was „unter der Eröffnung der neuen Aera für die Marine" zu verstehen sei Am 6. März wurde die neue Marine-Denkschrift mit den vom Kaiser angefertigten und dem Reichstag übersandten Marine-Tafeln, und zwar der ganze Plan ohne vorherige Kenntnißnahme und Billigung des Reichskanzlers, den Mitgliedern der Budgetcommission vorgelegt. Es war an und für sich ein staatsrechtlich ganz unerhörter Vorgang, der dem dienstwilligen Staatssekretär nachträglich sein Portefeuille kostete. Aber der Plan steht fest:

„Darnach werden für die drei nachfolgenden Etatsjahre 1898/99, 1899/1900 und 1900/1901 neue Schiffsbauten angemeldet, welche einen Kostenaufwand von **182,883,000** Mark erheischen, so daß zuzüglich der noch für 1897/98 geforderten Schiffsbauten und der aus den Vorjahren überkommenen Restforderungen sich ein Aufwand für Schiffsbauten von **328,371,000** Mark ergibt. Die Etatsforderungen der Marine allein für Schiffsneubauten werden sich belaufen für 1897/98 auf 62,165,000 Mark, für 1898/99 auf 59,070,000 Mark, für 1899/1900 auf 56,240,000 Mark, für 1900/1901 60,510,000 Mark. Die übrigen einmaligen Ausgaben für die Marine sind darin noch nicht einbegriffen, auch nicht die Steigerung der fortdauernden Ausgaben, denn es ist selbstverständlich, daß

3) Berliner Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 19. September 1896.



mit der Vermehrung der Marine auch die Kosten des Betriebs, des Personals und der Instandhaltung von Jahr zu Jahr steigen müssen".[1])

„Ich werde aber nicht ruhen": hat der Kaiser in seinem Telegramm gesagt. Daß es so seyn wird, hat die sonderbare Thatsache erwiesen, daß in seinem Auftrage dessen Schatullen-Sekretär an die Magistrate der deutschen Städte ein Schreiben versendete, das für die Marine-Vermehrung Stimmung machen sollte. Es war ein sogenanntes „Nachtragsschreiben" zu den vielgenannten kaiserlichen Marine-Tabellen, wie diese mit verschiedenen nachgewiesen unrichtigen Angaben. Unter Anderen soll die deutsche Flotte seit 1886 sich vermindert haben. Daß sich die Magistrate für die Sache in's Zeug werfen sollen, werden sie indeß schwerlich als ihre Aufgabe betrachten. Es bleibt nichts übrig, als im nächsten Jahre und den folgenden Jahren jedesmal mit den übergroßen Forderungen wieder zu kommen, und vielleicht einen Zwang dadurch zu versuchen, daß man es macht, wie bei den Schnellfeuer-Kanonen. Unter dem Vorwande, die Franzosen mit solchen Kanonen sich nicht zuvorkommen lassen zu wollen, hat man für etliche vierzig Millionen solcher Geschütze heimlich herstellen lassen, und dem Reichstag die Rechnung vorlegt.

„Heute 328,000,000 Mark für neue Schiffe, und morgen kommt vielleicht der neue Kriegsminister und verlangt 200,000,000 Mark für neue Schnellfeuerkanonen! Wie der Reichsschatzsecretär, richtiger Reichsschuldensecretär, darüber denkt, den zwei Milliarden ungedeckter Reichsschulden mit einem Schlage noch eine weitere halbe Milliarde hinzuzufügen, ist in der Budget-Commission nicht aufgeklärt worden. Auf welche Weise will man diese ungeheuren Mehrforderungen decken oder auch nur die Zinsen einer neuen Anleihe aufbringen? Welche neuen Steuern — und dem Reiche stehen nur indirecte Steuern zur

---

1) Berliner „Germania" vom 7. März ds. Js.

Verfügung, welche wie eine Kopfsteuer auf **die breiteren** und ärmeren Massen der Bevölkerung fallen — **werden** geplant? Und da sollte eine Marine- und Artillerieparole **für die** nächsten Reichstagswahlen eine zugkräftige Wahlparole sein!?"[1])

Das vom Prinzen Heinrich verlesene **Telegramm** hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. „Wohin **soll es** führen, wenn der Monarch in immer stärkerem Maße **den** politischen Kampf selbst und vollends in so starken **Ausdrücken**, wie in jener Depesche, führen wollte? Das Ansehen **der Monarchie**, ihre Bedeutung in unserm Staatsleben, müßten **auf** das Schwerste darunter leiden. Es ist eine **allgemeine** Unzufriedenheit über den Gang der innern Politik **vorhanden**, welche von stiller Verstimmung bis zur lauten **Erbitterung** ansteigt." So äußerte sich das nationalliberale **Hauptblatt** in Berlin, und die „Vossische Zeitung" fügte bei: „Dieser Zustand muß auf die Dauer auch auf das **Ansehen** und die Kraft Deutschlands in der auswärtigen Politik zurückwirken. Wenn nicht im letzten Jahre vor den Neuwahlen volksthümliche Maßnahmen die Stimmung verbessern, so wird der nächste Reichstag eine Opposition zeigen, wie man sie seit der Gründung des Reichs nicht gesehen hat".[2]) Bei der Berathung des Militäretats im Reichstag selbst **setzte** der nationalliberale Führer Herr von Bennigsen durch die Anzüglichkeit seiner Bemerkungen das Haus in Erstaunen. Er sprach von „einem absolutistischen und diktatorischen Regiment, das in Europa nicht von Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit seyn könnte, ebensowenig wie auch Verfassungen, in denen nicht den Volksvertretungen sehr wesentliche weitgehende Rechte eingeräumt seien, und wo nicht diese Rechte auch ehrlich respektirt würden". Mit besonderm Nachdruck warnte er aber vor einer Auflösung des Reichstags:

1) Berliner Corresp. des Wiener „Vaterland" vom 7. März d. Js.

2) Wiener „Reichspost" vom 4. Mai ds. Js.



„Es kann im Falle der Annahme des Antrags der Commission politisch nichts Unglücklicheres und Verkehrteres geben, als deßhalb diesen Reichstag aufzulösen. (Heiterkeit links.) Ich sage — und das Schicksal der einzelnen Parteien ist mir dabei ziemlich gleichgiltig — die Marine als Wahlparole würde nicht glücklich gewählt sein (Heiterkeit und sehr richtig! links). Bei der Verwirrung, die ohnehin schon genügend vorhanden ist, würde, wenn jetzt eine Wahlbewegung plötzlich unter die Massen käme, diese Frage neu hinzutreten, ja verbittern und verwirren, aber nicht aufklären und nicht fördern, und ich habe persönlich die Meinung: mag im Uebrigen aus dem Reichstag werden was da will — eine bessere Entschließung für die Marineforderungen geht sicher aus der Wahl nicht hervor. (Sehr richtig, links und im Centrum.)“ [1])

Im Reichstag hatte die kaiserliche Depesche zunächst nur das Erscheinen des alten socialdemokratischen Antrags auf Abschaffung der vier Majestätsbeleidigungs-Paragraphen des Strafgesetzes zur Folge. Die jährlichen Verurtheilungen wegen dieses Reats waren seit dem Jahre 1890 auf 622 gestiegen. Es ist kein Zweifel, daß die unaufhörlichen Festfeiern, die sich häufenden Schaustellungen auf Reisen, das ewige Prunken zu derlei Vergehen Gelegenheit bieten, wie denn überhaupt die Unruhe oben die Unruhe von unten beeinflußt. Liebknecht wollte eben eine Aeußerung des mehrgenannten Bismarckblattes citiren über die Vielseitigkeit des Monarchen als „Maler, Zeichner, Bildhauer, Lyriker, Componisten und Marine-Ingenieur“,[2]) als der Präsident ihm in's Wort fiel. Aber bei der nach ein paar Tagen darauf folgenden Debatte über die unglückliche Vereinsgesetz-Novelle fiel auch von conservativer Seite im Reichstag das Wort „vom Sinken des monarchischen Bewußtseyns seit den Tagen Kaiser Friedrichs“. Daran anknüpfend, sagte der Abg. Eugen

1) Berliner „Germania“ vom 21. März d. Js.

2) M. Harden's „Zukunft.“ Berlin vom 1. Mai d. Js. S. 233.

Richter unter rauschendem Beifall im Hause, mit Ausnahme der Rechten, und auf den Tribünen:

„Wo ist heute ein einheitlicher, zielbewußter Wille, der nicht von plötzlichen Launen getragen wird? Wo ist eine Garnitur von Ministern, die ihre Meinung vertreten? Man sieht nur geschmeidige Höflinge und schneidige Husarenpolitiker, ‚Handlanger‘, aber im gewöhnlichen Sinne des Wortes! Es ist gesagt worden, daß das monarchische Bewußtsein geschwunden sei seit dem Tode Kaiser Friedrichs. Der monarchische Gedanke wird sich in Deutschland noch lange halten, weil das Entstehen des Staates eng verwachsen ist mit der Monarchie, weil die Thaten der Vorfahren noch wirken auf die Nachkommen; aber es wird an dem monarchischen Capital gezehrt in einer Weise, wie es noch vor zehn Jahren nicht möglich war, nicht durch die Agitationen der Socialdemokratie, sondern in Folge von Vorgängen, die sich der parlamentarischen Erörterung entziehen, die aber weite Kreise des Volkes ergriffen haben, bis weit in das Beamtenthum, bis in's Officiercorps hinein. Deutschland ist ein monarchisch constitutionelles Land; aber nach dem hoc volo sic jubeo oder dem regis voluntas suprema lex, da mag man vielleicht in Rußland eine Regierung führen, das deutsche Volk läßt sich auf die Dauer nicht danach regieren".[1])

Die Gerüchte über Ministersturz, Staatsstreich und Verfassungsänderung durchschwirren nun mehr als je seit fünf Jahren die dumpfe Luft im Deutschen Reich. Das Centrum hat nicht erst seit heute zum Abgang des jetzigen Reichskanzlers und dessen Folgen Stellung genommen. „Kein Zweifel kann darüber herrschen, daß die Mehrheit des Reichstages auch in Zukunft nichts thun wird, um die Amtsführung des Fürsten Hohenlohe, dessen still-beharrliches Ankämpfen gegen impulsive Entschlüsse, phantastische Pläne und verfehlte Maßregeln von der Nachwelt weit mehr anerkannt werden dürfte, wie von der Jetztzeit, irgendwie zu

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Mai.



erschweren. Aber die Zeit ist vorbei, wo diese Mehrheit geneigt ist, besondere Opfer zu bringen, um die Weiterführung der Reichskanzlerschaft des Fürsten Hohenlohe oder irgend eines sonstigen Reichskanzlers zu ermöglichen. Kein Zweifel darf daher fortan auch darüber herrschen, daß die Mehrheit des Reichstages, insbesondere das Centrum, in Zukunft bei ihrer Stellungnahme nur noch ausschließlich durch sachliche Gründe sich leiten zu lassen gesonnen ist, ohne jede Rücksicht darauf, ob eine solche streng sachliche Politik die Stellung des einen oder andern der leitenden Persönlichkeiten im Reich in's Schwanken bringen könnte".[1]) Auch darüber, was dann nachkommen würde, hat man sich in denselben Centrumskreisen schon längst keiner Täuschung hingegeben.

„Wenn wir die confliktslüsternen militärischen, romhassenden und anti-semitischen Kreise richtig verstehen, so würde das Regierungsprogramm der Zukunft etwa folgendermaßen zu lauten haben: Ein strammes persönliches Regiment, am besten eine etwas zeitgemäß aufgeputzte Militär-Diktatur, rücksichtsloser Ausbau und Ausrüstung des Militärstaates; damit einem solchen Regiment die Fühlung mit den Massen nicht fehle Apell an die anti-katholischen und die anti-semitischen Instinkte und Benutzung der Selbstsucht großindustrieller ‚Scharfmacher' und landbündlerischer Agrar-Demagogen als Vorspann. So etwa malt sich die künftige Entwickelung in manchen Köpfen, die bei einer ruhigen, stetigen und besonnenen Politik ihre Rechnung nicht finden. Vielleicht ginge es eine Zeit lang ja ‚auch so'; aber es würde der Anfang vom Ende seyn".[2])

---

1) Berliner Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 8. April d. Js.

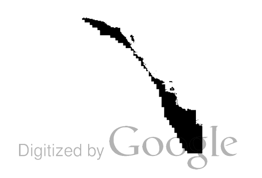
2) „Kölnische Volkszeitung" vom 22. August 1896.

LXXVIII.

Zur Geschichte des kirchlichen Beneficialwesens.

Ulrich Stutz, Privatdocent des Kirchenrechtes und des deutschen Rechtes an der Universität Basel, hat im Verlage von H. W. Müller in Berlin, eine Geschichte des kirchlichen Beneficialwesens erscheinen lassen, dessen ersten Bandes erste Abtheilung uns vorliegt.[1]) Das Buch ist mit voller Beherrschung des reichen, einschlägigen Quellenmaterials geschrieben und unternimmt mit großer Gründlichkeit und mit erschöpfender Ausführlichkeit den Versuch, die kirchliche Leihe in Entstehung, Entfaltung und Untergang zu erforschen. Der Verfasser tritt den Beweis an, daß das Beneficium ecclesiasticum nichts anderes war, als das gemeine Beneficium des weltlichen fränkisch-longobardischen Rechtes, welches in karolingischer Zeit deswegen auf die Kirchen allgemeine Anwendung fand und finden konnte, weil fast jedes niedere Gotteshaus zu einer Eigenkirche geworden war, d. h. zu einer Kirche, über welche ein Herr unter der Form des Eigenthums eine vermögensrechtliche Herrschaft ausübte. Das kirchliche Beneficialwesen sei aus dem germanischen Eigenkirchenwesen hervorgegangen, wie dies in der Anzeige einer Habilitationsschrift desselben

1) Geschichte des kirchlichen Beneficialwesens von seinen Anfängen bis auf die Zeit Alexanders III. Berlin 1895.



Verfassers über diesen Gegenstand bereits ausführlich dargelegt worden ist.[1])

Wenn man die Vermögensverhältnisse der Kirchen in der vorgermanischen Zeit betrachtet, so sehen wir den rechtlichen Besitz und die Verwaltung in der Hand des Bischofs vereinigt und centralisirt. Was die einzelnen Geistlichen nicht blos an der bischöflichen Hauptkirche, sondern auch an den städtischen Nebenkirchen und an den Landkirchen für Nahrung und Kleidung nothwendig hatten, wurde ihnen von der einheitlichen bischöflichen Vermögensverwaltung als Stipendium zugewiesen. In der germanischen Zeit dagegen und zwar schon in der merowingischen Regierungsepoche und viel mehr noch unter den Karolingern sind die Einzelnkirchen und namentlich die Landkirchen durchweg Mittelpunkte von eigenem Vermögen, namentlich von Stiftungsvermögen an Grund und Boden geworden, welches ihnen nicht blos rechtlich gehörte, sondern auch in Verwaltung und Nutzung ihrer Geistlichen, nicht mehr in bischöflicher Verwaltung, stand. Die Erklärung für diese Veränderung suchte die bis jetzt herrschende wissenschaftliche Theorie darin, daß sie behauptete, die Bischöfe hätten es für vortheilhafter erachtet, die in der Nähe der Einzelkirchen gelegenen Bisthumsländereien den an diesen Kirchen angestellten Geistlichen zu unmittelbarer Verwaltung und Nutzung zu übergeben. Durch diese Precarienleihe sei der in der Nachbarschaft gelegene Theil des ursprünglichen Bisthumsvermögens Eigenthum der Landkirchen geworden.

Diese bis jetzt allein herrschende Theorie wirft Stutz unter Herbeiziehung eines erdrückenden Quellenmaterials über den Haufen und erbringt den Beweis, daß das Eigenkirchenrecht der Grundherren die Grundlage des kirchlichen Beneficiums bildete. Dasselbe erstreckte sich auch rückwirkend auf die Bischofskirchen, welche von den Territorialherren nach Analogie der Eigenkirchen behandelt wurden, ja sogar auf die Vermögensgestaltung der Kathedralkirchen, bei denen ein Grundstock des Vermögens für den Klerus abgespaltet und zu Präbenden aus-

1) Vgl. Bd. 118. S. 45—50 dieser Blätter.

gestaltet wurde. Von der ursprünglichen Einheit der bischöflichen Vermögensverwaltung blieb nur noch das Control- und Oberaufsichtsrecht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Stutz die geschichtlichen Thatsachen für sich hat und daß damit sein Werk für die Erkenntniß der Ausgestaltung des kirchlichen Vermögensrechtes und der kirchlichen Vermögensverwaltung als grundlegend zu bezeichnen ist. War in der römischen Zeit die Verwaltung des ganzen kirchlichen Vermögens in der Hand des Bischofs centralisirt, so erfolgte mit der Bekehrung der germanischen Stämme eine entgegengesetzte decentralisirende Entwicklung. Jede Kirche wurde selbständiges Vermögenssubjekt. Die Vermögensverwaltung der Einzelkirchen ging an die an denselben angestellten Geistlichen über. Es bildete sich unter bischöflicher Oberaufsicht das Beneficiums- oder Pfründewesen.

So richtig diese Entwicklung vom Verfasser dargestellt ist, so einseitig dürfte die bloße Begründung mit der germanischen Eigenkircheninstitution sein. Es wirkten vielmehr zahlreiche Tendenzen in der Richtung der Decentralisation zusammen. Stutz deutet sie auch verschiedene Male an, ohne sie weiter auszuführen. Wir stellen diese Tendenzen kurz zusammen.

Als die kirchliche Gemeindeorganisation im Römerreiche sich bildete, schloß sie sich an den römischen Begriff civitas an, und zwar so enge, daß in der Merowingerzeit civitas und Bischofssprengel gleiche, sich deckende Begriffe waren. Zur römischen civitas gehörte nicht blos die Stadt, sondern auch ein Complex von Villen (Dorfortschaften und Gehöfte), von deren Erträgnissen die Städte ihren Unterhalt zogen. Die civitas im ganzen Umfange bildete den Bischofssprengel. War die civitas mit dem umliegenden Landgebiete Eine Wirthschaftsgemeinde, so entwickelte sich auch die kirchliche Vermögensverwaltung einheitlich. Der Bischof hatte für den Klerus nicht blos der Stadt, sondern auch der dazu gehörigen Landbewohnerschaft zu sorgen. Die Dorfkirchen führten den Titel: ecclesiae suburbanae. Der Bischof mußte nicht blos für den Unterhalt des Klerus, sondern auch für Unterhaltung des Gottesdienstes und für Erhaltung der Kirchengebäude sorgen. Dazu kam noch

die Sorge für die Armen. Aus diesen Zwecken bildete sich die Viertheilung des Kirchenvermögens: a) für den Bischof, b) für den Klerus in den verschiedenen Abstufungen und an den verschiedenen Kirchen der Stadt und des Landes, c) für die Armen und Hilfsbedürftigen im Allgemeinen, d) endlich für Unterhaltung des Gottesdienstes und für die Baulast der Kirchengebäude.

Jede Stadt hatte ihren Bischof. Es gab so viele Bisthümer, als es städtische Gemeinden gab. Die Seelsorge in dem Landbezirke konnte bei dem kleinen Umfange der Bischofsgemeinde von der Stadt aus ohne Schwierigkeit versehen und die Vermögensverwaltung einheitlich geführt werden. Wo größere Entfernungen waren, machte sich schon in der römischen Kaiserperiode die Tendenz nach Decentralisation geltend, jedoch nicht in der Form der Eigenkirchenidee, sondern in dem Bestreben, die Zahl der Bischofssitze zu vermehren und die Bisthumsgemeinden zu verkleinern. Die Concilien mußten gegen diese Tendenz dadurch Stellung nehmen, daß sie verboten, auf dem flachen Lande in Dorfortschaften und Herrschaftsgehöften (in vicis et villis) Bischofssitze zu errichten. Es kamen ferner schon in der Römerzeit Stiftungen an die Landkirchen vor, wobei die Stifter die ausdrückliche Bedingung stellten, daß die Erträgnisse der Schankungen nicht an die allgemeine bischöfliche Kasse zu fließen, sondern der Ortskirche zu verbleiben haben. Damit war die Einheit des Vermögens*rechtes* bereits aufgegeben, wenn auch die Vermögens*verwaltung* noch centralisirt blieb. Mit der zunehmenden Bekehrung der Landbevölkerung zum Christenthum machte sich die Nothwendigkeit geltend, Landkirchen in größerer Zahl zu erbauen und an denselben Geistliche anzustellen. Auch die weitere Entwicklung im Römerreiche hätte mit der Zeit zur Entwicklung des Pfarrsystems als selbständiger vermögensrechtlicher Landkirchen gedrängt.

Bei den *Germanen* lag diese Entwicklung in den *wirthschaftlichen* Verhältnissen. Während im Römerreiche die civitas die wirthschaftliche Einheit bildete, war bei den deutschen Stämmen die *Grundherrschaft* der Mittelpunkt des wirth-



schaftlichen Lebens. Auf dieser wirthschaftlichen Basis bau- sich die politische Macht und die kirchliche Gliederung auf. Der Grundherr baute für sich und seine Grundholden die Kirche, dotirte sie, dem Charakter der Naturalwirthschaft entsprechend, mit Grund und Boden, und gewann damit auch Einfluß auf die Anstellung des Geistlichen, welchen er aus seiner Familie oder seinen Hörigen wählte. Der Bischof hatte die Eigenschaften des Gewählten auf seine Tauglichkeit zu prüfen und konnte ihn darnach nehmen oder zurückweisen. Damit kam bezüglich der Personen ein neues Element in Frage. Aber auch bezüglich der Sachen bildete sich ein neues Recht, das Eigenkirchenrecht, dessen Bestandtheile Stutz aus- führlich und quellengemäß schildert. Wir verweisen bezüglich des Entstehens und des Inhaltes dieses Eigenkirchenrechtes auf das Buch selbst, wir wollten nur betonen, daß die Entstehung dieses Rechtes von dem Besiedelungssystem der germanischen Völker und von der Naturalwirthschaft abhängig war. Die Institution des Eigenkirchenrechtes ging aus den wirthschaft- lichen Verhältnissen hervor; das Recht war nur der Ausdruck, die Folge, nicht die Ursache der naturalwirthschaftlichen Vor- aussetzungen.

Dazu kam noch ein neues Element, welches wesentlich mit- bestimmend wurde bei der Entwicklung des kirchlichen Beneficien- wesens. Das waren die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Klöster. Die Klöster spielten bei den Germanen in der Ent- wicklung der ordentlichen Seelsorge und in der außerordent- lichen Missionirung eine ganz andere Rolle, als im römischen Reiche. Die Bekehrung der römischen Bevölkerung ging von der geordneten Hierarchie und Seelsorge aus. Die Klöster entstanden erst viel später und hatten mit der Seelsorge nichts zu thun.

Selbst dort, wo Kirchen an die Klöster geschenkt wurden, mußten noch zu Gregors des Großen Zeit die Aebte sich ver- pflichten, den regelmäßigen Gottesdienst durch Priester, welche dem Kloster nicht angehörten, sondern vom Bischof bestellt wurden, abhalten zu lassen. Ganz anders lagen die Dinge dort, wo die Missionirung germanischer Stämme in Angriff



genommen wurde. Die Bekehrung der Bayern ging von Mönchen aus. Corbinian, Emmeram, Rupert, Eustasius waren Klostergründer. In erster Linie sollte das Kloster den Mittelpunkt der Missionirung und der Seelsorge bilden, die bischöfliche Würde des Abtes trat in den Hintergrund.

Virgilius stand lange als Abt an der Spitze der Salzburger Kirche, ohne die bischöfliche Weihe zu besitzen. Die Pfarrkirchen waren in Folge dieser Gestaltung überwiegend in klösterlichem Besitze. Wurden sie nicht von Klöstern selbst gegründet, sondern von Grundherrn gestiftet, so pflegten letztere die Pfarrkirchen an die Klöster zu vergeben. Namentlich die agilolfingischen Herzoge bevorzugten die Klöster. Als Bonifazius die bayerische Kirchenprovinz gründete, war es das Bestreben der Bischöfe, die Pfarrkirchen von den Klöstern loszulösen und sie zu bischöflichen Kirchen zu machen. Den Erfolg hatten aber die Bischöfe erst für sich, als Bayern unter Karl dem Großen fränkische Provinz geworden war.

Die Entwicklung der Verhältnisse in Bayern unter den Agilolfingern ist von hohem Interesse. Stutz hat in dem Kapitel: „Die bayrischen Eigenkirchen", das einschlägige Quellenmaterial mit großem Fleiße gesammelt. Er betont namentlich die Thatsache, daß in keinem Lande Grundherren so häufig die priesterlichen Weihen empfingen, so daß die geistlichen und grundherrlichen Funktionen und Rechte vereinigt waren, wie in Bayern. Die Laien betheiligten sich an den Kirchengründungen mehr, als die Geistlichen. Unter der Regierung Thassilo's, des letzten Agilolfingers, wurden in der Diöcese Freising 20 Kirchen von Laien, 6 von Priestern, 4 von Laien und Geistlichen zusammen gegründet. Viele Kirchen wurden von wirthschaftlichen Verbänden, Hundertschaft oder Markgenossenschaft gegründet. Die Bestellung der Geistlichen erfolgte in diesen Fällen durch Wahl, welche die bischöfliche Genehmigung finden mußte (qualem plebs sibi recepit ad sacerdotem, quem ecclesiastica sedes probatum habet, heißt es in lex Bajuw. I. c. 9).[1])

1) M. G. leg. III, 274.

Stutz kommt in seinen Untersuchungen über Entstehung der Eigenkirchen im vorliegenden ersten Theile seines Werkes zu folgendem Resultate: „In der Karolingerzeit war nicht blos die wirthschaftliche Verselbständigung von unzähligen Eigenkirchen verwirklicht, es wurde auch die Gleichstellung der bischöflichen mit den grundherrlichen Kirchen auf wirthschaftlichem und administrativem Gebiete vollendete Thatsache. Die römische Synode von 826, welche das Eigenkirchenrecht offiziell sanktionirte, dehnte die Eigenkirchenidee auch auf die bischöflichen Kirchen aus". Kanon 16 dieser Synode bestimmte: „Kein Bischof soll unbewegliches Gut der ihm unterstellten Kirchen oder anderer frommer Anstalten zu seinem eigenen Gebrauch zurückbehalten. Gegenüber Zuwiderhandelnden soll mit der kirchlichen Autorität eingeschritten werden".

Im Uebrigen mögen die Leser zu dem interessanten Werke selbst greifen. Dasselbe wirft die bisherige Auffassung des Precariensystems um und legt einen neuen Grund für die geschichtliche Betrachtung des Beneficialwesens. Es ist ein epochemachendes Buch, welches uns auch für den Investiturstreit, für Entstehung und Entwicklung der Stolgebühren, für die Begräbnißstätten ganz neue Gesichtspunkte gewährt. Der Verfasser wahrt überall die wissenschaftliche Objektivität und vermeidet jede confessionelle Einseitigkeit. Sämmtliche Lehrbücher des Kirchenrechtes werden in den Abschnitten über das Beneficialwesen auf Grund der Forschungen und Resultate des Verfassers einer Umarbeitung bedürfen. Stutz kann sich einer hervorragenden wissenschaftlichen Leistung rühmen. Möge der Verfasser mit den abschließenden Bänden uns nicht allzu lange warten lassen!

München. Dr. G. Ratzinger.



LXXIX.

Zur österreichischen Politik in der deutschen Frage von 1859 bis 1866.

Ueber dreißig Jahre sind seit der blutigen Lösung der deutschen Frage hingegangen. Das neue deutsche Reich unter preußischer Spitze ohne Oesterreich und dessen acht Millionen Deutscher hat sich befestigt nicht bloß den anderen Mächten gegenüber, sondern auch unter den deutschen Reichsbürgern selbst, auch unter jenen, welche weder die Mittel billigen, durch welche es zu Stande gekommen ist, noch Behagen an der preußischen Spitze und an der halben Mediatisirung der deutschen Bundesfürsten finden. Nur die treuen Anhänger der entthronten Fürstenhäuser verhehlen ihr begreifliches Mißbehagen und ihre loyale Opposition gegen die heutigen Zustände nicht. Aber sie bekämpfen nicht die Existenz des Reiches, sondern die Annexion der Lande, deren legitime Fürsten 1866 gestürzt wurden. Der reale und ideelle Werth der Einigung Deutschlands tröstet selbst über manche Lasten, die man in einzelnen Staaten früher nicht kannte. Und denjenigen, welche die Ziele der großdeutschen Politik für die allein richtigen hielten und halten, hat die weitere Entwicklung ein Surrogat in dem deutsch-österreichischen Bündnisse geliefert. Das ist die Lage und die Stimmung in Deutschland. Oesterreich ist inzwischen seine eigenen Wege gegangen und sucht den Verlust seiner

deutschen Stellung, die es beinahe 600 Jahre innegehabt zu verschmerzen. Die Deutschen Oesterreichs jedoch leiden empfindlich unter dem Verluste des starken Rückhaltes, welchen die politische Zugehörigkeit zu Deutschland der Stellung des Deutschthums in den gefährdeten Gebieten gewährte. Denn die Wechselbeziehungen zwischen den Deutschen Oesterreichs und den Reichsdeutschen sind ohne Frage geringer geworden. Und dieses Moment ist für den unzweifelhaften relativen Rückgang der deutschen Bevölkerung an den Sprachgrenzen von großem Belange. Aber auch die Deutschen Oesterreichs haben sich mit dem Ausschlusse aus dem Reiche abgefunden mit Ausnahme der Partei der Schönerer und Genossen, welche in Bismarck ihren Heros verehren und schamlos von der „Germania irredenta“ reden.

Bei dieser Sachlage scheint daher in den politischen Verhältnissen kein Grund mehr vorhanden zu sein, mit der Publikation der politischen Aktenstücke jener kritischen Jahre zurückzuhalten. Preußen hat das ausgiebig gethan, insoweit dadurch seine Politik in die gewünschte Beleuchtung gestellt werden konnte. Was irgend geeignet war, Preußens Politik zu entschuldigen und mit dem Nimbus deutschnationaler Begeisterung zu umgeben, wurde publicirt. Kleine und große Geschichtsbaumeister stellten Feder und Namen zur Verfügung. Heinrich von Sybel wurde mit der Aufgabe betraut, die deutsche Geschichtsschreibung in den Bann preußischer Auffassungen zu locken. Bis kurz vor seinem Tode standen ihm das preußische Staatsarchiv und die Registratur des auswärtigen Amtes zur Verfügung. Sein umfangreiches, bis zum 7. Bande gediehenes Werk: „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ (1892 erschien die 4. Auflage!) sucht denn auch die wissenschaftliche und gebildete Welt von der äußeren und inneren Berechtigung der preußischen Politik von 1866 zu überzeugen. Nach der Sybel'schen Auffassung entsprangen die Kämpfe von 1866 „aus dem unvermeidlichen Conflikte

alter, durch Jahrhunderte ausgewachsener Rechte mit den immer stärker drängenden nationalen Bedürfnissen" (s. die Vorrede). Von diesem Gedanken geleitet, gestaltet er seine „Geschichte" zu einer Verherrlichung der Bismarck'schen Politik, die selbst den „Grenzboten" zu stark war. Sybels „Akten", meinte diese liberale Wochenschrift, besitzen nicht die Objektivität „venetianischer Gesandtschaftsberichte" und man müsse verhüten, „daß man in dem Sybel'schen Werke das Ideal der Darstellung unserer neuesten Geschichtsschreibung erwarte." [1]) Andere aber nannten das Werk „epochemachend" und priesen es als Meisterwerk der Geschichtsschreibung.[2]) Poschingers Publikation: Preußen im Bundestage 1851 bis 1859 (4 Bände) war bestimmt, die österreichische Bundespolitik und Oesterreichs Stellung zur deutschen Frage herabzusetzen und Bismarcks Kreuz- und Querzüge am Bundestage zu rechtfertigen.[3]) Sybels Werk wie die Poschinger'sche Publikation haben die öffentliche Meinung in außerordentlichem Maße beeinflußt und bilden die Grundlagen zu den zahlreichen Bearbeitungen der deutschen Geschichte der neuesten Zeit in preußischem Sinne. Aber schon vorher, unmittelbar nach dem Jahre 1866, versuchte das Buch L. Hahn's „Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik 1866/67" (Berlin 1868) die preußische Politik an der Hand amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen zu vertheidigen. Als Ergänzungen zu dem Sybel'schen Aktenmaterial stehen dem Historiker die in der überreichen Bismarck-Literatur mitgetheilten Briefe, Depeschen, Aktenstücke zu Gebote. Horst-

---

1) Grenzboten 49; I, 218.

2) Deutsche Rundschau Bd. 62 (1890) S. 127—149. R. Koser in „Forschungen zur Brandenburg-preuß. Geschichte III (1890) 221—238".

3) Poschinger hat jüngst auch die Kriegstagebücher des Grafen Fred Frankenberg von 1866 u. 1870 herausgegeben. Ein Recensent in der „deutschen Literaturztg." 1897. Sp. 502 belegt den rührigen Literaten mit dem Ehrentitel „geschäftsmäßiger Büchermacher".

Kohl, der Bismarck-Historiker, hat auch jüngst die wichtigen „Briefe Bismarcks an den General von Gerlach" herausgegeben (Berlin 1896) und überdies „Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers" zusammengestellt (Berlin 1892). Die „Denkwürdigkeiten L. v. Gerlachs", des Vertrauten Friedrich Wilhelms IV. (2 Bände 1891/92) geben interessante Aufschlüsse über die preußische Politik in der deutschen Frage, und der jüngste Band des Werkes: „Aus dem Leben Th. von Bernhardi's" (Leipzig 1897) schildert die letzten zwei Jahre des deutschen Bundes in preußischer Beleuchtung. Für die Politik und Strategie enthalten Moltke's „Gesammelte Werke" (7 Bände. Berlin 1891/92) und die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Roon" (Breslau 1892) reiches Material. Endlich bieten Moritz Busch's (Unser Reichskanzler. Berlin 1884) und anderer Schriftsteller Bismarck-Bücher neben vielem Anekdotenhaftem und Unzuverlässigem manche auch für den Historiker werthvolle Züge.

Auf Grund eines, wenn auch nicht allseitig vollständigen, so doch reichen Aktenmaterials entstanden nun zahlreiche Bearbeitungen der Geschichte von 1866 und 1870. Ich erinnere nur an die Namen Treitschke, Maurenbrecher, Jastrow, Flathe, Arnold Ruge, K. Biedermann u. A. Was diese als Ergebniß wissenschaftlicher Forschung verkünden, wird durch Hunderte von populären Büchern und Büchlein der deutschen Jugend und dem deutschen Volke verzapft. Kein Wunder daher, daß die preußische Auffassung immer mehr an Terrain gewinnt, zumal unter der Jugend, die ohne großdeutsche Erinnerungen lebt und fast ausschließlich mit der Milch Sybel'scher Geschichtsauffassung genährt wird.

Dieser Schule und Literatur gegenüber kommen Versuche, einer anderen Auffassung Geltung zu verschaffen, nicht auf. Es fehlt dazu auch an dem Aktenmaterial, welches die antipreußische Politik vertritt. Die Gegner Sybels sind daher zumeist genöthigt, mit Sybels Material zu arbeiten, d. h.

mit Material, das zu Gunsten der preußischen Richtung präparirt ist. Auch der neueste Versuch von Wilhelm Hopf in dem Buche: „Die deutsche Krisis des Jahres 1866 vorgeführt in Aktenstücken, zeitgenössischen Aufzeichnungen und quellenmäßigen Darstellungen" (Melsungen 1896) wird, so anerkennenswerth die Mühe und der Fleiß des Verfassers auch sind, nicht im Stande sein, die Herrschaft jener allgemeinen Meinung zu erschüttern. Denn die Macht, welche große Erfolge nicht bloß auf die Gemüther, sondern auch auf das Denken ausüben, ist gewaltig, und wenn hiezu noch eine planmäßige literarische Bearbeitung der Geister kommt, so wird allmählig die immer mit Nachdruck und mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung und patriotischer Begeisterung vorgetragene und in der Schule gepflegte Auffassung zu einer Art von Dogma, dem zu widersprechen, als verbrecherische politische Häresie gilt.

Am zähesten und kraftvollsten bekundet sich aber immer noch der Widerspruch gegen die Ergebnisse von 1866 in Hannover und theilweise auch in Hessen. Dafür legen die Hopf'sche Schrift und auch eine jüngst erschienene, allerdings nur Excerpte aus Constantin Frantz'schen Schriften enthaltende[1]) Broschüre Zeugniß ab. Aber die Freunde Hopfs bilden doch nur einen relativ sehr kleinen Kreis gegenüber der Masse anders gesinnter Deutscher. Ich theile darum den Optimismus nicht, den ein Recensent der bezeichneten Broschüre in dem Oesterr. Literaturblatte (1896 Sp. 629) bekundet, indem er in derselben und in dem Hopf'schen Buche sowie in der Haltung einiger hannoverischer und hessischer Tagesblätter eine Wandlung der Gesinnung in Deutschland erblickt und eine Bewährung des Dichterwortes: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Eine Correktur der fast alleinherrschenden preußischen

1) Georg von Görne, Die preußisch-deutsche Frage. Halle, Kutschbach, 1896.



Auffassung der Politik von 1866 wird erst möglich sein, wenn man sich in Oesterreich entschließt, die starre Zurückhaltung in der Publikation politischer Aktenstücke aufzugeben. Ich habe mein Bedauern über diese Zurückhaltung bei Besprechung des sehr dankenswerthen Buches des Grafen Anton Prokesch-Osten: „Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten (1840—54)“ im Oesterreichischen Literaturblatte (1896, Sp. 480) ausgesprochen. Wer meine Bemerkungen auch nur mit oberflächlicher Aufmerksamkeit gelesen hat, wird erstaunen, wie Prof. Dr. Hirn darin ein absolutes Lob der Liberalität der preußischen Staatsarchive und einen Angriff auf die österreichische Archivverwaltung erblicken konnte. (Das. 543.) Worum es sich handelt, konnte keinem entgehen, der zu lesen versteht: darum nämlich, daß die österreichische Archiv-Politik reservirt ist, während die preußische zur Rechtfertigung der Bismarckschen Politik und zur Propaganda derselben das Staatsarchiv weit geöffnet hat. Die österreichische ‚Archivpolitik‘ hängt aber in dieser Frage nicht von dem hochverdienten, jedem Forscher thunlichst entgegenkommenden Chef des Wiener Staatsarchivs, sondern, wie Jedermann bekannt sein sollte, von dem Staatsministerium, insbesondere von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ab. Das versteht sich für jeden Kundigen so sehr von selbst, daß es überflüssig schien, es ausdrücklich zu betonen. Aber man sollte eigentlich niemals etwas als selbstverständlich voraussetzen.

Mein Bedauern wird sicherlich von Allen getheilt, denen es um Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit und um Verhinderung einer Legendenbildung bezüglich des wichtigsten Abschnittes der neueren deutschen Geschichte zu thun ist. Denn dem umfangreichen preußischen Quellenmaterial und den zahllosen Bearbeitungen hat Oesterreich nur wenig entgegenzustellen. Offizielle Aktenpublikationen zur deutschen Frage existiren nicht; nur in vereinzelten Privatarbeiten liegt geschichtliches Material, bei weitem aber nicht ausreichendes,

um darnach die Wege der österreichischen Politik zu zeichnen. Außer dem oben genannten Buche des Grafen Anton Prokesch-Osten wüßte ich für diese Zeit Publikationen aus den Papieren österreichischer Staatsmänner nicht zu nennen. Die Arbeit Adolf Beer's „Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Conferenzen" (Histor. Taschenbuch 1891 S. 1—106) liefert für die erste Phase der deutschen Frage einiges Material. Die weitere Entwicklung erhält Beleuchtung durch des Grafen Beust Erinnerungen und Aufzeichnungen (Aus Drei Viertel-Jahrhunderten. Stuttgart 1887), durch des sächsischen Ministers Friesen „Erinnerungen" und die Memoiren und Briefe des Grafen Vitzthum von Eckstädt.[1]) Das ist so ziemlich Alles, und wenn nicht französische (Benedetti, Gramont, Rothan u. a.) und italienische (Lamarmora) Publikationen einigen Anhalt zur Controle der preußischen Behauptungen gewährten, würde die Sybel'sche Darstellung fast unbeanstandet den Plan beherrschen. Abgesehen von dem österreichischen Generalstabswerke über den Krieg von 1866 stehen sonach dem Geschichtsforscher der österreichischen Politik amtliche Quellen nicht zu Gebote.[2])
Welch' schwerwiegende Nachtheile daraus entstehen, ist bereits angedeutet; ich komme unten noch darauf zurück.

Der obengenannte Wilhelm Hopf,[3]) dessen Buch den

---

1) Berlin und Wien in den Jahren 1845—62. Politische Privatbriefe des damaligen k. sächsischen Legationssekretärs Karl Friedrich Grafen Vitzthum von Eckstädt. Mit einem Vorworte von Karl Müller. Stuttgart 1886. — Graf Vitzthum von Eckstädt, London, Gastein und Sadowa. 1864—66. Stuttgart 1889.

2) Ueber die Spärlichkeit und Belanglosigkeit der österreichischen neueren Geschichtsliteratur vergleiche auch die Bemerkungen in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft 1885 III, 126. 1889 II, 155. 1890 II, 147. 1893 II, 182.

3) Das Hopf'sche Buch bietet auf den 528 Seiten eine wenn auch knappe, so doch sorgfältige und übersichtliche Zusammenstellung des wesentlichsten geschichtlichen Materials zur deutschen Frage

urkundlichen Nachweis erbringen will, daß die Ereignisse von 1866 „die Revolution von oben", „durchgeführt mit den Mitteln des Rechtsbruches, des gewaltsamen Umsturzes, der bewußten Unwahrheit und Täuschung" (Vorrede S. VI) bedeuten, beklagt es wiederholt schmerzlich, daß österreichischerseits keine Aktenpublikationen vorliegen. „Leider sind die Archive Oesterreichs und der nicht annektirten deutschen Staaten der Geschichtsschreibung dieses Jahres (1866) bisher ebensowenig geöffnet, wie die Akten der englischen und russischen Diplomatie. So lange dies nicht der Fall ist, so lange namentlich die amtlichen österreichischen und süddeutschen Quellen verschlossen gehalten werden, wird jede Geschichtsdarstellung der 1866er Krisis unvollständig und bis zu einem gewissen Grade einseitig bleiben" (Vorrede S. V). Und bei der Besprechung der Gablenz'schen Mission bemerkt er (S. 140): „Es ist, solange die österreichischen Geschichtsquellen über das Jahr 1866 mit unbegreiflicher Beharrlichkeit — oder sollen wir lieber sagen: Gleichgiltigkeit? — verschlossen gehalten werden, schwer zu beurtheilen, ob diese Gablenz'sche Sendung von ihrem Urheber Bismarck ernsthaft gemeint war...."

Denselben Mangel empfindet und beklagt auch der neueste österreichische Geschichtsschreiber des deutschen Krieges von 1866 Heinrich Friedjung.[1]) Die „Liberalität des früheren Vorstandes des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs" eröffnete dem Verfasser zuerst „reiche Geschichts-

von 1860 bis 1867 im Interesse der Politik der annektirten Staaten u. Oesterreichs. Das Buch schließt mit Aktenstücken über die Aufhebung der Beschlagnahme des Vermögens der Hannoverschen Königsfamilie. Der Verfasser flicht hie und da Raisonnements ein.

1) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. 1. Band. Stuttgart 1897. (XVI u. 483 S.) Friedjung ist Publicist in Wien und hat nach Kürschner's Literatur-Kalender — außer einer geschichtlichen Arbeit über Kaiser Karl IV. — über den ungarischen Ausgleich geschrieben.

quellen und dadurch schärferen Einblick in den Verlauf der Krisis von 1866"; aber diese Quellen versiegten im Fortgang seiner Forschung; „denn die jetzige Direktion des kaiserlichen Kriegsarchivs waltet ihres Amtes ängstlicher", schreibt er; „nahe vor Beendigung meiner Arbeit wurde mir der Rest der Archivalien vorenthalten." Er war daher zur Ergänzung der nüchternen, nur die nackten Thatsachen ohne pragmatische Würdigung referirenden Darstellung der Generalstabswerke auf mündliche Berichte betheiligter höherer Militärs angewiesen, so der Feldmarschall-Lieutenants Baumgarten und Neuber und des Hauptmanns Du Nord.

Völlig unmöglich war es dem Verfasser, die Akten des auswärtigen Amtes zu benutzen. Man begreift leicht, daß man Friedjungs wegen nicht den sonst befolgten Grundsatz eiserner Verschlossenheit aufgeben wollte. Damit soll aber dieser Grundsatz nicht gebilligt werden; wir theilen vielmehr das Bedauern des Verfassers darüber und stimmen ihm völlig bei, wenn er in der Vorrede S. IX schreibt:

„Es ist leider ein Grundsatz der österreichischen auswärtigen Politik, zwei, selbst drei Generationen lang das tiefste Schweigen über ihre Thätigkeit zu bewahren. Man überließ die Darstellung der zeitgenössischen österreichischen Geschichte stets den Nebenbuhlern und Feinden, so daß sich vielfach eine für Oesterreich überaus ungünstige geschichtliche Ueberlieferung bildete. Erst wenn die Tradition gegossen und erstarrt war und ihre Wirkung auf das europäische Urtheil geübt hatte, ließ man sich zu Veröffentlichungen über längst verflossene Zeiten herbei. So wird denn die österreichische Politik von 1859 bis 1866 noch unter die Staatsgeheimnisse gerechnet, sehr zu ihrem Nachtheile, da sie dadurch vermuthlich sprunghafter und unmotivirter als billig erscheint".

Herr Friedjung suchte die empfindliche Lücke im Quellenmaterial zu ergänzen, indem er sich um Nachrichten und Erinnerungen bei Schmerling und Rechberg mit Erfolg bemühte und selbst ein Interview bei Bismarck im Jahre 1890

erlangte, von welch' letzterem die deutsche Presse in diesem Frühjahr bereits Notiz nahm. Sie sollen im 2 Bande abgedruckt werden. Solche Mittheilungen erregen gewiß großes Interesse; allein sie bedürfen zu ihrer vollen Beglaubigung doch urkundlicher Beweise. Denn in der Erinnerung an längst vergangene Dinge spielt bei den betheiligten Personen der Wunsch und die Phantasie oft genug eine hervorragende Rolle.

„Die Sammlung des geschichtlichen Stoffes aus dem Munde der betheiligten Personen", bemerkt er, „ist in Oesterreich besonders deshalb wünschenswerth, weil in diesem Lande Generäle und Diplomaten nur ausnahmsweise ihren Antheil an den Dingen schriftstellerisch behandeln. Von den in Oesterreich leitenden Männern der Jahre 1859 und 1866 veröffentlichte, im Gegensatze zu den Siegern und Besiegten von 1870, bisher nicht Einer seine Memoiren . . ." „In Oesterreich liegt die Ursache des Schweigens in der Geringschätzung der öffentlichen Meinung; es genügt den historischen Persönlichkeiten, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten; das Urtheil der Außen- und Nachwelt gilt für nebensächlich; die Minister des Jahres 1866 blieben auch nach dem Kriege zum Theil im Amte, manche bekleideten später andere hohe Würden; sie empfanden dann eher das Bedürfniß, ihr früheres Wirken in Vergessenheit zu bringen, als das Verlangen, ihre Politik zu rechtfertigen."

Völlig klar gelegt ist die preußische Politik durch die amtlichen und halbamtlichen Publikationen allerdings auch noch nicht; aber was im preußischem Interesse gethan werden konnte, ist literarisch geschehen, während man in Oesterreich unthätig zugab, daß die Sybel'sche Geschichtsauffassung zur herrschenden wurde. Wenn sich Friedjung dabei an der ihm scheinbar verhaßten Aristokratie reibt, so vergißt er, daß der Grund, weßhalb Männer wie Rechberg, Mensdorff, Esterhazy, Belcredi u. a. keine Memoiren schrieben, wohl derselbe ist, der die Akten des auswärtigen Amtes geschlossen hält.



Diese vielbeklagte Zurückhaltung hat aber noch schlimmere Folgen. Wo die zuverlässigen Quellen fehlen, haben die Vermuthungen und Verdächtigungen, verbunden mit politischen Vorurtheilen, freien Spielaum. Man kennt den Zusammenhang der oft überraschenden Thatsachen nicht, vermag die Verhältnisse, unter welchen Entschlüsse gefaßt wurden, nicht zu würdigen; man vermuthet, verdächtigt, — ja man zieht schließlich den Monarchen selbst in die Diskussion. Daß dies nicht im Interesse des Ansehens der Krone liegt, bedarf keines Beweises. Auch Friedjung hilft sich über die Lücken im Gange der österreichischen Politik mit dem unmittelbaren Eingreifen des Monarchen. Wie er sich das zurechtlegt, mögen seine eigenen Worte sagen:

„Ein Gedächtniß von seltener Treue unterstützt den Kaiser in seiner Thätigkeit; er hält Personen und Thatsachen mit gleicher Treue fest. Man macht oft die Bemerkung, daß eine starke Aufnahmsfähigkeit Schwanken hervorruft, die Kraft des Entschlusses hemmt. Denn bei jeder wichtigen Entscheidung wird der Sinn durch ernste Gründe nach verschiedenen Seiten gelenkt. Oesterreich zumal ist ein so verwickelter Organismus, daß auch ein unerschrockener Wille nicht selten bei der Durchführung des Vorsatzes stockt . . .“ „Dabei legt der Kaiser Werth darauf, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen; nur in den parlamentarischen Geschäften des selbstständig gewordenen Ungarn läßt er sich ausschließlich von seinen Ministern berathen. Daher in der ersten Hälfte seiner Regierung das Ueberraschende in vielen Maßregeln des Wiener Kabinets; je nachdem der Einfluß eines Ministers überwog, änderte sich die Politik . . .“ „Niemals wollte sich der Kaiser die Leitung der Dinge entwinden lassen; er zog Männer vor, welche Vollstrecker seines Willens waren . . .“ „Wer in Oesterreich wirken will, bedarf vieler Geduld, um nicht durch plötzliches Zugreifen die innere Politik noch mehr zu verwirren. Die Jahre nun sänftigten die Hast, welche den Herrscher oft früher weiter führte, als er beabsichtigte. Es war aber stets seine ernste Ueberzeugung,

die den Wechsel der Politik herbeiführte; nie entstand ein Zweifel an der Lauterkeit der Absichten des Kaisers . . ." „Das steigende Ansehen, das Oesterreich in der zweiten Hälfte seiner Regierung genießt, beruht zum guten Theile auf der persönlichen Achtung, welcher sich der Kaiser bei den Fürsten und Völkern erfreut . . . Als dann die Reife des Alters und gewissenhafte Selbstzucht die Sprunghaftigkeit der Entschlüsse mäßigte und als seine Regierung in dem einfachen Strome einer reicheren Erfahrung dahinfloß, erhob sich seine Erscheinung zu einer der bedeutendsten Regentengestalten der Zeit" (S. 59. 60). „Von den politischen Männern des modernen Oesterreichs haben manche ihren Einfluß auf die Schicksale ihres Vaterlandes geschildert; aber über die Hauptsache schweigen sie alle, sie vermeiden es, das Charakterbild dessen zu zeichnen, der in seinem Reiche alles selbst prüft und schlichtet, in dessen Händen nicht bloß dem Namen nach die Entscheidung ruht: Kaiser Franz Joseph ist für den Geschichtsschreiber seiner Zeit in seinen wichtigsten Entscheidungen eine verhüllte Gestalt. Sein persönliches Eingreifen während der großen Krisen seiner Zeit wird erst der Nachwelt genauer bekannt werden" (S. 202)

Wenn im Anschlusse daran Friedjung bemerkt, daß man kein Bedenken getragen hat, „die Charaktere Friedrich Wilhelms IV., Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. bis in ihre tiefsten Falten zu mustern", so wird er auf berechtigten Zweifel stoßen. Treitschke durfte freilich das Andenken an Friedrich Wilhelm IV. schmähen, und man erlaubte gerne, zu sagen, daß Wilhelm I. geführt und fast gezwungen den Bruch mit Oesterreich und dem Legitimitätsprincip vollzogen habe; wer aber eine Durchleuchtung der Herzensfalten jener Monarchen versuchen wollte, würde wohl die Wahrheit des alten Sprüchleins von der „Berliner Hausvogtei" bald erfahren können. Denn es gibt kaum ein Land, das sich in der Fülle der Majestätsbeleidigungsprocesse mit Preußen messen könnte. Erst jüngst klagte man im deutschen Reichstage darüber. Wollte man darnach die dynastische Loyalität in Preußen bemessen, so stünde es schlimm um den



Thron. Glücklicherweise ist jene Erscheinung nur ein Beweis für das Vorhandensein starker politischer Leidenschaften, übelberathenen Amtseifers und schneidigen Streberthums.

So erfreulich es ist, daß ein Oesterreicher sich an die Darstellung des bedeutsamsten Abschnittes der neueren Geschichte Oesterreichs wagt, so wird doch manch ein patriotischer Oesterreicher wünschen, daß Herr Friedjung keine Nachtreter bekommt. Ich zweifle nicht, daß er bestrebt war, die geschichtliche Wahrheit zu suchen; aber seine mangelhafte Kritik und seine politische Richtung haben es ihm unmöglich gemacht, sie zu finden. Sein Buch repräsentirt ungefähr die Auffassung jener Kreise, die zwar nicht mit Schönerer theoretisch ein wenig Landesverrath treiben, aber doch stark über die schwarzgelben Grenzpfähle hinausschielen. Mit vielem Fleiße und großer Belesenheit versucht es Friedjung, den Conflikt zu schildern, dessen Entscheidung so verhängnißvoll war; aber er vermag sich dem Einfluß der Sybelschen Geschichtsschreibung und der Macht, den der Erfolg auf Geister ohne feste Grundsätze ausübt, nicht zu entziehen. Die einzige geschichtliche Persönlichkeit, bei deren Schilderung man die warmen Sympathien des Verfassers stark hervortreten sieht, ist Bismarck.

„Bismarck — so schreibt der Oesterreicher — war ein ‚guter Hasser' und zertrat manchen Feind, den er niedergeworfen hatte; selbst aus unbedeutenden Anlässen brach er in Hohn und Zorn aus gegen seine Gegner . . . Wie er dann mit seinem von beleidigtem Stolze erglühenden Herzen in die Einsamkeit von Friedrichsruhe einkehrte, konnte nur einen unedlen Sinn zum Hohne reizen. Die Klage ist gegen ihn erhoben worden, daß der Geist der Humanität durch sein Wirken zurückgedrängt wurde, daß er die Grenzlinien zwischen den Staaten vertiefte, den Nationalhaß verschärfte, daß sich die Werthschätzung der Freiheit durch ihn verringerte. Als Bismarck den Geist der deutschen Nation zu beherrschen begann, erblaßte das Bild Schillers, ihres früheren Lieblings, in ihrem Herzen. Dagegen ist zu sagen, daß die Deutschen seiner Zeit in Sentimentalität und

Phrasen zu zerfließen drohten(?); er riß sie aus ihren Träumen und erhob sie zu einem mächtigen Volke. In der That, das Bild der Welt ist seit ihm herber, männlicher geworden. Die übrigen Nationen mögen ihm das vorwerfen: die Deutschen, denen er ein einiges Vaterland schneller gab, als sie hoffen konnten, sind ihm zu Dank verpflichtet“ (S. 63. 64).

Die Oesterreicher aber haben wahrlich keinen Grund dankbar zu sein für eine Politik, welche Oesterreichs Großmachtsstellung schwer erschütterte und die innere Gestaltung des Reiches schlimm beeinflußte, am wenigsten auch die Deutsch-Oesterreicher, deren Lage durch den Schnitt von 1866 wesentlich verschlechtert wurde. Herr Friedjung würde wohl in der Begeisterung für die Bismarck'sche Politik ernüchtert worden sein, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die Wohlthaten der inneren Politik seines Helden ein Decennium zu genießen. Aber nicht genug: Oesterreichs Patrioten müssen ihn auch als Retter und Wohlthäter verehren:

„Nicht lange wirkte der Haß nach, den Bismarck durch den Krieg von 1866 in Oesterreich erregte. Denn er führte gegen dieses Reich nach dem Siege nicht das Messer des Schlächters, sondern des Chirurgen, der die gesunden Theile rettet, indem er die kranken loslöst. Vor der friedlichen Größe der Entwürfe, die er bald darauf im innigsten Bunde mit Oesterreich durchführte, wich zuletzt der anfängliche Groll der österreichischen Patrioten wider sein Werk . . . Nach dem Kriege verstand es der Zauberer, den schwer gekränkten Kaiser Franz Joseph davon zu überzeugen, daß er mitten in den Vorbereitungen des Kampfes gegen Oesterreich nie den Gedanken aus den Augen verloren habe, nach beendigtem Kriege den alten Bund zwischen den beiden Staaten wieder aufzurichten. Er, der früher als Erzfeind Oesterreichs galt, ward damit der Begründer des neuen Bündnisses. Und so ehrte man ihn, der so lange als der Begründer einer eigensüchtigen, auf Täuschung berechneten Politik angesehen wurde, als die Stütze des europäischen Friedens . . . So konnte es geschehen, daß eine spätere Geschichtsschreibung



sogar den Versuch machte, seine Politik zwischen 1861—1866 als eine friedsame hinzustellen: Preußen sei trotz der Zurückhaltung Bismarcks von Oesterreich angegriffen worden. Aber gewinnt sein Bild wirklich an Ausdruck, wenn man einen philiströsen Zug hineinzeichnet? Es wird durch die geschichtliche Wahrheit keinen Abbruch erfahren." (S. 65.)

Wenn nun dieser preußische „Uebermensch", dessen Politik die Mehrung der preußischen Macht und die Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze anstrebt, mit dem Bundesrecht in Conflikt geräth und Oesterreich zwingt, in blutigem Waffengange eine Entscheidung herbeizuführen, so findet Friedjung nur sehr selten ein schwaches Wort tadelnder Kritik, deren ganze Schärfe er aufzusparen scheint, um seinen österreichischen Landsleuten zu zeigen, wie erbärmlich die österreichischen Zustände im Jahre 1866 waren, und welche Jammergestalten von Staatsmännern und Militärs die Geschicke des Reiches und der Armee leiteten. Denn nach seinem Urtheil lag die Schuld an dem Unglück Oesterreichs an der geistig impotenten Aristokratie und an der Unwissenheit und Unfähigkeit der Staatsmänner und der leitenden Militärs . . .

Die Aristokratie scheint es Herrn Friedjung besonders angethan zu haben. Nach seiner Meinung hat die Aristokratie in Oesterreich die Berechtigung, „mühelos" zu den höchsten Staatsämtern aufzusteigen (S. 97); ihr müsse der schlimme Ausgang des Krieges von 1859 zur Last gelegt werden; denn nicht der fähige Heß, sondern der unfähige Graf Gyulai sei Commandant geworden und „gleich unselig war der Einfluß der Aristokratie bei der Auswahl der Unterbefehlshaber. An der Spitze der sieben Armeecorps standen ein Liechtenstein und ein Schwarzenberg, dann die Grafen Clam Gallas, Stadion und Schaffgotsch, und nur zwei Männer, Benedek und Zobel, die nicht den großen Geschlechtern des Landes angehörten" (S. 15). Das sei, wie ein historischer Excurs (S. 311 ff.) zu zeigen sucht, in Oesterreich immer so

gewesen. Aber im Jahre 1866 führte der **protestantische** Benedek den Oberbefehl und v. Henikstein, der aus jüdischer Familie stammte, war Generalstabschef. — beide weder Sprossen noch Schützlinge der hohen Adelssippen Oesterreichs. Jedoch auch diese waren angeblich unfähige Männer, wenn auch nicht Hochadelige. Benedek war so ehrlich, seine Unfähigkeit zur Leitung großer Heeresmassen anzuerkennen und den Oberbefehl abzulehnen (S. 231), den er schließlich nur gezwungen übernahm, und der Generalstabschef Henikstein, „der seine Befähigung zu diesem Amte durch nichts erwiesen hatte", ließ fremde Köpfe für sich arbeiten und übergab sich schließlich ganz der Leitung des Generals Krismanic. Ueber die militärischen Erörterungen des Verfassers gehe ich hinweg; sie werden jedenfalls eine schärfere Kritik finden, als Herr Friedjung wünscht.

Den größten Theil der Verschuldung aber trägt nach Friedjung die unfähige Diplomatie, durch deren Fehler Oesterreich in die Lage kam, mit einer ungenügenden Armee unter schlechter Leitung den Krieg mit Preußen führen zu müssen. Ich verspüre nun weder den Beruf, noch habe ich bei dem Mangel an österreichischem urkundlichen Material Lust, die Politik der österreichischen Staatsmänner zu vertheidigen, aber die Gerechtigkeit fordert, daß bei der Beurtheilung ihrer Maßnahmen die Gesammtentwicklung der österreichischen und der gegnerischen Politik ausgiebiger und unparteiischer in Betracht gezogen wird, als es in diesem Buche geschieht.

Darin ist ihm beizutreten, daß es für Oesterreich keine schlechtere Politik als jene gab, die zur völligen Isolirung führte. Das war die Politik des Grafen Buol während des Krimkrieges, durch welche Oesterreich die Freundschaft Rußlands verlor, ohne die Westmächte sich dauernd zu verbinden. Schon die damalige chronische Spannung mit Preußen hätte die österreichischen Staatsmänner veranlassen müssen, Vorsorge für die Zukunft zu treffen und nach Ver-

bündeten zu suchen. Aber man war über die Maßen vertrauensselig. In Preußen dagegen verstärkte man seit 1860 gewaltig die Rüstung zu dem Waffengange mit Oesterreich, den man offen als unvermeidlich bezeichnete, und zu der Politik „von Blut und Eisen“ [1]) und wagte darauf hin sogar den schweren inneren Conflikt. Diesem Conflikte sah man in Oesterreich mit schadenfrohem Interesse zu, statt zu erwägen, daß weder der König noch Bismarck diese Kämpfe auf sich nehmen würden, wenn sie nicht unverrückten Blickes die großen Pläne der preußischen Politik verfolgt hätten. Kurzsichtig und in gutem Glauben ließ sich Graf Rechberg in die Schleswig-Holsteinische Falle locken und verletzte im Bunde mit Preußen das Bundesrecht und die Bundesstaaten, deren Hilfe er eventuell in Aussicht nehmen mußte. Rechberg ging im Oktober 1864, ehe die schleswig'sche Verwicklung gefahrvoll wurde, und erhielt einen Nachfolger in dem Grafen von Mensdorff-Pouilly, dem der Minister ohne Portefeuille Graf Moriz Esterhazy als Berather beigegeben war. Im folgenden Jahre fiel endlich Schmerling, dessen centralistische Ideen jämmerlich Fiasco gemacht hatten, und der mit seinem „Wir können warten“ die Verantwortlichkeit für die Haltung der Ungarn 1866 mit zu tragen hat. An seine Stelle trat Graf Richard Belcredi. Als Referent für die deutschen Angelegenheiten fungirte schon seit 1852 Frhr. v. Biegeleben. Das waren die Hauptpersonen, deren Rath dem Kaiser in der Krisis des Jahres 1866 zur Verfügung stand. Von diesen Staatsmännern entwirft Friedjung ein Bild, das wahrhaft Mitleid erregen muß.

„Alexander Graf von Mensdorff-Pouilly gehörte zu dem Kreise jener bevorzugten Sterblichen in Oesterreich, die mühelos zu den höchsten Staatsämtern und Würden emporsteigen“. Er war ein tüchtiger Soldat, hatte sich aber auch

---

1) Vgl. Aus den Briefen des Grafen Prokesch-Osten. Wien 1896. S. 423 und Hopf a. a. O. S. 15 u. 16.

in der Diplomatie und in der Verwaltung in hervorragenden Stellungen versucht und bewährt. Sein Charakter war edel, er war ein ehrlicher Mann, dessen Geradheit sich, wie ein fremder Diplomat bemerkt, der Feind zu nutze machte. Sein Amt, für welches er sich selbst nicht für befähigt erachtete, hatte er nur im Gehorsam gegen seinen Kaiser und Kriegsherrn übernommen. „Er besaß ein vernünftiges Urtheil über Menschen und Dinge, das einem gut veranlagten Verstande entsprang. Leider aber war sein Wille ungleich schwächer als seine Einsicht. Er mißtraute seinen eigenen Fähigkeiten und die Gründe anderer stimmten ihn leicht um. Er übernahm jede seiner Aufgaben nur mit Widerstreben, weil er sich nicht die Kraft beimaß, sie zu lösen. . . . So kam es, daß er, fremden Einflüssen folgend, Maßregeln in's Werk setzte, die seiner besten Ueberzeugung widerstrebten" (S. 97, 98). „Ich verstand von der Politik gar nichts," — soll Graf Mensdorff gesagt haben, — „hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt . . . mein Kriegsherr hatte mir befohlen, den Ministerposten zu übernehmen, und so mußte ich es mir denn wohl oder übel gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat zur Seite gestellt wurde, der den Muth nicht hatte, die volle Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen" (S. 108).

Dieser Diplomat war der Graf Moriz Esterhazy, ein ungarischer Patriot, aber ein treuer Diener seines Kaisers und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das beruhigte, constitutionelle Ungarn nur in der organischen Vereinigung mit Oesterreich stark und glücklich werden könne. Er war ein Mann von hoher Bildung und von scharfem Verstande. In der inneren Politik war er Gegner Schmerlings, dessen Sturz seinen Wünschen entsprach. Er genoß das Vertrauen des Kaisers in hohem Maße und beeinflußte angeblich dessen Entschließungen mehr wie die verantwortlichen Minister. Dem „heimlichen Moriz" wurde daher mehr zur Last gelegt, wie er es in Wirklichkeit verdiente. Frhr. v. Biegeleben

war ein altgeschulter Diplomat großdeutscher Richtung, entschiedener Gegner Preußens, gewandt mit der Feder und fest in seinen politischen und religiösen Grundsätzen. Dem Herrn Friedjung war er aber nicht modern genug. „Er überschätzte die Macht des Vertragsrechtes in einer Zeit, in welcher neue Kräfte nach Geltung rangen" (S. 96).

Graf Richard Belcredi, der Nachfolger Schmerlings seit dem 30. Juli 1865, hatte die schwierige Aufgabe, den auf bureaukratischen und centralistischen Wegen verfahrenen Staatskarren in bessere Geleise zu leiten Die Sistirung der centralistischen Verfassung hätte auch jeder andere, das Wohl und den Frieden des Reiches erstrebende Minister verfügen müssen. In den Augen Friedjungs gilt das natürlich als verkehrt; er ist aber gerecht genug, den Charakter und die juristische — nicht die staatsmännische — Begabung des neuen Ministerpräsidenten anzuerkennen. Sein „geachteter Name" war aber, wie er sagt, „ein gutes Aushängschild für das Adelsregiment, welches das deutsche Beamten- und Bürgerthum jetzt ganz beiseite schob....

„In den Anschauungen seines Standes war er ebenso befangen, wie Esterhazy, patriarchalisches und aristokratisches Regiment war auch für ihn das letzte Wort, welches die Geschichte der europäischen Staaten gesprochen hatte. Seiner Bildung entsprechend, fand er für diese Doktrin ein modernes Gewand. Er gestattete der Presse eine freiere Bewegung als Schmerling und erwirkte für die meisten politisch Verurtheilten der verschiedenen Nationalitäten Amnestie und Rückkehr in die Heimat. Volksvertretungen sollen nicht umgangen werden; aber die Gesetzgebung zumeist den Landtagen der Provinzen anvertraut werden, um die Bildung eines starken Centralparlamentes zu verhindern. Der Idee des liberalen Einheitsstaates stellte er die des historischen Rechtes und der Selbstverwaltung gegenüber. Für die Befestigung des aristokratischen Einflusses waren die Slaven zu gewinnen, nicht aber das rüstig emporstrebende deutsche Bürgerthum: so trat er diesem schroff gegenüber. Sowohl der Bach'sche Absolutismus wie das

Schmerling'sche System erhoben das Beamtenthum auf Kosten des Adels; Belcredi theilte die Abneigung des Adels und der Kirche gegen die Bureaukratie; autonome Einrichtungen sollten sie ersetzen; auf diesem Wege strebte er zu den Zuständen vor 1848 zurück" (S. 122, 129).

Daß bei dieser Schilderung nicht die historische Kritik und Gerechtigkeit, sondern die politische Voreingenommenheit die Feder geführt hat, verräth Herr Friedjung selbst. Denn ein Mann von dem hohen Gerechtigkeitssinne und der gerühmten Bildung des Grafen Belcredi, ein Mann, der in Preßsachen und bezüglich der politischen Vergehen viel milder und freier dachte, als der durch und durch liberale Bureaukrat Schmerling, kann doch unmöglich die unsinnige Absicht gehabt haben, die Zustände von 1848 zurückzuführen. Solche Gedankenlosigkeit kann man allenfalls einem leitartikelnden Redakteur verzeihen, auf dessen Manuskript der Setzerjunge wartet, aber keinem Schriftsteller, der auf ernste Behandlung Anspruch macht. Und ein „patriarchalisches Regiment" Belcredi's mit größerer Preßfreiheit, wie sie Schmerling gestattet! Da hat die politische Phrase Hrn. Friedjung einen schlimmen Schabernak gespielt. Aber weil Graf Belcredi als verständiger österreichischer Staatsmann es für unmöglich hielt, die Völker Oesterreichs centralistisch und schablonenmäßig zu regieren, muß er natürlich ein Reaktionär sein, geradeso wie heute die Freunde des autonomistischen Systems als Rückschrittler verschrieen werden. Im Uebrigen ist Friedjung billig genug, um den Grafen Belcredi nicht für die im Finanzministerium damals vorgekommenen Mißbräuche verantwortlich zu machen.

Wie Friedjung die leitenden Personen grau in grau malt, so stellt er auch die innerpolitische, finanzielle und militärische Lage als eine äußerst ungünstige dar und kommt naturgemäß zu dem Resultate, daß die Politik, welche zum Kriege führte, völlig unverständlich sei Friedjung behauptet aber selbst, daß die öffentliche Meinung in dem „aufstrebenden



Preußen den „Friedensstörer" sah und wenn König Wilhelm **das** Gegentheil betheuerte, so erinnert der Verfasser zutreffend **an die** Erfahrung, daß „die Menschen nur zu leicht das dem **Nächsten** zugefügte Ungemach vergessen, wenn sie von ihm **Unrecht** zu erleiden glauben" (S. 302). Oesterreich wollte **den Krieg** nicht; aber Bismarck drängte zum Entscheidungs**kampfe**. Wohl hätte er gewiß das erstrebte Ziel lieber **ohne Blutvergießen** erreicht, aber zu erwarten, daß Oesterreich **ohne** Schwertstreich eine über ein halbes Jahrtausend unter **vielen** Opfern behauptete Machtstellung freigeben würde, dazu **war** er zu wenig Sanguiniker. So blieb denn der Krieg unvermeidlich. Alle Etappen der Bismarckschen Politik im diplomatischen Wettkampfe von 1866 hatten daher nur den Zweck, für den entscheidenden Schlag Zeit oder zunächst eine Position zu gewinnen, die das Endziel leichter erreichen ließ. War doch Bismarck selbst der Ansicht, daß auch bei einer Theilung der Herrschaft über Deutschland der blutige Entscheidungskampf unvermeidlich sei (S. 88). Oesterreich stand also einem bis an die Zähne bewaffneten Feinde gegenüber, der entschlossen war, im blutigen Kampfe eine gebietende Stellung in Deutschland zu erringen, und der es nicht verschmähte, mit den Ungarn zu verhandeln — zuerst schon 1862 mit dem Grafen Seherr-Toß — Italien zum Angriffe gegen die bisher erste Macht im deutschen Bunde zu verpflichten und mit Frankreich Verhandlungen über dessen Neutralität zu pflegen. Hätte Oesterreich damals ohne Schwertstreich seine Machtstellung in Deutschland preisgegeben, würden nicht die Geschichtsschreiber von der Richtung Friedjungs über die Feigheit der damaligen Staatsmänner und Feldherren lamentiren?

Es ist nach all' den Vorgängen, die in Oesterreich die Ueberzeugung aufdrängen mußten, daß es Preußen um „einen Stoß in's Herz" zu thun sei, begreiflich, wenn das Blut der österreichischen Staatsmänner heißer wallte. Die Volksstimmung wandte sich zornig gegen Preußen, das nach der

allgemeinen Anschauung Oesterreich zum Kriege zwang, und um diesen Krieg mit Aussicht auf glücklichen Erfolg zu führen, versuchte Oesterreich Italien von Preußen zu trennen, indem es am 30. April 1866 dem Kaiser Napoleon Venetien anbot. Aber Italien war schon auf die preußische Politik eingeschworen.

Friedjung hält die Mobilmachungsordre vom 27. April 1866 für einen schweren Fehler und sucht nach einer Erklärung des plötzlichen Entschlusses:

„Von denjenigen Ministern, die in diesem Augenblicke zu übereilten Rüstungen riethen und dadurch Preußen und Italien den willkommenen Anlaß zum Kriege gaben, hat bisher keiner eine Erklärung der österreichischen Politik jener Tage gegeben. Vielleicht hatten sie für ihre Maßregeln ernstere, bisher unbekannte Gründe politischer Natur; ihr Schweigen freilich macht den Eindruck, daß sie sich später ihres schweren Irrthums bewußt wurden. Vielleicht fühlten sie sich zu dieser Zurückhaltung durch ihre monarchische Gesinnung bewogen; es ist möglich, daß sie sich scheuten, den Antheil des Herrschers an den Ereignissen von dem ihrigen zu sondern“ (S. 202). „In der öffentlichen Meinung stand es damals und steht es auch jetzt noch fest, Graf Esterhazy sei es gewesen, der das Schicksal des Staates nach langem Prüfen und halbem Entscheiden zuletzt förmlich dem Zufall des Würfelspiels anheimstellte. Er hätte den Einfluß besessen, dem Jugendmuthe des Kaisers, der sich von Preußen tief verletzt fühlte, die Gefahren des Krieges vorzustellen. Früher hatte Esterhazy mit haarspaltender Kritik gefunden, daß jeder bestimmte Vorschlag Mängel aufweise, jetzt trieb er sorglos im Strome und billigte die gewagtesten Dinge“ (S. 209).

Ob diese Annahmen der Wahrheit entsprechen, vermag Friedjung nicht zu erhärten; es fehlt eben völlig an urkundlichem Material; darum hat die Vermuthung freies Spiel. Die Würfel waren also gefallen, und den Wurf konnten weder die verspätete Conferenz-Idee noch die Gablenz'sche Mission rückgängig machen.

Die Mission des Frhrn. Anton von Gablenz, des Bruders des österreichischen Generals, im Mai 1866 hat auch durch Friedjungs Darstellung keine Aufklärung gefunden. Die Gablenz'schen Propositionen sind noch nicht in ihrem Wortlaute bekannt; was Sybel darüber mittheilt und Busch berichtet, erscheint lückenhaft. Sicher scheint zu sein, daß proponirt wurde, Preußen solle sich an die Spitze der norddeutschen, Oesterreich an die der süddeutschen Bundesstaaten stellen, die nöthigenfalls zur Bewilligung dieser Austheilung gezwungen werden könnten. Nach Busch' Erzählung (Unser Reichskanzler S. 422) soll sogar dann ein gemeinsames bewaffnetes Vorgehen gegen Frankreich zur Eroberung des Elsaß stattfinden! Einige Wochen früher hatte freilich Bismarck Bayern den Vorschlag gemacht, unter Hinausweisung Oesterreichs den Südbund zu commandiren! Am 25. Mai empfing der Kaiser den Frhr. von Gablenz, der nach Abhaltung eines Ministerrathes ablehnend beschieden wurde. Friedjung nimmt den Vorschlag sehr ernst und braucht viele Worte, um sein Staunen über die Ablehnung jener Proposition auszudrücken:

„Der Flügelschlag (sic!) des Argwohns trübte den Blick der österreichischen Minister und verhinderte die Entscheidung, die durch die Wohlfahrt des Staates gefordert wurde. Der rastlose Wechsel in der Wahl der Mittel verschaffte Bismarck den Ruf eines unzuverlässigen Politikers. Man wollte nicht glauben, daß er, der den Krieg geschürt hatte, ihn jetzt ernstlich verhindern wolle. Für den Kaiser war wohl maßgebend, daß er gerade in den letzten Wochen den deutschen Fürsten bündige Angebote gegen Preußen gemacht hatte. . . . Als Treulosigkeit wäre es gedeutet worden, wenn die Fürsten Deutschlands, während Oesterreich um ihre Bundeshilfe ansuchte, zur Hälfte unter Oesterreichs Botmäßigkeit gezwungen worden wären. In den Berathungen der Minister schlugen diese Gründe durch. Freilich lag darin offenbar eine Inconsequenz (?). Denn zu Anfang Mai war die Regierung, erschreckt durch die Gefahren eines Doppelkrieges, zum Schlusse gekommen, man müsse Italien durch Venedig begütigen, um freie Hand zu bekommen gegen

den gleichwerthigen Gegner im Norden. Hatte sich die militärische Lage seit drei Wochen geändert? . . . Das Unheil lag darin, daß das Kabinet Belcredi-Esterhazy die auswärtige Politik mit demselben Dilettantismus betrieb, mit dem es die inneren Schwierigkeiten auffaßte. Und noch mehr — die wachsenden inneren Verlegenheiten waren für den Grafen Belcredi und seine Collegen nicht etwa ein Grund mehr, um vor dem Kriege zurückzuscheuen; leichtsinniger Weise erblickte man darin den einzigen Ausweg. Unentschuldbar ist die Sorglosigkeit, mit der dieses Motiv dem Vermittler, H. von Gablenz, offen einbekannt wurde; Graf Belcredi sagte dem Unterthan des Königs von Preußen, die inneren Schwierigkeiten könnten nur durch einen Krieg beseitigt werden. Und mit dem Leichtsinn eines zahlungsunfähigen Schuldners ließ sich sein College, Finanzminister Graf Larisch, vernehmen, daß Oesterreich binnen drei Monaten einer preußischen Kriegscontribution von 500 Millionen oder eines anständigen Bankerottes auf Grund eines Krieges bedürfe" (S. 382, 383).

Wenn Herrn Friedjung eine größere Dosis historischer Kritik zu Gebote gestanden hätte, würde er sich weder von der Sybelschen Darstellung noch von seiner Antipathie gegen das Kabinet Belcredi-Esterhazy haben irreleiten lassen. Es liegt doch auf der Hand, daß, wenn es Bismarck mit solchen Vorschlägen Ernst gewesen wäre, er andere Wege gefunden hätte, um das Wiener Kabinet zu sondiren. Denn der eingeschlagene mußte in Wien unbedingt den Verdacht erwecken, daß er, ohne sich selbst in irgendwelcher Form zu engagiren, Oesterreich eine schlimme Falle stellen wollte. Hätten die österreichischen Staatsmänner auch nur die geringste Neigung verrathen, sich einzulassen, so konnte Bismarck kühl lächelnd den Bayern melden, welch' gute Freunde sie in Wien hätten. Gablenz selbst hat in Wien abgeleugnet, von Bismarck geschickt zu sein; er hat sich nur des großen Vertrauens des preußischen Staatsmannes gerühmt. So ist denn in Wien die Gablenz'sche Proposition rundweg abgelehnt worden. Um das zu beklagen, muß man die Kritik durch Voreingenom-



menheit zum Schweigen gebracht haben; noch schlimmer aber ist's, wenn Friedjung dem Gerede Sybels über die angeblichen Aeußerungen der Grafen Belcredi und Larisch zu Gablenz Glauben schenkt. Er bemerkt in einer Fußnote:

„Nur mit Widerstreben folgt man hier dem Berichte Sybels, dem die Aufzeichnungen Gablenz' zu Grunde zu liegen scheinen. Das Gefühl sträubt sich dagegen, daß österreichische Minister diese Sprache führen konnten. Aber Graf Belcredi stellte diese Angabe nie in Abrede".

Und doch ist die ganze Erzählung, die dem Herrn Friedjung so rührend mitleidiges Entsetzen einflößt, wie mir vor einigen Tagen Herr Graf Richard Belcredi bestätigte, von A bis Z erfunden! Der Herr Graf erklärte auf das Bestimmteste, daß er den Freiherrn von Gablenz gar nicht kennen gelernt und gar nicht gesprochen, auch niemals zu irgend wem diese oder eine ähnliche Aeußerung gethan habe. Ebenso versicherte er mir, daß seines Wissens auch Graf Larisch nicht mit Gablenz in Verkehr getreten sei. Nach dieser bestimmten, jeden Zweifel ausschließenden Erklärung muß jene Erzählung, die überdies schon innerlich unglaubhaft ist, von Jedermann in das Gebiet der böswilligen Erfindungen verwiesen werden. Leider hat diese Märe ein allzulanges Leben gehabt. Zuerst wurde sie wenige Tage nach der Gablenz'schen Mission unter Verschweigung der Namen in einer scharfen Note Bismarcks fructificirt, in welcher dem österreichischen Cabinette schlankweg der Vorwurf gemacht wird, daß es um jeden Preis den Krieg wolle, um über die inneren Schwierigkeiten hinwegzukommen und um den österreichischen Finanzen durch preußische Contributionen aufzuhelfen (Friedjung S. 299). Wie das in die Akten des Berliner auswärtigen Amtes, woraus es Sybel entnommen hat, gekommen sein mag, ob durch einen Bericht Gablenz' — was kaum zu glauben ist — oder durch sonstigen Klatsch, läßt sich nicht feststellen. Sei dem wie ihm wolle, es ist dankbar zu begrüßen, daß der Herr Graf Bel-

credi nun die Erzählung als das, was sie ist, charakterisirt hat, als eine politische Tendenzlüge. Man muß aber billig staunen, daß Leute, die für sich die Gabe scharfer Kritik in Anspruch nehmen, das Märlein anstandslos übernommen haben. Denn zu einer diplomatischen Leistung, wie sie auch Friedjung den beiden Ministern zutraute, würde eine geistige Versimpelung gehören, die kein Christenmensch einem Andern, am wenigsten einem Staatsmanne, ohne die zwingendsten Gründe zutrauen darf. Im Uebrigen zeigt der Fall wiederum, wie dringend nothwendig es ist, unrichtigen Darstellungen und politischem Klatsch sofort entgegenzutreten; sonst gewinnen solche Erfindungen des politischen Interesses oder der Bosheit den Schein geschichtlicher Thatsachen. Denn die Menschen sind nun einmal leicht geneigt, das Schlimme und Unvernünftige zu glauben.

Wie hier durch die Erklärung eines der betheiligten Minister ein schwerwiegender Vorwurf vollständig entkräftigt werden konnte, so würden sicherlich durch eine offene aktenmäßige Darlegung der Krisis von 1866 viele heute dunkle Vorgänge aufgehellt und das durch einseitige Darstellungen schwer erschütterte Ansehen der damaligen österreichischen Diplomatie gerettet werden können. Gegenüber den zahlreichen Anschuldigungen wider die österreichische Politik, die auch in dem Buche Friedjungs vielfachen Wiederhall finden, sollte sich daher die österreichische Regierung der Pflicht bewußt werden, die Politik jener verhängnißvollen Periode der neueren österreichischen Geschichte aufzuklären. Geschieht das nicht, dann werden Klatsch und Entstellung weiter wuchern und auch ferner als Wahrheit verkauft werden — wahrlich nicht zur Ehre des österreichischen Namens.

Gmunden. Adolph Franz.



LXXX.

Die Resultate der archäologischen Forschung in Aegypten.

Ein Rückblick auf die Ergebnisse der letzten Jahre.
(Schluß.)

III. Der Tempel von Deir-el-Bahari.

Die Regierung des Khedive ist seit den letzten Jahren in unabläßsiger Fürsorge für die Erhaltung der ägyptischen Kunstdenkmäler besorgt, namentlich seit jenem Zeitpunkte, da englische und deutsche Ingenieure nachgewiesen haben, daß es das Wasser ist, welches nach den periodischen Ueberschwemmungen mit dem Salzgehalt des Erdreichs vermischt vermöge der Capillarität in die Fundamentquadern der Bauten einsickert und so durch Krystallisation der Salzausscheide jene morsch und brüchig macht. Diesem eigenartigen Verwitterungsproceß sind bereits elf der gigantischen Säulen des Karnaktempels zum Opfer gefallen, indem ihre Basen so unterspült wurden, daß die Säulen im Sturme umstürzten. Um das zersetzende Nilwasser nun fernzuhalten, hat man ein Pumpwerk angebracht, welches den Tempel trocken halten soll und das die Regierung nach mehrjährigem Betrieb übernommen hat. Aehnliche Unterstützung gewährte man dem Professor Ed. Naville, der das von Jolliers, Devilliers, Wilkinson, Champollion, Lepsius und Mariette begonnene Werk, den Tempel von Deir-el-Bahari freizulegen, verwirklichte. Dieser Tempel liegt unweit der Ammonsstadt Theben, in jenen wildromantischen Thälern, deren fast unersteigbare Kalksteinwände die Königs-

gräber bergen. Er darf als Unikum ägyptischer Architektur bezeichnet werden und die Namen der oben erwähnten Aegyptologen, zu denen noch Maspero, der geniale Direktor des Bulakmuseums zu zählen ist, bürgen für die Bedeutung des nunmehr vom Schutte des Koptenconventes Der-el-Bahari befreiten Monumentes. Den Tempel krönen — und das ist das Auffallendste in der Struktur — drei ungleich construirte Terrassen, die ehedem Viridarien trugen und sich nördlich an die Thalwand anlehnten. Die südliche Stütze bilden mächtige Horusstatuen, an denen seitlich Hieroglyphen eingemeißelt sind. Orientirt ist das Sacrum nach Osten.

Vor dem plastisch (Reliefs) und epigraphisch bearbeiteten Frontispiz jeder einzelnen Terrasse stehen zweireihige Säulencolonnaden, über deren oberster sich der Eingang zum eigentlichen Heiligthum, zu dem eine Rampe emporführt, erhebt. Durch ein gewöhnliches Granitthor tritt man in einen Sphinxvorhof und von da gerade aus in den in die Felswand eingehöhlten, gewölbten Naos. Den südlich gelegenen Opferbau hatte schon Mariette aufgedeckt, er ist reich mit Wandgemälden dekorirt und, wie die beigeschriebenen Hieroglyphen besagen, von der Königin Ha-tasu, der Erbauerin des Monumentes angelegt. Die neuen Ausgrabungen haben namentlich eine Anzahl Basreliefs en creux zu Tage gefördert, zum Theil in stilvollster Arbeit und vollendeter Umrißzeichnung. Rechts von dem Opfersaal gelangt man durch eine säulengestützte Vorhalle in den von Naville freigelegten Hof, in dessen Mitte sich ein dem Sonnengotte Harmakhis geweihter Altaraufsatz in weißem Kalkstein erhebt, zu welchem westlich eine Dekade von Stufen heraufführt, so daß der Priester, oben angelangt, die aufgehende Sonne (Harmakhis) begrüßen konnte. Es ist dies der erste derartige Altar, den man — abgesehen von ikonographischen Abbildungen — kennen lernte. Weiter nördlich am Ende des Hofes öffnet sich eine wohlerhaltene Felsengrotte, deren blaugemalte Kuppeldecke mit gelben Sternen besät ist, und deren Wände Opferscenen darstellen.



in denen der Vater Hatasu's, König Thutmosis I., dem die Kapelle geweiht ist, sowie dessen Mutter Sensen-eb und Aahmes den Göttern Trank- und Rauchopfer darbringen. Die Gemälde eines westlich gelegenen Raumes zeigen die dem Ammon opfernde riesengroße Figur der Königin Hatasu mit einem Phylakterion bekleidet.

Im Haupthofe entdeckte Naville nach Wegräumen der koptischen Mauerzüge ansehnliche Blöcke mit werthvollen ikonographischen Scenen, u. a. den Transport eines Obelisken auf einem von Ruderbarken geschleppten Floße. Auch die in die Rückwand der Mittelterrasse eingelassenen Kapellen, deren nördliche dem Gotte Anubis, die südliche der Hathor geweiht ist, bieten reichen Wandschmuck. Bilder und Legenden künden von der wunderbaren Geburt der Königin Hatasu, ihrer Jugend und frühen Berufung auf den Thron, ihrer Expedition in das Land Punt (Afrika), aus dem sie Giraffen, Leoparden, Affen, Spezereien, Medicin (Anti), edle Holzsorten, Pantherfelle, Elfenbeinzähne, Gold und Toilettemittel (Mestem zum Schwärzen der Augenränder) mitbrachte, endlich auch Weihrauchbäume für den Garten Ammons. Königin Hatshepsu, wie einige Titel sie nennen, war die Tochter des Pharaonen Thutmosis I. (der XVIII. Dynastie, ca. 1550—1350 v. Chr.). Ihr Gatte war Thutmosis II., ihr Sohn Thutmosis III., der größte aller Pharaonen, dessen prächtige Granitbüsten man in den Museen von Bulaq und Turin mit Recht bewundert. Alle haben an der Vollendung des Tempels von Deir-el Bahari gearbeitet und diese eine Dynastie vollendete das Werk, im Gegensatz zu den rechtsnilischen Tempelbauten — Karnak, Luxor u. a. — an welchen Generationen vollauf beschäftigt waren.

IV. Mumienmasken und Textilfunde aus Faijum.

Der Teppichhändler Theodor Graf in Wien ist ein unternehmender Mann. Mit raschem Blick und raschem Griff gelingt es ihm seit beiläufig zwei Decennien, den

beutegierigen Englishmen ganze Schätze abzujagen. Wer bewunderte nicht seinerzeit eine Sammlung ägyptisch hellenistischer Porträts, die nun leider in alle Welt zerstreut sind, die aber zu den wichtigsten Funden des mittelägyptischen El-Faijum zählen. Diese 91 antiken Mumienbildnisse übten überall, wo sie ausgestellt waren, eine mit den sensationellsten Schöpfungen moderner Malerei wetteifernde Anziehungskraft. In ungeahnter Weise füllten sie die Lücken aus, welche die Ueberlieferung der alten Schriftsteller hinsichtlich der griechischen Malerei offen ließen. Die kostbaren Tafelporträts wurden von Fellahs vom August 1887 an zu Tage gefördert, nachdem sie wohl schon längst von den zugehörigen Mumien geraubt waren. Sie dienen mit zum Beweise dafür, daß die unter der Ptolemäerherrschaft eingewanderten Griechen und Semiten zugleich mit der ortsüblichen Bestattungsart den Usus acceptirten, das Bild ihrer Todten in dieser Weise zu verewigen, eine Sitte, welche sich bis in die Zeiten des Theodosius erhielt. Die Porträts erscheinen denn so naturwahr, lebendfrisch und vornehm in Auffassung und Behandlung, bieten anderseits eine so raffinirte, fast modern realistische Wiedergabe der Stammes- und Rasseneigenthümlichkeiten (der Arier und Semiten beispielsweise), je nach Belieben in Temperatechnik oder unter Verwendung von farbigem Wachs, daß sie in Ton und Ductus mit den Wirkungen der vollendetsten Oelmalerei wetteifern. Der erste Eindruck, den sie denn auf uns machten — wir hatten Gelegenheit, sie in Berlin zu bewundern — war der einer, sagen wir sehr gewandten Fälschung, trotz des augenscheinlichen Alters der Holztäfelung und trotz Moder- und Gräberduft, der davon ausging, der zweite der einer fein-modernen Ueberarbeitung und erst genaues, längeres Studium überzeugte von der zweifellosen Aechtheit derselben, zumal wenige Jahre später in Mir, dem alten Aphroditopolis in Mittelägypten, unter de Morgans Leitung sehr schöne Mumienmasken zu Tage traten, die ebenfalls der



hellenistisch-römischen Epoche (3. und 4. Jahrh. n. Chr.) zuzuschreiben sind.

Im Ganzen weniger interessant, aber fast ebenso wichtig wie diese Porträts erscheinen die in alten ägyptischen Begräbnißstätten gemachten Textilfunde, welche in kostümlicher und technischer Beziehung die Notizen alter Schriftsteller vortheilhaft klären und ergänzen. Auch diese Funde sind über die Museen von Wien, Berlin, Rom, Düsseldorf, Frankfurt u. a. zerstreut worden, sehr zu ihrem Nachtheil. Forrer-Straßburg und Frauburger-Düsseldorf haben sie durch reichillustrirte Werke theilweise dem Publikum näher gerückt. Auf die einzelnen Sujets einzugehen, ist hier um so weniger am Platz, als die Menge derselben schon jetzt eine überaus große genannt werden muß, täglich aber neue auf den Markt gelangen. Sie haben auch über altchristlich-koptische liturgische Gewänder neues Licht verbreitet und es bleibt nur zu bedauern, daß Prachtstücke, wie das Cultgewand im altchristlichen Museum des Campo Santo zu Rom, noch nicht zum Gegenstand einer Publikation geworden sind. Dr. Bock, der die in seinem Besitze befindlichen Stücke meisterhaft publicirte, zeichnete damit die Bahn vor, die derartige Publikationen nur zu ihrem Schaden verlassen dürfen. Die Textilfunde von Arsinoë haben nun zunächst die Thatsache constatirt, daß die Wirkerei im Gegensatz zur Weberei und Stickerei als eine altorientalische Kunst erscheint, die in den römisch griechischen Provinzen die verdiente Pflege fand. Bisher wußte man nur, daß die in Frankreich gepflegte mittelalterliche Wirkerei der Gilde der tapissiers saracinois, ebenso wie die haute-lisse (Gobelinweberei) von den Saracenen übernommen wurde. Die eigentliche Quelle dieser Künste ist aber nun durch die genannten Entdeckungen auf ägyptischem Boden klar gelegt worden. Diese bestätigten denn auch in ungeahnter Weise den Text einer Inschrift von Rosette, nach welcher in den ägyptischen Tempeln seit uralter Zeit Byssusfabriken existirten, welche

an den Staat eine jährliche Abgabe bezahlen mußten.[1]) In Bezug auf die Kostümkunde erfahren wir manches neue. Das Frauenkleid der romanisirten Aegypter bestand aus einem langen Hemde mit langem Aermel. Die unteren Gewand- und Aermelsäume waren, wie der Halsausschnitt, mit gewirkten (nicht etwa gestickten) Verzierungen versehen. Das Uebergewand war ein ovales Linnenstück, ebenfalls mit gewirkten Enden. Die Füße trugen Pantoffel.[2]) Das langärmelige Gewand des Mannes ist reich mit Säumen und abgerundeten Eckverzierungen ausgestattet. Den Kopf bedeckte eine Mütze, ein Mittelding zwischen der phrygischen Mütze und dem sogenannten Turbanfez; die Füße trugen leichte Stiefeletten. Die Saumverzierung ist zumeist durch Ausfädeln oder Wegfall der Schlußmaschen hergestellt, bald aber auch selbständig aufgenäht. Sonstige Funde von Palliolen und Decken wiesen als Wirkvorwürfe Vögel, Vierfüßler, Jagdbilder auf, ebenso wie religiöse Bilder, so beispielsweise die Apostelfürsten, Opferung Isaaks, Scenen aus dem Leben des ägyptischen Joseph. Erst jetzt begreift man, wie Kirchenväter davon sprechen konnten, daß Einzelne das ganze Leiden Christi auf ihren Gewändern abgebildet trugen.

C. M. Kaufmann.

1) Unter Byssus versteht man neuerdings nicht mehr einen eigenen Stoff, sondern nur die Kostbarkeit eines Gewebes. Das beweist auch die jüngere Bezeichnung sindones bissinae, worunter man sowohl die kostbaren Linnenstoffe von Achaja, wie die baumwollenen von Kos, aus Medien und Persien verstand. In den orientalischen Sprachen sind eben die Namen für Flachs und Baumwolle streng geschieden. Herodot und später Arrian nennen die Baumwolle geradezu Flachs.

2) Das historische Museum von Frankfurt a. M. besitzt wohl die hervorragendste Sammlung altägyptischer Fußbekleidungen und solcher aus koptischen Gräbern des 4.—8. Jahrhunderts. Dieselbe umfaßt neben der 36 Nummern zählenden Sammlung altrömischen und mittelalterlichen Schuhwerks 92 Nummern und wurden von Herrn Frauberger-Düsseldorf erworben. Auch sie stammen aus Achmim-Panopolis. Die ehemaligen Besitzer sind, wie aus einem Theil der Darstellungen ersichtlich ist, theilweise Christen gewesen.



LXXXI.

Zur deutschen Culturgeschichte des späteren Mittelalters.

Von den Culturzuständen des ausgehenden Mittelalters hat Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volkes ein glänzendes Gemälde entworfen. Er hat diese Schilderung gleichsam als Vorhalle vor den Hauptbau gelegt und den Blick rückwärts gewendet, ehe er den Weg auf das weniger angenehme und erquickliche Gebiet der Reformation antrat. Wie man weiß, hat er erst nach Abschluß seiner bahnbrechenden Untersuchungen über die Reformationszeit jenen Rückblick gemacht, er entstand aus dem Bedürfnisse, eine Grundlage und eine Voraussetzung für das Folgende zu gewinnen. Nach dem warmen Tone und dem gemüthlichen Antheile, den der erste Band sehr deutlich verräth, zu schließen, mochte es Janssen, nachdem er sich durch die Wirren und das Leid der Reformation hindurchgearbeitet hatte, eine wahre Erholung sein, den Blick auf freundlicheren ansprechenderen Verhältnissen ruhen zu lassen. Gerade dieser Band war es nun, der der Arbeit Janssens gleich von vornherein die lebhafteste Theilnahme sicherte und eine günstige Stimmung für die Fortsetzung schuf. Von 1876 bis 1879 erlebte der erste Band sechs Auflagen und war neben Webers Dreizehnlinden wohl das bedeutendste literarische Ereigniß der Culturkampfsjahre. Das Buch wirkte ungemein anregend und fruchtbar; der Referent bekennt das von sich selbst mit

großer Freude, er hat es 1878 mit wahrem Heißhunger verschlungen.

In seiner Vorrede bemerkte Janssen, daß es eine Unmasse von Monographien über die Cultur des 15. Jahrhunderts gebe, aber keine einzige zusammenfassende Arbeit. Nun ist in den letzten Jahren in dieser Hinsicht mehr geschehen, man hat Janssen auch nach rückwärts ergänzt, der Schreiber darf auch an seine „Culturgeschichte des Mittelalters" erinnern. Den Gedanken der Rückwärtsergänzung hat in jüngster Zeit besonders eifrig und erfolgreich, wenn auch mit zeitlicher Beschränkung Emil Michael, Professor der Kirchengeschichte in Innsbruck, ergriffen. Michael hat sich gut in die Methode Janssens hineingearbeitet, schon äußerlich macht sein Buch den gleichen Eindruck, aber die Uebereinstimmung geht auch ins Innere. Das Buch liest sich sehr angenehm und spannt sogar oft die Aufmerksamkeit mehr noch als Janssen. Der Inhalt des ersten Bandes, der Deutschlands wirthschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts schildert, berührt sich sehr nahe mit dem Inhalt des zweiten Theils meiner Culturgeschichte des Mittelalters und eine Vergleichung legt sich von selbst nahe. Zwar bin ich selbst nicht ganz unparteiisch, aber ich werde mich um so mehr der Zurückhaltung befleißigen; ich beginne mit einem Lobe. Wie jeder leicht findet, zeichnet sich Michaels Buch vor allem durch seine schlichte und klare Darstellung, sodann durch reiche Quellenkunde aus. Der erstere Vorzug ist sehr geeignet, ein Buch populär zu machen, der zweite, die gelehrte Kritik zu entwaffnen. Dagegen meine ich, daß manchmal die tieferen Probleme zu kurz kamen. Solchen Problemen nachzugehen, ist freilich nicht immer von Vortheil, die Leser folgen nicht gerne und man kann sogar in den Verdacht philosophischer Construktion kommen. Ich will auf diesen Punkt, soviel darüber zu sagen wäre, nicht näher eingehen, sondern nur darauf hinweisen, daß es mein Be-

streben war, den Geist und Charakter der Zeitepochen zu bestimmen und bei der Wirthschaftsgeschichte den juristischen Fragen näher zu treten; man vergleiche z. B. die Unterscheidung des germanischen und römischen Rechtes (II, 143), den Uebergang vom grundherrlichen Regiebetrieb zum Pachtsystem (II, 287), die Entwickelung der Stadtfreiheit aus hofrechtlichen Verhältnissen (II, 342), die Schilderung der verwickelten Gerichtsverhältnisse (I, 259; II, 114), die Ausbildung der Landesherrschaften (II, 427) u. a. mit Michaels kürzerer Darstellung 330, 57, 114, 312. Ich habe die Entwickelung der Dinge durch das ganze Mittelalter hindurch zu geben versucht und die Wandlung rechtlicher und wirthschaftlicher Verhältnisse verfolgt. Auch habe ich außerdeutsche Verhältnisse zur Ergänzung beigezogen, wozu mich nicht nur der Titel der Arbeit, sondern auch die Gleichartigkeit der europäischen Zustände im Mittelalter berechtigte. Michael hat sich räumlich und zeitlich mehr beschränkt und innerhalb dieser Grenzen dasjenige ausgewählt, das am meisten Interesse zu erregen im Stande ist, und glänzende Gemälde geliefert, die jeder gerne liest. Stellt ja doch schon die Zeit, die er sich wählte, die Cultur des Mittelalters auf dem Höhepunkt und in ihrer Blüthe dar, das 13. Jahrhundert ist wenigstens in seiner ersten Hälfte das hellste und lichteste im Mittelalter, und grundverkehrt ist es, wenn ein Recensent meinte, es sei das dunkelste Jahrhundert gewesen, oder es habe als solches je gegolten. Dunkel war es auch vor der meisterhaften Darstellung Michaels nicht. Diese Bemerkung soll aber das Verdienst Michaels nicht schmälern, ist es doch auch ein Verdienst, etwas, was bisher einem engen Gelehrtenkreis bekannt war, dem großen Publikum zugänglich zu machen.

Zu den Vorzügen der Michael'schen Behandlung rechne ich es auch, daß er z. B. schon im 13. Jahrhundert die Zunftordnung behandelte, die ich für einen dritten Band aufsparte, daß er die Ansiedelung des Ostens stärker hervor-

treten ließ, dem Sachsenspiegel mehr Beachtung schenkte u. s. f. Die Vorzüge der Michael'schen Darstellung sichern dem Werke einen großen Erfolg, um so mehr, als die äußeren Umstände ihm zu Hilfe kommen und ihm schon in den ersten Wochen des Erscheinens einen beispiellosen Absatz verschafften. Habent sua fata libelli.

Von einem kritischen Eingehen auf Einzelheiten will ich mich an diesem Orte enthalten, ich hoffe noch Gelegenheit anderwärts zu finden, nur wegen der Grundrichtung und Gesammtauffassung erlaube ich mir einige Bedenken zu äußern. Der erste Abschnitt behandelt die Landwirthschaft und das Bauernleben und es wird hier ein reizendes farbenreiches Gemälde entworfen, das gewiß jedermann fesseln wird. Nur glaube ich, daß dem Verfasser der Vorwurf kaum erspart werden wird, er habe zu helle Lichter aufgetragen. Wurde doch schon mir, sogar in der Literarischen Rundschau der Vorwurf gemacht, ich habe die Bauernlage zu günstig geschildert, obwohl ich viel weniger idyllische Schilderungen bot. Der grundherrliche Druck tritt ganz zurück, die Fronen werden ungemein milde beurtheilt. Der Verfasser hat insofern Recht, als die Fronen andern Abgaben gegenüber nicht sehr schwer ins Gewicht fallen. Aber die Gesammtleistung der Bauern erscheint doch sehr gering. Die vielen Beschränkungen der Erwerbs-, Verehelichungs- und Bewegungsfreiheit kommen nicht zur Geltung. Auch ist nirgends angedeutet, daß die günstige Lage des Bauernstandes vielfach Folge geringerer Bevölkerung und größerer Ausdehnungsfähigkeit war. Die Bevölkerungsfrage wird nicht erörtert und daher taucht auch das freie Gesinde und die Taglöhner S. 45, 136 etwas unvermittelt auf. Ihre Lage war übrigens nicht so glänzend, wie es dort erscheint. Es fehlt hier und anderwärts an den Voraussetzungen. So erscheint S. 39 eine jüngere Leibeigenschaft etwas unmotivirt, denn der Hinweis auf die Gewaltthaten Einzelner reicht doch nicht wohl aus, eine allgemeine Verschlechterung constatiren zu können.



Michael wird ohne Zweifel gezwungen sein, um alle Thatsachen gleichmäßig zur Geltung zu bringen, die Entwickelung der folgenden Jahrhunderte etwas ungünstiger darzustellen, nur wird es dann etwas schwer werden, alsdann eine lückenlose Anknüpfung an den ersten Band von Janssen zu gewinnen. Dort erscheinen alle Verhältnisse als glänzende, die Verhältnisse der Bauern nicht weniger, als die der Städte. Nur an einigen Punkten treten Schatten zu Tage, so in den zwei Kapiteln über das Einbrechen der Kapitalwirthschaft und des römischen Rechtes. Noch deutlicher ist aber die Rede von einer Verschlechterung bei den „Ursachen der socialen Revolution" im zweiten Band, wo indessen schon der Zusammenhang mit der Reformation betont wird. Geldwirthschaft und römisches Recht, das sind die zwei Ursachen, deren ungünstige Einflüsse schon Möser erkannte, und wenn man weiß, wie hoch Janssen den Möser schätzte, wird man wohl nicht fehl gehen, wenn man in der entschiedenen Betonung jener beiden Ursachen bei Janssen Möser'schen Einfluß vermuthet (schon in der Vorrede zur sechsten Auflage wird auf die Einführung des römischen Rechtes großes Gewicht gelegt). Nur gibt Möser dem Begriffe der Geldwirthschaft eine umfassendere Bedeutung, ähnlich wie Michael, und sieht den Anfang der Geldwirthschaft schon darin, daß die Bauern mit Hilfe des Geldes ihre Naturalleistungen ablösen und sich frei kaufen konnten. Seitdem die Naturalleistungen in Renten umgewandelt wurden, haben die Grundherren diese Renten verkauft und sich nicht weiter mehr um die Bauern bekümmert. Infolge dessen sei der obrigkeitliche Schutz des Bauern weggefallen, die Bauern haben mit ihren Gütern gemacht, was sie wollten, sie verschuldet, abgeholzt, verwüstet. Dieser Proceß beginnt nun aber schon im 13. Jahrhundert, wie gerade auch Michael beweist (S. 136), nur hat er diese Erscheinung gerade entgegengesetzt beurtheilt wie Möser: so verschieden kann man die Dinge auffassen.

Aber keine verschiedene Beurtheilung ist mehr mögl[illegible] wenn man die folgende Entwickelung bedenkt. Zur Zeit der Naturalwirthschaft half es den Grundherren nicht [illegible] wenn sie die Leistungen ihrer Bauern erhöhten. Was hätten sie mit allzuviel Getreide und Hühnern angefangen, als daß sie dieselben in Orgien vergeudeten, was ja wohl vorkam?[1] Aber ganz anders stellte sich die Sache, als Geldrenten bestanden. Eine beliebige Vermehrung dieser war sehr erwünscht und nur allzugut zu verwerthen. Die Grundherren, besonders die Adeligen, ahmten den städtischen Luxus nach, den sie [illegible] Neid sich entfalten sahen. Die Ritter geriethen vielfach in Schulden und die Grundrenten kamen in großen Summen in städtische Hände. Die Rentenbriefe liefen schon im 14. Jahrhundert frei von Hand zu Hand, hatten eine Ordreklausel und wurden wie Ordrepapiere behandelt.[2]) An diesen Renten war jede Spur davon verloren gegangen, daß sie ursprünglich eine Art Kriegssteuer waren.

Ursprünglich waren nämlich, um auf Früheres zurückzugreifen, die Bodengefälle dadurch entstanden, daß die Bauern ihre Güter den Grundherren, adeligen und geistlichen Herren, aufgaben und diese ihre Vertheidigung und Vertretung im Kriege übernahmen. Das ist die überwiegende Anschauung, schon Möser und Arnold, dann auch der Referent haben sie angenommen, nach ihr erklärt auch Michael die Entstehung der Hörigkeit und die Verknechtung des

1) Meine Kulturgeschichte des Mittelalters II, 91.

2) Kostenecki, Der öffentliche Kredit im Mittelalter S 89. Ueber die Rentenquellen (Kalkberg, Salinen, Ziegeleien 2c.) S. 32 ff. Vollständig in den Kapitalismus hineingezogen wurde der Boden, als er Spekulationszwecken zu dienen anfing, als die Kauf-, Erbtheilungs- und Hypothekschulden begannen. Das geschah erst in neuester Zeit. Die Naturalwirthschaft hörte glücklicherweise nicht mit einem Schlage auf, sondern setzte sich wenn auch beschränkt bis in unsere Zeit fort (Zahlung mit Naturalien, möglichste Selbstgenügsamkeit des Hofes u. s. f.).



Bauernstandes aus der Kriegsnoth, er setzt also die ur**sprüngliche** Freiheit bei der großen Masse des Volkes voraus. **Das Volk** begab sich seiner Freiheit, weil es bei den Mächtigen und Vornehmen den Schutz fand, den ihm der Staat nicht gewährte, und Adelige und Klöster wurden dadurch große Grundbesitzer, Grundherren, sie hatten aber auch gleich von Anfang an etwas von Landesherrn an sich und man kann die Leistungen der Bauern an sie in gewissem Betrachte mit Steuern vergleichen.[1])

Nun steht aber dieser Ansicht eine andere gegenüber, die Möser nicht erwähnt, freilich auch nicht zu erwähnen brauchte, nämlich die, daß die Bauern ursprünglich unfrei waren, daß der Großgrundbesitz von Anfang an überwog und daß die Hörigkeit durch Lehenshingabe der Grundstücke sich bildete. Besonders auf erobertem Gebiete mochte das letztere zutreffen. Der Unterschied ist ein sehr wichtiger, einmal weil bei der letzteren Ansicht das Mittelalter besser wegkommt und weil man alsdann nicht die Kirche anklagen kann, sie habe die Verknechtung des Bauernstandes und die Feudalisirung des Bodens befördert,[2]) sodann weil der Bodenzins, worüber in Bayern seit einiger Zeit viel gestritten wurde, ganz anders erklärt werden muß, je nachdem man die eine oder andere Auffassung theilt.

Die Streitfrage wiederholt sich auf städtischem Grund und Boden; wo es fraglich ist, ob das Hofhandwerk oder der freie Handel und das freie Handwerk mit seinen Gilden der Ursprung der Zunftorganisation ist.

Auch das Städtewesen gehört näher in Abschnitt III und in einem IV. Abschnitt behandelt Michael das Ritterthum.

---

1) In Frankreich erinnern die droits de poursoin et de sauvement, sowie die droits de guet et de garde, welche die Grundherrn erhoben, an die Schutzpflicht des Grundherrn.

2) Ueber diese Anklage vgl. Wissenschaftliche Beilage der Germania Nr. 12 S. 90.

Der vierte Abschnitt beginnt nun: „Mit der be[illegible] Handel immer mehr sich lockernden Naturalwirthschaft [illegible] eine Einrichtung zusammen, welche in der ersten Hälfte [illegible] 13. Jahrhunderts noch das ganze Leben des deutschen [illegible] beherrscht hat: das Lehenswesen“. Nach S. 136 hat [illegible] Geldwirthschaft das Städtewesen begründet. Nun behandelt aber M. merkwürdigerweise das Ritterthum, das mit der Naturalwirthschaft zusammenhängt, erst nach dem Städtewesen, das auf der die Naturalwirthschaft ablösenden Geldwirthschaft beruht, eine m. E. nicht ganz berechtigte [illegible]stellung. Indessen hat M. wohl an die Stufenordnung der Stände gedacht: Bauern, Bürger, Ritter, und [illegible] ist er im Recht. Ich wüßte aber noch eine andere [illegible]tivirung, nur wird Michael wahrscheinlich selbst [illegible] damit einverstanden sein. Er läßt nämlich nach meiner [illegible]sicht die Geldwirthschaft im eigentlichen Sinn zu früh beginnen. Eine Geld- oder Kapitalwirthschaft herrschte noch nicht, als die Städte sich bildeten. Das Geld kam immer erst noch als Tauschmittel, als „Waarengeld“ in Betracht, sehr bald allerdings als Anlagekapital, später auch als technisches Produktionsmittel (S. 138 Note 1). S. 157 sagt Michael ganz richtig, auch der mittelalterliche Betrieb habe auf der Verbindung von Kapital und Arbeit beruht, aber dieses Kapital war ein ganz anderes als unser heutiges mobiles Geldkapital. Der Arbeiter war noch „enge verbunden mit den Produktionsmitteln“, ja sogar im Besitze derselben. Die grundherrlichen Rechte an den Produktionsmitteln kommen kaum in Betracht, eine Ausnahme bildeten nur die Gesellen, die eigentlich kapitallosen Arbeiter, die aber im 13. Jahrhundert noch keine Rolle spielen. „Das heutige mobile Kapital dagegen, sagt Michael richtig, konnte beim mittelalterlichen Handwerk nur in der Form wucherischer Ausbeutung, des Vorkaufes der gewerblichen Waaren und in der künstlichen Preissteigerung zur Erscheinung kommen“. Erst eigentlich mit dem Rentenwesen und der Handels-



gesellschaft begann die Geldwirthschaft im wahren Sinne einzubrechen (vgl. meinen Artikel in der Zeitschrift für Kulturgeschichte 1897 S. 241 ff.) und die volle Entwicklung brachte erst die neueste Zeit. Was Michael S. 136 im Auge hat, kann man allerdings auch Geldwirthschaft nennen, es war aber jedenfalls eine sehr beschränkte Form. Wäre das Geld schon als Kapitalanlage in Betracht gekommen, dann hätte der Kapitalismus schon bei der Entstehung der Zünfte mitgespielt und dann hätte sich M. gewiß auch mit der Ansicht beschäftigt, die in dieser Richtung vertreten wird. Geering z. B. meint in dem Buche „Handel und Industrie von Basel" S. 49, die Zünfte seien zum Schutze des Kleinbetriebes gegen das Uebergewicht der Großkaufleute und des Kapitalismus organisirt worden. Später kam sicher dieser Gesichtspunkt zur Geltung, aber ursprünglich handelte es sich um die Befreiung von den hofrechtlichen und grundherrlichen Fesseln, ein Moment, das freilich bei M. auch zu kurz kommt. In einzelnen Gewerbszweigen kam allerdings der kapitalistische Gesichtspunkt früher zu bedrohlicher Bedeutung, vor allem im Woll- und Bergwerkhandwerk. Dort war man auf die Wollelieferanten, die „Wollherren" angewiesen und hier brachte das Rohmaterial selbst die Gefahr nahe.[1]) Im Uebrigen aber waren die Zünfte vor allem gegen die Grundherren gerichtet und dann bezweckten sie auch frühzeitig, die übermäßige Concurrenz unter den Meistern selbst zu verhindern. Man wollte den Großbetrieb verhindern, ob er von einem Kaufmann bezw. Kapitalisten oder einem Meister versucht wurde, und konnte es ebenso wenig leiden, daß sich ein Meister zum Direktor, d. h. zu einem kapitalistischen Unternehmer emporschwang und die Gesellen zu Arbeitern herabdrückte, als daß ein Kaufmann Unternehmer wurde. Die kapitalistische Entwicklung trat dennoch später ein, ob schon vor oder nach der Reformation,

1) Ich werde darüber an einem andern Orte mehr auseinandersetzen.

kann ich hier nicht untersuchen, aber so lange es ging, bestrebte sich das Mittelalter, einer möglichst großen Anzahl auf dem Boden des Handwerks eine selbständige Existenz zu sichern.

Daß der Kapitalismus schon vor der Reformation in das Gewerbsleben einbrach, hat Lamprecht angenommen und ich habe diese Ansicht an zwei verschiedenen Orten der Janssen'schen Ansicht entgegengestellt, ohne mich aber zu entscheiden. Dies hat nun, wie es scheint, großen Anstoß erregt und man hat von vornherein angenommen, Lamprecht bezw. der Referent habe Unrecht. Denn als Kirchenhistoriker ist Lamprecht abgethan, also, scheint man geschlossen zu haben, ist er auch als Wirthschaftshistoriker beseitigt. Daß aber der Wirthschaftshistoriker Lamprecht trotz Below u. a. lustig weiter lebt, das kann man gerade am Buche Michaels am besten sehen. Von der Vorrede an begegnet man ihm gar häufig und fehlt es nicht an wörtlichen Citaten im Text und in den Noten; S. 10 wird sein Hauptwerk „vielfach grundlegend" genannt.

Die Frage, ob der Kapitalismus ins Gewerbe schon vor der Reformation einzudringen suchte, werde ich ein andermal untersuchen. Ich hoffe dann zu zeigen, daß die Arbeiterfrage schon im 14. Jahrhundert auftaucht. Im Mittelalter herrschte aber immer noch so viel christlicher Geist, daß diese Frage nicht allzu brennend wurde und die Lage der Gesellen erträglich blieb. Nach der Reformation konnte sich allerdings der Kapitalismus ungestört entfalten, aber seine Herrschaft dauerte nicht lange. Das Unglück der Zeiten vernichtete Produktion und Kapital, der Kapitalismus zerstörte sich selbst und verschüttete mit seinem Ruin das deutsche Gewerbe und den deutschen Handel.

Aus dem Gesagten kann man zur Genüge sehen, daß die Bewegungen und Bestrebungen, die unsere Zeit erfüllen und die man für ein Produkt ganz moderner Verhältnisse

halten könnte, schon früher da gewesen sind, und es ist nicht ganz unrichtig, wenn man sagt, „das Alte kehrt immer wieder“ und „nichts Neues unter der Sonne“. Die Geschichte vermag uns daher über viel aufzuklären, zu beruhigen und befähigt uns auch, in gewissem Sinne in die Zukunft zu sehen und Auswege zu finden.

Daher hat Michael Recht, wenn er meint, sein Buch könne beitragen zur Lösung socialer Fragen. Er sagt, man könnte den Band, den er veröffentliche, auch betiteln: „Die sociale Frage im 13. Jahrhundert“. Zwar gleicht unsere sociale Lage mit den Arbeiterheeren und dem Weltverkehr nicht in allweg den damaligen Zuständen, aber es gibt doch Aehnlichkeiten und sicher kann in einer Hinsicht uns das 13. Jahrhundert vorbildlich sein. Die Lage des Bauernstandes hob sich im 13. Jahrhundert, weil die gewaltige Colonisation und das aufblühende städtische Gewerbe der Landwirthschaft günstige Bedingungen schuf. Auch in dem letzten Vierteljahrhundert hat sich bei uns eine achtunggebietende Industriethätigkeit entwickelt, innerhalb eines Jahrzehnts hat die deutsche Industrie die englische verdrängt. Aber was uns noch fehlt, das ist eine Organisation der Berufsstände, wofür die mittelalterlichen Zünfte ein Muster sind, sowie eine möglichste Einschränkung des Zwischenhandels und des Kapitalismus, wie sie im Mittelalter erstrebt wurde [1]) Und was noch wichtiger ist, uns fehlt ein hinreichendes Gebiet zur Colonisation im weitesten Sinne. Die paar Colonien, die wir besitzen, können gar nicht verglichen werden mit Gebieten, die dem deutschen Volke im Mittelalter zu Gebote standen. Doch darüber habe ich mich in diesen Blättern schon öfters verbreitet (vgl. Michael S. 91, Nr. 2). Noch etwas fehlt uns: die geistliche und ritterliche Gesellschaft des Mittelalters. Vorläufig haben wir nur ein

---

1) Ueber die Maßregeln gegen denselben handelt der vorliegende Band noch nicht (vgl. S. 157).



Militär, das uns vielleicht mehr kostet, als dem Mittelalter sein Ritterstand — wer kann das berechnen? Das Ritterthum stellt eine ebenso einfache wie ersprießliche Lösung der Militärfrage des Mittelalters dar. Die Ritter, durch ihren Vasalleneid zu jederzeitiger Hilfeleistung verpflichtet, haben wohl auch ihre Kraft nutzlos vergeudet und schädlich verwendet, waren aber doch nicht wie das moderne Militär zu einförmigem Gamaschendienst und dem geisttödtenden Kasernenleben verurtheilt, sie haben nicht die ohnehin überfüllten Großstädte noch mehr überladen und wenn sie auch im Frauendienst „verlagen", so waren das doch keine entnervenden und blasirenden Großstadtgenüsse. Auf dem Lande zerstreut, haben sie eine nützliche Thätigkeit entfaltet, wenn sie auch oft ihre Stellung mißbrauchten. Die Verbindung politischer Rechte, einer mehr oder weniger ausgebildeten Verwaltungs-, Polizei- und Justizthätigkeit mit ihrem militärischen Berufe schloß wohl eine große Gefahr in sich und wenn sie Grundherren waren, war ihnen ihre militärische und politische Stellung nur zu oft eine Versuchung, die grundherrlichen Rechte auszudehnen und die Bauern zu drücken. Immerhin sind sie aber diesen Versuchungen weniger unterlegen, als man glauben sollte. Dafür bieten Michaels Ausführungen einen glänzenden Beweis.

Dr. Grupp.

LXXXII.

Katholicismus und Wissenschaft.

I.

In einem Aufsatze in diesen Blättern (Bd. 117, S. 676 ff.) und demnächst in meiner Rede auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Konstanz habe ich die oft beklagte Thatsache, daß in Deutschland die Katholiken an den Universitäten und in den höheren Beamtenstellen nicht in dem Verhältnisse vertreten sind, welches ihrem Antheil an der Bevölkerung entspricht, mit der andern, erst neuerdings in weiteren Kreisen beachteten Thatsache in Zusammenhang gebracht, daß auch die Betheiligung der Katholiken an dem Besuche der höheren Lehranstalten, humanistischen Gymnasien und Realschulen, seit langem und in steigendem Maße hinter der der Protestanten und Juden zurückbleibt. Indem ich unter specieller Bezugnahme auf Bayern den Ursachen dieser letztern Erscheinung nachging, glaubte ich sie in einem geschichtlichen Processe suchen zu sollen, welcher in seinen Anfängen auf die Neugestaltung des bayerischen Staates beim Beginn des Jahrhunderts zurückreicht.

Von Anfang an hatten die protestantischen Unterthanen des neuen Königreichs einen Bildungsvorsprung. Sie rekrutirten sich zu einem großen Theile aus dem vermöglichen und gebildeten Bürgerthum der neu gewonnenen Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg. In wachsendem Maße füllten ihre Nachkommen zuerst die gelehrten Schulen und

demnächst die gelehrten Berufe. Dem katholischen Landvolke aber waren um dieselbe Zeit durch die Säkularisation die Stätten entzogen worden, welche seit Jahrhunderten begabteren Söhnen wissenschaftliche Bildung verschafften oder ermöglichten. Die hierdurch entstandene Lücke konnten die staatlichen Lehranstalten schon um deßwillen nicht ausfüllen weil sie naturgemäß nur an einzelnen größeren Orten errichtet wurden, abgesehen davon, daß ihre Anzahl gerade in den ganz oder überwiegend katholischen Landestheilen bis auf den heutigen Tag eine ungenügende war.

Ein neuerlich (3. Blatt vom 28. Mai) in der Allg. Zeitung erschienener Artikel bezeichnet diese meine Ausführungen — er nennt sie Dr. Hertlings Säkularisationshypothese — nicht eben verbindlich als ungereimt. Eine Widerlegung aber war darin nicht zu finden, denn daß das katholische Bayern bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus hervorragende Männer aufzuweisen hatte, kann gegen meine Erklärung sicherlich nicht eingewendet werden. Von vielen derselben würde ohne Zweifel die Nachforschung ergeben, daß sie in ihren Jugendjahren noch den Vortheil von Einrichtungen genossen hatten, welche der Säkularisation zum Opfer fielen. So bleibt mir von jenem Artikel hauptsächlich die Verwunderung darüber, daß sich in die Spalten eines für vornehm geltenden Organs gelegentlich Mitarbeiter verirren, die nach Temperament und Sprechweise eher in sogenannte Volksblätter passen würden.

Dagegen konnte man allerdings fragen, ob das Bildungsdeficit der Katholiken, wie ich es genannt hatte, wirklich nur ausschließlich und allein auf Rechnung äußerer Ursachen zu setzen sei und ob nicht auch innere Gründe, mehr oder minder schuldbare Mängel im eigenen Lager, dafür herangezogen werden müßten. Ich hatte hiezu keine Veranlassung. Wer eine unliebsame Thatsache hervorhebt in der Absicht, zu ihrer Beseitigung und Ueberwindung aufzurufen, thut nicht gut, den unliebsamen Eindruck durch Anklagen und Beschuldig-

ungen zu verschärfen. Mir kam es darauf an, alle Kräfte aller Schattirungen zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden, ich konnte und wollte nicht davon sprechen, daß auch vielleicht diese oder jene Richtung oder Gewohnheit mit daran schuld sei, daß wir deutsche Katholiken uns mehr und mehr von unseren protestantischen Mitbürgern in Wissenschaft und Bildung und damit in Macht und Einfluß den Rang ablaufen lassen.

Aber einer Ergänzung nach dieser Richtung waren meine Ausführungen allerdings fähig Dem Anscheine nach war Professor Schells vielbesprochene Schrift über den „Katholicismus als Princip des Fortschritts" dazu bestimmt, dieselbe zu liefern. Leider ist dabei dem verehrten Herrn Verfasser ein Ausdruck entschlüpft, dessen sich die gegnerische Presse sofort bemächtigt hat und der uns als Schlagwort, fürchte ich, noch lange verfolgen wird; ich meine das Wort von der geistigen Inferiorität der Katholiken.[1]) Dagegen muß denn doch entschieden Verwahrung eingelegt werden.

1) Er kann sich dabei nicht auf den Herrn Bischof von Würzburg berufen. In seiner Rede in der bayerischen Reichsrathskammer, welcher auch die gegnerische Presse das Zeugniß nicht versagte, daß sie den Gegenstand mit ebensoviel Geist als Würde behandelt habe, sagte dieser: „Die Katholiken haben ein Recht darauf, auch in den akademischen Lehrkörpern in entsprechender Zahl vertreten zu sein und ebendaselbst auch ihre wissenschaftlichen Anschauungen und Ueberzeugungen zur wirksamen Geltung zu bringen. Gegentheiligenfalls würden sie, obgleich nicht auf einem geistig niedrigern Niveau stehend, zu einer dauernden Inferiorität verurtheilt; denn es würde ausnehmend befähigten Söhnen des größeren Theiles des bayerischen Volkes zum voraus jede Möglichkeit benommen einerseits zu einer tieferen Selbstausbildung und andererseits zur höchsten wissenschaftlichen Mitarbeit im Dienste des Vaterlandes. Durch einen derartigen faktischen Ausschluß würde der größere Theil des bayerischen Volkes sicher in eine inferiore Lage herabgedrückt u. s. w." Der Unterschied liegt auf der Hand. Vgl. Histor.-polit. Blätter, Bd. 117, S. 914 ff.

Selbstverständlich hat auch Herr Professor Schell den Ausdruck nicht ohne jede Einschränkung gebrauchen wollen. Denn erstens sind wir Deutsche nicht allein auf der Welt, nur ein ganz thörichter Chauvinismus aber würde von einer Inferiorität der romanischen Völker zu reden wagen, die bekanntlich bis auf geringe Bruchtheile dem katholischen Bekenntnisse angehören. Mochte man vielleicht bis in die siebziger Jahre hinein sich der schmeichelhaften Vorstellung hingeben dürfen, daß auf wissenschaftlichem Gebiete das deutsche Volk an der Spitze stehe, so haben seitdem insbesondere die Franzosen nach den verschiedensten Richtungen hin ganz gewaltige Anstrengungen gemacht. Wir reden gerne von der politischen Corruption der dritten Republik, von der socialen Fäulniß und dem Fin-de-siècle-Wesen in Literatur und Kunst, in Moden und Sitten, aber wir sollten darüber das Maß geistiger Arbeit nicht übersehen, welches jeden Tag von unseren Nachbarn jenseits des Rheins geleistet wird und dem der Erfolg nicht ausgeblieben ist. Kenner behaupten, daß beispielsweise die deutsche medicinische Wissenschaft schon jetzt Mühe habe, mit der französischen gleichen Schritt zu halten.

Man wird einwenden, daß von den Trägern gesteigerter Bildung und Wissenschaftlichkeit in Frankreich nur eine kleine Anzahl für die „katholische Wissenschaft" in Anspruch genommen werden könne, daß sie ihrer Mehrheit nach Voltairianer und Ungläubige seien. Aber darum handelt es sich nicht. Nicht um gläubig oder ungläubig dreht sich die Frage, sondern um katholisch oder protestantisch. Uebte der Katholicismus den retardirenden Einfluß, den man aus dem Worte von der Inferiorität der Katholiken entnehmen könnte, so müßte er sich in Frankreich ganz ebenso durch die Jahrhunderte geltend gemacht haben, wie anderswo, und die bloße Abkehr des Individuums vom Kirchenglauben würde nicht sofort die erbliche Belastung beseitigen können.

Aber auch wir deutsche Katholiken müßten gegen eine



solche Auffassung protestiren. Daß die Kirche die schweren Schläge überwunden hat, von welchen sie bei der Auflösung des alten Reichs betroffen und wodurch die katholische Bevölkerung zuerst politisch und dann wirthschaftlich in die hintere Reihe gedrängt wurde, ist vor allem natürlich der Gnade Gottes zuzuschreiben, es ist aber auch, dünkt mir, kein Zeichen von geistiger Inferiorität ihrer Glieder. Niemand kann uns sodann die glänzenden Namen streitig machen, die auch in diesem Jahrhundert noch eine Zierde des Katholicismus und eine Zierde der Wissenschaft waren, niemand im Ernste behaupten, daß wir nicht auch in der Gegenwart über eine, wenn auch nicht ausreichende Zahl tüchtiger und ebenbürtiger Forscher verfügten. Und außerdem: die Wissenschaft ist doch nicht das einzige Feld, auf dem geistige Kraft sich bekundet, die parlamentarische Geschichte der letzten dreißig Jahre aber zeigt, so scheint mir, daß die deutschen Katholiken ihren Mann zu stellen wußten, und wer weiß, ob es nicht auch der Aerger über die „Superiorität" des Centrums im Reichstag ist, was die liberalen Blätter so gierig das Wort von der Inferiorität der Katholiken ergreifen ließ.

Hiernach muß zunächst die Frage richtig gestellt werden. Wie kommt es, daß die Katholiken in Deutschland nicht in dem Maße, welches ihrer Bevölkerungsziffer entspricht, an Wissenschaft und Bildung theilnehmen, aktiv als Forscher und Lehrer an Hochschulen, passiv als Schüler der höheren Lehranstalten, und daß sie im Zusammenhange damit auch in den höheren Staatsstellen nicht im richtigen Verhältnisse vertreten sind? Lassen sich neben den mancherlei äußeren auch innere Gründe für diese Thatsachen anführen?

Inzwischen hat Professor Schell geglaubt, die Thatsachen, von welchen die Untersuchung ausgeht, noch um eine weitere vermehren zu sollen: das infame Spiel, welches ein pornographischer Schriftsteller durch seine angeblichen Enthüllungen über das satanische Treiben der Freimaurer mit der Leichtgläubigkeit zahlreicher Katholiken, unter denen sich

leider auch solche in hervorragenden Stellungen befunden haben, getrieben hat.

Auch hier kann ich zunächst einen **Ausdruck** des Bedauerns nicht zurückhalten. Ich glaube, **es** wäre richtiger gewesen, den ersten Gegenstand der **Diskussion** nicht mit diesem traurigen Handel zu verquicken. **Eine Nothwendigkeit** hiezu bestand nicht, denn der Zusammenhang zwischen beiden ist doch nur ein loser, die kirchenfeindliche **Presse** *aber* hielt nun erst recht den Beweis von der Inferiorität der Katholiken für erbracht: in der Wissenschaft leisten sie nichts, dagegen fallen sie auf die abgeschmackten Geschichten vom Teufel Bitru herein!

In Wahrheit liegt denn aber die Sache doch anders. Nicht, daß man leichthin über den Skandal hinweggehen sollte! Ich fürchte, daß die Betrügereien der Taxil und Co. dem Katholicismus, vor allem in Frankreich, tiefere Wunden geschlagen haben, als sich zur Zeit übersehen läßt.[1]) Ich gebe auch zu und werde demnächst darauf zurückkommen, daß dieselbe geistige Disposition, welche die gläubige Hinnahme jener Schwindeleien ermöglichte, ein Hinderniß für die Entfaltung wahrhaft wissenschaftlicher Bestrebungen bildet. Thatsächlich aber war es bei uns in Deutschland innerhalb der gebildeten Laienwelt nur ein recht kleiner Theil, der sich für die abgeschmackten Enthüllungen der geheimnißvollen Diana Vaughan interessirte und sich von ihren frechen Erfindern dupiren ließ. Weite Kreise des Volkes sind überhaupt nicht davon berührt worden, niemand, der im politischen Leben eine ernsthafte Rolle spielt, war betheiligt, unsere Zeitungen haben zuerst und am energischsten gewarnt

1) Wie man in Frankreich in den Kreisen wissenschaftlich gebildeter Katholiken darüber denkt, ist aus **A. de Lapparant's** vortrefflichem Artikel im Correspondant, Du profit à tirer d'un scandal zu ersehen. Der Verfasser ist ein auch in deutschen Fachkreisen hochgeschätzter Geologe.

und die Entlarvung der Schwindler betrieben. Und auch von dem deutschen Klerus möchte ich nicht glauben, daß er in erheblichem Umfange an den ebenso dummen als abstoßenden Märchen Geschmack gefunden hätte, jedenfalls war kein Würdenträger und kein namhafter Theologe darunter, und aus dem Seelsorgeklerus war es sicherlich nur eine kleine Gemeinde, welche sich um den Pelikan des Herrn Künzle schaarte. Ein ganz sicheres Urtheil, wie weit auch in Deutschland die Krankheit gegriffen hat, vermag ich freilich schon deßhalb nicht abzugeben, weil ich stets den Dingen völlig fremd und abweisend gegenüberstand und sie ein Interesse für mich erst gewannen, als die Kölnische Volkszeitung ihren Feldzug dagegen begonnen hatte. Möglich also, daß meine Anschauung hier zu optimistisch ist, aber selbst dann war es doch nur ein Bruchtheil, den seine kritiklose Hypergläubigkeit in die Falle führte, und es kann daraus kein Vorwurf gegen die Gesammtheit der deutschen Katholiken abgeleitet werden.

Ich wende mich zu dem eigentlichen Thema, muß mich aber auch hier noch über das in die Erklärung einzubeziehende thatsächliche Gebiet mit Professor Schell auseinandersetzen. Anknüpfend an die oben hervorgehobene Thatsache, daß „der Protestantismus durch den Eintritt der gebildeten reichsstädtischen und grundherrlichen Stände (von den letztern hatte ich in diesem Zusammenhange nicht gesprochen) in das moderne Staatsleben außerordentlich gewann“, sieht er sich zu der weiteren Frage gedrängt: „Wie kam es überhaupt, daß sich seiner Zeit wie jetzt immer noch die weltlichen Bildungsträger in so großem Maße der Kirche entfremdet haben und entfremden ließen? Wie erklärt sich die Thatsache, daß die katholische Kirche mehr im Klerus und dessen Anhang, der Protestantismus hingegen auch in dem freisinnigsten Laienthum eine Stütze und sogar eine eifrige Propaganda findet? Wie kommt es, daß der Katholicismus die Stütze des Laienthums in dem Maße verliert,

als die katholischen Laien in höhere Stellungen und Kreise aufsteigen, während der Protestantismus damit fast überall Förderung gewinnt"? (S. 7.)

Ohne Zweifel stützte sich der Verfasser, da er diese Fragen stellte, auf Erfahrungen, die er in seiner näheren und entfernteren Umgebung gemacht hat, aber dieselben dürfen doch nicht ohne weiters verallgemeinert werden. Ich kann sagen, daß meine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen vielfach nach einer andern Richtung gehen. Zwar der allgemeine Satz wird richtig sein, daß sich die weltlichen Bildungsträger in weitem Umfange der Kirche entfremdet haben, aber er gilt nicht erst von heute. Das wichtigste geschichtliche Beispiel dafür liefert die Periode der Renaissance. Das Aufkommen einer specifisch weltlichen Bildung war ein wesentlicher Faktor in der Auflösung des mittelalterlichen Geisteslebens. Die Wissenschaft wurde aus ihrem bisherigen engen Bunde mit der Theologie gelöst und stand derselben von nun an vielfach fremd und gleichgiltig gegenüber Für den einzelnen Gelehrten und Gebildeten aber wurde die eigene Stellung zu Religion und Kirchenglauben weit mehr als früher Sache seiner freien Wahl und seiner inneren Lebensentwicklung, und dies um so mehr, je mehr auch die Institutionen des öffentlichen Lebens von der alten religiösen Grundlage gelöst wurden. Daß aber hierbei der Katholicismus im Nachtheile sich befinde gegenüber dem Protestantismus, ist zu bestreiten, wenigstens solange dabei an ein wirkliches inneres Verhältniß zu Religion und Kirchenthum gedacht wird.

Die Thatsachen liegen hier an den verschiedenen Orten und unter wechselnden Verhältnissen ganz verschieden. Herr Professor Schell hat beobachtet, daß Protestanten in höheren Stellungen Stützen und Förderer des Protestantismus gewesen sind. Er würde, wenn er sich nach Nord- und Ost-Deutschland begäbe, dieselbe Beobachtung bezüglich des Katholicismus machen können. Wie viele katholische Diaspora-



gemeinden verdanken, wenn nicht ihren Ursprung, so doch ihre Entfaltung und Blüthe katholischen Beamten, welche aus den westlichen Provinzen dorthin versetzt wurden! Die Geschichte des Katholicismus in Berlin in diesem Jahrhundert ist untrennbar verbunden mit den Namen der Aulike, Brüggemann, Ulrich, Linhoff und vieler anderer in hohen Staatsstellen befindlicher Katholiken. Mit welchem Eifer Herr von Mallinckrodt während seiner Beamtenlaufbahn, die ihn ja mit Vorliebe nach protestantischen Gegenden führte, in der gleichen Richtung thätig war, kann man in seiner Biographie nachlesen. Und endlich: von der Thätigkeit des Centrums in der Gegenwart hören ja manche nicht gerne reden, aber es soll doch unvergessen bleiben, mit welcher Unerschrockenheit, Wärme der Ueberzeugung und erfolgreichem Nachdruck in den siebziger Jahren die Gebrüder Reichensperger, Mallinckrodt, Windthorst und andere Laien von der Parlamentstribüne herab den katholischen Standpunkt vertraten.

Eines kann zugegeben werden. Herr Professor Schell bemerkt sehr richtig auf S. 16: „der Protestantismus ist wesentlich antikatholisch; der Katholicismus hingegen ist nicht nothwendig Antiprotestantismus“. Daraus folgt dann unter Umständen auch, daß Protestanten, die gar keinen inneren Zusammenhang mehr mit dem eigentlichen Kirchenthum besitzen, für welche der Agendastreit und die Frage des Apostolikums keinerlei Interesse haben, die also, wie Schell es nennt, zu dem freisinnigsten Laienthum gehören, sich den Katholiken gegenüber mehr oder weniger abschließen und thunlichst die eigenen Confessionsverwandten zu fördern bestrebt sind. Katholiken dagegen, denen dieser Zusammenhang verloren gegangen ist, pflegen auch in socialer und wirthschaftlicher Beziehung den Gegensatz gegen die Andersgläubigen nicht mehr festzuhalten. Daß dieser Vergleich aber zu Ungunsten der Katholiken ausschlage, wird niemand behaupten wollen.

Aber auch das andere ist leider richtig, daß in manchen katholischen Gegenden — durchaus nicht in allen — die gebildete Männerwelt sich vielfach vom kirchlichen Leben fernhält oder geradezu einem religiösen Indifferentismus huldigt. Woran dies liegt, — darüber ließe sich manches sagen, aber ich verzichte darauf schon darum, weil die Frage ja nicht ist, weßhalb viele Gebildete nicht warm katholisch sind, sondern warum die Katholiken nicht den ihrer Bevölkerungsziffer entsprechenden Beitrag zu den gebildeten Ständen, den gelehrten Berufen und den Vertretern der Wissenschaft liefern. Nur das sei bemerkt, daß die von Professor Schell mehr angedeutete als ausgeführte Erklärung schwerlich zutreffend ist. Die religiös gesinnte gebildete Männerwelt betheiligt sich am kirchlichen Leben, an den Werken der Charitas, vielleicht auch an der Politik. Die Fragen der höheren Wissenschaft pflegt sie in der Regel den Gelehrten zu überlassen, welche berufsmäßig damit befaßt sind. Daß ihre Zahl durch das Aufkommen einer freisinnigeren Richtung in der Theologie, welche den Laien eine größere Selbständigkeit in religiösen Dingen zuspräche, eine erhebliche Mehrung erfahren würde, glaube ich nicht.

Und nun endlich zu den inneren Gründen für die ziffermäßig aufzuweisende Rückständigkeit der Katholiken!

Bei dem aphoristischen Charakter der Broschüre ist es nicht immer leicht, die wirkliche Meinung des Verfassers aus den einzelnen Aeußerungen mit Sicherheit zu entnehmen. Ich ziehe es daher vor, meine eigenen Ansichten über jene inneren Gründe voranzustellen, um daran anschließend jedesmal zu bemerken, worin ich mit Schell übereinstimme und wo ich mich von ihm entferne.

II.

Es fehlt in katholischen Kreisen nicht selten an der richtigen Werthschätzung der Wissenschaft. Ob und inwieweit dieß auch von der Theologie gilt, lasse ich ununtersucht. Es



ist ja begreiflich und in der Natur der Sache begründet, daß Prof. Schell's Interesse überwiegend nach dieser Seite geht und seine Ausführungen sich zu einem guten Theile auf Verhältnisse und Zustände beziehen, welche sich seiner Meinung nach innerhalb der katholischen Theologie herausgebildet haben. Aber zunächst handelt es sich hierbei um eine interne Angelegenheit der Theologen. Ich wünsche nicht, daß die Erörterung der großen, nun einmal auf die Tagesordnung gesetzten Frage, ich möchte sagen: der culturgeschichtlichen Erscheinung, durch den Streit über die größere oder geringere Berechtigung theologischer Richtungen und Schulen in den Hintergrund gedrängt würde.[1]) Sodann kann von einer ziffermäßigen Rückständigkeit der Katholiken gegenüber dem theologischen Studium und der theologischen Wissenschaft schlechterdings nicht die Rede sein. Theologische Fakultäten bestehen an den Universitäten Bonn, Breslau, Freiburg, München, Tübingen, Würzburg, an der Akademie zu Münster, dem Lyceum Hosianum in Braunsberg, den bayerischen Lyceen in Bamberg, Dillingen, Eichstätt, Freising, Passau, Regensburg. Dazu kommen die theologischen Lehranstalten in Fulda, Hildesheim, Mainz, Paderborn, Trier. 125 Professoren und Docenten sind an den verschiedenen Orten thätig, gewiß eine stattliche Anzahl, welche, wenigstens was den Umfang betrifft, die Betheiligung der deutschen Katholiken als eine dem Bedürfnisse und den Verhältnissen entsprechende erscheinen läßt.

Dies kann auch nicht Wunder nehmen, denn ob man innerhalb der katholischen Bevölkerung ein Interesse an den

1) Gerade zur rechten Zeit wird ein Wort von Jean Réville bekannt, welches derselbe bei Besprechung von Atzbergers Geschichte der christl. Eschatologie ausgesprochen hat: Il n'y a que l'Église catholique d'Allemagne qui puisse fournir de pareils travaux et un clergé prenant assez d'intérêt à la théologie pour les lire. Vgl. Liter. Rundschau 1896, Nr. 6, Sp. 184.



Fragen der theologischen Wissenschaft nimmt oder nicht, die theologischen Gelehrten participiren an dem warmen Interesse, welches dieselbe für ihre Geistlichen hegt und bethätigt. Der angehende Theologe findet Hilfe und Förderung, der geistliche Sohn ist der Stolz seiner Familie. Mittelbar kommt dann die Werthschätzung des geistlichen Standes auch der theologischen Wissenschaft zugut.

Daß sich die übrigen gelehrten Berufsstände einer gleichen Gunst nicht zu erfreuen haben, findet seinen deutlichsten Ausdruck in der bekannten Thatsache, daß bei dem gläubigen Landvolke und in kleinbürgerlichen Kreisen das Interesse, das man bisher an dem Gymnasiasten oder Universitätsstudenten genommen hatte, mit dem Augenblicke erlischt, wo dieser dem theologischen Berufe untreu wird, der allein seinen Studien einen Werth zu verleihen schien. Dafür, daß der junge Mann Beamter oder gar weltlicher Gelehrter werden solle, hat man von vorneherein wenig oder gar kein Interesse. Man söhnt sich gegebenen Falles damit aus, wenn ihn dieser Weg zugleich in eine wirthschaftlich gesicherte Stellung gebracht hat. Abhilfe und ein bessernder Einfluß kann hier nur von Seite des Klerus erwartet werden, dazu aber ist erforderlich, daß dieser selbst sich von der ganzen Wichtigkeit der Aufgabe durchdringe, Katholiken in größerer Zahl als bisher in die weltlichen Berufe hineinzuführen. Welchen Einfluß der Zuwachs, der den letzteren aus den Söhnen der protestantischen Pfarrhäuser zutheil wird, auf die confessionelle Verschiebung und das siegreiche Vordringen der Protestanten ausübt, ist mehrfach hervorgehoben worden. Um so wichtiger wäre es, daß unsere Geistlichen auf dem Lande Ersatz hiefür lieferten, indem sie talentvolle Knaben, ganz unabhängig von der Frage, ob diese Beruf zum geistlichen Stande haben, den Besuch der höheren Lehranstalten ermöglichten, oder die Eltern veranlaßten, sie dahin zu schicken. Und ebenso sollte sich die gebildete Laienwelt überzeugen, daß es sich hier um die Abstellung eines geradezu beängstigenden Mißverhältnisses



handelt. Die wirkliche oder vermeintliche Ueberfüllung jener Lehranstalten und der verschiedenen Berufszweige, zu denen sie die Vorbereitung bieten, darf nicht zurückschrecken. Die katholische Bevölkerung muß die ihr numerisch innerhalb derselben zufallende Vertretung zurückerobern.

Eine gesteigerte Werthschätzung der profanen Wissenschaften in allen katholischen Kreisen aber ist sodann die erste und nothwendigste Voraussetzung für eine gesteigerte Betheiligung der Katholiken an wissenschaftlicher Forschung und höherer Lehrthätigkeit. Mag hier noch so viel auf Rechnung der ungünstigen Zeitverhältnisse, des Cliquenwesens an den Universitäten und der Abneigung liberaler Regierungen gegen glaubenstreue Katholiken gesetzt werden, es muß gesagt werden, daß wir auch durch eigene Schuld hinter dem Maß von wissenschaftlicher Arbeit zurückgeblieben sind, das von uns füglich verlangt werden konnte. Kein Zweifel, daß ein Mangel richtiger Werthschätzung der Profanwissenschaften und ihrer Vertreter, wie er sich bei vielen social höher stehenden Katholiken findet, hiezu beigetragen hat.

Gerade dieß scheint mir bei unseren protestantischen Mitbürgern anders zu sein. Nicht vielleicht bei den eigentlich kirchlich gesinnten, wohl aber bei den sogenannten freisinnigen sind die Gelehrten, die Professoren, gewissermaßen an die Stelle der Geistlichen getreten. Man erblickt in ihnen die Vertreter der höchsten idealen Bestrebungen; man hat Respekt vor wissenschaftlicher Thätigkeit, selbst wenn sie sich abgelegenen Gebieten zuwendet; man ist stolz, mit Männern in Verkehr zu treten, die in ernster, nach außen unscheinbarer Thätigkeit den Umkreis unserer Erkenntniß erweitern. Und ganz natürlich, daß die Gunst, die der Sache und dem Stande gezollt wird, dahin wirken muß, strebsame junge Leute für den wissenschaftlichen Beruf zu gewinnen. Daß dabei auch Ueberschätzung mit unterläuft, soll gar nicht geläugnet werden. Aber wenn auch gelegentlich gespreizte Selbstüberhebung auf der einen und philisterhafte Bewunderung auf der anderen

Seite den Spott herausfordern, so ist doch kein Zweifel, daß die hohe Werthschätzung, welche die profane Wissenschaft und ihre Vertreter in gebildeten protestantischen Kreisen genießen, zu den Faktoren gerechnet werden muß, welche den weiten Vorsprung der Protestanten auf diesem Gebiete bedingen.

Herr Prof. Schell ist geneigt, diesen Vorsprung geradezu mit dem protestantischen Princip der freien Forschung und des selbständigen Vernunftgebrauchs in Verbindung zu bringen. Allerdings tritt dieser Gedanke bei der Anlage der Schrift und der theologischen Färbung welche in ihr die zur Diskussion stehende Frage gewonnen hat, nirgends in concreter Entwicklung hervor. Auch ist natürlich die Meinung des Verfassers nicht, daß die Verkümmerung des Vernunftgebrauchs und der Verzicht auf eigene geistige Thätigkeit im Wesen des Katholicismus gelegen sei. Schon der Titel, den er seiner Schrift gegeben hat, spricht ja die gegentheilige Ueberzeugung aus. Gelegentlich findet sich die ausdrückliche Anerkennung, „daß das katholische Autoritätsprincip jenem geistigen Freiheitsinteresse nicht bloß nicht feindlich ist, sondern freundlich entgegenkommt“ (S. 10), und in zutreffenden Worten wird der Vorzug der katholischen Glaubenswissenschaft hervorgehoben (S. 37). Aber wiederholt stößt man auf Andeutungen, als ob in Folge einer Richtung innerhalb des heutigen Katholicismus (man wird annehmen müssen: innerhalb der heutigen Theologie) dies verkannt werde. Er spricht von „der Verzichtleistung auf die eigene Geistesbethätigung in den höchsten und wichtigsten Dingen“ und schließt daran die Frage: „Führt ein solches sacrificium intellectus nicht unabwendbar zur geistigen Inferiorität“? (S. 10). Und wenn es am Schlusse (S. 77) heißt: „Das Heilmittel gegen die Gefahr der fortdauernden Inferiorität liegt im Geiste des Katholicismus, in der Entfaltung aller katholischen Kräfte zu freiem und selbständigem Wetteifer auf wissenschaftlichem, theologischem, wie socialpolitischem Gebiete“, — so erwecken die vorangegangenen Darlegungen an mehr als



einer Stelle den Eindruck, als ob diesem Geiste des Katholicismus in seinem eigenen Schooße eine Gefahr und ein Hinderniß erwachsen sei durch eine verkehrte und einseitige, aber trotzdem vorherrschende Richtung und Schule.

Der Verfasser mochte seine Gründe haben, und es war sein Recht, Uebelstände, die er innerhalb seiner Berufswissenschaft zu erkennen glaubte, mit besonderem Eifer zu verfolgen. Aber, wie schon zuvor bemerkt, der auch von ihm als solcher bezeichnete Ausgangspunkt der ganzen Erörterung, das verhältnißmäßige Zurückbleiben der deutschen Katholiken in den gelehrten Berufen und der Betheiligung an den profanen Wissenschaften, ist damit verlassen. Ich wiederhole, daß ich mich auf den theologischen Streit, wenn ein solcher besteht, nicht einlasse. Ihn auszutragen, sind die Theologen berufen und competent, er fällt in ihre Interessensphäre. Für die Allgemeinheit aber wichtiger und ersprießlicher erscheint mir, sorgfältig und unerschrocken den Gründen für jenes Zurückbleiben auf dem weltlichen Gebiete nachzugehen. Wenn die liberale und antikatholische Presse fast durchgehends die entgegengesetzte Haltung beobachtet und mit mehr Begeisterung als Sachverständniß die Stellungnahme des Verfassers gegenüber dem Jesuitenorden und gewissen, da oder dort wahrgenommenen Auswüchsen innerhalb der heutigen Theologie oder der modernen Andachtsformen hervorgehoben hat, so ist das ihre Sache und auch leicht begreiflich. Wir katholische Laien dagegen haben gar keinen Anlaß, uns auf diesen Weg verlocken zu lassen. Auch liegen die Dinge heute glücklicherweise anders, wie vor 27 Jahren. Einem Döllinger redivivus würde sich schwerlich die gleiche Anzahl gebildeter Laien anschließen, wie damals.

Eines kann Herrn Professor Schell zugegeben werden. Selbstverständlich nicht das katholische Princip, wohl aber eine in der Unvollkommenheit der Menschen begründete psychologische Nebenwirkung ist an jenem Zurückbleiben und an der hervorgehobenen Unterschätzung wissenschaftlicher Arbeit Schuld.

Aristoteles spricht in seiner Ethik gelegentlich den Satz aus, naturgemäß sei die Lage des Wissenden glücklicher als die des Suchenden und Forschenden.[1]) Damit vergleiche man den bekannten pathetischen Ausspruch Lessings: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch sich befindet oder zu befinden meint, sondern die aufrichtige Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht träge, ruhig, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, auf ewig und immer zu irren, verschlossen hätte, und spräche zu mir, wähle, ich fiele ihm in seine Linke und sagte: Vater gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."[2])

In der modernen Welt hat unter dem Einflusse des Protestantismus die Denkweise Lessings vielenorts den Sieg über die Denkweise des Aristoteles davon getragen. Zugleich mit dem zur Vermittlung übernatürlicher Wahrheiten berufenen Lehramt hat man den Glauben an absolute Wahrheiten überhaupt aufgegeben. Bereicherung der menschlichen Erkenntniß, die aber im besten Falle nur eine stufenweise Annäherung an die immer unerkennbar bleibende volle Wahrheit darstellt, gilt als die einzige Aufgabe aller Wissenschaft. Und trotz diesem Verzicht auf einen abschließenden Erfolg ihrer mühevollen Arbeit, ja gerade wegen dieses Verzichts, zollt man wissenschaftlicher Bethätigung die höchste Bewunderung, sieht man in ihr den höchsten Triumph des menschlichen Geistes.

Nach Professor Schells Darlegungen könnte es scheinen, als ob jene protestantischen Gelehrten, denen die Profan-

---

1) Eth. Nik. X, c. 7.

2) Theolog. Streitschriften. G. W. Bd. 10, S. 53.



wissenschaften ihre erfreuliche Förderung verdanken, zu ihren ausgezeichneten Leistungen dadurch vorbereitet und befähigt worden seien, daß sie gewohnt waren, der freien Forschung und dem selbständigen Vernunftgebrauch den religiösen Wahrheiten gegenüber zu huldigen. Ein solcher Zusammenhang wird sich schwerlich nachweisen lassen. Wohl aber gewinnen protestantische Gelehrte den lebhaften und unermüdlichen Eifer für wissenschaftliche Forschung, der sie auszeichnet, aus der Atmosphäre, in der sie leben, aus dem Verständniß und der Anerkennung, welche ihre Bestrebungen finden, und zuletzt gewiß auch aus dem unausrottbaren Verlangen nach Wahrheit, dem der angesonnene Verzicht auf endgiltige Befriedigung einen nur noch schärferen Stachel verliehen hat.

Der Katholicismus hält an der Aristotelischen Denkweise fest. Er preist sich glücklich im Besitze übernatürlicher, auf göttlicher Offenbarung beruhender, bei dem unfehlbaren Lehramte der Kirche hinterlegter Wahrheiten; er weiß nicht minder von absoluten Vernunftwahrheiten, abschließenden natürlichen Erkenntnissen also, abschließend freilich nicht nach der Seite ihres Inhalts, als ob hier keine Dunkelheit und kein ungelöstes Räthsel übrig bliebe, wohl aber nach der Seite ihrer unerschütterlichen Geltung: das Dasein Gottes und die Abhängigkeit der sichtbaren Welt von einer unsichtbaren schöpferischen Ursache, die Unsterblichkeit der Seele und ihre jenseitige Bestimmung, die Freiheit und sittliche Verantwortlichkeit des Menschen. Und an diese Vernunftwahrheiten und jene übernatürlichen Wahrheiten schließt sich ein größerer oder geringerer, mehr oder minder deutlich zum Bewußtsein des Einzelnen gelangender Umfang von nothwendigen Voraussetzungen, nächsten Folgerungen und thatsächlichen Annahmen. Das Ganze aber bildet ein kostbares Erbe, das von Generation zu Generation übergeht, um so kostbarer, als alle jene Wahrheiten nicht nur die denkbar höchsten Probleme betreffen, nicht nur den tiefsten Bedürfnissen unseres Gemüthes entgegenkommen, sondern auch,

wie wir überzeugt sind, mit unserem eigenen Schicksal, mit unserem Wohl und Wehe in entscheidender Weise zusammenhängen.

Nun ist ja völlig klar, daß hier, wie überall, der ererbte Besitz nicht von der Pflicht eigener Arbeit entbindet. Negligentiae mihi esse videtur, si postquam confirmati sumus in fide, non studemus quod credimus intelligere, sagt der hl. Anselmus von Canterbury.[1]) Herr Professor Schell hat sicherlich Recht, wenn er es als selbstverständlich einschärft, „daß alles bei dem vernünftigen Menschen durch seine persönliche Vernunft und Freiheit, durch seine ernstliche Gewissensprüfung vermittelt sein muß, was Glauben und Lebensziel betrifft". „Wäre denn sonst das Christenthum die Religion des Geistes und der Wahrheit, ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit?" (S. 10.) Ja noch mehr! Wie erhaben auch jene religiösen Wahrheiten, die wir nicht erst zu suchen haben, als deren glückliche Besitzer wir uns erachten, über alles andere sind, was menschliche Forschung im Einzelnen über den Zusammenhang der Naturereignisse und den Verlauf der Menschengeschichte herauszustellen vermag, hüten wir uns, daß uns nicht, wie Lessing sagt, der Besitz stolz und träge macht, so daß wir das ganze Gebiet weltlicher Wissenschaft als etwas Minderwerthiges bei Seite liegen lassen!

Wir können nicht von der Luft leben, während wir unser Heil wirken. In diese Zeitlichkeit hineingestellt, finden wir uns unausweichlich verwickelt in alle möglichen zeitlichen Bedürfnisse und das ganze System von Veranstaltungen zu ihrer Befriedigung. Da heißt es, rüstig Hand anlegen und nicht in falsch verstandener Frömmigkeit die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Wirthschaftlicher und socialer Niedergang wäre die Folge eines solchen Quietismus. Hier liegt, wie ich es früher einmal ausgedrückt habe,[2]) das Problem,

1) Cur Deus homo, l. 1, c. 2.

2) Aufsätze und Reden, S. 37.



dessen Lösung von jedem Einzelnen verlangt wird: den Gebrauch der Erdengüter mit den wahren Zielen der Menschheit in Harmonie zu setzen. Man wird nicht allem beistimmen, was Professor Schell über eine angeblich in katholischen Kreisen zur Ausbildung gelangte dualistisch-pessimistische Steigerung des Gegensatzes zwischen dem Geistlichen und Weltlichen äußert, aber mit Recht warnt er davor, nur die Gefahr und Verführung in's Auge zu fassen, mit welcher das Weltliche die geistlichen und kirchlichen Interessen bedroht, und nicht auch den Werth zu betonen, den die Pflege der weltlichen Beziehungen und Culturaufgaben für die Religion in sich birgt (S. 17).

Eben dies gilt nun auch von dem Betrieb der weltlichen Wissenschaft. Wenn der Apostel von solchen spricht, die immer lernen und doch niemals zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen,[1]) so hat er freilich im Sinne des Aristoteles und mit weit größerem Rechte als dieser den Besitz der Wahrheit als das Höhere hingestellt, aber daß Lernen und Forschen an sich etwas Minderwerthiges sei, sagt er nicht. In unseren katholischen Kreisen aber begegnet man nicht ganz selten einer derartigen, ich sage nicht: Ansicht, wohl aber Stimmung. Mit einer gewissen Geringschätzung spricht man dort von der „sogenannten deutschen Wissenschaft". Man fragt, was denn nun bei all dem Aufwand von Gelehrsamkeit schließlich „herauskomme", und weit mehr als über wirkliche Errungenschaften freut man sich über die Fälle, wo vorschnell im Namen der Wissenschaft gemachte Aufstellungen sich als unhaltbar erweisen und zurückgenommen werden müssen. In den Reden auf Volksversammlungen aber erscheint der „Gelehrte", der „Professor" nicht selten geradezu als komische Figur.

Wo eine derartige Stimmung besteht, ist an einen

---

1) Semper discentes et nunquam ad scientiam veritatis pervenientes. 2 Tim., 3, 7.

erfolgreichen Wettkampf mit den Protestanten auf dem Gebiete der Profanwissenschaften nicht zu denken. Und man sage nicht, daß darauf nichts ankomme! Gewiß, an dem Werthe der Heilswahrheiten gemessen, verschwindet die großartigste Entdeckung, welche etwa ein Physiker über das Verhältniß von Elektricität und Licht gemacht hat oder in Zukunft machen wird. Aber solche und ähnliche Entdeckungen rufen das Interesse der ganzen gebildeten Welt wach, sie greifen durch ihre praktischen, alsbald von Technik und Industrie verwertheten Folgen tief in's Leben ein, sie üben unter Umständen einen einschneidenden Einfluß auf die gesammte menschliche Wirthschaft aus. Und das alles sollen wir Katholiken, froh, im sicheren Besitze der höchsten Wahrheiten zu sein, den Andersgläubigen überlassen? Wir sollten nicht auch unsrerseits aktiv theilnehmen wollen an der wachsenden Erkenntniß von Gottes wunderbarer Schöpfung, an dem fortschreitenden Siege des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschengeistes über die Kräfte der Natur? Drohte alsdann nicht auch uns die Strafe des unnützen Knechts, der sein Pfund vergraben hatte?

Und noch ein Anderes ist zu bedenken. Späteren Zeiten wird vielleicht unser Jahrhundert als eine Periode der größten und einschneidendsten Umwälzungen erscheinen. Dampf und Elektricität vor allem haben das Antlitz der Erde verändert, die entferntesten Landstriche einander nahe gebracht, die Grundlagen des alten Wirthschaftslebens erschüttert, nicht selten für immer beseitigt. An diesen Umwälzungen war die Naturforschung, welche in keiner Epoche so gewaltige Fortschritte zu verzeichnen hat, ganz wesentlich betheiligt. Ihre theoretischen Aufstellungen hat die Technik in's Praktische übersetzt und die Industrie in einer Weise und in einem Umfange in's tägliche Leben eingeführt, daß wir gleichsam auf Schritt und Tritt davon umgeben sind. Und dieser enge Zusammenhang zwischen den Fortschritten der Wissenschaft und den Fortschritten der materiellen Cultur ist



nicht etwa nur den Gelehrten bekannt, er ist recht eigentlich in das Bewußtsein der Gebildeten übergegangen. Spricht man doch geradezu von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung der Neuzeit. Nun ist ja gewiß, daß alle jene Errungenschaften sich sehr wohl mit kirchlicher Gesinnung in Einklang bringen lassen und diese Weltanschauung nicht im Widerspruche steht mit der katholischen Lehre, falls sie nur wirklich wissenschaftlicher Art ist und nicht ein bloßes mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit prunkendes Phantasiegebilde. Aber es genügt nicht, dies nur grundsätzlich zu behaupten, vielmehr gilt es die anerkannte Harmonie auch durch die That zu bekunden.

Je umfassender und je energischer gläubige Katholiken an diesen Aufgaben der modernen Cultur und der modernen Wissenschaft mitarbeiten, desto mehr schwindet die Gefahr, daß die Errungenschaften der einen wie der andern in einem der katholischen Kirche feindlichen Sinne ausgebeutet und verwerthet werden könnten. Desto mehr schwindet insbesondere auch die Gefahr, daß die Söhne christlicher Familien, wenn ihr Studium sie diesen Gebieten zuführt, darum, weil sie so selten den Spuren von Katholiken in ihnen begegnen, der Kirche entfremdet werden. Ich kann nur wiederholen, was ich in Konstanz gesagt habe: ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forschung eingreift, dessen Namen mit weithin sichtbaren Zeichen in die Blätter der Geschichte eingegraben ist, und der sich zugleich in seinem Leben stets als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, wiegt ganze Bände Apologetik auf.

Das also scheint mir das Erste sein zu müssen, daß wir alle, jeder nach seinen Kräften, bestrebt sind in katholischen Kreisen eine gesteigerte Werthschätzung jeder wahrhaft wissenschaftlichen Bethätigung zu wecken und zu fördern.

von Hertling.

(Fortsetzung folgt.)

LXXXIII.

Zeitläufe.

Ereignisse und Stimmungen in und um Berlin II.

Den 12. Juni 1897.

Vor bald einem Jahre hat eine Berliner Correspondenz sich auf ein „angesehenes russisches Blatt" bezogen, welches der Hoffnung Ausdruck gegeben habe, daß die Rückkehr des Kaisers Wilhelm wieder Leben in die deutsche Politik bringen werde". Der Berichterstatter war auch namentlich in Bezug auf die auswärtigen Angelegenheiten völlig damit einverstanden: „Das Vorhandenseyn eines absolut festen Punktes, wie ihn der für die deutsche auswärtige Politik einzig maßgebende Wille des Kaisers bildet, ist überaus werthvoll, ja geradezu unentbehrlich".[1]) Ein anderer Berichterstatter, gleichfalls ohne den Namen des russischen Blattes zu nennen, ist aber auf dessen unter der Ueberschrift: „Alles der Kaiser" dargelegte Betrachtung der deutschen Verhältnisse überhaupt näher eingegangen:

„Bis nach der Rückkehr des Kaisers! Das ist das Schlagwort, welches die innerpolitische Lage in Deutschland heute beherrscht. So lange der Kaiser sich auf seiner Nordlandsfahrt befindet, so lange ist für die Einen nichts zu fürchten, von den Andern nichts zu hoffen, so lange bleiben die Ver-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. August 1896.



hältnisse in der Schwebe. Das ist das einzige Positive in den vielfach verworrenen deutschen politischen Verhältnissen von heute. Wie doch im Verlauf der Entwickelung des politischen Deutschland die Bestimmung der einzuschlagenden Bahn immer mehr von der Entscheidung des Kaisers abhängt, die Fortentwickelung selbst sich zuspitzt auf die Person und den Willen des Einen Mannes! Wir haben es mehr als ein Mal erlebt, daß die Entscheidung des Kaisers, ja manchmal nur eine hingeworfene Aeußerung des Monarchen, selbst den Gang der Gesetzgebung beeinflußt hat, und nun ist die gesammte politische Maschinerie wie zum Stillstand gebracht, die logische Entwickelung aufgehalten, bis — der Kaiser zurückkehrt. Und wie sich dann die Verhältnisse gestalten werden, auch darüber herrscht die größte Unklarheit. In den vergangenen 25 Jahren hat das Deutsche Reich noch niemals auch nur annähernd eine derartige Verworrenheit der Gegenwart, eine solche Ungewißheit der Zukunft gesehen als in diesen Tagen. Was denkt, was wünscht der Kaiser? Das ist heute für die ‚Streber und Kleber' die einzige Richtschnur des Verhaltens".[1])

Das Alles könnte gerade so gut gestern geschrieben worden seyn. Man braucht gar nicht daran zu denken, was soeben alle Welt beschäftigt hat: an den Proceß gegen den Criminalcommissär von Tausch, der sich durch zehn lange Tage fortschleppte. Es war die Fortsetzung des Processes von Lützow-Leckert vor einem halben Jahre.[2]) Eine Bloßstellung des Systems der geheimen „politischen Polizei" und die Brandmarkung der scandalösen Preßwirthschaft aus diesem Wust gewissenloser Spekulanten hat sich ergeben; aber die vielfach gehegte Hoffnung, dabei etwas Näheres von den „Hintermännern" und der „Nebenregierung" zu hören, ist getäuscht worden. Der Gedanke taucht eben immer wieder

1) Berliner Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 5. August 1896.

2) „Zeitläufe" vom 1. Februar d. Js.: „Ueber Berlin: ‚Nebenregierung', ‚Hintermänner' und dergleichen". S. 221 ff.

[illegible]

[illegible] Minister, welche [illegible] in die Oeffentlichkeit [illegible] die [illegible] Intriguen [illegible] Weltblatt sich ausdrückte, in die [illegible] Zweck zu [illegible] gesucht, sie kann aber jetzt [illegible] mehr mit dem Erfolg auf diesem Wege zufrieden [illegible] während des schwebenden Processes hat dasselbe [illegible] Stellung der von ihm so Bezeichneten — [illegible] man jezt kurzweg „die Titelbier“ — beschrieben:

„Das Ziel dieser Gruppen ist es, Gegensätze zwischen dem Kaiser und der Regierung zu schaffen oder zu erweitern,



um die ihr verhaßten begabten Staatsmänner zu stürzen und sich der Staatsleitung zu bemächtigen. Erleichtert wird dieses Intriguenspiel durch den Umstand, daß der Kaiser von Männern aus dem junkerlichen Milieu umgeben ist, welche die hochherzigen Ideen des Monarchen nicht verstehen, während die Staatsmänner, welche die Ideen des Monarchen verantwortlich auszuführen haben, nur eine oberflächliche persönliche Fühlung mit dem Monarchen besitzen und den dauernden Einfluß der Umgebung zu bekämpfen haben. Ein günstiger Boden für Reibungen und Mißverständnisse ist damit gegeben. Die Methode, wie die Intriganten den Confliktsstoff zu vermehren trachteten, läßt sich im einzelnen leicht verfolgen. Sie verfochten mit edler Entrüstung den Standpunkt, daß die öffentliche Zermalmung des Herrn v. Tausch die Staatsautorität schädige, um so gegen den Freiherrn v. Marschall Stimmung zu machen, der sich durch sein Wirken und durch seine Reden die höchste Achtung der Nation erworben hat. Nach dem Grundsatz, daß das Bessere der Feind des Guten ist, brachten sie die berechtigten Marineforderungen zu Fall, indem sie durch die Verfechtung extremer Marineforderungen im Lande ein unbestimmtes Grauen vor uferlosen Plänen erregten. Auf einer ähnlichen Linie bewegte sich ihre Taktik in Sachen der Vereinsnovelle".[1])

Der genannte Staatssekretär des Auswärtigen hat, ungeachtet der Verwicklung im Orient, alsbald einen dreimonatlichen Urlaub angetreten. Allerdings besorgt das „der Kaiser allein". Der Reichskanzler aber hat sich durch die Vorlage der Vereinsnovelle in eine Lage gebracht, mit der nicht einmal sein eigener Sohn sich zurechtfinden konnte, denn er stimmte als Abgeordneter gegen die Novelle. Wie es kam, daß Fürst Hohenlohe sich darauf einließ, ist nicht recht klar geworden. Er unterzeichnete auch die Vorlage nicht, wie es sich für ihn als preußischen Ministerpräsidenten gehört hätte. Er verlas nur eine matte Erklärung, und ließ dann die Sache laufen.

---

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 15. Mai ds. Js.

Die Ministerbänke blieben überhaupt leer bis auf den des Ministers des Innern, des Herrn von der Recke, des eigentlichen Schöpfers der Vorlage, der aber auch gleichsam siegesbewußt bei den weiteren Lesungen mit den Worten sparte.

Bekanntlich rührt die Frage von der Berathung des „Bürgerlichen Gesetzbuches" im vorigen Jahre her, wo die Mehrheit des Reichstags darauf verzichtete, die Aufhebung des Coalitionsverbots in dasselbe aufzunehmen, nachdem der Reichskanzler das Versprechen abgegeben hatte, für anderweitige Neuregelung der Vereinsgesetzgebung zu sorgen. Es sollen dann auch Verhandlungen mit der conservativen und liberalen Partei stattgefunden haben, zwei Entwürfe sollen an „entscheidender Stelle" angeboten worden seyn, die Ablehnung des Einen soll die Krisis und das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers zur Folge gehabt haben, bis endlich der andere Entwurf angenommen worden sei, aber nur mit der Unterschrift des Ministers des Innern, also als lex Recke, an das Abgeordnetenhaus habe gelangen können.[1]) Unmittelbar vorher erzählte die „Kölnische Zeitung" über den Hergang:

„Der Reichstag nahm in seiner Sitzung vom 17. Juni vorigen Jahres mit überwiegender Mehrheit den Gesetzentwurf des national-liberalen Abgeordneten Dr. Bassermann an, dessen einziger Artikel lautete: ‚Inländische Vereine jeder Art dürfen miteinander in Verbindung treten. Entgegenstehende landesgesetzliche Bestimmungen sind aufgehoben'. Herr v. Bennigsen hatte diesen Gesetzvorschlag warm befürwortet, und er hatte dabei die ganze national-liberale Fraktion geschlossen hinter sich. Auf Grund der unzweideutigen Zusagen des Reichskanzlers und des Ministers v. Bötticher verzichtete der Reichstag damals darauf, die Frage reichsrechtlich zu regeln; er überließ sie der raschen wirksamen Landesgesetzgebung. Für diese aber liegt sie ebenso klar wie zwingend. Der Fürst-

1) Berliner „Germania" vom 9. Mai d. Js.



Reichskanzler hat sein Versprechen der alsbaldigen Lösung gegeben, und es ist über jeden Zweifel erhaben, daß er alles einsetzen wird, dieses Versprechen einzulösen. Nun ist es ja begreiflich, daß die Freunde einer Verschärfung der Vereinsgesetzgebung mit dem Ziele, die Ausschreitungen der Socialdemokratie schärfer zu bekämpfen, alles aufbieten, im Sinne der Ausführungen des Freiherrn v. Stumm an die Regelung der Frage des Verkehrs der Vereine unter einander noch weitere Vereinsrecht-Verschärfungen anzuknüpfen. Für jeden aber, der die Verhältnisse im Abgeordnetenhause genauer prüft und unbefangen übersieht, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ein derartiges Vorgehen zu einer gerade in solchen Fragen politisch überaus bedenklichen Niederlage der Regierung führen würde".[1])

Bekanntlich gilt nicht erst seit gestern der großindustrielle Freiherr von Stumm, berühmt als der Todfeind der „socialen Pastoren" und Professoren, als einflußreicher Vertrauensmann des Kaisers. In witziger Weise hat in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 18. Mai der Abg. Stöcker ihn als den Mann bezeichnet, unter dessen Einfluß der Reichskanzler sich habe beugen müssen. Er sagte: „Das Gesetz ist eigentlich überraschend gekommen. Im Volke sagt man, es gibt Tendenzen, die nach oben scharf, nach unten stumm machen wollen. Diesen Tendenzen gibt der Entwurf Ausdruck. Es herrscht der Großcapitalismus, und zwar der eines einzigen gewaltigen Großcapitalisten". Der Baron hat sich nämlich durch sein Auftreten den Namen des „Scharfmachers" errungen, was ihn keineswegs um seine Hoffähigkeit brachte. Ein „freisinniges" Berliner Blatt erinnerte an seine Rede im Reichstag am 17. Juni v. Js., worin er den Antrag Bassermann bereits ganz im Sinne der Recke'schen Novelle zu vervollständigen empfahl. Das Blatt fügte bei:

„Aehnlich äußerte sich der Freiherr von Stumm am 27. Juni 1896, indem er erklärte, gegen das Bürgerliche

---

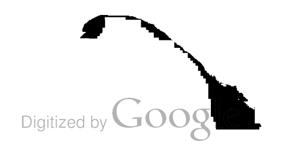
1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 20. April d. Js.

Gesetzbuch im Ganzen zu stimmen, wenn darin das Verbot der Verbindung zwischen den Vereinen aufgehoben würde. Inzwischen aber ist die Macht des Freiherrn v. Stumm nicht gesunken, sondern, wie man aus dem Zwischenspiel bei der Berathung über den Marineetat weiß, nur noch gestiegen. So hat sich das preußische Staatsministerium den Anschauungen des Herrn v. Stumm angeschlossen. Noch einmal suchte der Ministerpräsident die Einbringung des Entwurfs wenigstens zu vertagen. Da stellte Herr v. Stumm die Kabinetsfrage; er ließ verkünden, daß er kein Mandat mehr annehmen werde, weil er seine Zeit besser als im Reichstage verwenden könne. Wem gab er diese Aufklärung? Etwa seinen Arbeitern? Oder wollte er nach anderen Seiten kund und zu wissen thun, daß es so wie bisher im Reichstag nicht weiter gehe und eine feste Regierung von nöthen sei? Schon vor etlicher Zeit sollte Herr v. Stumm einen ‚großen Krach' in der Regierung vorausgesagt haben. Jetzt hat sich das Staatsministerium gefügt und die Novelle eingebracht. Der Freiherr v. Stumm hat also gesiegt. Er ist der Vater dieses neuesten Umsturzgesetzes, und er hat größern Einfluß in Staat und Reich, wiewohl er unverantwortlich ist, als der hier wie dort verantwortliche Reichskanzler und Ministerpräsident".[1])

Es verstand sich von selbst, daß im Reichstag die Novelle als eine Herausforderung angesehen wurde, und die Linke einen dem Beschluß vom 17. Juni d. Js. entsprechenden Antrag einbrachte, der denn auch mit übergroßer Mehrheit gegen die Conservativen angenommen wurde. So entstand ein förmlicher Kriegszustand zwischen den beiden nebeneinander arbeitenden Parlamenten. Mehrere Redner im Reichstag bezeichneten die Novelle als eine Arbeit des preußischen Partikularismus, als eine Kriegserklärung der preußischen Regierung gegen den Reichstag.[2]) Auch darauf wurde

1) Aus der „Vossischen Zeitung" im Berliner „Vorwärts" vom 18. Mai d. Js.

2) Wiener „Neue freie Presse" vom 20. Mai d. Js.



hingewiesen, daß bei einem solchen Gegensatze die social-demokratische Parteileitung vom außerpreußischen Deutschland aus mit einem heimlichen Netze Preußen umspannen würde. „Wäre es nicht ein Hohn auf die deutsche Einheit, wenn der in Preußen unmögliche socialdemokratische Parteitag etwa in Dessau oder in Hamburg vor den Thoren des preußischen Staates abgehalten würde." [1]) Als durch den imponirenden Beschluß des Reichstags das gleiche Recht für Alle ohne verdächtiges Handelsgeschäft gefordert wurde, empörte sich das preußisch-conservative Hauptorgan über diesen „Vereinsgesetz-Rummel", wie es die Vorgänge betitelte:

„Die Reichstagsverhandlungen vom 18. dieses Monats lassen sich mit keiner Wendung kennzeichnen, die ihren Eindruck auf unbefangen urtheilende Leute in ihrer ganzen niederschmetternden Trostlosigkeit wiederzugeben vermöchte. Weil die preußische Regierung ihrem Landtage eine Novelle zum Vereinsgesetz vorlegt, die in einem wichtigen Punkt wesentliche Erleichterungen bringt, im Uebrigen aber, um ein Gegengewicht gegen die Aufhebung des Coalitionsverbots zu haben, eine Anzahl von Bestimmungen enthält, die sich, wenn auch in etwas abweichendem Wortlaut, in der Vereinsgesetzgebung der größeren deutschen Bundesstaaten schon seit geraumer Zeit befinden: erhebt sich ein Lärm, daß die Fenster im ganzen Reiche klirren und zittern, und bald niemand mehr sein eigenes Wort versteht. Die deutsche ‚Volksfreiheit' wird für bedroht erklärt und ‚alle Mann' zu ihrer Rettung an Deck gerufen, dabei aber ein hohler Phrasenschwall entwickelt und mit einem Maß von Heuchelei und Unwahrhaftigkeit durchtränkt, wie wir bis jetzt nur bei dem ‚Schulgesetzsturm' von 1892 es erlebt". [2])

Die Erinnerung an die Schulgesetz-Vorlage war hier schlecht am Platze. Dieselbe war unterzeichnet von dem Reichskanzler Caprivi, durch diesen mannhaft vertreten, und

1) Aus der Berliner „Nationalzeitung" s. „Vorwärts" vom 27. Mai d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. Mai d. Js.

sämmtlichen preußischen Ministern, auch den Finanzminister Herrn Miquel nicht ausgeschlossen. Sie war der Annahme durch die Conservativen und das Centrum sicher. Aber die sämmtlichen Parteien derer von „Besitz und Bildung" veranstalteten ihren Sturm gegen ein solches Gesetz und auf kaiserlichen Befehl wurde die Vorlage zurückgezogen. Ist das jetzt, wo die große Mehrheit des Reichstags und auch die Nationalliberalen im Abgeordnetenhause gegen die neue Vereinsgesetz-Vorlage sich aufbäumen, gleichfalls zu erwarten? Umsomehr wäre es jetzt angezeigt, als die Novelle erst noch ihren Weg durch das Herrenhaus und schließlich sogar das Verfahren wegen Verfassungsänderung durchzumachen hätte. Allerdings hat aber der Führer der Conservativen im Herrenhause, von Manteuffel, für jeden Confliktsfall dessen Beistand zum vorhinein angeboten: „Die Regierung wird unzweifelhaft wissen, daß sie in kritischen Zeiten am Herrenhause die zuverlässigste Stütze hat; wir leben in ernsten, ja kritischen Zeiten, in denen die Regierung unserer Hilfe bedarf." [1])

Jedenfalls wird wohl nur ein sogenannter Torso an das Herrenhaus gelangen. Denn die zwei Artikel, welche die eigentlichen Fußangeln enthielten, und der polizeilichen Willkür den freiesten Spielraum gegen mißliebige Vereine und Versammlungen jeder Art dargeboten hätten, wurden gestrichen, und es blieben nur mehr die Bestimmungen über den Ausschluß Minderjähriger übrig. Besonders von „freiconservativer" Seite wurde der Versuch gemacht, die Vorlage in ein kleines preußisches Socialistengesetz umzuwandeln. Auch einen neuen „nationalen" Absatz wollte man auf dieser Seite beigefügt haben, der vor Allen den Polen gegolten hätte: „Vereine, welche die Losreißung eines Theils des Staatsgebiets vom Ganzen erstreben oder vorbereiten". Allein die Mehrheit blieb dabei, nicht ein dehnbares Gesetz schaffen

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 28. Mai d. Js.

zu wollen, das einseitige „Scharfmacher“ benutzen könnten, um sich unbequeme Reformbestrebungen vom Halse zu schaffen. Zum Beispiel Freiherr von Stumm gegen den Katheder-Socialisten Professor Wagner in Berlin.

Schon vor der zweiten Lesung der Vorlage haben sich Stimmen erhoben, daß es das Beste wäre, dieselbe gleich im Abgeordnetenhause von kurzer Hand zu beseitigen. „Unseres Erachtens,“ schrieb das national-liberale Hauptblatt, „sollte man sich auf eine langwierige Procedur mit dem Herrenhause, bei welcher die Rücksendung der im Sinne des ursprünglichen Entwurfes ‚verbesserten‘ Vorlage an das Abgeordnetenhaus zu erwarten wäre, nicht einlassen; was nach solcher Rücksendung geschehen müßte, nämlich die Verwerfung der ganzen Vorlage, kann ebenso gut und mit größerer Sicherheit jetzt sofort geschehen.“ [1]) Dann wäre die Regierung vor die Frage gestellt gewesen, was sie mit dem kurzen und bündigen Reichstags-Beschluß anzufangen gedenke. Die Entscheidung, ob der Torso nach dem Herrenhause hinübergehen oder mit beharrlicher Beihülfe der Nationalliberalen nicht doch noch reiner Tisch gemacht wird, kann jetzt nach der dritten Lesung wegen der Verfassungsänderung erst am 30. Juni erfolgen.

Je länger die Entscheidung durch das Herrenhaus sich hinausschieben würde, desto mehr würde die Stimmung für die Regierung sich verbösern. Man darf nicht vergessen, daß die Neuwahlen zum Reichstag herannahen. Ohne Zweifel hat auch diese Rücksichtnahme zum Festhalten der Nationalliberalen gegen das neue polizeiliche „Umsturzgesetz“ beigetragen. Eine Wirkung des Versuchs tritt jetzt schon zu Tage. Ueberall in den Einzelnländern, wo die Socialdemokratie, wie namentlich in Preußen, wegen des Classen-Wahlrechts ihre Theilnahme an den Landtagswahlen als

1) Aus der Berliner „National-Zeitung“ s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 26. Mai ds. Js.

kostspielige und nutzlose Bemühung angesehen hat, wird sie jetzt anderer Anschauung und denkt an Wahlbündnisse mit den Parteien von der Linken. „Die Regierung hat also ihre Aktion gegen den politischen Radikalismus damit eingeleitet, daß sie ihn geeinigt hat: eine völlige und kaum sehr probate Umkehrung des divide et impera.“ [1])

Inzwischen ist der Reichstag durch eigenen Entschluß desselben bis zum 22. Juni vertagt worden, vielleicht in Erwartung kommender Dinge. Was bis dahin und nachher geschehen wird, steht bei den üblich gewordenen jähen Wechseln in den höchsten Kreisen dahin. Leider hat sich auch der Reichstag zuletzt noch bedauerliche Blößen gegeben. Seine Beschlußunfähigkeit ist längst ein ständiger Uebelstand geworden, und er war jetzt wieder in den wichtigsten Momenten nur mit Mühe zusammenzutrommeln. Aber bei der Berathung der Handwerker-Vorlage, deren Erledigung mit anderen Aufgaben nun auch bis nach der Vertagung verschoben werden mußte, trat die häßliche Erscheinung der sogenannten „Obstruktion“ in Scene, als ob sie von dem unglückseligen Reichstag in Wien ansteckungsweise übernommen worden wäre. Wenn der deutsche Reichstag sich derart um sein Ansehen bringt, so thut er nur denen einen guten Dienst, die das Wort „Staatsstreich“ in der Berliner Luft herumwirbeln machen.

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 6. Juni d. Js.



LXXXIV.

Erzherzog Ludwig Salvators Werk über die Balearen.[1]

Die Verdienste, welche sich der Erzherzog Ludwig Salvator durch seine wissenschaftlichen Reisen und Seefahrten um Naturforschung und Volkskunde erworben, sind in der Gelehrtenwelt lange allgemein anerkannt. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ist der von glühender Liebe zur Wissenschaft erfüllte (1847 geborene) Prinz auf diesem Gebiete literarisch thätig, und die Zahl der stets mit reichen Illustrationen versehenen, gediegenen und gehaltvollen Werke, welche seinen gelehrten Reisen ihr Entstehen verdanken, ist ansehnlich. In Wurzbachs Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XLVI, 202—211 findet man die bis zum Jahre 1882 erschienenen, meist nicht für den Buchhandel bestimmten Schriften genau verzeichnet.[2])

Eines seiner frühesten und nach Form und Inhalt großartigsten Werke war der eingehenden Beschreibung der Balearen gewidmet, jener herrlichen, durch landschaftliche Schön-

---

1) Die Balearen. Geschildert in Wort und Bild von Erzherzog Ludwig Salvator. Würzburg und Leipzig, k. u. k. Hofbuchhandlung von Leo Wörl. 1897. 2 Bände. 488 u. 452 S., 600 Illustrationen.

2) Vgl. auch Histor.-polit. Blätter Bd. 91, 851—858 und Bd. 92, 306—307.

heiten wie durch geschichtlich interessante Bauwerke ausgezeichneten Inselgruppe an der Ostküste Spaniens, auf welcher der Erzherzog begütert und mit der Bevölkerung durch leutseligen Verkehr gleichsam verwachsen ist. Gerade dieses Verhältniß befähigte ihn, alles nach eigenen Anschauungen, Studien und amtlichen Erhebungen aufzuzeichnen und eine wahrhaft erschöpfende Monographie zu liefern, die den Verfasser als ebenso gewissenhaften wie gewandten und scharf auffassenden Schilderer mit Stift und Feder zeigt. Das dreibändige, 1871 vollendete kostbare Prachtwerk, von dem C. v. Wurzbach äußerte, daß kein Land der Erde ein ähnliches in gleicher Ausstattung aufzuweisen habe, war aber nur in einer kleinen Zahl Exemplare gedruckt und nicht in den eigentlichen Buchhandel gekommen. Kein Wunder, daß schon bald der Wunsch sich kundgab, es möchte von dieser einzigartigen Darstellung einer bisher nur oberflächlich bekannten Inselgruppe eine neue, billigere Ausgabe veranstaltet werden, welche das mit so musterhafter Sorgfalt zusammengetragene Material wissenschaftlicher, beschreibender und illustrativer Art auch weiteren Kreisen zugänglich machte.

Dieser Wunsch ist nun erfüllt in der vorliegenden, auf zwei Bände zusammengedrängten Ausgabe der Monographie, in welcher, unter Ausscheidung allerhand statistischen Stoffs und verschiedener Daten mehr lokaler Art, die wichtigsten Angaben, die auf allgemeines Interesse Anspruch machen können, mit dem größten Theil der Illustrationen Aufnahme fanden. Wie der Erzherzog im Vorwort sagt, verfolgt diese Ausgabe nicht zum wenigsten den Zweck, dem Lande, in dem er „so angenehme Stunden der Erholung“ verlebte, den Ausdruck seiner Dankbarkeit zu übermitteln. „Denen, welche die Inseln nicht kennen, werden diese Blätter eine Vorstellung ihrer landschaftlichen Reize geben, jenen, die sie durchwandert und die klare, durchsichtige Luft ihrer Berge genossen haben, mögen sie willkommene Erinnerungsblätter sein, wenn sie auch im Vergleich zur leuchtenden Wirklichkeit nur wie ein bloßer Schatten erscheinen.“

Nahezu tausend Seiten Text und 600 vorzüglich ausgeführte Bilder vermitteln uns in anschaulichster Weise die



Kenntniß von Land und Leuten dieser Perlen des mittelländischen Meeres, zu denen, neben Mallorca und Menorca, auch die Inseln Ibiza und Formentera mit mehreren kleinen Klippeneilanden gehören. Jede der vier genannten Inseln wird einzeln behandelt, wobei naturgemäß der Löwenantheil den beiden größeren zufällt. Der geognostische Aufbau, Flora und Fauna erfahren eine geordnete exakte Beschreibung; Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischfang, Handel und Industrie, das häusliche und öffentliche Leben ꝛc. werden nach allen Seiten verständnißvoll geschildert und in mannigfach anziehenden Bildern veranschaulicht. Denn überall ist engste Verbindung von Bild und Wort.

Im Allgemeinen beherbergen die Balearen (mit der Hauptstadt Palma auf Mallorca, wo der Sitz der Verwaltung ist unter einem Capitan general) ein stilles ruhiges Volk, das mit den Spaniern des Festlandes kaum mehr als die angeborene Gefälligkeit und Gastfreundschaft gemein hat. Der Volkscharakter der Mallorquiner wird als ein sympathischer geschildert: heiter, offenherzig und mittheilsam, dankbar für Wohlthaten, mitleidig und hilfbereit gegen Arme. „Es ist der Mensch in seiner natürlichen Unverdorbenheit und frei von aller Künstelei, den wir in Mallorca vor uns sehen" (I, 129). Charakteristisch ist für sie die außerordentliche Gastfreundschaft. Jeder Fremde ist willkommen, und wenn er wollte, könnte er die ganze Insel durchwandern, ohne nöthig zu haben, in einem Gasthause einzukehren. Dies gilt übrigens für die Bewohner aller Balearen. Von dem Völkchen der Insel Ibiza heißt es: „Man wird sich nie an ihrer Thüre zeigen, zu welcher Stunde es auch sei, ohne mit der größten Herzlichkeit empfangen zu werden; die guten Leute geben einem Alles, was sie haben, und bieten es mit wahrer Herzensgüte an" (I, 13). Die Bewohner von Menorca (Hauptstadt Mahon mit 18000 Einwohnern)[1]) sind ein gewecktes, intelligentes Volk mit sehr guten

1) Der Hafen von Mahon ist, nach der Versicherung des weitgereisten Autors, einer der schönsten des ganzen Mittelmeeres. (II. 388.)



Anlagen; namentlich zeigen sie eine große Anlage für Musik. Dabei genießen sie auch in besonderem Grade den Ruf großer Sittlichkeit; „die Moralität der Menorquiner ist in ganz Spanien sprichwörtlich geworden und überall, wohin sie auch gewandert sein mögen, sind sie ihrer sie auszeichnenden Eigenschaft treu geblieben“ (II, 289—90).

Allgemeines Interesse beanspruchen die Kapitel über die Entwicklung des geistigen Lebens, über Sprache und Literatur, das Unterrichts- und Bildungswesen. In der Bildung stehen Mallorca und Menorca der kleinen Nachbarinsel Ibiza voran. Mallorca hat eine literarische Vergangenheit und kann sich bedeutender Schriftsteller rühmen, deren Namen über den Bereich der Inseln hinausdrang: unter ihnen allbekannt Raimund Lull im Mittelalter († 1315), aus dem 15. Jahrhundert eine Anzahl namhafter Dichter; als ein ausgezeichneter Poet des 16. Jahrhunderts gilt Francesco Aulesa. Auch in unserem Jahrhundert haben verschiedene dichterische Köpfe Ruf und Ansehen erlangt, aus denen Thomas Forteza, Don José Maria Quadrado, Pedro de Alcantara Pena hervorragen. Von diesen und anderen werden poetische Proben im Original und in Uebersetzung mitgetheilt (I, 133—146), ebenso von den Volksliedern, wovon das Landvolk einen großen Schatz besitzt (200—204). Besonders auf der Insel Menorca haben die Volksdichter die Sprache ihrer Väter gepflegt, während die eigentliche Literatur nicht die starke Seite der Menorquiner ist. Manche unter ihnen improvisiren mit staunenswerther Leichtigkeit und sind im Stande, einen Wettkampf in Versen stundenlang zu führen (Proben solcher Volksdichtungen findet man II, 291—96). Den Mallorquinern wie den Menorquinern eigen ist eine ungemeine Vorliebe für Sprichwörter, unter denen manche recht witzige sich finden. Diese Vorliebe haben sie übrigens mit der spanischen Nation überhaupt gemein; welch köstliche Blumenlese hat nur allein Fernan Caballero, die berühmte spanische Romanschriftstellerin, darüber gesammelt und in allen Formen von Sinnsprüchen, heiteren Gleichnissen, schwankhaften Einfällen durch ihre anmuthigen Erzählungen verstreut!

Interessant ist ferner, was der Erzherzog über das



religiöse Leben der Inselbewohner, den natürlichen angeborenen religiösen Sinn, die Gewissenhaftigkeit des Kirchenbesuchs und der häuslichen Andacht, sowie über religiöse Festlichkeiten und Bräuche mittheilt. Ueberhaupt ist der Volkssitte, den Volksspielen, den Lebensgewohnheiten, den Trachten, der ganzen Eigenart der schlichten Menschen, wie dem originellen Charakter der Landschaften in Wort und Bild ein besonderes Augenmerk geschenkt. Aus allem erkennt man, daß der Verfasser unmittelbar aus eigenem Augenschein berichtet, aus langer und unbefangener Beobachtung schildert und überall mit sympathischem Verständniß urtheilt.

Die Darstellung ist klar und einfach, ungekünstelt sachlich, oft von nüchterner Schlichtheit. Nur mitunter macht die Schönheit der Natur bei landschaftlichen Beschreibungen den Schilderer wärmer und belebter, ja ganz beredtsam. Denn das Land ist reich an herrlichen und überraschenden Scenerien wie an sehenswürdigen Baudenkmälern. Namentlich Mallorca birgt in der nordwestlichen Gebirgskette Gegenden von so unvergleichlicher Großartigkeit, daß der Verfasser behaupten kann: „die Perlen der Umgebung Neapels, die Gefilde von Sorrent und Amalfi, sind nicht herrlicher, als diese Gebirgslandschaften." Von einer der fünf größeren Ortschaften an den Abhängen dieser Sierra, Soller (mit 4932 Einwohnern), sagt er, sie sei eine der schönsten der Welt, denn alles finde sich hier in erwünschter Vereinigung: „landschaftliche Schönheit der Umgebung, Fruchtbarkeit des Bodens, großer Wasserreichthum, balsamische Luft mit dem sonnigen Himmel, und mildes gesundes Klima. Die peinlichste Reinlichkeit in der Ortschaft und die zuvorkommendste Freundlichkeit ihrer Bewohner vereinigt sich mit den Annehmlichkeiten, welche das nahegelegene Meer und der Hafen der Nordküste gewähren. Ja es ist einer jener Orte, die man liebgewinnen muß und die Wanderlust gerne aufgibt, um daselbst in ungestörter Ruhe verweilen zu können" (II, 50).

Nicht allzuweit von Soller, bei der Ortschaft Bañalbufar, erhebt sich eine andere Küstenhöhe, welche auf den erzherzoglichen Wanderer einen wo möglich noch mächtigeren

Zauber übte: Torre del Verger. „Die auf einem Felsenvorsprung liegende Torre del Verger ist ein runder Thurm von vier Varas Höhe und gehört zu den ältesten Atalayas (d. i. Thurm der Küstenbefestigung). Diese Stelle ist geradezu paradiesisch zu nennen, ja ich möchte sagen, die schönste der Insel. Man kann hier einerseits die Küste bis zu den Zacken der Dragonera, andererseits bis zum Cap Gros von Soller überblicken. Jedesmal, wenn ich zu diesem großartigen Landschaftsbilde kam, wurde ich von dessen Schönheit so gefangen genommen, als hätte ich dasselbe noch nie gesehen. Schließlich machte ich den Felsen zu meinem Eigenthum“ (II, 21).

Mit dieser Probe sei der Bericht geschlossen und das prächtige, gehaltreiche, umfassende Werk der Aufmerksamkeit weitester Kreise empfohlen, für die der erlauchte Autor diese Neuausgabe bestimmt hat.

LXXXV.

Historische Miscellen.

Schwäbische Grafengeschlechter im 13. Jahrhundert.

Albert Böheim hat in seinem zweiten Registerbuche kurze Aufzeichnungen über die Grafengeschlechter Schwabens um die Mitte des 13. Jahrhunderts uns erhalten. Jedes Geschlecht hat eine ganz kurze Charakteristik, welche um so bemerkenswerther ist, als drei dieser Schwabengeschlechter (Zollern, Württemberg und Baden) zu den regierenden Herrscherhäusern zählen.

An der Spitze der aufgezählten Grafengeschlechter steht das noch blühende, mediatisirte Haus von Oettingen. Es heißt von dem damaligen Vertreter dieses Hauses, Grafen Ludwig

von Oettingen, daß er durch seinen Biedersinn, Edelmuth und Tugendglanz alle Adelsgeschlechter Schwabens überstrahle.[1]) Von dem Geschlechte der Grafen von Württemberg wird bemerkt, daß es durch militärische Macht und durch mächtige Familienverbindungen hervorrage. Es fiel ihm in Folge dessen nach dem Erlöschen der Hohenstaufen die regierende Rolle im Schwabenlande zu. Die Pfalzgrafen von Tübingen ragten gleichfalls durch mächtigen Besitz hervor. Dieses Geschlecht ist erloschen. Den Ebersteinern (ab antiquis Calwaria appellata) oder Grafen von Calw, gleichfalls erloschen, wurde Großmuth nachgerühmt.[2]) Die Grafen von Kyburg waren ob ihres Reichthums (auro et argento) berühmt. Die Grafen von Neiffen wurden wegen ihrer Gewaltthätigkeit (rapiunt aliena) bescholten, während die Markgrafen von Burgau als händelsüchtig getadelt wurden. Beide Geschlechter sind längst ausgestorben. Den Grafen von Urach ward ihre Vorliebe für Jagd angemerkt. Den Grafen von Montfort wurde bezeugt, daß sie die Alpenübergänge aus Deutschland nach Savoyen beherrschten.

Von Interesse ist, daß den Markgrafen von Baden[3]) das Verständniß nachgerühmt wurde, auf dem Wege der Darlehensverträge und Verpfändungen ihren kleinen Besitz zu vermehren. Die Zollern und (ihre Seitenlinie) Hohenberg werden gerühmt wegen ihrer Kriegsbereitschaft und wegen ihrer Stärke im Besitze von festen Plätzen. Diese Eigenschaft hat das Zollern'sche Haus in verschiedenen Vertretern weiter gepflegt und hat es auf diesem Wege allmählig zu einer beherrschenden Stellung nicht blos in Deutschland, sondern als Weltmacht gebracht. Die Charakteristik in Alberts Registerbuch

1) probitate, nobilitate et honestate virtutum fulget prae omnibus Suevis.

2) omnes Suevos generositate praecessit.

3) domus de Baden, vasallis et ministerialibus egens, sibi titulos pignorum vindicavit.

ist bei aller ihrer Kürze von weltgeschichtlicher Bedeutung: domus nobilium de Zolre et de Hohenberch in castris et munitionibus contra imperium et ejus insultus habent resistere, quantum placet. Die Zollern standen im 13. Jahrhundert, wie Albert Böheim selbst, auf Seite des Papstthums und erstarkten im Kampfe gegen das Kaiserthum. Auch diese Gegnerschaft gegen das Kaiserthum blieb bei den Zollern charakteristisch, bis sie selbst die Stufe zum Kaiserthrone erklommen hatten.

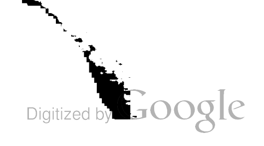
Ungefähr aus derselben Zeit, aus welcher diese Eintragung stammt, besitzen wir ein Privilegium des Papstes Innocenz IV. vom 18. März 1253, datirt aus Perugia, an die Gräfin Adelheid von Oettingen, wohl die Wittwe des obigen Grafen Ludwig. Durch dieses Privilegium erlangte die Gräfin die Befugniß, bei einem allgemeinen Interdikte in ihrer Kirche die Sakramente empfangen zu dürfen. Auch durfte das Meßopfer dargebracht und stiller Gottesdienst gehalten werden.[1])

München. Dr. R.

1) Berger: les registres du pape Innocent IV., Nr. 6452 in der Ausgabe des écoles de Rome et d'Athènes.

Berichtigung.

Grandidier's Geburtstag ist, wie Louis Spach in seinem Eloge richtig angibt, der 29. November 1752, vgl. die eben von Herrn Ingold im I. Band der Oeuvres inédites de Grandidier, nouvelle série (Colmar 1897) veröffentlichte Autobiographie (S. 23). Meine Datirung (9. November) im vorigen Heft S. 810 beruht auf einer falschen Angabe in „Correspondants de Grandidier“ IV. p. 4. J. S.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 939



